VERMISCHTE SCHRIFTEN

Theodor von Bernhardi







Vermischte Schriften

von

Theodor von Bernhardi.

Zweiter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1879.

Vermischte Schriften

von

Theodor von Bernhardi.

Zweiter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1879.

Digitized by Google

D354
B47
v. 2

Inhalt.

659

Digitized by Google

Digitized by Google

Der französische Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion. (1856.)

Die besondere Veranlassung, auf welche dieser Aufsatz geschrieben wurde, und seine unmittelbarste Bestimmung, läßt wohl der Schluß errathen. —

Das Haus Orleans hatte zu der Zeit, wenige Jahre nach seiner Vertreibung, die von allen Verständigen in Frankreich ernstlich bedauert wurde als ein begangener Fehler, vielfach Aussichten dort zu Lande, und man durfte auch für Frankreich und selbst für die allgemeinen europäischen Verhältnisse etwas hoffen von dieser Dynastie.

Seitdem hat sich die Weltlage sehr wesentlich geändert! Auch das Verhältniß, in dem das Haus Orleans zu Frankreich steht und zu der europäischen Welt, ist ein wesentlich anderes geworden. Vielerlei hat hier zusammen gewirkt. Auch der frühe Tod der Herzogin von Orleans war ein Unglück fur dieses Haus!

Da die Aufgabe dieser Blätter nicht sein sollte oder konnte, die französische Revolution in ihrer Gesammtheit zu schildern oder zu charakterisiren, da es hier ausschließlich darauf ankam, Ein Element ihrer Geschichte in das Auge zu fassen und Irrthümer und Täuschungen zu bekämpfen, die, in Beziehung auf dieses eine Element, theils in gutem Glauben, theils mit Absicht und Berechnung vielfach verbreitet waren, ließ sich der Schein einer gewissen Einseitigkeit kaum vermeiden. Doch wer im Ganzen übersieht, was ich geschrieben, insbesondere beachtet, was ich anderswo über die französische Revolution geäußert habe, wird mich wohl solcher Einseitigkeit nicht zeihen. Die in diesen Blättern erzählten Thatsachen aber sind nun einmal geschichtlich, und sie sprechen so entschieden für sich selbst, daß es keine Möglichkeit giebt, sie willkürlich zu deuten. —

Digitized by Google

Es giebt gewisse Behauptungen, die immer wiederkehren in der Geschichte, gewisse Vorstellungen, die sich gar nicht wollen beseitigen lassen, die immer wieder geltend gemacht werden sollen, mögen sie auch noch so oft und noch so schlagend widerlegt sein. Natürlich sind dies, wenn nicht ausschließlich doch weit überwiegend, Behauptungen, Darstellungen geschichtlicher Verhältnisse, die politischen Parteien dienen sollen ihre Forderungen an Gegenwart und Zukunft zu begründen. Denn geschichtliche Irrthümer, die den menschlichen Leidenschaften, der Selbstsucht der Parteien nicht dienen können und kein gegenwärtiges Interesse zu fördern versprechen, sind leichter zu bewältigen. Absonderliche Systeme, wie sie der gelehrte Scharfsinn, wohl im Gefallen an sich selbst und mit sich selbst spielend ersinnt — Darstellungen, die auch mitunter der Wunsch eingiebt mit etwas Besonderem, Unerhörtem überraschend hervor zu treten und Aufsehen zu erregen in der gelehrten, wo möglich selbst in der gebildeten Welt —: dergleichen hat keine lange Lebensdauer, und wenn es auch eine Zeit lang sehr allgemein Mode geworden sein sollte.

Die Mittel, vermöge welcher jene zäheren Irrthümer am Leben erhalten werden, sind nach der Natur der Fälle verschieden. Eins der beliebtesten ist, auf eine eigentliche Diskussion gar nicht einzugehen, und anstatt die Welt auf dem mühevollen und immerhin bedenklichen Wege ernster Beweisführung zu bekehren, lieber den entscheidenden Punkt stillschweigend als erwiesen, ja die eigene Ansicht in Beziehung auf diesen Punkt als allgemein in ihrer Richtigkeit anerkannt, als gar nicht angefochten vorauszusetzen, und sich lediglich mit dem Aufbau der Folgerungen und Forderungen zu beschäftigen. Es versteht sich, daß man sich denn auch durch Einwürfe und Widerlegungen nicht in die eigentliche Erörterung hineinziehen läßt. Das hieße ja den Vortheil der eigenen Stellung aufgeben. Im Gegentheil; je gewichtiger die Einwürfe sind, je schlagender die Widerlegungen, desto unbedingter übergeht man sie mit Stillschweigen. Man kömmt, ohne sich im Mindesten stören zu lassen, immer wieder mit der alten Behauptung, und baut weiter auf der alten Grundlage, als habe sich niemand beikommen lassen, daran zu rütteln. Die Sache versteht sich nach wie vor von selbst.

Ganz in dieser Weise haben wir schon unendlich viel und immer wieder von Neuem von der edlen Hingebung hören müssen, mit welcher

Digitized by Google

der französische Adel während der Revolution Königthum und Legitimität vertheidigt hat; davon, wie er in dem Kampf für die Krone, Blut und Leben und Vermögen großmüthig und willig zum Opfer gebracht hat in ritterlicher Treue — als deren Muster er nun für alle Zeiten in seinem ruhmreichen Unglück dastehen soll.

So läßt sich auch in neuester Zeit, da doch die Acten ziemlich vollständig vorliegen und jeder Unbefangene sich über den wahren Sachverhalt belehren kann, der Feldmarschall Müffling wieder in seinen Denkwürdigkeiten vernehmen.

„Nachdem Ludwig XVIII. wieder in einen scheinbar ruhigeren Besitz des Thrones seiner Vorfahren gelangt war," sagt der Feldmarschall, „traten die Emigranten, die Gefährten seines Unglücks, mit dem bescheidenen Wunsch vor, daß für sie, denen die Güter confiscirt und die dadurch heimathlos geworden waren, jedoch für alle ihre Verluste keine Entschädigung erhalten hatten, jetzt, nachdem das monarchische Princip und die Legitimität siegreich aus dem Kampf gegangen war, — doch auch etwas geschehen möge."

„Gegen diesen Antrag ließ sich nichts einwenden."

„Zur Zeit, als sie ihr Vaterland verließen, wurde es für eine moralische Pflicht, für eine ehrenwerthe Gesinnung gehalten, ihrem König treu zu bleiben und seinem (?!) Ruf in's Ausland zu folgen. Sie hatten in Folge ihres Schrittes ihre Güter verloren, und mehr als 20 Jahre lang eine sorgenvolle Existenz im Auslande verbringen müssen; — sie waren darüber alt geworden, aber beharrlich geblieben, so wollten sie denn auch die Früchte der schweren Entbehrungen ernten."

Auf der folgenden Seite heißt es dann weiter: „Die Käufer der Emigrantengüter hatten sie ohne Ausnahme wohlfeil, zum Theil um einen Spottpreis erworben." „Ein solches, wegen der Treue gegen seinen Landesherrn confiscirtes Gut, war nicht jedermanns Kauf." — Napoleon selbst habe es nie dahin bringen können, daß der Besitz dieser Güter ganz gesichert geachtet worden sei, weshalb man sie auch bei weiteren Besitzveränderungen nie zu dem vollen Werth habe anbringen können. Nun vollends, seit der Restauration, habe sich sehr unumwunden ausgesprochen, daß solcher Besitz nicht als feststehend betrachtet werde.

Der hinkende Bote, der sich hier schon meldet, kömmt denn auch

Digitized by Google

wirklich bald nach und berichtet, die damaligen Besitzer der confiscirten und verkauften Güter hätten das Mögliche gethan, sich mit den Emigranten zu verständigen und Alles in das Gleiche zu bringen. Sie erboten sich zu Nachzahlungen an die ehemaligen Besitzer unter der Bedingung, daß diese nun nachträglich ihre gerichtliche Einwilligung zu dem Verkauf gäben. Verständige Emigranten, natürlich in sehr geringer Anzahl, gingen darauf ein — und so schien der Weg gebahnt. Aber von allen Seiten erhoben sich die Leidenschaften gegen solche Abfindungen. Die Republikaner wollten nichts von ihnen wissen — die Napoleonisten eben so wenig — „die Emigranten endlich waren durch diese Aussicht nicht befriedigt, sie hofften von dem bedrängten König noch mehr zu ihren Gunsten zu erlangen, es wurde mit allgemeiner Zustimmung eine Emigrantenentschädigung beschlossen —." Offenbar wird dadurch die Bescheidenheit der Emigranten etwas problematisch; ihre Bereitwilligkeit, der Krone Opfer zu bringen, nicht minder, wenn wir sie, ohne Rücksicht auf die bedrängte Lage des Königs und die möglichen Folgen, ihre Sonderinteressen so nachdrücklich verfolgen sehen.

Nebenher überrascht uns der Feldmarschall Müffling durch einen geradezu revolutionären Ausspruch. Es freut ihn, daß selbst in England, wie er seltsamer Weise meint, die während „der blutigen Revolution" eingezogenen und unter der Bürgschaft des Staates verkauften Güter noch heute nicht denselben Werth haben, wie die aus ungestörtem Familienbesitz von Hand zu Hand gehenden. „Wir wollen uns freuen, daß es so ist," sagt er, „denn es zeugt von einer tief in der menschlichen Brust verborgenen Geisterstimme, die dem ausgesprochenen Recht das moralische Recht entgegenstellt."

Seltsam! die Partei, welcher der Feldmarschall angehörte und welche sich, vielleicht nicht ganz mit Recht, ausschließlich die conservative nennt, beruft sich immerdar auf das geschichtliche, ausgesprochene Recht; auf das was der Form nach Recht ist —: die Revolution auf das moralische Recht; auf das was dem Inhalt nach Recht wäre. Dem Ursprung eines dem Buchstaben des Gesetzes nach bestehenden Rechtes, der Moralität dieses Ursprungs nachforschen und seine Gültigkeit von der Moralität seines Ursprungs wie von seinem Inhalt abhängig machen —: das ist revolutionär. Wie kommt nun der streng conservative Feldmarschall dazu, hier so ganz und gar aus

Digitized by Google

der Rolle zu fallen und die Argumente der Gegenpartei für sich in Anspruch zu nehmen?!

Doch wir verweilen dabei nicht. Ebenso übergehen wir einige gewagte Behauptungen des Feldmarschalls in Beziehung auf die französischen Zustände zur Zeit der Restauration mit Stillschweigen, denn wir haben es hier eben nur mit jener so zuversichtlich hingestellten Voraussetzung zu thun.

Der französische Adel hat sich rücksichtslos für das Königthum aufgeopfert! — Wer auch von dem Hergang der französischen Revolution nicht näher unterrichtet wäre, müßte doch wohl, wenn er nur sonst in menschlichen Dingen nicht unerfahren ist, zweifelnd an sich selbst die Frage richten, ob dergleichen auch wohl wahrscheinlich sei?

Denn solche aufopfernde, edle Treue, die jede Spur von Selbstsucht unbedingt aufhebt, ist leider! überhaupt ein wenig selten in dieser nüchternen Alltagswelt. Einzelne Individuen erheben sich wohl zu ihr — oder wir sehen auch, daß eine mächtige Begeisterung eine ganze Bevölkerung ergreift, wo sich die Liebe zu einem angestammten Herrscherhaus, durch ruhmreiche Erinnerungen genährt, mit dem Gefühl für Unabhängigkeit, Ehre und Würde des Vaterlandes verbindet —: als besondere Eigenthümlichkeit eines Standes kömmt sie kaum jemals vor. So viel die Weltgeschichte von Volkstreue zu erzählen hat, so wenig weiß sie von einer besonderen Standestreue zu berichten.

Auch finden wir das sehr natürlich. Jeder geschlossene Stand lebt vorzugsweise sich selbst, denn eben nur um dies zu können, um die von den allgemeinen ausgeschiedenen Standesinteressen zu wahren, schließt er sich als Körperschaft ab. Die Absonderung kann gar keinen anderen Zweck haben, und sein gesammtes geistiges und Gemüthsleben geht um so leichter in einer reinen Standesgesinnung auf, da die Standesinteressen vorzugsweise als das den Mitgliedern Gemeinsame, als das zu Wahrende, sehr scharf und bestimmt hervortreten, dagegen eine Körperschaft als solche, als moralische Person, für freiere, uneigennützige Regungen, der Natur der Dinge nach weniger zugänglich ist, als der Einzelne. Ja, diese ausschließende Standesgesinnung wird innerhalb der Körperschaft so entschieden, wir möchten sagen als eine Naturnothwendigkeit betrachtet, daß freisinnige Selbst-

Digitized by Google

ständigkeit des einzelnen Genossen immer als treulose Abtrünnigkeit mit dem leidenschaftlichsten Haß verfolgt wird.

Gehen wir nun die Geschichte des mittelalterlichen Adels durch, so sehen wir in ihm, seit er sich zum Stande ausgebildet hatte, wohl oft einen strebenden Sinn sich regen, der mit dem Königthum um die Herrschaft ringt —: aufopfernde, selbstvergessende Hingebung wüßten wir nicht in gleicher Allgemeinheit als unterscheidende Eigenthümlichkeit des Standes nachzuweisen.

Es ist dieser germanische Adel, wie wir hier wieder in Erinnerung bringen müssen, aus den Gefolgen der Fürsten hervorgegangen. Wie die Fürsten selbst in eroberten Landstrichen geworden waren, was sie in der Heimath nicht sein konnten, nämlich Landesherren, wie es ihnen gelungen war, eine Herrschaft zu gründen, mußte auch ihr persönlicher Anhang, die Kriegerschaar, die sich verpflichtet hatte ihren persönlichen Zwecken zu dienen, eine gesteigerte Wichtigkeit im Staat erhalten. Dies Gefolge wurde das Werkzeug, vermöge dessen der Landesherr herrschte; ein neuer Adel, der im Gegensatz zu dem Adel deutscher Urzeit, seinem Ursprung und Wesen nach nicht ein National- und Stammadel, sondern ein Hof- und Dienstadel war, nicht die Stammhäupter des Volks, die unmittelbarsten Nachkommen der gemeinschaftlichen Stammgötter und Nationalheroen, sondern die Dienstleute des Herrschers umfaßte.

Umständlich auf die Geschichte der fortschreitenden Entwickelung dieses Adels einzugehen, würde hier zu weit führen. Im Allgemeinen ist bekannt, daß die Verpflichtung des Dienstmannes gegen den Dienstherrn ursprünglich eine rein persönliche war, und insofern der Dienstmann dem Stande der frei geborenen angehörte, eine freiwillig übernommene, bei der kein bestimmter Lohn ausbedungen wurde. Bei der Nothwendigkeit, die Dienstleute durch Lohn bleibend zu fesseln, bei der Unmöglichkeit, diesen in anderer Form zu gewähren, wurden ihnen unter dem Namen Wohlthaten, beneficium, Landgüter als Belohnung, Unterstützung (solatium, wie oft ausdrücklich gesagt wird in den Urkunden) verliehen. Jeder der mächtigen Dienstleute der Krone versammelte dann um sich eine ihm besonders verpflichtete Dienstmannschaft, aus deren Gesammtheit der sogenannte kleine Adel, die Ritterschaft, hervorging, und in beiden Kreisen, dem höheren wie den niederen, verwandelte sich die Dienstmannschaft, als jene Ver-

Digitized by Google

leihungen erblich geworden waren, in eine Lehenmannschaft. Es erfolgte dies dadurch, daß sich zunächst neben der Dienstmannschaft eine Lehenmannschaft bildete, aus Freien, die ohne in ein eigentliches, das ganze Leben umfassendes Dienstverhältniß einzutreten, gegen Güter, die ihnen verliehen wurden, ein bestimmtes Maß von Kriegsdiensten übernahmen. Dann wurden auch die Dienste, welche die Mitglieder der Dienstgenossenschaft zu leisten hatten, auf ein bestimmtes Maß zurückgeführt, man gewöhnte sich, sie ebenfalls von dem Besitz der Lehengüter abhängig, auf den Gütern haftend zu achten, welche die Dienstleute inne hatten; Dienstmannschaft und Lehenmannschaft verschmolzen zu einem Ganzen, und das ursprünglich persönliche Verhältniß war ein dingliches geworden.

In Frankreich insbesondere, wo zur Zeit der ersten Capetinger der kleine Adel nur in dem sehr kleinen unmittelbar der Krone unterworfenen Gebiet, das der neuen Dynastie schon vor ihrer Erhebung auf den Thron gehörte, unmittelbar dem König unterthan und verpflichtet war, gelang es nach und nach die großen, fürstlichen Lehen wieder mit der Krone zu vereinigen, und dadurch wurde der kleine Adel im ganzen Umfang des Reichs unmittelbare Lehensmannschaft des höchsten Landesherrn.

Ueberall zeigte in Europa dieser Adel germanisch-kriegerischen Ursprungs einen mächtigen, eigentlich jedes andere Verhältniß ausschließenden Standesgeist. Er strebte auf der einen Seite, sich streng als ein geschlossener Stand gegen die Gemeinfreien abzuschließen. Namentlich that dies auch der kleine, ritterbürtige Adel, und er erreichte dies Ziel stufenweise, indem er es zunächst dahin brachte, daß nur der Sohn eines Ritters fähig geachtet wurde, den Ritterschlag zu empfangen und ein Ritterlehen inne zu haben; und zuletzt, im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts, dahin, daß die Ritterbürtigkeit an sich, vermöge eines königlichen Diploms verliehen, eine Standeserhöhung wurde, folglich die Gesammtheit der Ritterbürtigen, unabhängig von der persönlichen Ritterwürde, als ein besonderer, höherer Stand anerkannt war.

Ebenso entschieden und energisch ging überall sein Streben dahin, sich aus dem Stand, den der Landesherr als Werkzeug brauchte, und vermöge dessen er herrschte, in den herrschenden Stand umzuwandeln, den König oder Fürsten aber zu dem Werkzeug zu machen, vermöge

Digitized by Google

dessen der Stand herrschte. Theils gelang es den adeligen Herren, sich der landesherrlichen Macht in einzelnen Landestheilen zu bemächtigen, indem sie mit einem öffentlichen Amt betraut, ihren Amtssprengel in eine Besitzung zu verwandeln wußten, und die Verpflichtungen ihres Amts in Hoheitsrechte, die ihnen als Eigenthum im eigenen Interesse zustünden —: theils suchten sie, wo ihnen die Umstände günstig waren, die Berathungen, die der Fürst mit seinen vertrauten Dienern pflegte, in der Weise auszubilden, daß sich hier, und zwar in diesem eng geschlossenen Kreise allein, der Gesammtwille aussprechen sollte, den der Fürst dann zu vollziehen habe.

Dies Streben leitete vielfach die Fürsten in eine Bahn, die wenigstens theilweise aus der Lehnsverfassung hinausführte; es nöthigte sie in der mehr oder weniger unterdrückten Gesammtbevölkerung, die außerhalb des Vasallenverbandes stand, zumal in den Städten, eine Stütze zu suchen, bis sie später in Söldnerheeren die Mittel fanden, das eigene Ansehen etwas fester zu begründen. —

Auch nachdem dies schon in großem Maß geschehen war, als schon die Lebensverhältnisse der neueren Zeit sich immer entschiedener einstellten, blieb das Standesstreben des Adels, namentlich in Frankreich, das uns hier vorzugsweise beschäftigen muß, immer dasselbe, wenn ihm auch die alte Energie fehlte. Unter einer kräftigen Regierung beschied er sich nun freilich höfisch zu dienen, aber natürlich unter der stillschweigenden Bedingung, daß ihm allein dafür auch alle Ehrenstellen, alle Einkünfte zufallen mußten, die Kirche oder Staat zu vergeben hatten; daß ihm vergönnt sei, sein durch Verschwendung immer von Neuem zerrüttetes Vermögen, von Zeit zu Zeit auf Kosten des Staates, durch königliche Gnade wieder herzustellen. Zeigte sich dagegen die Regierung schwach und schwankend, so erwachte leicht, selbst bei diesem entnervten Geschlecht, das Verlangen, wieder in anderem Sinn als herrschender Stand hervorzutreten. Wenigstens hatte noch zur Jugendzeit Ludwig's XIV. der französische Adel den letzten, matten Abglanz ritterlicher Tüchtigkeit daran verwendet, sich in alter Weise geltend zu machen.

Und nun sollte sich dieser selbe Adel urplötzlich zu einer in der That unerhörten ritterlichen Hingebung und Treue, zu dem höchsten Grade aufopfernder Selbstverleugnung, wie sie die Legende den Märtyrern des Glaubens nachrühmt, in Masse aufgeschwungen haben!

Digitized by Google

— Und zwar sollte das zur unseligsten Zeit geschehen sein. Zur Zeit, als dieser Adel aus Zöglingen des Regenten Orleans, aus Theilnehmern und Nachahmern der Orgien Ludwig's XV., aus Höflingen und Pagen einer Du Barry bestand! — Der Adel sollte das gethan haben, der in einem Marschall Richelieu sein Ideal erkannte, der mit Voltaire freigeisterte und jedes Seelenadels spottete, der die Pucelle des gefeierten Dichters auswendig wußte, wie, beiläufig bemerkt, auch geistreiche deutsche Fürsten der Zeit von sich rühmten; — der Adel, für den der Cardinal de Bernis seine lüsternen Gedichtchen mit conventioneller Eleganz zurecht feilte, zu dessen Ergötzung Gresset und Parny den niedrigsten Schmutz zum Gegenstand einer entarteten Poesie machten, während hochgeborene Damen sich in gewähltem Cirkel vereinigten, um auf Winkeltheatern „des pièces un peu gayes" zu sehen, wie die keusche Frau von Genlis in Adèle et Théodore mit wohlerzogen schonender Mißbilligung erzählt. Der Adel, für den der jüngere Crebillon, Retif de la Bretonne, La Close und Diderot ihre berüchtigten Romane schrieben, die zum Theil als köstliche Halbgeheimnisse im Manuscript von vornehmer Hand zu vornehmer Hand gingen — für den Helvetius, Holbach und die Encyklopädisten philosophirten — in dessen Sälen das halb klagende, halb scherzende Wort einer geistreichen Frau als treffend wiederholt wurde —: daß nämlich Helvetius, indem er die Selbstsucht als das einzig mögliche, einzig wahre Motiv menschlicher Handlungen hinstellte, das Geheimniß aller Welt, le secret de tout le monde, verrathen habe!

Was hier vorausgesetzt wird, gehört offenbar zu den Dingen, die wohl selbst der berühmte Jude Apella einige Mühe hätte zu glauben!

Wer sich der wirklichen Geschichte zuwendet, der kann sich auch mit leichter Mühe eines anderen belehren, und um so besser, wenn er neben den Erscheinungen des politischen Lebens, auch manche jetzt kaum noch von Gelehrten als Seltsamkeiten beachtete Erzeugnisse der Literatur in das Auge faßt.

Kaum alterte Ludwig XIV., kaum verließ ihn das Glück, kaum war seiner Regierung der blendende Schimmer abgestreift, der die Eitelkeit der Nation so lange befriedigt und getröstet hatte, so traten auch in Mitten der allgemeinen, schmähenden Unzufriedenheit dieselben Ansprüche des Adels wieder hervor, die Anna von Oesterreich für den König zu bekämpfen hatte, als er noch ein Kind war.

Digitized by Google

Der Graf von Boulainvilliers (geb. 1658, gest. 1722) war es, der sie von Neuem, als das eigentliche, geschichtliche Recht Frankreichs verkündete; der Vorstellungen, welche der Adel immer, wenn auch unklar und in durchaus unkritischer Weise, gehegt hatte, nun in einer Art von wissenschaftlicher Einkleidung geltend zu machen wußte, so daß sie sich in einer Zeit werdender kritischer Bildung zeigen durften, und wenigstens nicht ohne gründliche Widerlegung von der Hand gewiesen werden konnten.

Familienstolz führte Boulainvilliers zuerst in das Studium der Geschichte ein; er suchte in den Annalen Frankreichs Nachrichten über seine Ahnen, ihre Bedeutung im Staat, ihre Thaten, und auf diesem Wege gelangte er zu einer allgemeinen Ansicht der zu seiner Zeit gekränkten und geschmälerten Adelsrechte, der eigentlichen, im Recht begründeten Verfassung des Reichs, die ihm zu theuer sein, Stolz und Selbstgefühl zu sehr befriedigen mußte, als daß er sie hätte in sich verschließen können. Die Hoheit des französischen Adels erschien ihm in leuchtender Verklärung, als das Höchste und Edelste, was die Weltgeschichte aufzuweisen habe, und die gesammte Schöpfung konnte keinen höheren Zweck haben, als dieser Hoheit zum Träger zu dienen. Die Zeit der Adelsherrschaft war ihm, in der kühnen Herrlichkeit, die er ihr beilegte, das goldene Zeitalter, alles übrige Entartung. Er nahm für den französischen Adel, der Krone gegenüber, vollkommene Unabhängigkeit in Anspruch, ja das Recht des offenen Trotzes — und nach der anderen Seite hin, dem Volke gegenüber, eine Machtvollkommenheit, die nur Knechtschaft und willenlose Unterwürfigkeit als Recht der unteren Stände gelten läßt. Die Knechtschaft ist ihm zu Folge, wie ausschließlich und allein Recht, so auch im Grunde die größte Wohlthat für diese Masse selbst, in deren Adern kein edles Blut rollt; die ist zu ewiger Unmündigkeit geboren, und aus diesem Verhältniß, das ihrem Wesen entspricht, in Kreise des Daseins entlassen, für die sie nicht geschaffen ist, kann sie nur entarten und allgemeine Entartung herbeiführen.

Boulainvilliers' Werke waren, in diesem Sinn geschrieben, im Ganzen von der Art, daß sie unter Ludwig XIV. und überhaupt zu des Verfassers Lebzeiten nicht gedruckt erscheinen konnten. Sie waren in der Handschrift in einem gewissen Bereiche bekannt; fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers wurden die bedeutendsten auch gedruckt.

Digitized by Google

Andere, jetzt natürlich längst veraltete, sind dagegen ungedruckt geblieben.

„In der Eroberung Frankreichs durch die ritterlichen Franken liegt die Gründung des französischen Reichs ganz und vollständig, lehrt Boulainvilliers, —: die Eroberung hat Siegern und Besiegten ihr Recht zugetheilt —: jene dürfen kein anderes gelten lassen, diese haben kein anderes in Anspruch zu nehmen."

„Als die Franken Gallien erobert hatten, blieben sie getrennt von dem besiegten Volke und lebten wie in ihrer früheren Heimath frei unter dem Schutze ihrer alten unveränderten Verfassung (die man eine republikanische, mit einem König als ausführendem Präsidenten, nennen müßte) — sie allein bildeten die Nation, oder was dasselbe sagen will, den Adel. Sie waren Herren des Landes; die besiegten Gallier waren ihre Unterthanen; und in das Verhältniß einer Hörigkeit versetzt, die ihnen keinen Anspruch auf politische Rechte ließ, dienten sie, den Boden für ihre Gebieter zu bauen."

„Es versteht sich, daß kein Gallier je geadelt, je in das herrschende Volk aufgenommen werden konnte. Vermochte ja doch keine menschliche Macht, sie in etwas anderes zu verwandeln, als sie eben von Geburt waren, das Blut in ihren Adern umzuschaffen, sie zu anderen Wesen zu machen! — Alle Franken waren als edelgeborene unter sich gleich; es gab jene verschiedenen Rangstufen des Adels nicht, die später ersonnen und geschaffen wurden."

„Da Chlodowig nichts weiter war, als der gewählte Führer eines Ritterheers, das sich freiwillig zusammengefunden hatte zu einem kühnen Eroberungszug auf gemeinschaftliche Gefahr und gemeinschaftlichen Gewinn, blieb auch die Gesammtheit des Heeres, der Adel des neu gegründeten Frankreichs, der eigentliche Inhaber der höchsten Machtvollkommenheit, der Souveränetät, und der König hatte nur ihren Willen zu vollstrecken. Der versammelte Adel beschloß Krieg und Frieden und verfügte über die eroberten Länder. Ihm stand der Genuß der dem Gemeinwesen vorbehaltenen Güter und Ländereien zu, und das Recht darüber zu verfügen. Er schlichtete in seinen Versammlungen die Händel der Edlen unter sich — er richtete alle Frevel, die gegen das Gemeinwesen, das heißt eben gegen den Adel selbst, geübt oder versucht waren, und natürlich war er auch der Richter seines Bevollmächtigten, des Königs, wenn dieser sich gegen den

Digitized by Google

herrschenden Stand vergangen, oder seine Vollmacht überschritten hatte."

„Jeder Franke, jeder Edle war dann ferner für sich Herr und geborener Richter der unterworfenen Gallier auf seinen Gütern. Er hatte das Recht der Fehde; das Recht jeder Unbill, die ihm zugefügt werden wollte, mit dem Schwert zu wehren; wie sich von selbst versteht, dem Könige so gut wie jedem anderen gegenüber — denn der König war ihm, nicht er dem König verpflichtet."

„Freilich blieb diese wohlgeordnete Verfassung nicht unbedingt immer ungestört. Das Recht wurde zu Zeiten verletzt. Karl der Hammer rief, während er die Macht in Händen hatte und die Regierung führte, den Adel nie zusammen. Unter Karl dem Großen aber war Alles wieder im regelmäßigsten Gange, und dem alten, unverjährbaren Recht gemäß war Karl der Große, der erste der neuen Kaiserreihe (was manchen Wunder nehmen mag zu vernehmen), gleich den Merowingern nur der Bevollmächtigte, der die Ehre hatte, die Beschlüsse des Adels zu vollziehen."

„Als unter den letzten Karolingern das Reich zerfallen und zerstückelt war und eben deshalb eine vollständige Versammlung des Reichsadels nicht möglich, gelang es Hugo Capet, Karl's des Großen letzte Nachkommen vom Throne auszuschließen und sich mit Zustimmung einiger Edlen der Krone zu bemächtigen. Das war eine Usurpation, die nie gelingen konnte, wenn es möglich war, den gesammten Adel zusammenzurufen."

„Glücklicher Weise blieb die Lehensverfassung stehen, wie sie sich unter Karl dem Großen neu befestigt hatte; — der Adel behielt demgemäß auch seine Hoheitsrechte auf seinen Gütern ungeschmälert —: und noch immer hatte er im Heer wie im Staat, die er allein bildete, alle Aemter und durch diese alles Recht und alle Macht."

„Aber dies dritte Königsgeschlecht der Capetinger, schon von Anfang anders gestellt als die früheren, war dem Adel Feind. Es suchte sich unberechtigter Weise eine selbstständige Macht zu erschaffen, die ihm nicht von den eigentlichen Herren des Landes, dem Adel verliehen wäre — ja es strebte an dessen Stelle Herr zu werden im Reich — und verletzte zu diesem Ende fortwährend jegliches echte Recht."

„Bemüht den Adel zu unterdrücken und ein unumschränktes

Digitized by Google

Königthum auf den Trümmern der ursprünglichen, rechtmäßigen Verfassung zu errichten, wußten die Könige aus diesem Hause die Hoheitsrechte, die richterliche und Polizeigewalt der Edlen auf ihren Besitzungen zu schmälern. Was ihnen hauptsächlich dienen mußte, ihre schnöden Zwecke zu erreichen, war die frevelhafte Befreiung der Leibeigenen, die Frankreich bevölkerten, Städte wie Dörfer, und die nun durch königliche Freibriefe zu persönlich freien Bürgern der Städte erklärt wurden. Die Könige erlaubten sich sogar noch sehr viel weiter zu gehen; sie entblödeten sich nicht, solche freigelassene Leibeigene, gegen Vernunft und Recht, durch Diplome zu adeln und so ihren ehemaligen Herren gleichzustellen. Seit sechshundert Jahren haben dergleichen roturiers, als Sclaven geboren, erst freigelassen, dann geadelt, die Aemter und Würden des Reichs an sich gerissen, während der echte Adel, dem sie von Rechtswegen zukamen, sank und zum Theil selbst in Verfall gerieth. Philipp August hatte vor Allen das schlimme Werk begonnen, Philipp der Schöne und der böse Ludwig XI. hatten es mit besonderem Erfolg gefördert; niemand aber hat mehr vollführt und erreicht, als der Cardinal Richelieu und Ludwig XIV. — und so ernten denn nun wirklich die Enkel, was die früheren Capetinger gesäet hatten."

So lauten im Wesentlichen die Lehren dieses adelig gesinnten Forschers. Die Schwäche seiner Theorie nachzuweisen, ist allerdings, zumal in unseren Tagen, sehr leicht. Zu ihrer Zeit verhielt sich das, wenigstens in Frankreich, anders, denn die Wissenschaft der Geschichte wollte dort nicht sonderlich gedeihen.

Zu ihrer Zeit waren daher die Schriften Boulainvilliers' wichtig und von Bedeutung. Sie sprachen mit einer gewissen Klarheit aus und rechtfertigten wenigstens scheinbar in wissenschaftlicher Weise, was der Adel oft genug in ziemlich formloser Verwirrtheit behauptet hatte. Andererseits fühlte sich die plebejische Eitelkeit verletzt durch sie. Theils suchte man zu widerlegen, und in den Streitschriften zeigen sich schon sehr deutlich die Wünsche wie die Ansprüche des wohlhabenden und gebildeten Mittelstandes. Vor Allem trat der Abbé Dubos mit einem fleißig, ja mühselig gearbeiteten Werk hervor, in welchem eine sehr achtungswerthe Gelehrsamkeit der seltsamsten Phantasterei dienen muß. Ihm zu Folge ist Gallien nie durch die Franken erobert worden; was man davon geglaubt hatte, ist reine Täuschung. Jahr-

Digitized by Google

hunderte lang waren vielmehr die Franken von den römischen Kaisern als Verbündete zum Schutz der gallischen Provinzen gemiethet, und was ihre Könige nach und nach an Macht und Ansehen im Lande erwarben, verdankten sie lediglich kaiserlicher Verleihung, vermöge welcher ihnen die Verwaltung mehr und mehr übertragen wurde, bis dann zuletzt Justinian von Constantinopel aus durch einen förmlichen Vertrag die höchste Machtvollkommenheit in Gallien den Söhnen Chlodowig's ganz überließ. Es gab demgemäß in Frankreich keine Eroberer, kein herrschendes Volk und kein unterworfenes. Die ganze alte, römische Verfassung und Verwaltung des Landes blieb stehen in schönster ungestörter Ordnung, wie sie gewesen war, und Frankreich bestand aus einer Anzahl Städterepubliken mit wohl eingerichteten Municipalverfassungen, unter der ausschließlich auf römischem Recht ruhenden Oberhoheit eines fränkischen Königs. Landeshoheit der großen Landesherren, Adelsherrschaft, Feudaldruck —: das Alles brach erst mehr als vierhundert Jahre nach der Gründung des Reichs im neunten und zehnten Jahrhundert herein, als das königliche Ansehen in schwachen Händen gesunken und eine Zersplitterung der höchsten Machtvollkommenheit möglich geworden war — und zwar als Ergebniß der Treulosigkeit, des Verraths, der Empörung. Der mittelalterliche Zustand Frankreichs war nicht Folge der Eroberung —: er war durch den Frevel, die treulose Anmaßung derer entstanden, die den Adel bildeten.

Diese abenteuerliche Ansicht ist, beiläufig bemerkt, auch heute noch keineswegs verschollen in Frankreich. Deutsche Wissenschaft ist ihr zu Hülfe gekommen, indem sie vielleicht etwas zu weit ging und das Fortbestehen römischer Municipalverfassungen selbst am Rhein und an der Donau nachzuweisen bemüht war; besonders aber diesem angeblichen Fortbestehen eine Bedeutung beilegte, die es wohl in keinem Fall gehabt haben könnte. Mit Eichhorn's und Savigny's Gelehrsamkeit ausgerüstet, haben sich elegante französische Akademiker bemüht, dem System des alten Dubos ein Ansehen zu geben, in dem es den Ergebnissen der neuesten Forschungen zu entsprechen schien, und noch immer müssen wir häufig genug Darstellungen lesen, in denen Chlodowig nicht als Eroberer erscheint, sondern etwa als ein Söldnerhauptmann, den die gallischen Landschaften, von den Römern sich selbst überlassen, mit seiner Schaar in ihren Sold nahmen, un=

Digitized by Google

gefähr so wie die italienischen Städte im Mittelalter einen Condottiere mit seinen Banden mietheten. —

Zum Theil aber auch nahm man Boulainvilliers gewissermaaßen beim Wort, wenn auch natürlich, um aus seinen Behauptungen ganz anderes zu folgern wie er. Man ließ es sich hin und wieder ganz gern gesagt sein, daß Druck und Unrecht im Lande durch fremde Eindringlinge, die eigentlich gar nicht in das Haus gehörten, eingeführt und geübt worden sei. Man gewann auf diese Weise, so gut wie durch die seltsamen Hypothesen des Abbé Dubos, Boden für die Ansicht, die nachher Sieyes aussprach, daß der sogenannte dritte Stand eigentlich die Nation sei.

Daß der Adel Boulainvilliers' Ansichten sehr wohl aufnahm, versteht sich. Doch kann man wohl nicht sagen, daß sie eigentlichen Einfluß gehabt hätten. Man hatte eben nur seine müßige Freude daran, wie an den glänzenden Stammbäumen, die sich in das Fabelhafte verloren, und an allen sonstigen Urkunden einer von jeher ununterbrochenen Größe des eigenen Stammes. Zu raschen Thaten konnten sich die Hofleute Ludwig's XV., zu denen Boulainvilliers sprach wie ein überlebender Ritter aus der Zeit der Fronde, dadurch nicht begeistert fühlen, denn sie waren auf heroische Entschlüsse nicht eingerichtet. Die Gesinnung und Ansicht aber, die hier eine wissenschaftliche Form gefunden hatte, war ohnehin vorhanden, hatte sich auch sonst in tumultuarischer Weise ausgesprochen und kam zum Vorschein, so oft sich eine Veranlassung dazu ergab.

Solche Veranlassung aber sollte sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in größtem Maaßstab ergeben. Wir brauchen hier nicht auf die Ursachen der französischen Revolution umständlich zurückzukommen. Sie wurde unvermeidlich, weil die durchaus veralteten Formen des Staatswesens in Frankreich in keiner Weise mehr dem wesentlich veränderten Zustand der Gesellschaft entsprachen. Es ist ein in mancher Beziehung wahres Wort, daß die Revolution unvermeidlich wurde, nicht weil Frankreich allen anderen Ländern weit vorausgeeilt war, wie Nationaleitelkeit jenseits des Rheins so gerne annimmt, sondern im Gegentheil, weil Frankreich in der Entwickelung seines Staatslebens gar sehr zurückgeblieben war. Es hatte sich hier ein größeres Mißverhältniß gebildet, als in anderen Staaten.

Was besonders auf eine durchgreifende Veränderung hindrängte

Digitized by Google

und jedem Unbefangenen ihre Unvermeidlichkeit einleuchtend machen mußte, das war der zerrüttete Zustand der Finanzen. Man war dahin gelangt, daß selbst im Frieden die gewöhnlichen Ausgaben die Gesammtheit der Einnahmen um ein sehr beträchtliches überstiegen, und mußte sich gestehen, daß unter den damaligen Bedingungen weder die Einnahmen gesteigert, noch an den Ausgaben in einem irgend ausreichenden Maaß etwas erspart werden konnte.

Der Hof trieb allerdings eine thörichte Verschwendung und es wäre in anderen Beziehungen klug gewesen, diese einzuschränken; es wurden allerdings Höflingen und Weibern sehr unverdiente Gnadengehalte gegeben und man hätte wohl gethan, sie einzuziehen*) —: wenn man aber auch auf diese Weise mehrere Millionen jährlich ersparte und vielleicht noch etwas mehr dadurch, daß man in allen Verwaltungszweigen eine strenge Ordnung einführte, an der es nur all zu sehr gebrach —: das genügte doch bei weitem nicht, das Gleichgewicht im Staatshaushalt wieder herzustellen. Wer irgend einen Begriff von dem Haushalt eines Staates hat, weiß, wie wenig solche, an sich ganz löbliche Ersparungen bedeuten wollen, wo es sich nun einmal darum handelt, in Europa und weit über Europa hinaus die Stellung einer Großmacht unverändert zu behaupten.

In Beziehung auf die wirklichen Ausgaben, welche die eigentliche Thätigkeit der Regierung in Gang zu erhalten dienten, konnte von großartigen Ersparungen die Rede nicht sein. Gewiß konnten die zur Erhaltung des Heeres und der Flotte bestimmten Summen mit größerer Weisheit verwendet werden. Es wäre ganz zweckmäßig gewesen, die kostbaren Haustruppen abzuschaffen, deren Reiterei ausschließlich aus Edelleuten bestand, und dafür einige wirklich brauchbare Regimenter mehr zu haben —: im Ganzen aber war das französische Heer nichts weniger als zu zahlreich. Es war im Gegentheil unter Ludwig XV. vernachlässigt zu nennen, und Frankreich stand in Beziehung auf seine Streitfähigkeit gegen alle anderen Großmächte des europäischen Festlandes bedeutend zurück. Was nun vollends an öffentlichen Bauten geschah, war weitaus zu wenig — und für den öffentlichen Unterricht that der Staat so gut wie nichts.

*) Der Hof verbrauchte z. B. im Jahre 1786 beinahe achtunddreißig Millionen Livres — eine für die damalige Zeit ganz ungeheuere Summe — nicht weniger als den elften Theil der gesammten Staatseinnahme.

Digitized by Google

Die Steuer zahlenden Stände konnten aber in der That schwerlich mehr zahlen als ihnen bereits aufgebürdet war, besonders da so vielerlei den freien Erwerb hinderte und hemmte. Was auch Parteischriftsteller sich für Mühe gegeben haben, uns Frankreich vor der Revolution als blühend, reich, hochbeglückt und beseligt zu schildern —: eine sehr einfache Thatsache widerlegt sie schlagend; nämlich die sehr langsame Zunahme der Bevölkerung unter Ludwig's XV. langer Regierung. Auch darf man sich nur in der Literatur jener Zeit umsehen. Reisende wie Arthur Young wissen nicht genug von der Armuth des französischen Landvolks zu erzählen; es wird sich selbst in Romanen u. dgl. kaum ein Bericht finden, wo der Wagen eines Reisenden in einem Dorf anders als von Bettlern umgeben erscheint. Neue oder erhöhte Steuern, eine Vermehrung der Einnahme stand demnach ebenfalls nicht in Aussicht.

Es gab also, selbst wenn man nur dies eine Gebrechen des Staats in das Auge faßte, nur Einen möglichen Ausweg. Einerseits mußte der Adel sich entschließen, seine Steuervorrechte aufzugeben und einen größeren Theil der Staatslasten zu übernehmen. Das wäre um so billiger gewesen, da die einzige Leistung, zu der er sich wirklich verpflichtet hielt, der Reiterdienst im Lehensaufgebot, seit Jahrhunderten allen und jeden Werth verloren hatte und deshalb auch gar nicht mehr verlangt wurde. — Wir sagen der Adel; darunter ist natürlich die höhere Geistlichkeit mit zu verstehen. Die armen Dorfpfarrer, die ihrer Geburt nach meist dem Bauernstande angehörten, schwelgten nicht gerade in Ueberfluß und waren nicht in der Verfassung, eine bedeutende Steuerlast zu tragen. Die Bisthümer und Erzbisthümer aber, die weiten, schönen Besitzungen, die ihre Ausstattung bildeten, die waren dem Adel vorbehalten und dienten zur Versorgung jüngerer Söhne. Die Capitel verlangten meist eine Ahnenprobe, um gegen älteres Kirchenrecht und Herkommen die nicht Ritterbürtigen von den höheren Kirchenwürden auszuschließen. Dazu kamen, die zahlreichen, zum Theil sehr reichen Klöster ungerechnet, die ebenfalls steuerfreien kirchlichen Sine-Curen in großer Anzahl. Namentlich viele Hundert Abteien, abbayes commendataires genannt, die man sich keineswegs als Klöster denken darf. Schon Franz der Erste hatte nämlich sehr viele Klöster aufgehoben und einen Theil ihrer Güter zu den Domänen der Krone gezogen. Seither wurden

Digitized by Google

diese Abteien, mit den noch immer sehr bedeutenden Besitzungen, die ihnen verblieben waren, von der Krone als Pfründen, mit deren Besitz durchaus gar keine Verpflichtungen irgend einer Art verbunden waren, an begünstigte Weltgeistliche vergeben. Sie dienten junge Leute aus vornehmen Häusern, die sich dem geistlichen Stande widmeten, meist schon in sehr früher Jugend mit einem standesgemäßen Einkommen zu versehen, für die Zeit, bis ein passender Bischofssitz für sie erledigt war. Wer bei Hofe nicht Einfluß genug hatte, um ein Bisthum davon zu tragen, der blieb eben sein Leben lang ein eleganter, schöngeisternder Abbé, wie sich deren gar viele in der galanten, erotischen Literatur und in den Annalen der Theater- und Tänzerinnenwelt unsterblich gemacht haben.

Die reichen Besitzungen der Kirche waren sogar noch viel weniger besteuert als die des Adels. Denn in dem größten Theil Frankreichs trug der Adel, wenigstens der Form nach, gleich anderen Gutsbesitzern, die vingtième genannte Grundsteuer, die, wie schon der Name besagt, den zwanzigsten Theil des Ertrages betragen sollte, aber sehr ungleich vertheilt, und zwar, wie das zu gehen pflegt, zu Gunsten des Adels, dessen gebietender Einfluß sich natürlich bei der Abschätzung geltend gemacht hatte. Schon dadurch war der Druck dieser Abgabe ein sehr verschiedener, daß der Ertrag jedes bäuerlichen Grundstücks im Ganzen geschätzt und besteuert war, ohne daß man abgezogen hätte, was an grundherrlichen Abgaben davon zu entrichten war. Im Ganzen betrug der Ertrag der Steuer, obgleich schon seit langer Zeit zwei sogenannte vingtième erhoben wurden, kaum ein Sechstheil der gegenwärtigen Grundsteuer.

Schriftsteller, die sich bemühen, den Zustand Frankreichs vor der Revolution im günstigsten Licht zu zeigen, fügen hinzu, durch geschickte Wendungen kluger Finanzmänner sei auch die taille genannte Abgabe längst auf den Adel ausgedehnt gewesen, wenn auch allerdings im Widerspruch mit dem bestehenden Recht. Das ist nur mit sehr bedeutenden Einschränkungen wahr. Die taille war nämlich eine persönliche Abgabe, deren Betrag aber für jeden Einzelnen nach dessen Stand, Beruf und wahrscheinlichem Einkommen ziemlich willkürlich festgesetzt war. Ihre Einrichtung machte sie vielfach in einem hohen Grade ungerecht; — sie wurde es schon dadurch, daß nicht, wie bei der preußischen und englischen Einkommensteuer, ein minimum von

Digitized by Google

Erwerb oder Einkommen als Grenze festgesetzt war, bis zu welcher herab die Steuer sich erstreckte, so daß die Familien der ärmeren, unteren Stände, deren Einkommen jenes minimum nicht erreichte, davon befreit geblieben wären —: daß sie vielmehr ausdrücklich darauf angelegt war, vorzugsweise auf die unteren, ärmeren Stände zu fallen. Der Tagelöhner, der sein kärgliches tägliches Brod täglich erwarb, war nicht ausgenommen, und da die Steuer keineswegs wie die Einkommensteuer in Preußen von dem größeren Einkommen nach einem steigend höheren Prozentsatz erhoben wurde, vielmehr umgekehrt der Wohlhabende sich mancher Gunst erfreute und nach oberflächlicher Schätzung belastet, nicht einmal den gleichen Antheil seines Einkommens zu geben hatte, sieht man wohl, wen diese Abgabe zu Boden drückte und wer dabei so ziemlich frei ausgehen mußte.

Der Adel war ausdrücklich von der taille befreit. Dagegen hatte man diese Abgabe auch auf die Pächter der Domanialländereien des Adels ausgedehnt und dafür den Namen taille d'exploitation erfunden. Schon die Benennung bezeugt, daß hier, wenigstens dem Princip nach, nicht der Grundherr und sein Eigenthum besteuert werden sollten, sondern der Pächter und sein Unternehmergewinn. Man könnte nun zwar wohl glauben, daß die Pächter um so viel weniger Pacht zahlten und auf diese Weise die Abgabe auf den Eigenthümer des Grundes und Bodens zu wälzen vermochten: wenn man aber die damaligen Zustände und Verhältnisse erwägt, wenn man bedenkt, daß der Pächter mit dem Bauern so ziemlich auf einer Linie, und wie dieser unter gutsherrlicher Gewalt und Polizei stand, wie es ihm durch Gesetz und Herkommen, auch durch die Zunftverfassungen erschwert war, aus seinem Dorfe wegzuziehen und zu einem anderen Gewerbe überzugehen, sieht man wohl, daß es dem Grundherrn, als der weit überlegenen Partei in diesem Kampf der Interessen, an Mitteln nicht fehlte, den Pächter selbst die Last tragen zu lassen. Unbedingt geschah dies bei den métairie-Contracten —: Anbau des Bodens durch einen Pächter gegen den halben Ertrag. Eine Art der Bewirthschaftung, die noch jetzt in einem großen Theile Frankreichs vorherrschend ist und es damals noch weit mehr war. Da mußte der Pächter die taille von seiner Hälfte des Ertrags ganz bezahlen.

Wenn ein Edelmann sein Landgut selbst auf eigene Rechnung bewirthschaftete, blieb so viel von seinen Ländereien taillefrei als vier

Digitized by Google

Pflüge bearbeiten können; für alles was darüber hinausging, zahlte er die Abgabe gleichsam als sein eigener Pächter. — In einigen Provinzen des Südens aber, die ungefähr ein Zwölftheil des gesammten Reichs ausmachten, waren die Rittergüter, selbst verpachtet, von der taille unbedingt befreit.

Die taille d'exploitation war nun freilich auch auf die verpachteten Besitzungen der Geistlichkeit ausgedehnt, dagegen wurde von diesen keine vingtième gezahlt. Anstatt derselben bewilligten die geistlichen Herren der Krone von Jahr zu Jahr Beisteuern unter dem Namen dons gratuits, welche aber durch die daran geknüpften Bedingungen eigentlich Darlehen wurden. Als dergleichen zuerst bewilligt wurden, hatten nämlich die Fürsten und Großen der Kirche nicht zweckmäßig erachtet, sich selbst etwas zu entziehen, um die gewährte Summe aufzubringen. Sie hatten die dazu nöthigen Gelder aufgenommen und somit die Last ihren Nachfolgern in Amt und Würden zugeschoben. Für diese lag aber nun hierin ein doppelter Grund, zu den öffentlichen Lasten nichts weiter beizutragen, denn hatte auch die Krone die Verzinsung und Tilgung dieses Darlehens großentheils übernommen, so mußte doch auch der Clerus selbst jährlich einiges beitragen, um die Zinsen zu decken, und man war auf diesem Wege in ein wunderlich verwickeltes, für den öffentlichen Schatz sehr unfruchtbares Treiben hineingekommen. Der Clerus bewilligte regelmäßiger Weise von fünf zu fünf Jahren ein neues, in jährlichen Raten zu zahlendes don gratuit — gewöhnlich von funfzehn oder sechszehn Millionen Livres für die ganze Periode. Was aber davon jährlich in den öffentlichen Schatz floß, betrug nur ein ganz unbedeutendes mehr als die Krone ihrerseits dem Tilgungsfonds der Kirche zurückzahlen mußte. Das Geld zu diesen dons gratuits wurde jedesmal aufgenommen und ganz regelmäßig wurden immer wieder dieselben Bedingungen an die Bewilligung geknüpft. Soviel also die Krone jährlich an alten Schulden des Clerus tilgte, so viel wuchsen jährlich wieder neue Schulden zu, deren Tilgung der Staat mit übernahm. Man drehte sich im Kreise; die Schuld des Clerus blieb im Ganzen immer auf derselben Höhe, die Krone erhielt so gut wie nichts von den Gütern der Kirche, den geistlichen Herren entging nur sehr wenig von ihren Einkünften.

Dann aber — und das war wohl von noch viel größerer Wich-

Digitized by Google

tigkeit — mußte nothwendig Alles beseitigt werden, was die allgemeine Betriebsamkeit hemmte und hinderte. Dessen war sehr viel, da Frankreich aus kleinen, allmählich zusammengefügten Gebieten entstanden war, deren jedes seine eigenen Gesetze und Rechtsgewohnheiten, seine besondere Gewerbepolizei hatte, und in vielen Fällen sogar durch besondere Zollgrenzen von dem übrigen Reich geschieden war. Nur eine durchgreifende Veränderung dieser Zustände konnte eine freie und mächtige Entfaltung der gewerblichen Thätigkeit herbeiführen und durch sie eine Steigerung des Nationalreichthums, die dann von selbst auch der Regierung größere Hülfsquellen bot. Aber freilich griffen die Veränderungen, die hier als unerläßlich hervortraten, die materielle Grundlage, auf der die Stellung der bevorzugten Stände ruhte, mehr noch an, als selbst die etwanige Beseitigung seiner Steuervorrechte. Denn die gutsherrlichen Rechte, die Frohnden und Naturalleistungen, die den Bauernstand zu Boden drückten und seine Wirthschaft störten, gehörten zu den Dingen, die nothwendig weggeräumt werden mußten.

Wirklich beherrschte das Bewußtsein, daß eine Veränderung des in jeder Beziehung unhaltbaren Zustandes nicht zu umgehen sei, wenigstens zeitweise alle die einigermaßen im Stande waren sich von den Dingen Rechenschaft zu geben. Aber wie es eben immer und überall geht, jene Augenblicke abgerechnet, die dringend auf den Menschen einschreiten und Entschluß, That, Entscheidung von ihm verlangen, ging man eben wieder darüber hin, sank in die alltäglichen Gewohnheiten des gesellschaftlichen Lebens zurück, die eine wunderbare Macht über den Menschen üben, und trieb das gewohnte Dasein ungestört weiter, als sei eine Zukunft nicht möglich, die etwas anderes wäre als die ganz unveränderte Fortsetzung der Gegenwart.

Auch wurde diese nothwendige Veränderung des Zustandes sehr verschieden gedacht und verlangt. So wie sie sich in furchtbarer Größe später überraschend ergab, erwartete sie niemand. Der kühne Gedanke an eine gänzliche Umgestaltung des gesellschaftlichen Wesens war wohl selbst im Geist der spätern Republikaner noch nicht erwacht, als Ludwig XVI. den Thron bestieg, und selbst als Schritt vor Schritt die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes immer einleuchtender wurde. Man hielt sich an den schwankenden Begriff von

Digitized by Google

Mißbräuchen, die abzuschaffen seien, und dieser konnte eben seiner Unbestimmtheit wegen allerdings sehr weit führen.

Die Verarmung des Landvolks, die der Beobachtung nicht entgehen konnte, führte denkende Männer in der Betrachtung der staatswirthschaftlichen Verhältnisse zu dem System der Physiokraten. Die Anhänger dieser Schule strebten mit Ernst und Ueberzeugung ihre Theorie in das wirkliche Leben einzuführen. Daß dies eben auch nichts geringeres gewesen wäre als eine Revolution, eine vollständige Umgestaltung aller Lebensverhältnisse, hatten sie vielleicht auch nicht im vollen Umfang erkannt.

Was den Adel insbesondere anbetrifft darf man nicht vergessen, daß er in sich in gewissem Sinn gespalten war. Zwar nicht eigentlich in einen hohen und niederen Adel — wohl aber in einen Hof- und Provinzialadel. Daß die Spaltung gerade diesen Charakter hatte, war vielleicht besonders ungünstig. Der eigentliche hohe Adel Frankreichs war bekanntlich großentheils in einer oder anderer Weise längst untergegangen, und dadurch war die Vereinigung des Reichs zu einer compacten Masse möglich geworden. Diejenigen Familien, die jetzt dem Throne nahe den ersten Rang behaupteten, waren mit wenigen Ausnahmen aus dem niederen Adel emporgekommen, und aus so großer Höhe sie auch auf den Provinzialadel herabsahen, war doch das was sie von diesem unterschied, etwas rein Zufälliges, das sich als ernstliche Begründung eines Standesunterschiedes gar nicht geltend machen ließ —: größerer Reichthum, Verbindungen und Einfluß am Hof; der Umstand, daß ihnen die Hofämter wie von selbst zufielen, und daß sie die tägliche Gesellschaft des Königs bildeten.

Der Hofadel war großentheils von jenem Bedientengeist beseelt, den der Hofdienst, namentlich unter Bedingungen, wie sie in Frankreich vorwalteten, nicht selten hervorgerufen hat. Er verlangte eigentlich überwiegend, daß Alles bleibe wie es war und nichts verändert werde; er wollte allerdings herrschen, aber wie bisher in dienender Form; er wollte als Kammerherr das Reich zu seinem Vortheil lenken, ohne Anstrengung, ohne Entsagung und That, durch den Einfluß, den seine Stellung in den hohen Hofämtern, in der täglichen Gesellschaft des Königs — der Königin — oder einer Geliebten des Königs gewährte. Da konnten ihm alle Reichthümer, Ehren und Genüsse die der Hof zu vertheilen hatte, nicht entgehen. Wie es möglich werden

Digitized by Google

sollte, den alten Zustand unverändert zu erhalten? — Das war nicht seine Sorge! — Möglich sollte und mußte es aber sein.

Jüngere, strebende Männer dieses Standes hatten sich, wenn auch nicht in großer Anzahl, dem Geist der neueren, in der Literatur vertretenen Lebensansicht zugewendet, welche die übrigen zwar gelten ließen, um sich an ihr zu freuen und mit ihr zu spielen, aber ohne daß es damit je Ernst werden sollte im wirklichen Leben. Jene wenigen jüngeren konnten am Ende, mit höchst einzelnen Ausnahmen, auch wohl nicht verleugnen, daß sie Standesgenossen Boulainvilliers' waren, aber die alte Adelsgesinnung erschien bei ihnen in einem zeitgemäßeren Gewande. Die englische Verfassung war das Ideal das sie erstrebten; sie dachten sich lieber in der Stellung eines Peers von England als in der eines grand maitre de la garderobe oder premier gentilhomme de la chambre. Nebenher ging vielfach Wunsch und Streben, vieles Widersinnige im Staat zu beseitigen. Ueberhaupt ist hier mancher edlere Keim anzuerkennen, aber man muß denn doch gestehen, daß diese liberalen Herren meist ziemlich seichten Geistes waren und durch ihre oberflächliche weltmännische Erziehung wenig darauf vorbereitet, das eigentliche Wesen der Dinge mit Energie und Klarheit gründlich zu fassen, die kranke Gegenwart zu verstehen, die Wege der Zukunft zu bahnen und entschieden zu handeln. Schon die Vorstellung, die sie sich von ihrem eigenen Verhältniß zu dem Lande und zu der Zeit machten, war eine wesenlose, die auf nichtigen Täuschungen beruhte. Sie wollten etwas wie die englische Verfassung herbeiführen und hielten das für möglich. Sie sahen also nicht, daß es großen Theils der Adel war, der die englische Revolution gemacht hatte, während sie in Frankreich wesentlich gegen den Adel, namentlich viel mehr gegen diesen als gegen die Krone gerichtet sein mußte; sie sahen nicht, daß der Adel durch sein leichtsinniges, sittenloses und würdeloses Leben und Treiben, und nicht minder durch die Untüchtigkeit und Unbrauchbarkeit zu allen ernsten Dingen, die man im siebenjährigen Kriege nur allzusehr beurkundet sah, alles moralische Ansehen zu sehr verscherzt hatte, um in einer Zeit weltgeschichtlicher Bewegung an der Spitze der Nation stehen zu können. —

Der etwas derbere Provinzialadel bekannte sich unumwunden und ohne moderne Milderung zu den Ansichten, die Boulainvilliers lehrte, und wollte zumal von einer Nachbildung englischer Verfassung

Digitized by Google

in Frankreich nichts wissen. Einmal war ihm mehr noch an der Machtvollkommenheit gelegen, die er auf seinen Gütern übte, als darauf, Einfluß auf die Centralregierung des Reichs und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen, und darin erkennen wir die eigentliche Standesgesinnung. Denn daß es den Herren und Rittern gelungen war, Bruchstücke der höchsten, der landesherrlichen Gewalt in der Art an sich zu bringen, daß sie jeder für sich als seinen privatrechtlichen Besitz betrachten konnte und in seinem besonderen Kreise übte —: das ist es gerade, was den mittelalterlichen Adel von jeder anderen Aristokratie wesentlich unterscheidet. Dann aber waren die Herren vom Provinzialadel nicht eben geneigt, eine Pairie in englischer Weise emporkommen zu lassen, die sich unvermeidlicher Weise bald als hoher Adel über den niederen erhoben und diesen mehr zu dem Mittelstande hinabgedrückt hätte. Denn obgleich Hof- und Provinzialadel sich allerdings in verschiedenen Lebensverhältnissen bewegten, war doch der Vorrang des ersteren nicht als ein wirklich berechtigter anerkannt, eben weil er, wie gesagt, lediglich auf Zufälligkeiten beruhte; ja der Hofadel war jener Gunst wegen, der er genoß, dem Provinzialadel verhaßt, und nimmermehr würde dieser die Ansicht haben gelten lassen, daß er nicht den Herren vom Hof vollkommen ebenbürtig sei und mit ihnen einen und denselben Stand bilde.

Die noblesse de robe, die Gesammtheit der Familien in welchen die Richterstellen erblich geworden waren, aus welchen die Parlamentsräthe hervorgingen, streng jansenistisch gesinnt und in mancher Beziehung sehr ehrenwerth, hegte verwandte Gesinnungen mit einer mehr juristischen Färbung und vorwaltendem Verlangen, auf den Gang der Landesregierung entscheidenden Einfluß zu üben.

Ein Theil des Provinzialadels endlich, der verarmt und durchaus unbedeutend war, fühlte den Druck der Zeiten gar sehr, sah sich von dem Hofadel hoffnungslos darnieder gehalten und stimmte großentheils ein, sobald von anderer Seite her eine Abschaffung der Mißbräuche zur Sprache gebracht war. Natürlich verstand er darunter eben nur diejenigen Mißbräuche, die ihn auf seinem Lebenswege beengten und hinderten. Man wird das sehr begreiflich finden, wenn man sich die Mühe geben will, in manchen jetzt veralteten Büchern zu blättern, z. B. in Marivaux' Romanen. Wie tief steht da in

Digitized by Google

Wahrheit und Wirklichkeit der ärmere Provinzialadel unter dem Hofadel, wie verspottet dieser die sogenannten hobereaux, — wie sorgfältig verleugnet er jede zufällig entstandene Verwandtschaft mit Leuten dieses Standes, wie erröthet er, wenn irgend ein Zusammenhang zwischen ihm und diesen entdeckt wird. Oder man schlage die militärischen Lehrbücher der Zeit nach. Auf den Dienst im Heere war nämlich dieser Theil des Adels unbedingt angewiesen; und dennoch hatte er kaum die entfernteste Aussicht, es auch hier je weiter als bis zum Hauptmann zu bringen. Die Regimenter wurden nämlich nach Hofgunst vergeben, oder mußten von dem abgehenden Obersten gekauft werden, da noch immer die anfänglichen Verhältnisse der stehenden Heere nachwirkten und das Regiment, im Auftrag der Regierung vom Obersten zusammengeworben, als dessen Eigenthum betrachtet wurde. Da reichte das Vermögen jenes verarmten Adels nicht aus.

Die jungen Herren vom Hofadel wurden schon als Knaben, natürlich ohne je gedient zu haben, als sogenannte Sous-lieutenants de remplacement, d. h. als überzählige Lieutenants irgend einem Regiment beigezählt; kamen dann nach ein paar Jahren zu einem anderen Regiment als überzählige Hauptleute (capitaines de remplacement) — um wieder wenige Jahre später als Obersten selbst Regimenter zu bekommen. Zwanzigjährige Obersten waren auf diese Weise natürlich eine sehr gewöhnliche Erscheinung im Heere — und niemand konnte diesen für die beste Gesellschaft erzogenen jungen Leuten zumuthen, ihre schöne Jugend in irgend einer armseligen Garnisonstadt zu vertrauern. Sie lebten in Versailles, in Paris und machten immer nur kurze, flüchtige Besuche bei ihren Regimentern, an deren Horizont sie wie glänzende Meteore erschienen. — Es ist ganz hübsch in den Denkwürdigkeiten der keuschen Frau von Genlis zu lesen, wie die Damen des Hoffreises eine Anzahl junger Herren, die sich empfahlen, um sich auf wenige Wochen zu ihren Regimentern zu begeben, als wäre von einem fernen ritterlichen Eroberungszug die Rede, mit Schärpen und faveurs schmückten.

Der Sprößling des armen Provinzialadels begann seine Laufbahn zwar auch als überzähliger Lieutenant, mußte sich dann aber langsam vorrückend in die vorschriftmäßige Zahl der Offiziere und weiter hinauf dienen, und bei sehr schmaler Besoldung ausharren, um endlich als ältester Lieutenant, so gut es gehen wollte, die paar tau-

Digitized by Google

send Livres zusammen zu bringen, die nöthig waren, die Compagnie eines abgehenden Hauptmanns zu kaufen. Keine hülfreiche Hand vom Hofe her hob den wartenden über die Gleichberechtigten hinweg, die auf der Liste vor ihm standen! — War dies Ziel erreicht, dann galt es nur noch aus der Compagnie — natürlich auf Kosten der Soldaten — das größte mögliche Einkommen zu ziehen, nach fünfundzwanzig Dienstjahren das Ludwigs-Kreuz zu erhalten und bei herannahendem Alter seine Compagnie wieder zu verkaufen.

Zwischen dem Hauptmann und dem Obersten gab es keinen Zwischengrad; der älteste Hauptmann war, ohne besonders dazu ernannt zu sein, in der Abwesenheit des Obersten dessen Stellvertreter — lieutenant Colonel.

In den Lehrbüchern wird nun, wo von den Pflichten der Offiziere die Rede ist, immer als eine Sache, die sich von selbst versteht, vorausgesetzt, daß der Oberst ein vornehmer junger Herr und in der Regel abwesend ist. So wird in einer zu ihrer Zeit viel benutzten militärischen Encyklopädie (von Bardet de Villeneuve, 1740) dem Obersten zur Pflicht gemacht, seinen Einfluß am Hof zu Gunsten des Regiments zu verwenden, — mit seinem Einfluß und selbst mit seinem Vermögen den Offizieren zu Hülfe zu kommen, denen irgend ein Unfall begegnet ist, und zuletzt wird noch von ihm gefordert: il doit résider le plus qu'il pourra à son régiment, afin d'en donner l'exemple aux autres officiers (d. h. den anderen jungen Herren, die als überzählige Hauptleute und Lieutenants figuriren — und eben nur des Beispiels wegen soll er das; im übrigen ist er da eine ziemlich überflüssige Person).

Von dem Obrist-Lieutenant heißt es dann: c'est ordinairement sur la direction de cet officier que roulent les affaires du régiment, les colonels n'y faisant pas ordinairement un long séjour. —

Auch abbayes commendataires waren für diesen Theil des Adels natürlich nicht zu haben; diejenigen seiner Söhne, die er dem geistlichen Stande bestimmte, mußten sich ärmlich als Weltpriester oder als Ordensbrüder im Kloster behelfen, und wenn es da auch mit Zucht und Regel nichts weniger als streng genommen wurde, so fehlte doch sehr viel von den Annehmlichkeiten des bunten Schmetterlingdaseins eines Abbé.

Gegen die Mißbräuche im Heer reichte unter anderem, gleich im

Digitized by Google

Anfang der Revolution, das gesammte Offiziercorps der Straßburger Besatzung eine Bittschrift bei den versammelten Ständen ein. Aber natürlich ging das Verlangen nach Reformen nur bei sehr wenigen Individuen dieser Classe weiter, als das unmittelbare eigene Standesinteresse. Nur sehr wenige schlossen sich später der Revolution an — und das ist begreiflich, denn es gehörte zu einem solchen Schritt das stolze Bewußtsein selbständigen Werthes, der einer so schwachen Stütze, wie diese Standesstellung war, leicht entbehren könne; das Bewußtsein, man werde in einer neuen Ordnung der Dinge, auf sich selbst angewiesen, durch eigenen Werth zu größerer Bedeutung gelangen, als man in der alten Welt dem angeborenen Stande verdankte. Bemerkenswerth aber ist, daß sich unter diesen verhältnißmäßig wenigen die Mehrzahl der Offiziere der wissenschaftlich gebildeten Corps, der Artillerie und des Ingenieurwesens, befanden; daß sich unter ihnen so edel geartete, tüchtige Männer wie Desaix, so brauchbare Subjekte wie Davoust hervorthaten. — In der Mehrzahl hängen natürlich die Menschen mit unbesiegbarer Zähigkeit selbst an den kleinsten Vorzügen, die sie den Verhältnissen verdanken, und sollten damit auch Zustände verbunden sein, die jedem Streben, folglich auch ihrem eigenen, verkümmernde Grenzen ziehen.

Wie die anderen Stände, ihr Denken und Wollen, sich zum Staat verhielten, braucht uns hier nicht zu beschäftigen, da unsere Aufgabe nur dahin geht, zu ermitteln wie der Adel gesinnt war, und wie er sich verhielt, als nun jene unvermeidlichen Veränderungen des staatlichen Zustands immer mächtiger heranschritten. —

Der gutmüthige, aber beschränkte, mit Leben und Wirklichkeit ganz unbekannte und vor allen Dingen überaus schwache Ludwig XVI. war freilich nicht der Mann, der im Sinn Peters I. von Rußland, Friedrichs des Großen, oder des Ministers Karl von Stein großartige Reformen durchführen, oder auch nur ernstlich wollen konnte; doch aber hatte er begriffen, daß die Dinge so nicht weiter gehen konnten, wie unter der verworfenen und verachteten Regierung seines Vorgängers. Er berief neben dem windigen, leichtfertigen alten Maurepas, den nur ein Mißverständniß in den Rath eines Königs führen konnte, zwei Männer in seine Nähe, auf die ganz Frankreich

Digitized by Google

mit der höchsten Achtung blickte und mit vollem Recht: Turgot und Malesherbes.

Der Erstere huldigte allerdings mit der Einseitigkeit eines Doctrinärs einer wissenschaftlichen Lehre von der Staats- und Volkswirthschaft, die viel zu jung und zu unreif war, um allen Problemen des wirthschaftlichen Lebens der Völker gewachsen zu sein — und gewiß mußte er großes Unheil herbeiführen, wenn er die Dinge auf die Spitze treiben, wenn er, wie das System der Physiokraten verlangte, dem ganzen Haushalt des Staats vermöge einer einzigen Steuer — einer Grundsteuer — genügen und alle anderen Abgaben beseitigen wollte. Davon war aber nicht die Rede. Turgot war bei alledem ein sehr tüchtiger Mann, der sich im Leben umgesehen und als Verwalter einer Provinz bewährt hatte, und wenn er auch in den Fehler edler Naturen verfiel, der Vernunft und dem Billigkeitsgefühl der Menschen zuviel zuzutrauen, fehlte ihm doch nicht so gänzlich der Maaßstab für das Ausführbare.

Eine gerechtere, auf der Grundlage eines regelmäßigen Katasters gleichmäßiger vertheilte Grundsteuer an der Stelle der vingtième, stand freilich in Aussicht, zunächst aber beabsichtigte Turgot nur Reformen, die wenigstens auf diesem Gebiet so weit nicht gingen, wenn sie auch zum Zweck hatten den Druck zu erleichtern, der auf den ärmeren Klassen des Volks lastete.

Von den sieben Edicten, deren Erlassung Turgot (Anfangs 1776) beantragte, hob das eine die Zünfte und Innungen auf und gewährte eine Gewerbefreiheit, die freilich dringend nothwendig geworden war, doch aber von den bevorrechteten Inhabern der Meisterrechte, da ihnen keine Entschädigung geboten wurde, als eine ungerechte Maaßregel angefochten werden konnte.

Vielfach bestand in Frankreich ein Vorrecht, dem wir auch in den deutschen Weisthümern nicht selten begegnen. Manche Städte und Landbezirke, sowie viele einzelne Grundherren, hatten das Recht, unmittelbar nach der Weinernte auf eine Zeit lang, innerhalb eines gewissen Gebietes den Verkauf fremden Weines zu verbieten —: natürlich damit die Bevorrechteten den eigenen Wein theils schneller, theils über den Werth zu einem Monopolpreis verkaufen konnten. In den Städten, welche dies sogenannte Privilegium besaßen, wie in größeren Landbezirken, gereichte es, wie sich von selbst versteht, zum

Digitized by Google

Schaden der ganzen übrigen Bevölkerung, nur wenigen reichen Weinbergsbesitzern zum Vortheil. Diese Rechte wurden ohne Entschädigung aufgehoben, insofern Städte und ganze Landstriche im Besitz derselben waren. Einzelne Grundherren, die in ihren unterthänigen Dörfern dies Recht des Bannweins hatten, behielten es seltsamer Weise.

Am meisten Aufsehen erregte dasjenige Edict, vermöge dessen die Wegefrohnen im ganzen Reich aufgehoben wurden. Die Herstellung und Erhaltung der Landstraßen lag nämlich in ganz Frankreich unmittelbar den Landschaften selbst ob und wurde, mit geringen Ausnahmen weniger Bezirke, durch Naturalleistungen — durch Frohndienste — beschafft. Das ganze Verhältniß wurde besonders dadurch drückend, daß diese Dienste nach dem Maaßstab ausgeschrieben wurden, den die taille an die Hand gab, so daß also ein jeder dazu beizutragen hatte, — nur daß der reichbegüterte Adel und die Kirche nicht im Verhältniß zu ihrem Vermögen betheiligt waren. Eine arme, ganz besitzlose Tagelöhnerfamilie hatte jährlich sieben bis acht Tage Wegefrohne ohne alle Entschädigung zu leisten. Man wird zugeben müssen, daß dies sehr drückend war. Nun sollten die Frohndienste in eine Geldabgabe verwandelt werden, die in besondere Kassen eingezahlt, die Mittel gewährt hätte, den Straßenbau durch bezahlte Arbeiter zu bewirken. Die Hauptsache war dabei, daß diese Geldabgabe nicht nach Maaßgabe der taille, sondern der vingtième vertheilt werden sollte; dadurch war die ärmste Klasse, die der Besitzlosen, jeder, der nicht wenigstens eine eigene Hütte hatte, von der Last befreit; der bevorrechtete Grundbesitz aber etwas höher belastet als bisher. Doch war das Opfer nicht sehr groß, das von dem Adel verlangt wurde. Die privilegirten Stände in ganz Frankreich hätten jährlich etwa fünf Millionen Livres zu zahlen gehabt.

Aber so wie der Inhalt dieser Edicte bekannt war, erhob sich ein leidenschaftlicher Widerstand. Man nannte die neuen Verfügungen einen willkürlichen Eingriff in die bestehenden, großentheils verbrieften Rechte — und allerdings berief sich der Minister in der Einleitung zu den Edicten, dem bestehenden, geschichtlichen Recht gegenüber, auf einen höheren Grundsatz der Billigkeit, auf das was an sich und dem Wesen nach gerecht ist. Eine solche Lossagung von dem, was der Form nach Recht ist, und wenn dies auch seinem Inhalt nach nur

verbrieftes Unrecht sein sollte, hat auch wohl ihr bedenkliches, besonders in einem rein monarchischen Staat, wo die Krone allein Gesetze zu erlassen hat. Wenn nur die bevorrechteten Herren irgend geneigt gewesen wären, ihre Zustimmung zu irgend einem Opfer zu geben und eine Verbesserung des allgemeinen Zustandes im Sinn wirklicher Gerechtigkeit, in den Formen des alten Rechts möglich zu machen! Daß die Stimmen, die unter Umständen so laut werden können, dagegen immer schweigen, wenn auf Kosten anderer Stände irgend eine neue Unbill zu verbrieftem Recht gestempelt wird, das bleibt niederschlagend für den, der gern die Menschen achten möchte. Als jene Wegefrohnen, nicht allzu lange Zeit früher, zuerst eingeführt wurden, als die Krone, der Adel und die Clerisei sich selbst im Wesentlichen davon ausnahmen und unter sich ausmachten, daß diese neue Last lediglich den Bauern und den armen Tagelöhnern aufzubürden sei, die natürlich nicht gefragt wurden —: da sprach niemand davon, daß dies ein willkürlicher Eingriff in Recht und Eigenthum dieser Klassen sei.

Das Pariser Parlament, das sich als den Vertreter der Nation oder vielmehr der Stände betrachtete, und behauptete: erst seine Zustimmung — in der Form von Einzeichnung in seine Protocolle ertheilt — verleihe den königlichen Verordnungen Gesetzeskraft, hatte somit nach seiner eigenen damaligen Theorie die Mittel in Händen Turgot's Edicte in derselben Weise, wie so ziemlich alles in Frankreich bestehende Recht sich gebildet hatte, zu Gesetzen zu erheben; seine Zustimmung im Namen der Betheiligten hätte Allem genügt, was in Beziehung auf das Formelle des Rechts nöthig scheinen konnte.

Aber das Parlament bestand aus Edelleuten, aus bevorrechteten Grundbesitzern und konnte sich daher mit dem Inhalt dieser Verordnungen nicht versöhnen. Der Inhalt war das, was man nicht wollte; selbst so geringfügige Opfer war man durchaus nicht geneigt zu bringen. Das Parlament machte Einwendungen und verweigerte die Einzeichnung; doch wurde diese für den Augenblick noch in einer königlichen Kissensitzung, in einem sogenannten lit de justice, erzwungen; d. h. in feierlicher Gegenwart des Königs, wo nicht gesprochen werden durfte, folglich auch nicht protestirt werden konnte.

Noch weniger Glück machte Turgot bei dem Klerus, der eben

Digitized by Google

versammelt war, um ein neues don gratuit von zwanzig Millionen Livres in der alten Weise zu gewähren. Hier erfreute sich der Minister nicht einmal eines scheinbaren Sieges. Er suchte Duldung der Protestanten zu bewirken; konnte aber nicht einmal erlangen, daß jenes unvernünftige Gesetz aufgehoben wurde, welches die Ehen der Protestanten untereinander durchaus verbot! Die Ehen der Protestanten mußten auch fortan, wie schon seit der Aufhebung des Edicts von Nantes, vor dem Gesetz für Concubinat gelten! — So streng war, in Beziehung auf die sogenannte Reinheit des Glaubens, jener Klerus, der aus Cardinälen bestand wie Dubois, Tencin, Bernis und Rohan, aus Bischöfen wie Talleyrand — aus Abbé's wie Grécourt, Gresset und der Wucherer d'Espagnac! — Freilich paßte das ganz gut zu der bebenden Furcht vor den Flammen der Hölle, die Ludwig XV. ergriff, als er erfuhr, daß eine der Schönen seines Harems im Hirschpark protestantischen Glaubens sei!

Und freilich, Minister konnte und durfte Turgot nicht bleiben; wie ein Paar wohldenkende Schriftsteller in ihrer „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI." sagen: „Was der Religion, was den alten Grundsätzen der Verwaltung und der Politik anhing, mußte unbedingt gegen Turgot sein." Natürlich! der Mann hätte ja wohl gar mit seinem Kataster, mit seiner gleichmäßigeren Grundsteuer hervortreten können!

Man wünschte den Colonien Englands in ihrem beginnenden Kampf gegen das Mutterland beizustehen. Turgot war dagegen, weil ihm der Zustand der französischen Finanzen bedenklich schien und die Schuldenlast nicht vermehrt werden dürfe; besonders aber, weil ein Krieg die Reformen, die im Innern Frankreichs nöthig seien, hemmen und stören würde. — Der eitle Genfer Banquier Necker, der sich zu großen Dingen berufen glaubte und wie er selbst erzählt, vor Begierde brannte, eine Rolle zu spielen, bewies um dieselbe Zeit, daß Frankreich vermöge des Credits, den er in seiner Schrift als eine Art von Feenkunst erscheinen ließ, über unermeßliche, unerschöpfliche Reichthümer gebieten könne; und er war natürlich sehr willkommen mit Versprechungen, die alle Entsagungen und Anforderungen von Sparsamkeit, wie alle neuen Opfer überflüssig zu machen schienen.

Sein Auftreten erleichterte das Werk derer, die an Turgot's Sturz arbeiteten. Uebrigens machten sich die Feinde dieses Mannes,

Digitized by Google

die Herren vom Hofe, auch gar kein Gewissen daraus, Unruhen zu veranlassen, um ihre Zwecke zu fördern. Dem Volk wurde weiß gemacht, die dem Kornhandel gewährte Freiheit führe Theuerung herbei. Es kam zu dem sogenannten Mehlkrieg. Der Pöbel stürmte und plünderte öffentliche und Privatmagazine. Maurepas zog in Finanzangelegenheiten Necker zu Rath, und zwei Monate nach der Veröffentlichung jener sieben Decrete wurde Turgot verabschiedet. Dem schwachen König war dabei nicht ganz wohl zu Muthe, aber was konnte er thun? — „Das Parlament, der Adel, vor Allem aber Maurepas, der mich wahrhaft liebt, verlangen Turgot's Entfernung; sie ist für die allgemeine Ruhe nothwendig —“ schrieb Ludwig XVI. bei dieser Gelegenheit an Malesherbes, der nun auch freiwillig zurücktrat.

Kaum war der Minister entfernt, dessen Gebahren eine solche tugendhafte Entrüstung hervorgerufen hatte, so mußten die sieben Edicte zurückgenommen werden, und fast unmittelbar darauf wurde die auf den Rath des berüchtigten Casanova, des Verfassers der vielgelesenen Memoiren, in Frankreich eingeführte Zahlenlotterie bedeutend erweitert —: eine Finanzmaßregel, gegen welche das sittliche Gefühl der herrschenden Stände sich nicht empörte. Weder Parlament noch Geistlichkeit hatte dagegen etwas einzuwenden. Eine demnächst bekannt gemachte königliche Verordnung setzte dann von Neuem ausdrücklich fest, daß alle geistlichen Pfründen, alle Abteien, fortan nur an Edelleute verliehen werden sollten. Bisher hatte die Gunst großer Herren ausnahmsweise hin und wieder einmal eine solche kirchliche Sinecur auch wohl einem Abbé von bürgerlicher Geburt zugewendet.

Necker erhielt nun bald die Leitung der Finanzen und bedeutenden Einfluß. Im geraden Gegensatz zu Turgot suchte er nicht wie dieser, den kranken Staat durch gründliche Reformen zu heilen, sondern nur von Tag zu Tage durch Wechslerkunstgriffe die Maschine in scheinbar regelmäßigem Gange zu erhalten. Von leidigen Reformen war nicht weiter die Rede; Necker schaffte Geld durch den „Credit“, d. h. durch Anleihen; es fehlte nirgends; niemand wurde im leichtfertigen Genuß des Daseins gestört, und man hätte so weit zufrieden sein können. Daß Turgot's gehaßte und bei dem aller-

Digitized by Google

ersten, mäßigen Versuch unmöglich gemachte Verbesserungen bei alledem eine mächtige Stütze des gesellschaftlichen Bau's werden konnten, daß Necker's System dagegen der Geldmacht im besten Fall einen überwiegenden Einfluß im Staat verschaffen mußte, und auf die Länge, besonders wenn es mit Leichtsinn gehandhabt wurde, wenn nichts geschah, die Industrie von ihren Fesseln zu befreien, den Nationalreichthum zu heben, nur zu einer gewaltsamen Umwälzung führen konnte: das sah man eben nicht ein.

Bei alledem aber war in den Hofkreisen nichts weniger als Friede und Eintracht. Zu viele Menschen stritten sich um Einfluß, Stellen, Geld und Vortheile, Ordensbänder und Vorzimmer-Ehren, als daß Alles friedlich nebeneinander hätte leben können, und das wirre Gewebe elender Intriguen riß nie ab. Einem großen Theil des Adels war die junge, etwas leichtsinnige Königin Maria Antoinette, schon ihres steigenden und in der That meist sehr thöricht verwendeten Einflusses wegen tödtlich verhaßt, und da der schwache König persönlich niemandem imponirte, hielten es die leichtfertigen Herren vom Hof durchaus nicht für ihre Pflicht, die Würde der Krone in der Königin zu schonen. Die Tochter und Enkelin so vieler Kaiser, die Gemahlin eines Nachkommen des Heiligen Ludwig, wie man späterhin geltend machte, wurde keineswegs in ihren Schwächen geschont —: vielmehr von giftiger Verläumdung verfolgt; man gefiel sich in den Kreisen des Adels darin, sie sogar der schmutzigsten, unnatürlichsten Laster zu zeihen, und von den goldenen Sälen der Aristokratie aus verbreiteten diese Gerüchte sich auch weiter. Besonders auf Veranlassung der nur allzu berühmten Halsbandgeschichte, nahm so ziemlich der ganze hohe Adel Frankreichs, vielfach verwandt mit dem Cardinal Rohan, den der König wegen Beleidigung der Königin vor dem Parlament anklagte, Partei für diesen Kirchenfürsten. Man begnügte sich nicht damit, ihn für einen Märtyrer zu erklären und seinen Triumph zu feiern, als das Parlament ihn freisprach —: man war außerdem auch noch emsig bemüht, den Glauben zu verbreiten, daß die Königin allerdings gesucht habe, sich durch den niedrigsten Betrug und fortgesetzte Lüge auf Kosten des Cardinals einen schnöden Gewinn zu verschaffen.

Als dies geschah (1785), hatte Necker schon seit einigen Jahren keinen Einfluß mehr auf die Geschäfte. Er war noch vor dem Ende

des amerikanischen Krieges (1781) in Ungnaden entlassen worden. Hauptsächlich weil er es wagte, den Schleier des Geheimnisses, der bis dahin auf dem Treiben des Cabinets und der Verwaltung der Finanzen lag, in etwas zu lüften. Er that dies in einem mit Bewilligung des Königs gedruckten Bericht über die Ergebnisse seiner Verwaltung, theils um durch das gesteigerte Vertrauen die Anleihen zu erleichtern, die noch nöthig waren — theils gewiß aus Eitelkeit, um sich als Theatergott hinzustellen und selbstgefällig als den Retter Frankreichs zu verherrlichen. Die Prinzen und Maurepas wußten den König zu überzeugen, daß solche Oeffentlichkeit ein arger Frevel sei: und Grund oder Vorwand zu Necker's Entlassung gab dessen eigene Eitelkeit sehr bald an die Hand.

Joly de Fleury, und dann auf kurze Zeit d'Ormesson folgten ihm als Finanzminister. Der Erstere suchte sich theils durch eine Erhöhung der Steuern zu helfen, theils durch Anleihen. Schon 1781 wurden die verpachteten Abgaben, nämlich die Salzsteuer, das Tabacksmonopol und die Verbrauchssteuer, die an den Thoren von Paris von den eingehenden Lebensmitteln erhoben wurde — lauter Abgaben, die vorzugsweise die unteren Stände trafen — um etwa zwanzig Millionen Livres jährlich erhöht. Man erhielt sogar eine dritte Vingtième auf vier Jahre, und eine neue Anleihe von vierhundert Millionen Livres gelang besser als man eigentlich erwarten durfte, wenn auch immerhin unter sehr ungünstigen Bedingungen. Dennoch wußte Fleury den gewaltigen Rückständen nicht zu begegnen, die unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens, welcher die Unabhängigkeit Nordamerika's bestätigte, getilgt werden sollten, und wurde verabschiedet. d'Ormesson bebte selbst zurück vor der Aufgabe, die ihm gestellt war, und verließ schon nach wenigen Monaten das Ministerium, dem er in der That durchaus nicht gewachsen war.

Nun wurde durch allerhand elende Weiberintriguen, hauptsächlich durch den Einfluß, den die Herzogin Polignac bei der Königin übte, Calonne Controleur der Finanzen; ein geistreicher Mann, in einem hohen Grade das was man in der Welt liebenswürdig nennt, und wie sich von selbst versteht, leichtsinnig in einem noch höheren. Sein eigenes großes Vermögen war auf das äußerste zerrüttet. Er hatte in der Verwaltung dieses Vermögens gelernt, wie man trotz schmählicher Noth und Verlegenheit immer die Mittel zu dem glänzendsten

Digitized by Google

Aufwand auftreibt; er wußte, wie man sich aus augenblicklicher Verlegenheit hilft, indem man die Zukunft der Gegenwart aufopfert, indem man für die Zukunft eine noch schlimmere Verlegenheit bereitet, in der Hoffnung, man werde auch dann wieder Mittel finden, sich weiter zu helfen, wenn man auch noch nicht weiß wie. Dieselben losen Künste trieb er nun als leitender Minister — denn das wurde er, da bald nach Necker's Entlassung Maurepas gestorben war, und niemand das Mentoransehen dieses leichtfertigen, lockeren Greises bei dem frommen Könige ganz geerbt hatte. Die Sache ging eine Zeit lang: es schien wieder nirgends zu fehlen, wenigstens brauchte sich auch jetzt niemand etwas zu versagen; die königlichen Prinzen, namentlich die Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) und Artois (Karl X.) die das Talent hatten, immer wieder von Neuem tief verschuldet zu sein, erhielten aber- und abermals Millionen, um wenigstens ihre dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Neue Anleihen mußten helfen, unter den lästigsten Bedingungen abgeschlossen — Anticipation der künftig erst fälligen Einnahmen — alle Auskunftmittel eines zerrütteten Haushalts, der durch das gewagteste Spiel dem offenbaren Bankbruch zu entgehen sucht und nebenher die leichtsinnigste Verschwendung treibt, um über den wahren Zustand zu täuschen.

Aber vergebens! „Es nutzt nit' lang und thut kein gut!“ — Die Einnahmen reichten nun einmal nicht mehr hin, um mitten im Frieden die gewöhnlichen Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, und wenn diese auch durch weise Sparsamkeit so viel als möglich beschränkt wurden — was freilich nicht geschah. Der Ausfall im Staatshaushalt mußte sogar mit jedem Jahre beträchtlicher werden, da immer neue Anleihen zu hohen Zinsen gemacht wurden, folglich außer allen früheren Ausgaben immer neue Zinsen zu decken waren. Schon im Jahre 1786 betrugen die ungedeckten Ausgaben nicht weniger als den vierten Theil des ganzen Bedarfs; in zehn Jahren hatte sich die Staatsschuld um etwa eintausendsechshundert Millionen Livres vermehrt, eine Summe, die vollends ungeheuer erscheint, wenn man sie mit dem damaligen Nationalreichthum Frankreichs vergleicht — und von dieser großen Summe kam bedeutend mehr als der vierte Theil auf die vier letzten Friedensjahre, seit dem Ende des amerikanischen Krieges. Im allerletzten Jahre betrug der Ausfall 112 Millionen

Digitized by Google

Livres, und in aufgeschobene Zahlungen und vorausgenommene Einnahmen verwickelt, war man auf eine Höhe der Verwirrung gerathen, wo alles zu stocken und zu brechen drohte.

Calonne sah nun wohl ein, daß gründlich geholfen werden müsse. Er sah auch ein, daß dies nur geschehen könne, indem einerseits die höheren Stände ihren Steuervorrechten entsagten und sich bequemten, die Lasten des Volks mitzutragen, andererseits die hemmenden Fesseln der Nationalindustrie gelöst wurden. Mit jener Unbefangenheit, die den Weltmann, den Diplomaten nie verlassen darf, machte er ganz einfach Turgot's Plane zu den seinigen, so seltsam es sich auch ausnehmen mochte, daß ein Mensch wie er Anderen Opfer zumuthen wollte.

Er beantragte demnach einen Erlaß an der Taille, der den ärmeren Classen zu Gute kommen sollte, sowie die Abschaffung der Wegefrohnen in der früher angedeuteten Weise; Freigebung des Getreidehandels und der Getreideausfuhr; Aufhebung der hemmenden Zolllinien im Inneren des Reichs — und was damit zusammenhing: Ausgleichung der Salzpreise, d. h. der Salzsteuer in allen Provinzen.

Diese Maßregel war eine dringend nothwendige; die unter Ludwig XIII. und später erworbenen Provinzen hatten ihre alten Steuern behalten — andere hatten sich von der hohen Salzsteuer in einer und anderer Weise frei zu machen gewußt — Bretagne und Poitou waren vor allen begünstigt. In den pays de grande gabelle, welche den Kern des Reichs bildeten, mußte dagegen das Salz zu einem ganz fabelhaften Preis bezahlt werden; der Centner galt etwa 15½ Thaler, d. h. mehr als in Preußen je die Tonne gekostet hat. Dabei war verfügt, daß jedermann, der ärmste Tagelöhner wie der reichste Herzog, für sich selbst und jedes Mitglied seines Hauses, das das Alter von sieben Jahren erreicht hatte, jährlich sieben Pfund Salz von der Regie kaufen mußte. Diese Verfügung mag nothwendig gewesen sein, da sonst der Schmuggelhandel so ziemlich den ganzen Bedarf gedeckt haben möchte. Sie giebt den wohldenkenden Schriftstellern, die wir schon einmal angeführt haben, Veranlassung zu der eigenthümlichen Bemerkung, daß diese Steuer von allen Ständen vollkommen gleichmäßig getragen wurde. Daß die Grenzen der so schwer besteuerten Provinzen durch eine sehr zahlreiche Zollwache gehütet werden mußten, daß die Kosten einen unverhältnißmäßigen

Digitized by Google

Theil der Einnahme verschlangen, liegt in der Natur der Sache; ebenso daß dennoch der Schmuggelhandel mit Salz an dieser Grenze in großartigem Maßstab schwunghaft betrieben wurde und zu den einträglichsten Gewerben gehörte.

Auch Vertheilung der Gemeindeländereien und Veräußerung bedeutender Krondomänen sollten einer Steigerung der Nationalindustrie mächtig zu Hülfe kommen.

Auf der anderen Seite wurden dann allerdings auch von den bevorrechteten Ständen bedeutende Opfer verlangt. Obenan stand die Forderung, daß eine gleichmäßige, nach dem wahren Werth abgeschätzte Grundsteuer, subvention territoriale genannt, an die Stelle der vingtième, und damit eine gleiche Besteuerung alles Grundeigenthums eintreten solle. Auch die Geistlichkeit sollte diese Abgabe für ihre reichen Ländereien übernehmen. Als Haupthinderniß auch nur gleich dem Adel die vingtième zu tragen, war von dieser Seite immer die von dem ersten don gratuit herrührende Schuld des Klerus vorgeschützt worden: diese, doch in der That verhältnißmäßig geringfügige Schuldenmasse sollte jetzt vor allen Dingen vermöge Veräußerung einiger minder wichtigen Rechte und Einkünfte der Kirche getilgt werden; eine wirklich kaum bemerkbare Schmälerung des Kircheneigenthums hätte dazu genügt, und dann durfte man sich von der Subvention eine Vermehrung des Staatseinkommens um wenigstens fündunddreißig Millionen Livres versprechen.

Ferner sollte eine neue Stempelabgabe dem Schatz zu Hülfe kommen, und da außerdem in allen Zweigen der Verwaltung sehr bedeutende Ersparnisse in Aussicht standen, die sich zum Theil in Folge der beabsichtigten Veränderungen von selbst ergaben, durfte man hoffen, das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen. Besonders wenn man erwog, daß in Folge zunehmenden Nationalreichthums auch der Ertrag der indirecten Steuern steigen mußte.

Um auch den Verlangen und Bestrebungen der Zeit einigermaßen entgegen zu kommen, sollten in allen Provinzen Provinzialversammlungen gebildet werden, hauptsächlich beauftragt, die Steuern im Innern der Provinz zu regeln u. s. w. Die Mitglieder derselben sollten jedoch nicht erwählt, sondern vom Könige ernannt werden.

Niemand wird bezweifeln, daß diese Veränderungen, wenn sie möglich, wenn sie eingeführt wurden, eine wesentliche Verbesserung

Digitized by Google

des gesammten Zustandes herbeiführen mußten; Frankreich durfte sich Glück wünschen auch wenn es diese Gaben, die ihm Turgot's reiner Geist zugedacht hatte, aus Calonne's unreiner Hand empfing. Aber wie sollte man diese heilsamen Maßregeln zur Ausführung bringen? — Daß die Parlamente sich unbedingt weigern würden, Verordnungen solchen Inhalts in ihre Protocolle einzuzeichnen, ja daß sie über den bloßen Gedanken leidenschaftlich auffahren und den ärgerlichsten Lärmen erregen würden, das konnte man mit mathematischer Gewißheit vorhersehen. Mit denen war nichts anzufangen. Es fehlte an einem Könige, der durch seine Persönlichkeit und seinen Willen imponirte; an einem Cardinal Richelieu, der Widerstand nöthigen Falls zu zertreten wußte.

Die Stände des Reichs zusammenzurufen, deren Recht mit dem König vereint solche Veränderungen zu verfügen kein Jurist hätte in Zweifel ziehen können, mußte um so weitläuftiger und bedenklicher erscheinen, da sie seit dem Jahre 1614 nicht mehr versammelt gewesen und ganz vergessen waren. Es zeigt sich keine Spur, daß man irgend auch nur vorübergehend den Gedanken daran erwogen hätte.

Das Herkommen schien einen anderen Ausweg zu bieten. Mehrfach hatten die Könige im Lauf des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, eben um den Verhandlungen mit den Ständen zu entgehen, sogenannte Notablen versammelt; bedeutende Männer, die der König um sich berief, und von denen vorausgesetzt wurde, daß sie mit den Bedürfnissen und mit der Stimmung der Bevölkerung bekannt seien, und die Regierung darüber aufklären könnten. Da sie aber von niemandem bevollmächtigt waren, hatten die Notablen natürlich nur eine berathende, keine entscheidende Stimme.

Eine solche Versammlung beschloß der König auf Calonne's Rath auch jetzt zu berufen. Man hätte sich aber wohl sagen müssen daß selbst die Zustimmung der Notablen den Vorschlägen der Regierung doch nur eine moralische Stütze gewähren konnte, und daß die Parlamente z. B. ganz und gar nicht genöthigt waren, sich vor ihrem Gutachten zu beugen. Einigermaßen scheint man das gefühlt zu haben, denn gleich in dem königlichen Einberufungsschreiben wurde ausdrücklich gesagt, daß Alles, worüber der König diese Versammlung zu Rathe gezogen haben würde, im ganzen Reich als Gesetz bekannt gemacht und keine Einwendung dagegen gestattet werden solle —:

Digitized by Google

eine sehr leere Redensart, die vollkommen überflüssig war, wenn die Zustimmung der Notablen wirklich das nöthige Gewicht hatte, und zu gar nichts helfen konnte, wenn dies nicht der Fall war. Denn glaubte das entscheidende Pariser Parlament nicht einmal dem Spruch der Notablen selbst sich fügen zu müssen, so mußte eine solche Redensart, die weder ein Recht noch eine Macht zur Grundlage hatte, vollends ganz ohnmächtig sein.

Die Notablen, die sich am 22. Februar 1787 zu Versailles versammelten, bestanden aus zwölf Mitgliedern des königlichen Rathes und fünf Ministern, die zusammen die Krone zu vertreten hatten; ferner aus sieben Prinzen des königlichen Hauses, drei geistlichen und sechsunddreißig weltlichen Pairs als Vertretern des hohen Adels; die Geistlichkeit war durch elf Bischöfe vertreten; dreiunddreißig Präsidenten und Generalprocuratoren der Parlamente, vier Präsidenten und Generalprocuratoren der von dem Pariser Parlament abhängenden Cours des comptes, und der lieutenant civil de Paris kamen dazu; die Provinzen, welche Provinzialstände hatten, sendeten zwölf von diesen Ständen gewählte Abgeordnete, nämlich sieben Edelleute und fünf Geistliche. Den Schluß machten fünfundzwanzig Bürgermeister (maires) der bedeutendsten Städte, die aber nicht als Vertreter dieser letzteren, sondern nur persönlich, ihrer hohen Stellung wegen, berufen waren.

Im Ganzen befanden sich unter der Zahl, neben den vierzehn Kirchenfürsten nur acht Bürgerliche, und das waren Leute, von denen man wußte, daß sie nach dem Adel strebten. Gewiß konnte nicht leicht eine Versammlung in einem höheren Grade competent sein, ihre Zustimmung zu geben zu Opfern, die von den bevorrechteten Ständen gebracht werden sollten —: aber seltsam bleibt es, daß man so etwas von ihr erwarten konnte! Wäre ein Mann wie Turgot, der groß von der Menschheit dachte, in solchen Irrthum verfallen, das ließe sich begreifen: wie aber Calonne, der Welt- und Hofmann, der die Menschen seines Kreises gar wohl kannte und von sich und von anderen nie etwas anderes verlangt hatte als Leichtsinn und Selbstsucht —: wie der dazu kam, weiß man sich wirklich nicht zu erklären.

Digitized by Google

Freilich gab es in der Versammlung auch ein liberales Element, an dessen Spitze Lafayette stand: wenige jüngere Herren vom Adel, die aber auch gegen die Vorschläge der Regierung stimmten, weil ihnen daran lag, daß die Versammlung der Notablen ganz fruchtlos ablief. Sie wollten über diese hinaus, durch ihre Erfolglosigkeit zu einer der englischen nachgebildeten Verfassung gelangen, die unbedingt nothwendig werden sollte.

So wurde denn der verneinende Widerstand ein sehr allgemeiner und ebenso leidenschaftlicher. Er war sogar ohne alle Ausnahme einstimmig. Alle Vorschläge der Regierung wurden abgelehnt. Die Provinzialversammlungen, in denen nach Necker's früherem Vorschlag, der sogenannte dritte Stand, die Städte und Bauerschaften, die Hälfte der Stimmen haben sollten, wurden unzweckmäßig und den Grundgesetzen des Reichs widersprechend genannt. Was den Ausfall im Staatshaushalt anbetrifft, den Calonne zu 112 Millionen Livres angegeben hatte, so wollten die sieben Bureaux, in welche sich die Notablen unter dem Vorsitz ebenso vieler königlichen Prinzen getheilt hatten, später sämmtlich ermittelt haben, daß er noch viel bedeutender sei, daß er 125, ja 140 Millionen betrage —: zeigten aber dennoch nicht die mindeste Geneigtheit, die Mittel gut zu heißen, durch die er gedeckt werden sollte — oder andere, nach ihrer Meinung zweckmäßigere, vorzuschlagen. Gegen die Stempelsteuer, die hauptsächlich den Handel und Gewerbe treibenden Mittelstand treffen mußte, war man weniger entschieden. Desto mehr Einwendungen wurden gegen die allgemeine Grundsteuer erhoben und gegen die Art, wie die Schulden der Kirche getilgt werden sollten.

Calonne, der sich mit großer Gewandtheit zu behaupten suchte, ungeachtet der leidenschaftlichen und selbst ungezogenen Angriffe, denen er sich persönlich schon in den ersten Tagen von Seiten vieler vornehmen Herren ausgesetzt sah, suchte mit einer geschickten Wendung durchzukommen, selbst als er die Einwendungen der Herren dem König hinterbringen und dann im Namen dieses letzteren darauf antworten mußte. Der König danke, sagte Calonne am 12. März 1787, für die Aufmerksamkeit, für den Eifer, welchen die Herren bei der Berathung der Vorlagen gezeigt hätten und lasse ihnen seine Zufriedenheit darüber ausdrücken, daß ihre Einwendungen sich nur auf die Formen der neuen Einrichtungen bezögen, nicht auf das Wesentliche der Sache.

Das nahmen die Notablen außerordentlich übel! sämmtliche Bureaux erklärten noch an demselben Tage mit etwas leidenschaftlicher Bestimmtheit, nicht etwa blos die Form: die Sache selbst sei es, die man verwerflich finde; die neuen Einrichtungen seien es, von denen man nichts wissen wolle. Die Provinzialversammlungen wurden nun in den bestimmtesten Ausdrücken verworfen, und die unbequeme subvention territoriale mit fast noch größerer Entschiedenheit. Die beantragte Veräußerung einzelner Kirchengüter würde als ein Raub an dem Eigenthum der Kirche bezeichnet.

Calonne hatte zugleich einen Widerspruch von anderer Seite her ziemlich muthwilliger Weise heraufbeschworen. Er hatte nämlich in der Eröffnungsrede mit dreister Stirne gesagt: der Ausfall im Staatshaushalt rühre schon aus Necker's Verwaltungszeit her. Diese Behauptung war an sich nicht unwahr; sie wurde es aber dadurch, daß er glauben machen wollte, der Ausfall sei die Zeit her nicht größer, die Verwirrung nicht unheilvoller, die Lage nicht schlimmer geworden.

Der eitle Genfer Wechsler konnte natürlich nicht ertragen, daß die Glorie, die um seinen Scheitel schwebte, ihm auf diese Weise streitig gemacht werde: er trat öffentlich mit der entgegengesetzten Behauptung auf, es habe zu seiner Zeit durchaus gar kein Ausfall sich ergeben, und da Unklarheit und Marktschreierei sein System einigermaaßen umwölkten, hätte er nöthigenfalls sogar noch mehr als das beweisen können.

Sein Kunststück bestand nämlich darin, daß er die Ausgaben des Staats streng in gewöhnliche und außergewöhnliche theilte und die Lehre hinzufügte: nur die ersteren müßten nothwendig durch die regelmäßigen Einnahmen des Staats bestritten werden; die letzteren seien durch den „Credit“ zu decken. So lange die Einnahmen hinreichen, jene erstere Classe von Ausgaben zu bestreiten, so lange noch etwas übrig bleibt, womit man die Zinsen neuer Anleihen bezahlen kann, ist kein Ausfall anzuerkennen, man darf sich vielmehr „unerschöpfliche Hülfsquellen“ zuschreiben. Daß der ziemlich unbestimmte Begriff: außerordentliche Ausgaben, im Nothfall willkürlich erweitert werden kann, sieht wohl ein jeder. Wie leicht lassen sich z. B. alle öffentlichen Bauten hierher rechnen; denn wenn auch jede Regierung, die dem Zweck ihres Daseins irgend genügen will, jährlich bedeutenden Aufwand für dergleichen machen muß, kommt doch jeder einzelne Bau

Digitized by Google

unstreitig nur einmal vor und kann somit als etwas angesehen werden das nicht regelmäßig jedes Jahr wiederkehrt in den Ausgabeberechnungen des Staats. So lange es gelingt, Anleihen zu leidlichen Bedingungen zu machen, braucht ein irgend gewandter Finanzminister, mit diesem System ausgerüstet, nicht leicht einen Ausfall anzuerkennen. Daß diese ganz hohle Spiegelfechterei zu ihrer Zeit Glück machte, darf uns nicht befremden. Ist man doch noch vor kurzem in Frankreich darauf zurückgekommen, um einen schlimmen Zustand des Staatshaushalts nicht in seiner ganzen Blöße unumwunden zu zeigen. Damals, wo staatswirthschaftliche Kenntnisse weniger verbreitet waren als jetzt, die Wissenschaft selbst noch weit mehr in ihrer Kindheit lag, konnte das natürlich mit viel größerem Erfolg geschehen; besonders zur Zeit als Necker zuerst mit seinem System, wie mit Aladin's Zauberlampe unter die Leute trat und Wunder versprach, die niemandem weder Anstrengungen noch Opfer kosten sollten.

Noch hatte Calonne einen mächtigen Anhang in dem Putzzimmer der Königin; die Herzogin von Polignac hielt ihn und Necker wurde verbannt. Die Notablen aber sahen es bald als ihre eigentliche Aufgabe an, den Minister zu stürzen, der solche ungeheuerliche Vorschläge machte. In den Sitzungen eiferten dieselben Herren für Sparsamkeit, denen die Verschwendung des Hofes allein zu Gute gekommen war. Sie meinten, man könne ihnen nicht zumuthen, ihre Zustimmung zu neuen Lasten zu geben, so lange deren Nothwendigkeit nicht erwiesen sei, so lange man sich nicht überzeugt habe, daß sich der Ausfall nicht durch Ersparungen decken lasse. Das habe man aber nicht gethan; vielmehr wiesen die Herren selbst, so ziemlich aus dem Stegreif, nach wie vierzig Millionen Livres jährlich erspart werden könnten, wenn der König seine kostbaren Haustruppen abschaffen und hier und da sich beschränken wolle. Die Möglichkeit dieser Ersparungen sähen sie selbst bei ihrer unvollkommenen Kenntniß des Staatshaushalts; bei genauerer Kenntniß der Sachlage würden sie gewiß noch mehr nachweisen können. Man erinnerte daran, daß unter der nichts weniger als sparsamen Regierung Ludwig's XV. die Ausgaben immer weniger als vierhundert Millionen Livres betragen hätten und darin lag die Weisung, daß Ludwig XVI. sich mit ungefähr derselben Summe behelfen könne, anstatt um ein Drittheil mehr zu brauchen.

Außerhalb der Sitzungen spannen und webten vornehme Herren,

Digitized by Google

Damen, Geistliche und Kämmerlinge emsig an einem verwickelten Netz elender kleiner Intriguen gegen den Minister, deren vielfach in sich selbst verschlungene Geschichten Hunderte von Bänden der Denkwürdigkeiten aus jener Zeit füllen. Die Sache wurde ziemlich so betrieben, wie der erste beste verwickelte und leidenschaftliche Vorzimmer- und Boudoir-Zwist um irgend welche Salon-Nichtigkeiten — von dem Ernst, der ernsten Dingen ziemt, sehen wir nirgends eine Spur! — Loménie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, nachher von Sens, der nach der bedenklichen Ehre strebte, in einer schwierigen Zeit der leitende Minister eines Königs zu werden, den Charakterschwäche unfähig machte, und einer Königin, die das Reich im Sinn weiblicher Capricen regieren wollte —: der zeigte sich auch ausnehmend thätig in diesen Dingen.

Da Calonne den Boden unter seinen Füßen wanken fühlte, ließ er plötzlich alle Vorschläge drucken, die den Notablen unterlegt worden waren. Er wollte nun dem ganzen Lande zeigen, was die Regierung beabsichtigt habe, und wer sie lähme, wer alle Reformen unmöglich mache. Wahrscheinlich hoffte er sich auf die öffentliche Meinung stützen, durch ihre Macht sich behaupten zu können, und sorgte darum auf jede Weise dafür, daß jene Vorschläge allgemein bekannt würden. Die Entwürfe zu den beabsichtigten Verordnungen wurden selbst allen Pfarrern des Königreichs von Amtswegen zugesendet und eine Anmerkung sagte ausdrücklich, daß lediglich die Weigerung der Notablen Schuld sei, wenn die Mißbräuche nicht abgestellt, die Zustände der ärmeren Klassen nicht erleichtert würden.

Dies Beginnen gelang dem Minister gar übel; er war im Lande zu sehr gehaßt und verrufen, als daß er in der öffentlichen Meinung eine Stütze hätte finden können. Adel und Geistlichkeit waren empört. Wie konnte man sie in diesem Grade bloßstellen und vor die Oeffentlichkeit bringen, was doch nur die höheren Stände etwas anging! Das war „légéreté“, das war „inconduite“, — so nennt es der Schweizer von Cythere, der getreue Anhänger der Königin, General Bezenval (eigentlich Herr von Bösenwald, Soloturner Patricier) — das schickte sich ganz und gar nicht.

Die Notablen vertagten ihre Arbeiten, führten Beschwerde bei dem Könige und verlangten die Erlaubniß nun auch, zu ihrer Rechtfertigung die Protocolle ihrer Arbeiten drucken zu lassen. In denen

Digitized by Google

war sehr viel von Ersparungen die Rede; das konnte den Leuten im Lande doch auch gefallen, und vielleicht sogar noch besser als alle gemachten Vorschläge. Lafayette verlangte sogar eine Untersuchung der Verwaltung des Generalcontroleurs Calonne; namentlich gewisser Vertauschungen königlicher Domänen gegen Güter der Familie Rohan, die allerdings dazu gedient hatten, diese Familie in schmählicher Weise auf Kosten des Staats zu bereichern.

Selbst die Herzogin von Polignac konnte einen Minister nicht mehr halten, der in solchem Grade gegen die Sitte verstieß. Calonne wurde entlassen, und Loménie de Brienne, der bald an seine Stelle trat, verkündete schon durch sein erstes Auftreten, daß sein Streben dahin gehe, eine Rolle wie die Cardinäle Richelieu und Mazarin zu spielen. Schon seines hohen kirchlichen Ranges wegen mußte er im Ministerium, sobald er in dasselbe trat, auch der Form nach die erste Stelle einnehmen. Er ließ neben sich noch einen untergeordneten Finanzminister ernennen, zum Theil gewiß um noch entschiedener als das Haupt der ganzen Verwaltung dazustehen. Er begann mit der Entlassung einiger untergeordneter Beamten — mit prahlerischen Versprechungen von Ersparungen, die eingeführt werden sollten, und führte die Verhandlungen mit den Notablen noch fünfundzwanzig Tage fort, ohne ein recht bestimmtes Ziel.

Die Stellung dieser Versammlung war nun eine sehr schwierige geworden. Sie stand einem Minister gegenüber, den man nicht persönlich angreifen, nicht der Verschwendung beschuldigen konnte, da er eben erst in das Amt trat; — und da die Verhandlungen nun einmal öffentlich bekannt geworden waren, mußte man doch nothwendig eine gewisse Bereitwilligkeit zeigen, im Fall es nöthig werden sollte, Opfer zu bringen; es war nicht ganz leicht, dies in solcher Weise zu thun, daß man dadurch zu nichts verpflichtet wurde, und sich auf nichts Bestimmtes einzulassen.

Zu Einigem gaben die Notablen am Ende wirklich ihre Zustimmung. Die Provinzialversammlungen, die man für unmöglich erklärt hatte, wurden nun gebilligt; die Zölle im Innern des Reichs wurden aufgehoben; einige Nebensteuern, welche gewisse Hauptsteuern, besonders die Salzsteuer noch drückender machten, sollten abgeschafft werden — und um doch auch für den Augenblick etwas zu thun, sollten sechs Millionen Livres neuer Leibrenten geschaffen werden —:

Digitized by Google

was vollkommen ungenügend war, um auch nur den Verlegenheiten eines Jahres zur Hälfte zu steuern.

Was aber die Hauptsache anbetraf, nämlich die eigentliche Höhe des Ausfalls im Staatshaushalt, und die Mittel, ihn zu decken, so vermied die Versammlung mit der ängstlichsten Sorgfalt jede bestimmte Erklärung. Die Notablen sagten zwar im Allgemeinen, sie seien bereit im Nothfall ihren Steuervorrechten zu entsagen — verwiesen aber zugleich wieder und immer wieder auf Sparsamkeit als das eigentliche universelle Heilmittel. In der Abschiedsrede versprach der König denn auch in ebenso allgemeinen Redensarten vielfache Einschränkungen. So war man demnach am Ende ungefähr wieder so weit wie am Anfang; der Noth und Verwirrung war nicht im Mindesten abgeholfen!

Der Erzbischof-Minister machte nun Calonne's Vorschläge, die ohnehin aus Turgot's Portefeuille entlehnt waren, mit wunderbarer Unbefangenheit zu den seinigen, obgleich er selbst sie in den Notablen auf das lebhafteste bekämpft hatte. So drängte die Macht der Umstände auf den Ausweg, den die bevorzugten Stände nun einmal nicht nehmen wollten, als auf den einzig möglichen!

Mit derselben weltmännischen Unbefangenheit legte Brienne diese von Calonne entworfenen Verordnungen mit sehr geringfügigen Veränderungen dem Pariser Parlament zur Eintragung in dessen Register vor, als seien sie von den Notablen gut geheißen worden.

Einiges ging ohne sonderliche Schwierigkeiten durch; so das Edict, welches den Kornhandel frei gab, und die Provinzialversammlungen. Zu allem Ueberfluß aber legte Brienne das Grundsteuergesetz, das dem Adel und der Geistlichkeit natürlich verhaßt war, von dem übrigen Frankreich aber an sich nichts weniger als ungünstig beurtheilt wurde, nicht für sich allein vor, sondern in Verbindung mit demjenigen, welches die neue, allgemein verhaßte Stempelsteuer betraf —: und dadurch wurde der Widerstand des Parlaments gar sehr erleichtert. Diese Behörde konnte sogar darauf rechnen, die öffentliche Meinung des ganzen Reichs für sich zu haben, wenn sie sich gegen die Regierung auflehnte.

Ohne ihn förmlich auszusprechen trat das Parlament entschie-

Digitized by Google

dener als je mit dem Anspruch hervor in Ermangelung der Stände deren Stelle zu vertreten, deren Rechte zu üben. Es verlangte, um sich über die Nothwendigkeit der neuen Auflagen, und somit über die Zweckmäßigkeit ihrer Eintragung in die Register ein Urtheil bilden zu können, daß ihm die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe des Staats, über den jährlichen Ausfall in den Finanzen, vorgelegt würden; es verlangte dann auch noch weiter Auskunft darüber, worin die versprochenen Einschränkungen und Ersparnisse bestehen sollten, und ob sie nicht genügen würden, das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen.

Das war ein ganz unerhörtes Verlangen, von dem sich in der französischen Geschichte kein Beispiel nachweisen ließ; das Parlament verließ damit durchaus den Boden des geschichtlichen Rechts, auf das es sich doch allein berufen konnte, und verirrte sich verwegen in das Gebiet willkürlicher Anmaaßung. Der Minister mußte sich dem Verlangen widersetzen, um der Krone nichts zu vergeben; er hätte auch im Namen der Stände, der Nation widersprechen müssen, die ihre Rechte nie auf das Parlament übertragen hatten.

Die am 6. Juli 1787 gestellten Forderungen des Parlaments wurden schon am 8. von der Regierung unbedingt zurückgewiesen. Man bewies sehr bündig daß sie vollkommen unberechtigt seien, und deutete an daß sie überdies für böswillige Chicane gehalten werden müßten, denn man durfte sie überflüssig nennen da so viele Mitglieder des Parlaments an den Arbeiten der Notablen Theil genommen hatten, und somit über die Lage des Staats ausreichend unterrichtet waren.

Durch diese Erwiderung sah sich das Parlament allerdings genöthigt die gar nicht zu rechtfertigende Stellung die es für den Augenblick eingenommen hatte, wieder aufzugeben, und einzulenken —: aber in eine Bahn die viel weiter führte!

Das Parlament erklärte nun es habe gar nicht das Recht die Steuerverordnungen in seine Protocolle einzutragen, und ihnen damit Gesetzeskraft zu verleihen — denn es sei ein Grundgesetz des französischen Staatsrechtes, daß alle Steuern durch diejenigen bewilligt werden müßten, die sie tragen sollten — (ein Grundsatz den das Parlament natürlich im Geist des Mittelalters verstand, dem zu Folge die Bauern als das hörige Eigenthum der adeligen Grund-

Digitized by Google

herren und als vertreten durch diese Herren, betrachtet werden) — nur die versammelten Stände — états généraux — könnten daher dergleichen verfügen, und niemand sonst in Frankreich. Das Parlament habe freilich schon gelegentlich Steuerverordnungen eingezeichnet, die unbedingt von der Krone allein ausgingen, es habe aber damit schweres Unrecht gethan und sich der Usurpationen der Regierung mitschuldig gemacht. Es habe sich durch die Hoffnung verleiten lassen, die ungeheure Schuldenlast des Staates werde mit dem Ertrag der Steuern getilgt werden; diese Hoffnung sei nun, nach fünf Friedensjahren, geschwunden. — Ohne Berechtigung, und zugleich ohne alle Hoffnung eines Nutzens könne das Parlament nicht seine Zustimmung zu neuen Anforderungen geben, welche die Kräfte der Unterthanen (von den adeligen Grundbesitzern war die Rede) offenbar überstiegen.

Die Regierung wiederholte ihre Forderungen, die Sitzungen des Parlaments, zu denen es auch die Pairs von Frankreich berief, wurden sehr leidenschaftlich. Wir berühren hier den Umstand, der erklärt, wie es dem Parlamente überhaupt einfallen konnte, sich für mehr als einen bloßen Gerichtshof, sich für eine Art von Reichsrath zu halten. Es war ursprünglich als höchster Gerichtshof des Reichs, als Hof der Pairs von Frankreich errichtet worden. Die Pairs waren die ursprünglichen Räthe und Beisitzer dieses Gerichts, man hatte ihnen aber, damit die Sache überhaupt gehen könne, clercs, rechtsgelehrte Beisitzer beiordnen müssen, und wie das überall zu gehen pflegt, waren die Geschäfte eben ausschließlich den Gelehrten anheimgefallen, die sich ihnen gewachsen zeigten. Um so entschiedener je vielseitiger und verwickelter das Leben, je wissenschaftlicher das Recht wurde. Die Pairs nahmen keinen Antheil an den Arbeiten, erschienen nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten, bei königlichen Sitzungen und auch da nur um den Glanz der Scene zu erhöhen. — Der Gerichtssprengel des Pariser Parlaments erstreckte sich über alle die Lande die zur Zeit seiner Errichtung unmittelbar der Krone unterworfen waren, und deren Provinzialstände Philipp der Schöne zu Generalstaaten, états généraux, vereinigt hatte. Die später mit der Krone vereinigten Provinzen behielten ihre besonderen Provinzialstände und erhielten eigene Parlamente, deren untergeordnete Stellung sich aus dieser Entstehungsweise erklärt.

Da aber die Pairs von Frankreich den Sitzungen fortwährend

Digitized by Google

beiwohnen konnten, ja aus den Gesammtsitzungen des Pariser Parlaments, zu denen sich alle Abtheilungen desselben vereinigten, nur in Folge eingerissenen Mißbrauchs wegblieben, nahm diese allgemeine Versammlung des Gerichtshofs und der zu demselben gehörenden Pairs, wenn sie zusammen trat, neue königliche Verordnungen anzuhören und dieselben in ihre Protocolle, in die Reihe der in Frankreich geltenden Gesetze einzutragen, einen erweiterten Character an, der sich in das Unbestimmte deuten ließ.

In solchen Sitzungen nun wurden in Gegenwart der königlichen Prinzen Schmähungen der Regierung ausgesprochen und Reden gehalten, die vollkommen so leidenschaftlich waren, als diejenigen, die wenige Jahre später von der Rednerbühne der Jakobiner herab erschallten. Nicht bloß Parlamentsräthe, sondern auch Herzoge und Pairs von Frankreich ließen sich in dieser erbaulichen Weise vernehmen. Das Pariser Volk nahm lebhaft Partei für das Parlament, und daß Kunst und Absicht dazu beitrugen, den Ausdruck der öffentlichen Meinung bis in das Bedenkliche zu steigern, ist kaum zu bezweifeln. Schon vor Jahren hatte der Adel nicht verschmäht, Volksaufläufe anzuzetteln, um die ihm verhaßte Verwaltung Turgot's zu stürzen —: auch jetzt waren beständig lärmende Volshaufen vor dem Sitzungspalast des Parlaments versammelt; sie verfolgten die Brüder des Königs, wenn sie als Boten der Regierung kamen und gingen, mit Zeichen eines sehr unverhohlenen Mißfallens; sie riefen und klatschten den am Meisten widerspenstigen Parlamentsräthen Beifall zu, und es scheint, daß der Parlamentsrath Duport, der im Interesse des elenden Herzogs von Orleans handelte, diese Theilnahme des Volks eingerichtet hatte, leitete und bezahlte.

Drei Mal war der königliche Befehl, die neuen Verordnungen einzutragen, wiederholt worden, drei Mal hatte sich das Parlament geweigert —: da wurde es zu einer königlichen Kissensitzung nach Versailles beschieden, wo es dann (am 6. August) schweigend dem Befehl Ludwig XVI. nachkommen mußte.

Wie ähnliche frühere, war aber auch dieser Sieg der Regierung nur ein scheinbarer; er hatte keine Folge, als daß die Ohnmacht der regierenden Gewalt, die Verfallenheit des ganzen Zustandes sich mehr als je offenbarten, und der Widerstand der bevorrechteten Stände den Muth gewann, sich zur Vermessenheit zu steigern. Vorstellungen und

Digitized by Google

Einwendungen genügten dem Parlament nicht mehr; kaum nach Paris zurückgekehrt, faßte es gegen die Regierung gerichtete Beschlüsse (arrêts). Schon am 8. August erklärte dieser höchste Gerichtshof, vermöge eines solchen förmlichen Beschlusses, Alles, was in Versailles geschehen war, für null und nichtig, und sendete zugleich diesen schriftlich gefaßten Beschluß an alle ihm untergeordneten Behörden im Reich. Das war nicht mehr und nicht weniger als ein Gebot, den königlichen Befehlen nicht nachzukommen und die Steuern zu verweigern. In der einleitenden Auseinandersetzung der Gründe seines Widerstandes stellte das Parlament eine ständische Verfassung als das alte, unwandelbare Recht Frankreichs dar; die reine Monarchie, wie sie seit Richelieu's Zeiten bestanden hatte, als bloßen Mißbrauch, indem es zugleich und zwar diesmal in den bestimmtesten Ausdrücken, die Versammlung der Reichsstände geradezu forderte.

Es half nichts, daß am 9. eine königliche Verordnung mit Geräusch einige nicht allzu bedeutende Beschränkungen verkündete, die im Haushalt der Königin, in der Verwaltung der königlichen Schlösser u. s. w. vorgenommen werden sollten —: Dinge, die, beiläufig bemerkt, vielfach versprochen, nicht einmal gehalten wurden. Das Parlament eröffnete darum nicht minder schon am 10. ein gerichtliches Verfahren gegen Calonne, und dieser fand es gerathen, nach England zu entfliehen, obgleich der König den Prozeß vor den Staatsrath zog. So legte auch Calonne in seiner Besorgniß Zeugniß ab von der Ohnmacht und Treulosigkeit der Regierung, deren Schutz er sein Geschick nicht anvertrauen mochte.

Der Erzbischof de Brienne, seit dem ersten August förmlich zum Prinzipalminister ernannt, glaubte dadurch etwas zu bewirken, daß er das Parlament von der Pariser Welt hohen und niederen Standes trennte, von deren Zustimmung es sich getragen fühlte. Der Gerichtshof wurde am 14. nach Troyes verlegt; jeder einzelne Parlamentsrath durch einen königlichen Siegelbrief (lettre de cachet), den ihm ein Gardeoffizier in der folgenden Nacht überbrachte, dorthin beschieden und zu augenblicklicher Abreise gezwungen.

Aber auf der einen Seite erlebte der König, schon jener geringfügigen Einschränkungen wegen, die kaum sechs Millionen Livres jährlich betragen haben würden, wenn sie je vollständig zur Ausführung gekommen wären, von Seiten der Herren vom Hofe heftige Scenen,

Digitized by Google

ja persönliche Beleidigungen. Der Herzog von Coigny, der die mit seinen Hofämtern verbundenen Einkünfte geschmälert sah, kam wie wüthend zum König und machte ihm die heftigsten Vorwürfe, so daß ein förmlicher Zank zwischen beiden entstand. — Auf der anderen Seite schickten alle Untergerichte Abordnungen an das Pariser Parlament, um ihre Zustimmung zu dessen Verfahren auszusprechen, und ihre Freude über seinen muthigen Widerstand, indem sie zugleich die von ihm aufgestellten Grundsätze in Beziehung auf die Bewilligung der Steuern als die allein richtigen anerkannten und sich immer seinen Maßregeln anzuschließen versprachen.

Der Versuch, den Schrecken zu nützen, den man, thöricht genug, verbreitet zu haben glaubte, und so das Ziel zu erreichen, mißlang, wie man hätte vorhersehen können. Die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und Artois erschienen persönlich (17. August) von ihren Garden umgeben in der Obersteuer- und Oberrechnungs-Kammer, um dort mit Gewalt die königlichen Verordnungen eintragen zu lassen, die das Parlament zurückgewiesen hatte. Aber die Mitglieder dieser Behörden widerstanden lange, wiederholten alle Forderungen des Parlaments und sprachen ihr Bedauern aus über die gegen dasselbe verhängten Maßregeln, die sie laut mißbilligten. Selbst die tobende Menge fehlte auch diesmal nicht vor dem Justizpalast.

Daß die Prinzen am Ende den Willen der Regierung der Form nach durchsetzten und die Eintragung der Verordnungen erzwangen, konnte so wenig helfen, als frühere Versuche mit Gewalt durchzugreifen, denn schon am folgenden Tage protestirten auch diese beiden Behörden gegen die geschehene Einzeichnung und erklärten sie in den heftigsten Ausdrücken für ungültig. Die Obersteuerkammer verstieg sich dabei zu theoretischen Anschauungen ziemlich eigenthümlicher Art; sie erklärte, das Recht des Eigenthums habe früher bestanden als Reiche und Staaten (also auch im Zustand der Rechtlosigkeit) — es sei das wesentlichste Recht aller Völker, die nicht Sclaven seien, jede ohne Zustimmung der Nation erhobene Auflage aber ein unberechtigter Eingriff in dies älteste und heiligste aller Rechte. Auch hätten die Könige von Frankreich lange Zeit und in vielen Gesetzen die Steuern, die Hülfsgelder, die sie erhielten, ausdrücklich für ein freiwilliges Geschenk der Nation erklärt. Der König könne die Macht

Digitized by Google

Auflagen zu verfügen, gar nicht auf die Gerichtshöfe übertragen, denn er habe sie selber nicht; das stehe nur den Reichsständen zu. Die Obersteuerkammer habe mehr als jede andere Behörde die Verpflichtung, die Reichsstände zu verlangen, denn sie sei auf Begehren der Stände, als König Johann von diesen eine freiwillige Unterstützung erhalten habe, errichtet worden, um die Verwendung der bewilligten Gelder zu überwachen; doch müßten alle Gerichtshöfe dieselbe Sprache führen, denn es sei die der Vernunft und Gerechtigkeit.

In der That erklärten sich fast alle Parlamente für unbefugt, Steuern ohne Bewilligung der Stände einzuzeichnen und verlangten Berufung der Stände.

Die mächtige Gährung, die sich in ganz Frankreich in jeder Weise kund gab, waltete für jetzt zumeist unter Adel und Geistlichkeit. Diese Stände standen an der Spitze, und bezeichnend genug erklärten viele Offiziere der Truppen — natürlich Edelleute — sie würden ihren Arm nicht leihen gegen Magistrate, die lediglich ihre Pflicht thäten. Aber freilich stand die Masse der Nation mit ganz anderen Wünschen und Ansichten hinter den Ständen, die zunächst die Leitung des Kampfes übernommen hatten. Malesherbes, der Ende des Jahres wieder in das Ministerium trat, hatte daher wohl recht dem König zu sagen, dieser Streit mit dem Parlament sei von wesentlich anderer Natur, als alle früheren Händel; diesmal sei es nicht das Parlament, welches das Volk (le public) erhitze —: es werde umgekehrt von dem „public“ erhitzt und getrieben; es handle sich diesmal nicht um eine augenblickliche Schwierigkeit, sondern darum, einen Funken zu löschen, der in eine gewaltige Flamme ausschlagen könne. Aber Leute, wie der Herzog von Coigny, wollten natürlich dergleichen nicht hören; die Königin verstand nicht was gemeint war und glaubte nicht an Dinge, bei denen sie sich nichts bestimmtes denken konnte —: und was konnte es bei der vollkommenen Ohnmacht seines Characters helfen, daß der König hörte, auch wohl dies und jenes einsah; ja sogar gelegentlich einmal wollte, insofern bei ihm von einem Willen die Rede sein kann.

Malesherbes' bedenkliche Reden verhallten, und die Schwierigkeiten, in die man sich verwickelt sah, führten nur dahin, daß die

Digitized by Google

Regierung sich zu dem unseligsten entschloß was überhaupt geschehen konnte: sie unterhandelte mit dem Parlament, oder vielmehr mit einigen der älteren Räthe, denen das leidenschaftliche Verfahren ihrer jüngeren Collegen, unter denen sich vor Allen Duport und Duval d'Espremenil durch Heftigkeit auszeichneten, nicht ganz genehm war. Es wurde ein Friede geschlossen, dessen Bedingungen, damals natürlich geheim gehalten, nie ganz bekannt geworden sind. Die Hauptsache war, daß die Regierung die Grundsteuer und Stempelsteuer fallen ließ, und allen weiteren Reformen entsagte, wogegen die unterhandelnden Parlamentsräthe es dahin bringen wollten, daß eine königliche Verordnung, welche die Erhebung der zweiten vingtième, die schon seit lange als zu den hergebrachten Abgaben gehörig betrachtet und stets erneuert wurde, auf weitere fünf Jahre verfügte, besonders aber eine andere, welche neue Anleihen der Krone bis zu dem Betrag von vierhundertundvierzig Millionen Livres eröffnen sollte, ohne Widerrede eingezeichnet würden.

Die Regierung bekannte damit ihre Schwäche; sie bebte zurück vor dem Widerstande; sie gab den Versuch auf das kranke Gemeinwesen wirklich zu heilen, und lenkte zurück in die unglückliche Bahn, in der Terray, Necker und Calonne sich bewegt hatten. Von Neuem wollte sie sich darauf beschränken, das elende Siechthum des Staats nur hinzuhalten, von sogenannten expédients von einem Tage zum andern wie ein halbbankbrüchiger Schwindler zu leben und rücksichtslos die Zukunft aufzuopfern, um nur, gleichviel wie und um welchen Preis, über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzukommen.

Das Parlament seinerseits hatte auf diese Weise den Boden des geschichtlichen Rechts wieder verlassen und sich in ganz willkürliche Handlungen und Verfügungen verloren, zu denen es nach seiner eigenen Lehre nicht im entferntesten berechtigt war. Denn nach seiner eigenen Lehre durfte es die zweite vingtième so wenig verfügen wie irgend eine andere Auflage. Die Thorheit des ganzen Beginnens wurde aber dadurch vollendet, daß der Erfolg nichts weniger als gesichert war, oder auch nur wahrscheinlich! Schon der Umstand, daß man die ganze Abrede selbst der Mehrzahl der Parlamentsräthe verbergen mußte, hätte den Hof und die Minister von der Richtigkeit des Ganzen überzeugen sollen.

Die Einzeichnung der vingtième erfolgte ohne Schwierigkeit noch

Digitized by Google

in Troyes, am 20. September; gleichzeitig widerrief die Krone jene verhaßten Steuerverordnungen, und den Tag darauf wurde das Parlament nach Paris zurückberufen — so daß die Regierung in der That auch nicht einmal den Schein des Sieges gewahrt hatte, und sich kaum darüber täuschen konnte.

Die Einzeichnung der Anleihe sollte durch allerhand kleinliche Kunstgriffe der elendesten Art sicher gestellt werden. Sie wurde auf die Zeit nach den Ferien des Gerichtshofes verschoben und sollte in einer der ersten Sitzungen nach diesen Ferien vorgenommen werden, in der Hoffnung, daß dann manche der Mitglieder, die der Regierung vorzugsweise feindlich gesinnt waren, noch nicht wieder von ihren Gütern eingetroffen sein würden. Sie sollte in einer königlichen Sitzung (séance royale) erfolgen, wo zwar nicht wie in einer Kissensitzung (lit de justice) unbedingtes Stillschweigen geboten war, doch aber die Gegenwart des Monarchen der Redefreiheit gewisse, durch die bisherige Sitte geheiligte Schranken setzte. Der König wollte, oder sollte, von den Prinzen, den Pairs, vielen Staatsräthen umgeben in der Sitzung erscheinen, um die Stimmenzahl ungewiß zu machen und allenfalls auch Unberechtigte mitstimmen zu lassen, da die Staatsräthe in solchen Fällen, als Organe der Regierung, allerdings berechtigt waren im Parlament zu sprechen und ihre Ansicht über die vorliegenden Fragen kund zu geben. Endlich dachte man das Parlament förmlich zu überraschen. Erst am späten Abend des 18. Nov. wurde es zu einer königlichen Sitzung auf den folgenden Morgen nach Versailles beschieden.

Die Ereignisse, welche die königliche Sitzung am 19. zu einer hochwichtigen machten, sind in allen Werken über die französische Revolution erzählt und sehr bekannt —: dennoch müssen wir ihrer auch hier des Zusammenhangs wegen wieder gedenken; besonders der Theorieen wegen, die hier von Seiten der Krone und des Parlaments als das geschichtlich begründete Staatsrecht Frankreichs geltend gemacht wurden.

Der Siegelbewahrer Lamoignon erklärte nämlich, der König habe seine Krone einzig von Gottes Gnaden, darum gebühre ihm allein auch unumschränkte Gewalt in seinem Reiche, für deren Verwendung er nur Gott allein Rechenschaft schuldig sei. Als Oberhaupt der Nation sei er eins mit dieser, und in der ungeschmälerten Erhaltung

Digitized by Google

seiner Rechte liege auch das Interesse der Nation; ganz und vollständig, ohne Abhängigkeit, ohne Theilung, gebühre dem Monarchen allein die gesetzgebende Gewalt. Der Redner berief sich dabei auf einen im Jahre 1766 erzwungenen Parlamentsbeschluß, den das Parlament nie anerkannt hatte, und folgerte dann weiter, daß hiernach die Berufung der Reichsstände ganz von der Willkür des Königs abhänge, und daß die Reichsstände nie etwas anderes sein könnten als Rathgeber, deren Gutachten zu berücksichtigen oder nicht, wieder ganz von dem freien Willen des Königs abhänge, eben wie von seiner Güte die Berücksichtigung jeder anderen Bitte. Dann war von Ersparnissen die Rede, die man schon im nächsten Jahr zu bewirken gedenke — und endlich von den fortschreitenden Anleihen von vierhundertundvierzig Millionen im Ganzen, die auf vier Jahre vertheilt, gemacht werden sollten. Nach Verlauf dieser vier Jahre hoffe man das Gleichgewicht der Einnahme und Ausgabe im Haushalt des Staats hergestellt zu haben — und dann werde der König geruhen, die allgemeinen Stände zu berufen. — Wozu dann, wenn das Problem gelöst war? konnte man wohl bei dieser überraschenden Wendung fragen; auch war wohl dies so seltsam eingeleitete Versprechen nicht ernstlich gemeint; die Einleitung eben und der Umstand, daß man die Versammlung so weit hinaus schob, auf die Zeit wo nichts mehr zu thun sein würde, scheint dies zu beweisen.

Wie dem auch sei, der Minister brachte gleichzeitig auch eine andere Verordnung, durch welche die Rechtlosigkeit der Protestanten aufgehoben werden sollte, und die Mitglieder des Parlaments wurden aufgefordert, nun in der gewöhnlichen Weise abzustimmen. Aber es sollte noch ein Kunstgriff mehr nöthig werden, um zu dem Ziele zu gelangen. Viele Parlamentsräthe sprachen laut, manche sehr bitter und heftig gegen die Anleihen, und mit nur sehr wenigen Ausnahmen baten alle um die beschleunigte Einberufung der Reichsstände. Da wurde dem Minister bange um das Ergebniß der Abstimmung — er wollte nun die Stimmen im Stillen sammeln — der König habe es so befohlen — und der Wille des Königs sei Gesetz; — dann befahl er den Schreibern, die königlichen Verordnungen „auf Befehl des Gerichtshofs", also mit den Formen eines freiwillig in regelmäßiger Weise gefaßten Beschlusses des Parlaments, einzutragen. Später, im Verlauf der Händel die darüber entstanden, ist von

Digitized by Google

Seiten des Hofs behauptet worden, die Mehrzahl der Stimmen habe sich allerdings für die Einzeichnung ausgesprochen, aber ohne daß man je die Namen der für und wider stimmenden, oder auch nur bestimmte Zahlen bekannt gemacht hätte.

Hier, während der Einzeichnung, trat nun der Herzog von Orleans vor, angetrieben von seinen elenden Rathgebern und einer Partei, die ihn benutzte so lange es ging. Ganz gegen alles Herkommen, das nur dem zu reden gestattete, den der König dazu aufforderte, fragte er den König, ob dies eine Kissensitzung sei? — Anstatt ihm Stillschweigen zu gebieten, antwortete Ludwig XVI. „nein! es ist eine königliche Sitzung" — und der Herzog erklärte darauf die Einzeichnung für gesetzwidrig; er bitte, zur Entschuldigung der Personen, von denen man glauben könnte, daß sie daran Theil genommen hätten, die Worte beizufügen: „Auf ausdrücklichen königlichen Befehl wie bei einer Kissensitzung." Der König zeigte, wie vollkommen unmündig er in allen Vorkommnissen des wirklichen Lebens sei; er brachte es nur zu der ganz inhaltlosen Redensart: „Die Einzeichnung ist rechtmäßig, weil ich vorher den Rath der Mitglieder gehört habe!" — und offenbar jagten ihn die unerwartete Insolenz seines Vetters, und die Bewegung, die sie in der Versammlung hervorrief, förmlich in die Flucht, denn er erhob sich und ging, noch ehe die Verordnung die Rechte der Protestanten betreffend, verlesen war —: er vergaß sogar in seiner Verwirrung die Sitzung aufzuheben, indem er sich entfernte.

Sie wurde auch nach seiner Entfernung fortgesetzt, man erging sich in heftigen Reden und am Ende begnügte sich das Parlament nicht damit gegen das Geschehene zu protestiren; es faßte vielmehr einstimmig den förmlichen Beschluß: „da in der königlichen Sitzung die Stimmen nicht gehörig unterschieden und gezählt worden sind, ist Alles was darin vorgefallen ungesetzlich, und das Parlament erklärt, daß es an der Einzeichnung des Anleiheedicts in seine Register keinen Theil hat."

Die Unmöglichkeit mit dem Parlament weiter zu regieren, oder so lange dieser Gerichtshof bestand und nicht durch eine höhere, ständische Autorität überboten war, zu irgend einer Veranstaltung zu gelangen, welche das Leben des Staats sichern konnte, lag nun wohl klar zu Tage. Dennoch versuchte man durchzudringen und nahm zu

Digitized by Google

Mitteln seine Zuflucht, die man wohl kindisch nennen könnte, die wenigstens immer denselben Mangel an Verständniß für die Bewegungen der Zeit verrathen. Prinzen waren eben, besonders seit den Tagen Ludwig's XIV., meist in dem Wahn erzogen, daß ihr Lächeln an sich beglücke, daß ihr Mißfallen ebenso an sich, und ganz abgesehen von den realen Folgen, die es etwa haben kann, als das größte, vernichtende Unglück empfunden werde; und sie glaubten nur allzuoft den Zauber, den sie übten, nicht an ihre Macht sondern an ihre Person, an die angeborne Würde geknüpft. Sie gefielen sich nicht selten in der Vorstellung, ihr wohlwollendes Lächeln zu gewinnen sei naturgemäß das höchste Lebensziel eines jeden — und der Ausdruck ihres gefürchteten Mißfallens könne daher an sich eine gänzliche Umkehr bewirken. Ludwig XIV. und selbst seine Zeitgenossen hatten ein gewisses Recht das zu glauben. Die Zeiten hatten sich freilich seither geändert; sie waren bewegter und ernster geworden; doch Hofleute, von früher Jugend an darauf abgerichtet, theils nach kleinen Gunstbezeugungen zu haschen, theils ihren Vortheil zu ersehn, indem sie mit Eifer auf die Ansichten eingehn, die höchsten Orts herrschen, nährten diese Vorstellungen jetzt wie früher. Sehr oft zeigen sich Fürsten von schwachem Charakter am entschiedensten von ihnen beherrscht — denn allerdings gehört eine gewaltige Macht des Geistes und Charakters dazu, durch alle Wolken und Nebel eines künstlichen, conventionellen Daseins, von denen ein Hof umfangen ist, hindurch, die wirkliche Natur menschlicher Zustände in ihrer ernsten Einfachheit zu erkennen. Wen dürfte es Wunder nehmen, daß man in Versailles 1787 im Geist solcher Vorstellungen handelte, da dergleichen nach allen Erfahrungen der letzten siebzig Jahre auch jetzt noch gelegentlich vorkömmt.

Ludwig XVI. ließ sich am Tage nach der Sitzung die Protocolle des Parlaments bringen, und in seiner Gegenwart alles ausstreichen was verhandelt worden war, nachdem er den Saal verlassen hatte. Der Herzog von Orleans wurde auf sein Schloß in Villers Cotterets verwiesen, zwei Parlamentsräthe, Sabatier de Cabre und Freteau willkürlich verhaftet und in die Staatsgefängnisse nach Mont St. Michel und Doullens gebracht. Am 21. November mußte dann das Parlament vor dem Monarchen erscheinen, der ihm, ganz im Sinn der von Lamoignon entwickelten Theorie, eine Strafrede hielt. Ludwig XVI.

Digitized by Google

sprach in sehr bestimmten, hochtönenden Worten seine Unzufriedenheit aus und verbot dem Parlament für immer Beschlüsse in seine Register einzutragen, die sich den Befehlen der Regierung widersetzten, denn der Gerichtshof sei den Befehlen des Königs gegenüber nur zu Bitten und Vorstellungen berechtigt.

Mit solchen Mitteln hoffte man den Widerstand zu brechen, vor dem man sich kurz vorher hatte beugen müssen, obgleich frühere Erfahrungen ihre ohnmächtige Nichtigkeit hinlänglich gezeigt hatten!

Der Präsident des Parlaments verband auch gleich in seiner Antwort mit den herkömmlichen Redensarten von Gehorsam und Hingebung das sehr entschiedene Gesuch um Zurücknahme der gegen den Herzog von Orleans, Freteau und Sabatier verfügten Maßregeln — und da der König die Bitte kurz zurückwies und bis auf weiteres allen Pairs verbot, im Parlament zu erscheinen, protestirte der Gerichtshof in seiner nächsten Sitzung sehr bestimmt auch gegen diese Verordnung. Ebenso gegen die Versetzung des auch sehr widerspenstigen Parlaments von Bordeaux nach Libourne. Er protestirte nun auch förmlich gegen die Verbannung des Herzogs, gegen die Verhaftung seiner beiden Mitglieder, erklärte förmlich: wenn der Herzog von Orleans strafbar sei, so seien es auch alle Parlamentsräthe; er bat den König in sehr bestimmten Worten, „das Andenken eines Verfahrens zu vertilgen, dessen Fortsetzung eine völlige Vernichtung aller Gesetze, die Herabwürdigung der Gerichte und den Triumph der Feinde des französischen Namens herbeiführen müsse."

Der Streit verlängerte sich mit steigender Heftigkeit; der regierende Minister hielt es für nothwendig, das Versprechen, dem zu Folge die Reichsstände nach fünf Jahren zusammengerufen werden sollten, durch eine am 18. December öffentlich bekannt gemachte königliche Erklärung zu erneuern —: als ob eine so weit hinausgeschobene Hoffnung irgend Einfluß auf die gegenwärtige Stimmung üben könnte!

Das Parlament nahm davon wenig Kenntniß; es ging immer weiter und erklärte nun (4. Januar 1788) die königlichen Siegelbriefe und die Verhaftungen, die vermöge solcher Siegelbriefe verfügt wurden, durch ein förmliches Decret für ungesetzlich, für einen Eingriff in die Grundgesetze des Reichs; es verlangte nun als eine natürliche Folge die Freilassung der verhafteten Räthe vermöge eines gerichtlichen Erkenntnisses in aller Form, indem es zugleich heftig und be-

Digitized by Google

stimmt seinen Unwillen, seine Mißbilligung aller Handlungen unberechtigter Willkür aussprach, welche die Krone sich seit hundert Jahren erlaubt habe. Zwar cassirte der König dies Decret am 17. Januar, aber das Parlament erneuerte es den Tag darauf — forderte immer wieder vorläufige Freilassung der Räthe, Zurückberufung des Herzogs von Orleans, und in Beziehung auf alle drei Gerechtigkeit, eine förmliche Untersuchung, einen Richterspruch.

Der Hof, der das suaviter in modo, fortiter in re, in seltsamer Weise umkehrte, gab am Ende nach, gestattete dem Herzog nach Paris zurückzukehren, und entließ die Parlamentsräthe der Haft, bestand aber auch dabei in sehr hochgestimmter Rede auf seiner Lehre von unbeschränkter Königsmacht.

Eine Erklärung, die als Antwort auf die letzten Vorstellungen des Parlaments, diesem Gerichtshof an demselben Tage mitgetheilt wurde, an welchem die erwähnten Maßregeln nachgebender Schwäche zur Ausführung kamen (17. April 1788), ging wieder von der Behauptung aus, Frankreich sei eine unumschränkte Monarchie; der Wille des Königs, dessen Macht von Gott stamme, einziges Gesetz; als Gesetzgeber durch eigene Machtvollkommenheit könne der König von seinen Dienern nur Gutachten und Rath erwarten; denn sollte ihr Wille seine Entschließungen bestimmen, so höre Frankreich auf eine Monarchie zu sein, es werde zur Aristokratie, und zwar zu der seltsamsten, da die Regierung alsdann vielen Parlamenten zugleich gehorchen müsse. Vor diesem Uebel werde der König Frankreich zu bewahren wissen. Alles sei in der Sitzung vom 19. November gesetzlich gewesen, denn der König habe alle verschiedenen Meinungen gehört und dann aus eigener Machtvollkommenheit entschieden; die Stimmen zu zählen, sei nur in seiner Abwesenheit nöthig, um das Ergebniß der Berathung, das zu seiner Kenntniß gebracht werden solle, festzustellen. Nach diesen Grundsätzen habe sich das Parlament zu richten, denn nie werde der König die geringste Abweichung davon gestatten.

Waren damals Lamoignon's Pläne schon in der Stille gereift, so stimmten diese Worte zwar nicht zu dem was augenblicklich geschah, wohl aber zu dem, was in Geheim vorbereitet wurde.

Das Parlament antwortete in doppelter Weise auf diese Erklärung. Zunächst durch die kühnste und wichtigste Vorstellung, die je ein französisches Parlament an seinen König erlassen hat. Sie

Digitized by Google

wurde vom 19. bis zum 27. April in Sitzungen berathen, deren Leidenschaftlichkeit sich fortwährend steigerte. Der Gerichtshof rechtfertigte sich darin zunächst gegen den Vorwurf, daß er die Regierung Frankreichs in eine Aristokratie der Parlamente verwandeln wolle. Man wendete die Rede natürlich nicht gegen den König, sondern gegen die Minister, deren Werk man in der Erklärung zu sehen beliebte.

„Welchen Augenblick haben sie gewählt, heißt es in der Vorstellung, um diese Beschuldigung gegen uns vorzubringen? Denselben Augenblick in welchem das Parlament, durch Thatsachen belehrt, von der Anmaßung zurückkam, Steuern bewilligen oder verweigern zu können, und dadurch öffentlich den Beweis lieferte, daß es eifriger für die Rechte der Nation kämpfe, als für die von der Corporation bisher behaupteten Berechtigungen."

„Nein, Sire, keine Aristokratie soll in Frankreich bestehen, aber auch kein Despotismus. So will es die Verfassung, so wünscht es das Parlament und so fordert es der Nutzen Eurer Majestät."

Es folgt nun eine ziemlich in das Einzelne eingehende Auseinandersetzung, wie unmöglich alle und jede staatliche Ordnung werde, wenn der Grundsatz zur Geltung komme, daß der unumschränkte Wille des Königs an sich die Quelle alles Rechts sei und unbedingt das Gesetz geben könne. — Das Parlament, weit entfernt, sich eine Macht anmaßen zu wollen die ihm nicht zukomme, vertheidige nur seiner Pflicht gemäß, die alte, einzig und allein zu Recht bestehende Verfassung des Reichs gegen unberechtigte Anmaßungen und Mißbräuche. In einer geschichtlichen Darstellung wurde dann gezeigt, wie in dieser Verfassung die Krone, die unabsetzbaren Gerichte, die Pairs, die Stände, ihre festbestimmten Rechte hätten; wie die der einzelnen, später zu dem Reich gekommenen Provinzen durch besondere Unterwerfungsverträge (capitulations) sicher gestellt wären, und wie erst in ganz neuer Zeit, erst nach Heinrich IV., die Regierung sich nach und nach eine größere, unbestimmtere Macht stillschweigend angeeignet habe.

Das Wesen der rechtmäßigen Verfassung Frankreichs war dann zum Schluß in folgende Sätze zusammengefaßt:

Frankreich ist eine Monarchie, von dem Könige nach Gesetzen beherrscht.

Die Krone wird im Mannesstamme des regierenden Hauses nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt.

Digitized by Google

Die Nation allein hat das Recht, durch die versammelten allgemeinen Stände Auflagen und Steuern zu bewilligen.

Die Capitulationen und besonderen Rechte der Provinzen sind unverletzlich. Eben so die Rechte der Gerichtsräthe und Beamten, deren Stellen lebenslänglich, die unabsetzbar sind. Den Parlamenten steht das Recht zu die Verordnungen des Königs für jede Provinz einzuzeichnen: sie können und dürfen dies indessen nur vollziehen, wenn die königlichen Befehle sowohl den betreffenden Provinzialgesetzen, als der allgemeinen Verfassung des Reichs entsprechen.

Kein Angehöriger des französischen Reichs darf von anderen Richtern, als denen die ihm das Gesetz angewiesen hat, gerichtet werden. Wird ein Franzose verhaftet, auf wessen Befehl es auch sei, so muß er unverzüglich seinen gesetzlichen Richtern überliefert werden. Dies Recht, fügte man mit großem Nachdruck hinzu, sei das wichtigste von allen; ohne dasselbe würden alle anderen unnütz.

Nebenher wollte, beiläufig bemerkt, das Parlament jetzt so wenig wie früher die Rechtlosigkeit der Protestanten aufgehoben wissen: ein Beweis daß es sich hier nicht unbedingt um die Ideen der neueren Zeit handelte, daß man vielmehr gesonnen war der mittelalterlichen Gliederung der Gesellschaft nichts zu vergeben.

Während diese Erklärung abgefaßt wurde, ließ sich das Parlament eine andere Gelegenheit, sein Staatsrecht gegen das des Hofs geltend zu machen, dann auch nicht ungenützt entgehen. Wie wir gesehen haben, hatte das Parlament in die fortgesetzte Erhebung der neuen vingtième gewilligt. Es war dabei bestimmt worden, daß diese Steuer auch auf viele bisher davon befreite Landgüter, und selbst auf die königlichen Domainen ausgedehnt werden sollte. Aber die Verordnung besagte nicht ausdrücklich, ob der Gesammtbetrag der Steuer derselbe bleiben sollte, so daß die Besteuerung der früher befreiten Landgüter nur eine neue Vertheilung, und somit für die schon früher der Auflage Unterworfenen, eine Erleichterung der Last zur Folge haben sollte —: oder ob die Abgabe von allen altbesteuerten Landgütern dieselbe bleiben, und aus jener Erweiterung des Steuerkreises demnach eine Steigerung des Gesammtbetrags hervorgehen solle.

Diese letztere Erklärung war wohl jedenfalls die natürlichere, die sich gleichsam von selbst ergiebt, wenn man ursprüngliche Natur und

Digitized by Google

Namen der Steuer erwägt. So hatte die Regierung die Verordnung auch verstanden.

Der Parlamentsrath Goislard de Monsabert zeigte dies (27. April) dem versammelten Gerichtshof an und erklärte, es sei das offenbar der Absicht des Parlaments bei der Einzeichnung der Verordnung zuwider; denn eine Erhöhung der Auflage habe der Gerichtshof gar nicht beabsichtigen können, nachdem er unmittelbar vorher anerkannt, daß nur den Reichsständen das Recht der Steuerbewilligung zustehe.

Wie das Parlament seltsamen Widersprüchen entgehen wollte, möchte schwer sein zu sagen, denn nach seinen eigenen Grundsätzen konnte es eine Ausdehnung der Steuer auf bisher befreite Ländereien eben auch nicht verordnen. Aber dieser Widerspruch wurde gar nicht bemerkt — und wann und wo wäre wohl überhaupt leidenschaftlicher Parteisinn nicht leicht und ohne Anstoß über dergleichen hinweggegangen? — Schon nach zwei Tagen erklärte das Parlament die Erhöhung der vingtième für einen unberechtigten Eingriff in die Rechte des Eigenthums und ordnete eine nähere Untersuchung des gerügten Mißbrauches an, über deren Ergebniß in einigen Wochen (27. Mai) berichtet werden sollte.

Vielleicht beschleunigte dies Verfahren auch das geheime Vorhaben der Regierung. So oft diese sich auch ohnmächtig gefunden — und in ihre eigene Ohnmacht ergeben hatte; so sehr ihr Geistesmacht und Willenskraft fehlte, so sehr ihr jedes Element gebrach, das sie tragen konnte, sei es Ehrfurcht oder Vertrauen des Volks, wollte sie doch nicht die schwebenden Fragen vor die Reichsstände bringen, sondern durch sich selbst und mit alten, verbrauchten Mitteln, den Standpunkt Ludwig's des Vierzehnten behaupten.

Es war auf nichts geringeres abgesehen, als auf einen sogenannten Staatsstreich; ein Ereigniß, wie deren auch das achtzehnte Jahrhundert bereits mehrfach erlebt hatte, die folgenden Geschlechter in rascher Folge noch öfter erleben sollten; ein Ereigniß, das sich von Revolutionen durch die Region unterscheidet von der es ausgeht, nicht durch zartere Rücksicht auf das Recht, oder eine zartere Scheu vor Frevel und Gewalt. Die Regierung hatte so wenig einen

Digitized by Google

Begriff von dem Geist der sich in Frankreich regte daß sie meinte, es genüge das Parlament zu beseitigen, um aller Opposition Herr zu sein und wieder auf dem alten Standpunkt in unantastbarer Machtvollkommenheit zu stehen!

Schon Ludwig XV. hatte auf des Kanzlers Maupeou Rath einmal die Parlamente abgeschafft und dem Reich eine Gerichtsverfassung gegeben, die in mancher Beziehung eine Verbesserung zu nennen war — deren Einführung aber den Charakter der Gewaltsamkeit an der Stirne trug und überhaupt nur gerechtfertigt werden konnte, insofern man zugab, daß es in Frankreich wie in den asiatischen Despotien, kein anderes Gesetz gebe als den Willen des Herrschers. Doch war man, als Ludwig XVI. zur Regierung kam, die neuen Einrichtungen schon ziemlich gewohnt geworden, und der junge König hätte es füglich dabei lassen können, vielleicht sollen —: unbedingt, wenn er versuchen wollte jene wohlthätigen Reformen welche Turgot beabsichtigte, aus eigener Machtvollkommenheit in das Werk zu setzen. Aber bemüht Alles zu versöhnen, jede Unbill seines Vorgängers gut zu machen, hatte er den Fehler begangen, die Parlamente in ihrer alten Herrlichkeit herzustellen —: und nun brachten ihn Lamoignon und de Brienne in eine ganz schiefe Stellung, indem sie ihn veranlaßten die That seines Vorgängers zu wiederholen, die er selbst thatsächlich für ein Unrecht erklärt hatte.

Der wichtigste Theil des in der Stille entworfenen Plans war, daß die allgemeine Versammlung (grande chambre) des Pariser Parlaments, in welcher die Prinzen des königlichen Hauses und die Pairs von Frankreich Sitz und Stimme hatten, in der allein die politischen Befugnisse geübt werden konnten, auf welche der Gerichtshof Anspruch machte, aufgehoben wurde. Das Parlament verlor damit den Charakter eines Hofs der Pairs, einer politischen Körperschaft. Es blieben nur die Sitzungen der einzelnen Abtheilungen, deren Thätigkeit eine lediglich richterliche war. Und selbst in dieser Beziehung wurde Macht und Bedeutung des Parlaments durch die Einrichtung vieler Untergerichte bedeutend geschmälert.

An die Stelle der grande chambre sollte unter dem Namen einer cour plénière eine ganz neue Behörde treten, der auch die Provinzialparlamente untergeordnet wurden. Diese cour plénière, die aus den königlichen Prinzen, den Pairs, den hohen Hofbeamten

Digitized by Google

(Oberkammerherren und dergl. mit dem Großalmosenier an der Spitze), zwei Erzbischöfen, zwei Marschällen von Frankreich, vier aus königlicher Gnade berufenen großen Herren, einer Menge Staatsräthen, und einigen Präsidenten und Räthen des Parlaments bestehen sollte, dachte man sich natürlich ganz abhängig vom Hof, da die Vertreter des Parlaments darin immer eine unbedeutende Minderzahl bilden mußten. Dieser Behörde war die Einzeichnung der neuen Gesetze und Verordnungen vorbehalten, wie sie bisher von dem Pariser Parlament in dem alten Kern des Reichs, von den Provinzialparlamenten in den neu hinzugekommenen Landen geübt worden war. Außerdem sollte die cour plénière Disciplinargericht für die Parlamente selbst sein und über deren Vergehen Urtheil zu fällen haben.

Die Einzeichnung neuer Auflagen stand demnach ebenfalls dieser neuen, glänzenden Behörde zu; und obgleich das Versprechen wiederholt wurde, der König werde noch vor dem Jahre 1792 und fernerhin, so oft es das Wohl des Staates erheische, die allgemeinen Stände zusammenberufen — obgleich diesen Ständen das Recht zuerkannt wurde, über alle neuen Auflagen zu Rathe gezogen zu werden, sollte doch die Einzeichnung genügen, ihnen eine vorläufige Gültigkeit zu geben. Die Stände schienen also auf Rath und Gutachten beschränkt bleiben zu sollen; der Wunsch ihre Thätigkeit, wenn sie überhaupt je zusammen kamen, in ein leeres Scheinwesen aufzulösen, war sehr sichtbar. Noch dazu behielt sich der König, in einem sehr merkwürdigen Paragraphen die Anordnung und Eröffnung aller Anleihen, zu deren Verzinsung die gewöhnlichen Einkünfte der Krone genügten, allein vor. — Nebenher wurde ein neues Criminalgesetzbuch verheißen, und nicht nur alle Ausnahmegerichte (tribunaux d'exception), sondern auch die Tortur, die in Frankreich noch immer, zur Schmach seiner Gerichte als question préalable, als peinliche Frage nach Mitschuldigen, angewendet wurde, sollten sogleich abgeschafft sein.

Man erwartete einigermaßen Unruhen bei Verkündigung der sechs königlichen Edicte, welche diese weitgreifende Umgestaltung des französischen Staatswesens bewirken sollten, und man rüstete sich dagegen. Dem Widerstand des Parlaments wollte man durch sofortige Aufhebung seiner Sitzungen vorbeugen; man ließ hierhin und dorthin zahlreiche Truppen marschiren, und damit nirgends ein geregelter Widerstand vorbereitet werden könne, wurden die vielen Exemplare

Digitized by Google

der Verordnungen, die man für das ganze Reich bedurfte, ganz in Geheim, in einer besonders dazu eingerichteten, streng überwachten Druckerei angefertigt.

Dennoch wurde das Geheimniß schlecht bewahrt. Schon im April verkündeten beunruhigende Gerüchte das Vorhaben der Regierung hier und da in Frankreich. d'Espremenil wußte sich durch List einen Abdruck der Verordnungen zu verschaffen und theilte ihn dem Parlamente mit, das nun seinerseits die schon erwähnte Erklärung in Beziehung auf das wahre Staatsrecht Frankreichs, in seiner Sitzung im 3. Mai abschloß, eine Verwahrung gegen jeden Versuch die Verfassung anzutasten hinzufügte, und den Beschluß faßte diese kühne Vorstellung dem König in aller Form zu überreichen.

Am folgenden Tage begaben sich der Präsident und eine Abordnung des Parlaments zu diesem Ende nach Versailles; sie sahen sich aber lange unter nichtigen Vorwänden hingehalten, und zuletzt wurde die verlangte Audienz bei dem König abgeschlagen, weil die Bitte darum nicht in herkömmlicher Weise durch den Generalprocurator, lange genug vorher an den Hof gelangt sei.

In Wahrheit aber dachte die Regierung den Widerstand zu brechen, der in überraschender Weise und unerwarteter Form ihre Maßregeln durchkreuzte. Vor allem sollten die beiden Parlamentsräthe verhaftet werden, welche diese Auftritte unmittelbar hervorgerufen hatten: d'Espremenil und Monsabert. Sie entgingen der Verhaftung in ihren Wohnungen, führten dann im Parlament laute Klage über die gegen sie verfügte Maßregel unberechtigter Gewalt und bewogen, während der Präsident noch in Versailles weilte, am Abend des 4. die ganze Versammlung zu dem eidlichen Versprechen, den königlichen Verordnungen nicht zu gehorchen! — Alle Versammelten schworen: „Sich jedem Umgestaltungsplan (projet) zu widersetzen, der von dem Ministerium ausgehe und eher unterzugehen, als die Ausführung der königlichen Verordnungen zuzugeben!" — Zugleich erklärte das Parlament seine Sitzung für permanent, und wurde auch in dieser Beziehung das Vorbild der späteren Nationalversammlung. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß nicht weniger als zehn Pairs von Frankreich an dieser revolutionären Sitzung Theil nahmen. Das wollte etwas sagen zu einer Zeit, wo es, außer den königlichen Prinzen, nur neununddreißig weltliche Pairs gab, nur Herzöge Pairs

Digitized by Google

sein konnten, und bei weitem nicht alle Herzöge Frankreichs dieser Würde theilhaft waren. Neben dem edlen La Rochefoucauld und dem halbliberalen Herzog von Choiseul-Praslin sah man da auch die Herzöge von Luynes, Montmorency-Luxembourg und d'Uzés, die himmelweit von aller Freisinnigkeit entfernt waren.

Der Gardehauptmann d'Agoult trat spät Abends in den Saal, las einen königlichen Befehl vor, d'Espremenil und Monsabert zu verhaften wo er sie fände, und verlangte deren Auslieferung. Das Parlament verweigerte den Gehorsam, und da der Offizier die Herren nicht persönlich kannte, wußte er sich ihrer nicht zu bemächtigen. Er zog sich zurück, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen, der Palast aber blieb von Truppen umstellt; das ganze Parlament war in seinen eigenen Sälen gefangen. In dieser Lage fand der Präsident den Gerichtshof, als er um drei Uhr Morgens (den 5.) aus Versailles zurückkehrte. Vergebens erschien d'Agoult, als der Tag angebrochen war — um eilf Uhr — noch einmal und verlangte die Räthe, diesmal mit dem ausdrücklichen Befehl, sie in dem versammelten Parlament zu verhaften: sie wurden auch jetzt nicht ausgeliefert, niemand wollte sie bezeichnen, ein Unterbeamter, an den der genannte Offizier sich deshalb wendete, gab vor sie nicht zu kennen. Sie konnten nicht verhaftet werden, bis sie selbst vortraten und sich meldeten, um diesem unwürdigen Auftritt ein Ende zu machen. Unverzüglich schaffte man sie nun in entfernte Staatsgefängnisse; die Truppen wurden zurückgezogen — die Thore des Parlamentspalastes waren wieder frei —: aber ehe der Gerichtshof auseinander ging, erließ er noch eine sehr heftige Protestation gegen die Verhaftung der beiden Räthe. —

Höfe und Regierungen glauben sehr gerne, der Widerstand, auf den sie stoßen, der „schlechte Geist", wo er sich regt, rühre nur von wenigen „unruhigen Köpfen" her. Die schlimmsten von diesen waren nun beseitigt, die Sache mußte also gehen. Am 8. wurden die berühmten sechs Verordnungen in einer Kissensitzung des Pariser Parlaments eingezeichnet — aber so wie der König sich entfernt hatte, protestirte der Gerichtshof von Neuem gegen ihren Inhalt, gegen das ganze Verfahren und alle Mitglieder wiederholten den Eid keine Stelle in den neuen Obergerichten anzunehmen.

Die Sitzungen des Parlaments wurden nun bis zur vollendeten Einrichtung der neuen Behörden vertagt; die Mitglieder der großen

Digitized by Google

Kammer mußten sich sogar bequemen, in der ersten Sitzung der neuen politischen Körperschaften, der cour plénière zu erscheinen: aber sie thaten es nur, um abermals gegen die Stellung zu protestiren, die man ihnen hier geben wollte. Die Parlamentsräthe, die nicht befugt waren hier zu erscheinen, reichten einzeln bei dem Großsiegelbewahrer Lamoignon ähnliche Proteste ein; selbst die Untergerichte, denen doch in der neuen Verfassung eine gesteigerte Bedeutung zugedacht war, protestirten nicht weniger bestimmt und heftig.

Auch im übrigen Frankreich sah es nicht eben ermuthigend für die Regierung aus. Ueberall, wo Provinzialparlamente saßen, die auch (am 10. Mai) gezwungen werden sollten, die neuen Verordnungen einzuzeichnen und sich ihnen zu fügen, kam es zu mehr oder weniger bedeutenden Unruhen. Das Parlament zu Pau in Navarra bediente sich in seiner Protestation einer Sprache, die man ohne Uebertreibung für Majestätsbeleidigung erklären und von rechtswegen in keinem Lande der Welt ungestraft dulden durfte. Daß das Heer sich nicht durchaus zuverlässig zeigte, hätte am bedenklichsten scheinen können, und wurde doch in diesem allgemeinen Wirrwarr eben nicht mehr bemerkt als Anderes auch. Es kam vor, daß Regimenter, die den Befehl erhielten, gegen die Parlamente zu marschiren, protestirten und jeden, der dem Kriegsminister gehorche, für ehrlos erklärten. Natürlich war die Mannschaft dabei vollkommen unbetheiligt; wer hätte die gefragt oder ihr nur gesagt, wovon die Rede war —: Der Widerstand des Adels war es, der in den Reihen der adeligen Offiziere vielfach Theilnahme und einen Widerhall fand.

Einen weitergreifenden Charakter nahmen die Unruhen im Delphinat an. Hier waren gegen Recht und Gesetz die Provinzialstände seit dem Jahre 1628 nicht mehr versammelt worden, und daß man sich bald der verbrieften Gerechtsame des Landes erinnerte, konnte zu solcher Zeit nicht fehlen.

Zunächst handelte es sich auch hier um den Widerstand des Parlaments in der Provinzialhauptstadt Grenoble, das seine Vorstellungen gegen die befohlene Umgestaltung der Gerichte immer wiederholte, seine eigenen Befugnisse nicht als erloschen betrachten wollte, und dem

Digitized by Google

königlichen Befehl, auseinander zu gehen, geradezu den Gehorsam verweigerte.

Der kommandirende General, Herzog von Clermont-Tonnère, ließ den Parlamentsräthen (am 7. Juni) königliche Siegelbriefe zustellen, vermöge welcher sie aus der Stadt verwiesen wurden: aber die Mitglieder des Gerichts fanden eine mächtige Stütze in der Bevölkerung. In hellen Haufen versammelte sich das Volk und geleitete die Räthe aus ihren Wohnungen in den Sitzungssaal. Ja, die Unruhen griffen weiter um sich, da die Masse einmal in Bewegung war; man versuchte das Arsenal zu stürmen und das Haus des kommandirenden Herzogs. Nur der Angriff auf dies letztere gelang, Clermont-Tonnère fiel selbst in die Hände der empörten Rotte und schwebte unter vielfachen Beleidigungen und Mißhandlungen als Gefangener viele Stunden in Lebensgefahr, bis die Menge ihn freiwillig gehen ließ.

Am Abend erlosch die Unruhe gleichsam von selbst ohne bestimmtes Ergebniß, nachdem mehrfach Blut geflossen war, und auch das Parlament beschloß, den königlichen Siegelbriefen Folge zu leisten, freilich ohne in der Hauptsache nachzugeben oder die Rechte der Stände fallen zu lassen.

Mißbilligte nun etwa der im Lande ansässige ritterliche Adel, die noblesse d'épée, wenigstens den offenen, gewaltsamen Aufstand gegen die legitime Macht der Krone? — Schaarte er sich entrüstet um den Thron, um ihn mit hingebender Treue gegen solche Frevel zu schützen? Keineswegs! Vielmehr trat die Ritterschaft da ein, wo der Widerstand der Parlamente für den Augenblick aufhörte! — Wenige Tage später (am 14. Juni 1788) fand sich auf dem Rathhause zu Grenoble eine zahlreiche Versammlung ein, die aus geistlichen Herren höheren Ranges, aus begüterten Edelleuten und bedeutenden Männern aus dem Bürgerstande zusammengesetzt war. Diese Versammlung entwarf nicht allein neue, nicht durchaus gemäßigte Vorstellungen gegen die königlichen Edicte: sie beschloß auch weiter, die drei Stände der Provinz bei dem Schlosse Vizille zu versammeln, um zu berathen, wie die ständische Verfassung, welche die Willkür des Hofes dem Lande entzogen habe, wieder herzustellen und dann zu erhalten sei. Es ist eine wohl zu beachtende Erscheinung, daß diese energischen Beschlüsse vom Adel und von der Geistlichkeit vorgeschlagen wurden, daß nur

Digitized by Google

die Mitglieder des dritten Standes, die Bürger, eine ehrfurchtsvolle Scheu zeigten, die Rechte oder auch nur den Glanz der Krone anzutasten. Nur Bürger waren es, die solche leidenschaftliche Maßregeln mit dem Dasein einer Regierung unvereinbar nannten, und lange dagegen kämpften, so daß die Versammlung vom frühen Morgen bis ein Uhr in der Nacht dauerte. Der Herzog von Clermont hatte alle Zeit einen Abgeordneten mit dem Befehl, sich zu trennen, auf das Rathhaus zu senden; er hätte alle Zeit gehabt, Gewalt zu brauchen, wenn er des eigenen Muthes und der Truppen gewiß war; aber sein Gesandter wurde mit Spott und Hohn zurückgewiesen, Gewalt wagte er nicht zu brauchen und so setzte der Adel in tiefer Nacht seinen Willen durch.

Der Hof scheint diese Ereignisse ernst und bedenklich genug gefunden zu haben. Wenigstens wurde der Herzog von Clermont als kommandirender General durch den Marschall Grafen de Vaux abgelöst, dem man trotz seines Alters und seiner Kränklichkeit mehr Energie zutraute, und dieser verbot denn auch sogleich auf das Strengste die Versammlung bei Vizille.

Sie fand dennoch am 21. Juli statt. Mehr als neunhundert Personen, den drei Ständen angehörig, versammelten sich unter freiem Himmel. Die Edelleute, mehrere hundert an der Zahl, erschienen in Waffen und erklärten laut, daß sie dem Versuch sie mit Gewalt zu vertreiben, die Gewalt der Waffen entgegensetzen würden. Im drohendsten Tone wurde hier außer der allgemeinen Ständeversammlung und der Aufhebung der Edicte, auch noch Entfernung der Minister verlangt. Der neunundzwanzigjährige Mounier, Secretär der vereinigten Stände, brachte es dahin, daß man in einem Zusatz zu diesen Beschlüssen erklärte, die Provinz wolle auf jedes Vorrecht vor anderen Theilen des Reichs verzichten; auf Alles, was mit der Freiheit, mit den allgemeinen Menschenrechten im Widerspruch stehe. In der allgemeinen Aufregung, bei der leidenschaftlichen Eile, mit der alle Beschlüsse innerhalb weniger Stunden ohne sonderliche Berathung durch begeisterten Zuruf gefaßt wurden, konnten sich natürlich nur die wenigsten von dem eigentlichen Inhalt und der ganzen Bedeutung dieses weit reichenden Zusatzes Rechenschaft geben. Doch ist nicht zu leugnen, daß sich hier ein gewisser Adel der Gesinnung kund gab; ein Streben, die Verjüngung der Gesellschaft selbst durch Opfer zu erkaufen.

Digitized by Google

— Die Masse der Gebildeten vollends verstand diese Erklärung ganz so, wie Mounier selbst sie gedacht hatte, und sie machte eben deshalb weit und breit einen mächtigen Eindruck, denn man bewunderte die freisinnige Großmuth, die sich in ihr aussprach.

Ehe man sich trennte, wurde auch noch der Beschluß gefaßt, sich am 5. September von Neuem zu Romans zu versammeln. Dort sollte die Verfassung der Provinz nach den hier bereits ausgesprochenen allgemeinen Grundsätzen im Einzelnen festgestellt und in Ausführung gebracht werden. Offenbar betrachten solche Beschlüsse die Autorität der Krone als beseitigt.

Ganz in ungetrübter Reinheit, ohne alle Beimischung eines modernen Liberalismus, zeigte sich der Adelsgeist in der Bretagne. Hier hatte schon am 5. Mai das Parlament zu Rennes sich in sehr heftigem Tone gegen alle Veränderungen, ja gegen alle möglichen Fälle bündig verwahrt: ein Beweis, daß schon, man weiß freilich nicht wie, eine Kunde von den Absichten der Regierung zu ihm gelangt war.

Der Adel der Bretagne, der stolz und abgeschlossen, viel ausschließlicher als die Ritterschaft irgend einer anderen Provinz, ein Landadel war und nur sehr wenige Mitglieder unter dem Hofadel zählte, versammelte sich eigenmächtig in Rennes. Eine der beiden Lesegesellschaften, die hier bestanden, namentlich diejenige, zu welcher nur Edelleute Zutritt hatten, gewährte als ein schon bestehender Vereinigungspunkt die gewünschte Gelegenheit, zu leidenschaftlich berathenden Versammlungen zusammenzutreten. Hier faßte der Adel (am 9. Mai 1788) einstimmig den Beschluß, vermöge dessen ein jeder, der in der neuen, von der Krone angeordneten Gerichtsverfassung eine Stelle annehmen würde, für ehrlos erklärt wurde.

Unter diesen Bedingungen sollten nun am folgenden Tage der kommandirende Generallieutenant Graf Thiard und der Civilintendant Bertrand de Moleville die sechs verhängnißvollen Edicte in die Register des Parlaments eintragen lassen. Obgleich, wie es scheint, ein Aufstand verabredet und eingeleitet war, gelang es den Willen der Regierung durchzusetzen, indem die beiden genannten Herren, als Commissare der Krone, dies Geschäft früher am Tage vornahmen, als vielleicht erwartet wurde, und es sehr zu beeilen wußten; sprechen durfte ohnehin niemand in der Sitzung, die eine königliche Kissensitzung vorstellen sollte. Auch war in der Nähe zur Vorsicht ein In-

Digitized by Google

fanterieregiment aufgestellt; doch blieb das Gebäude des Parlaments unbesetzt.

Auf dem Rückweg freilich, als die Sitzung aufgehoben war, konnten die Commissare thätlichen Mißhandlungen und Beleidigungen von Seiten der jungen Leute und des Pöbels, den der Adel aufgeboten hatte, nicht ganz entgehen. Ein Steinwurf traf den General Thiard an den Kopf, ein Strick wurde nach seinem Halse geworfen, fliehend erreichten er und Bertrand de Moleville ihre Wohnung. Und herrschte auch die folgenden Tage Ruhe in der Stadt, gehorchte auch das Parlament dem Befehl, sich nicht weiter zu versammeln, so war doch der Adel weit entfernt, seinen trotzigen Widerstand aufzugeben. Auf den Befehl, seine unberechtigten Versammlungen zu unterlassen, antwortete er nur durch den wiederholten, nun in aller Form dem Commandirenden mitgetheilten Beschluß, daß der bretonische Adel einen jeden für ehrlos erkläre, der in den neuen Gerichten ein Amt übernähme.

Den Bemühungen der Ritterschaft gelang es sogar, das Parlament dahin zu bringen, daß es sich (31. Mai) von Neuem in offener Auflehnung gegen die königlichen Befehle zu einer Sitzung vereinigte, um in sehr entschiedenem Tone gegen die Verfügungen der Regierung zu protestiren. Man erwartete, die Sitzung könnte gewaltsam gesprengt werden; deshalb versammelten sich mehrere hundert Herren vom Adel bewaffnet vor dem Parlamentsgebäude und gaben laut in drohenden Reden zu erkennen, wie sie bereit seien, die Schergen der Regierung nöthigenfalls zurückzuschlagen. Ein Volkshaufe schloß sich ihnen weniger regelmäßig bewehrt an — nicht ganz ohne durch die edlen Herren dazu veranlaßt zu sein; denn der Adel verschmähte es so wenig als später die Jakobiner, den Pöbel für seine Zwecke in Bewegung zu setzen. General Thiard ließ zwar die Besatzung ausrücken, wagte aber nicht einzuschreiten. Ungestört dauerte die Sitzung vom frühen Morgen bis zum Abend und wurde nicht eher aufgehoben, als bis die heftigsten Entschlüsse gefaßt — gedruckt — und in der Stadt verbreitet waren.

Den königlichen Siegelbriefen, vermöge deren sie in Folge dessen aus der Stadt verwiesen wurden, gehorchten die Parlamentsräthe bis auf einen. Dagegen forderten fünfzehn bretonische Edelleute ebenso viele Offiziere des Regiments das, wenn auch unthätig, am 10. Mai

Digitized by Google

in Bereitschaft stand, zum Zweikampf. Man warf diesen Offizieren vor, sie hätten sich zu niedrigen Schergen der Regierung hergegeben. Sie waren nämlich der Provinz fremd. Die in der Bretagne einheimischen Regimenter, deren Offiziere dem Adel der Provinz angehörten, verweigerten ziemlich unverhohlen den Dienst gegen ihre Landsleute und Standesgenossen. Man sah sich sogar genöthigt, die sämmtlichen Offiziere des Regiments Bassigny zu verabschieden, ja dies Regiment ganz aufzulösen. Dadurch, daß die Regierung Regimenter aus anderen Provinzen in die Gegend von Nantes und Rennes zog, zeigte sich die Absicht, nöthigenfalls Gewalt zu brauchen; und sie verrieth von Neuem das Bewußtsein ihrer Ohnmacht, indem sie es doch nicht wagte.

Der Adel ermangelte dann auch nicht, zwölf seiner angesehensten Mitglieder als Abgeordnete an den Hof zu senden, um dort gegen die Aufhebung des Parlaments, als gegen eine Verletzung der verbürgten und verbrieften Verfassung des Landes, entschieden zu protestiren. Der Hof wollte Entschlossenheit zeigen; die zwölf Herren wurden in die Bastille geschickt, und wie man sich an Höfen nur zu häufig darin gefällt, Erscheinungen die den Charakter einer gewissen Allgemeinheit, einer naturwüchsigen Entstehung an der Stirne tragen, als besonderes Ergebniß irgend einer vornehmen oder geringen Winkelintrigue zu betrachten, gefiel man sich auch diesmal darin anzunehmen, die ganze Bewegung sei von den wenigen am Hofe lebenden Bretagner Herren angestiftet, weil diese allerdings eines Sinnes mit ihren Landes- und Standesgenossen waren. Der Herzog von Rohan-Chabot, der Marquis von Boisgelin, die Herzogin von Choiseul-Praslin wurden sehr ungnädig deshalb angesehen und verloren Hofämter und Jahrgehalte. Auch Lafayette, der in Auvergne einheimisch, sich etwas unberufen der Sache annahm, bloß weil er von seiner Mutter Güter in der Bretagne geerbt hatte, verlor das Kommando zu Cherbourg, das man ihm kurz zuvor gegeben hatte.

Der bretonische Adel aber, als er erfuhr, wie es seiner Abordnung ergangen war, sendete eine zweite von funfzig bedeutenden Landherren nach, beauftragt dieselben Worte zu sprechen, dieselben Klagen, Verwahrungen und leidenschaftlichen, herb ausgedrückten Proteste an den König zu bringen. Diese zweite Gesandtschaft fand in Paris bereits ein anderes System herrschend. Die Regierung,

Digitized by Google

die nun wieder auf anderen Bahnen ihr Heil suchte, entschuldigte die Verhaftung jener zwölf Herren. Sie wurden frei gelassen und in der Heimat als Helden und Märtyrer empfangen.

Damit man sich aber nicht täusche über den Geist der bretonischen Ritterschaft, nicht freisinnige Ansichten im Geist der neueren Zeit vermuthe, wo man so weit davon entfernt war, müssen wir gleich hier erwähnen, welche Wendung die Berathungen der Bretagner Stände nahmen, als diese sich eigenmächtiger Weise im December desselben Jahres vereinigt hatten.

In der Provinz waren noch in einzelnen Einrichtungen Reste ihrer sonstigen Selbständigkeit stehen geblieben. Außer den Abgaben, die sie der Krone zollte, hatte sie noch ihre besonderen Finanzen. Mancherlei Anstalten wurden auf Kosten der Provinz unterhalten und die Gelder dazu hauptsächlich vermöge einer „Fouage" genannten Steuer aufgebracht, die seit 1641 ausschließlich und wie selbst Bertrand de Moleville gestehen muß, vollkommen ungerechter Weise von allen bürgerlichen und bäuerlichen Feuerstellen erhoben wurde. Der Adel hatte sich selbst sowie die Geistlichkeit davon frei gesprochen. Dagegen verfügte der Adel, dem gegen die einzige Stimme des dritten Standes, auf den Landtagen zwei Stimmen zu Gebote standen — nämlich seine eigene und die der Geistlichkeit — sehr willkürlich über die Verwendung dieser Gelder zu denen er nichts beitrug. Im Ganzen betrug die Steuer über sieben Millionen Livres; sie lastete also schwer genug auf den Städten und Bauerschaften einer einzigen Provinz.

Schon ein Jahr vorher (1787) hatte der dritte Stand die Aufhebung dieser Steuer verlangt — natürlich vergebens. Er wiederholte jetzt seine Forderung und fügte noch die zweite hinzu, daß ihm alle seit 1641 erhobenen Summen nebst deren Zinsen zurückgezahlt werden sollten — was vollkommen unmöglich war, wie sich versteht und eben nur die leidenschaftliche Gereiztheit des Standes ausspricht, der außerdem seinen Abgeordneten die bestimmte Weisung gab, an keiner anderen Verhandlung Theil zu nehmen, so lange nicht diese Angelegenheit seinen Wünschen gemäß erledigt sei. Der Adel beschloß dagegen, daß zuerst alle anderen Geschäfte abzumachen seien und erst nachher von jener verhaßten Auflage die Rede sein dürfe. Gefaßt darauf Gewalt abzuwehren, oder seinen Willen mit Gewalt

Digitized by Google

durchzusetzen, erschien er auch hier in Waffen, und um so zahlreich als möglich aufzutreten, hatte er selbst alle jüngeren Brüder und Söhne aufgeboten, die gar nicht berechtigt waren mitzustimmen. Weit entfernt, die Hand zur Versöhnung zu bieten, setzte die bretonische Ritterschaft vielmehr ihren Stolz darein, ihre Ansprüche so schroff und gebieterisch als möglich hinzustellen, ja bis auf das Aeußerste zu steigern. Es war unter anderem von einer Militärschule die Rede, die auf Kosten der Provinz errichtet werden sollte, zum Besten der armen Familien des bretonischen Adels, deren Söhnen unentgeltliche Aufnahme zugesichert wurde. Der dritte Stand blieb natürlich ganz ausgeschlossen von dieser Anstalt, deren Kosten er wieder ganz allein tragen sollte. — „Und was sollen denn unsere Kinder haben?“ rief ein Abgeordneter des dritten Standes —: „Das Armenhaus!“ (l'hôpital), erwiderte der Marquis Trémargat, der zu den Hauptrednern des Adels gehörte. — Kein Wunder, daß es zu endlosen Duellen kam, zu blutigen Händeln zwischen dem Adel auf der einen Seite, dem dritten Stande, dem Volk, den Studenten auf der anderen.

Doch wir kehren zum Mai 1788 und den Schritten der Regierung zurück. Der Minister Brienne hatte auch eine außerordentliche Versammlung der Geistlichkeit zusammengerufen, um von ihr eine Geldhülfe zu erhalten — aber vergebens! — Die Prälaten antworteten auf jeden Vorschlag mit den heftigsten Protestationen gegen die Erhöhung der Vingtième — gegen die Umbildung der Gerichte — und ganz besonders gegen alle und jede neue Auflage oder Anleihe, die nicht durch die Reichsstände bewilligt wäre. Die Zusammenberufung der Reichsstände verlangten auch sie immer und immer von Neuem, und als man sie endlich im Juli wieder auseinander gehen ließ, hatte man eben nichts gewonnen, als eine Anzahl leidenschaftlicher Vorstellungen in diesem Sinn.

Man darf dabei nicht vergessen, daß in dieser Versammlung durchaus nur die adeligen Prälaten tagten, daß die aus dem Bürger- und Bauernstande hervorgegangene Pfarrgeistlichkeit hier so wenig, als ehemals in den Versammlungen der Reichsstände, Sitz und Stimme hatte.

Digitized by Google

So lange die Bewegung wesentlich gegen die Krone gerichtet war oder schien, stand eben überall in Frankreich der Adel an der Spitze derselben.

Der leitende Minister Brienne gab sich zwar eine Zeit lang das Ansehen, als wolle er dem Sturm trotzen, als wolle die Regierung ihre Stütze in dem Mittelstande, im Volk suchen, um gegen die bevorrechteten Stände durchzudringen; man hörte seine Worte wiederholen: der König wolle durch sein Volk herrschen, trotz aller Vorrechte und auf Kosten der Bevorrechteten — en dépit des privilèges et aux dépens des privilégiés. Aber es fehlte der Muth, so hochtönende Worte wahr zu machen; es fehlte die Macht dazu, die nur das Vertrauen der Nation hätte verleihen können.

Man wagte die cour plénière, die allen königlichen neuernden Verordnungen die Form von Gesetzen geben sollte, nicht wieder zu versammeln, und in Mitten der rathlosen Verwirrung rückte der Augenblick heran, wo der königliche Schatz seine Zahlungen einstellen mußte, das ganze künstliche Getreibe der Verwaltung still zu stehen drohte!

Dies Unheil wagte der Minister nur unter dem Schutz eines weit reichenden königlichen Versprechens kund zu thun. Als Vorbereitung dazu mußte der König schon am 2. August die verabredete, eigenmächtige Versammlung der Stände des Delphinats zu Romans gut heißen, ja sie auffordern, sich frei über die künftige Verfassung ihrer Provinz zu berathen und das Ergebniß dem König vorzulegen. Am 8. August erfolgte dann, in Form eines vom König genehmigten Beschlusses des Staatsraths, das Versprechen, die allgemeinen Reichsstände zum 1. Mai des folgenden Jahres zusammenzurufen.

Als entscheidend merkwürdig tritt dabei hervor, daß auch Brienne schon von diesem Augenblick an, wo die Hoffnung aufgegeben wurde, Frankreich ohne Stände umzubilden, dahin trachtete, anstatt der so leidenschaftlich verlangten alten Reichsstände, unter demselben Namen eine Versammlung ganz anderer Art zusammenzubringen; anstatt jener Stände, in denen Adel und Geistlichkeit vermöge zweier Stimmen gegen die eine des dritten Standes herrschten und die ihnen dienen sollte, ihren Willen zum herrschenden in Frankreich zu machen, eine anders gestaltete, von anderem Geist beseelte, vermöge deren man eben dieser bevorrechteten Klassen, ihres Widerstandes, ihres

Digitized by Google

Strebens nach der Herrschaft Herr zu werden hoffte. Es war das nur allzu natürlich, es war nothwendig. Denn daß zu heilsamen Veränderungen des Zustandes nicht zu kommen — daß Frankreich nicht zu retten war, so lange der Wille dieser Stände maßgebend blieb: das wußte man von der Versammlung der Notablen, von dem Streit mit den Parlamenten her!

In diesem Sinn forderte ein dritter königlicher Erlaß nicht allein alle Stände der Provinzen und alle Municipalitäten des Reichs, sondern auch alle gelehrten Gesellschaften und sogar ausdrücklich alle denkenden Individuen in dringenden Worten auf, frei ihre Ansichten auszusprechen und Vorschläge zu machen, wie den Reichsständen die zweckmäßigste Form zu geben, wie durch sie das allgemeine Beste am nachhaltigsten zu fördern sei. In Verbindung mit den schon erwähnten Worten Brienne's besagt diese Aufforderung deutlich genug, worauf es abgesehen war.

Den Boden des Herkömmlichen, der Form nach Gesetzlichen, hatte man damit verlassen — den Faden des geschichtlich Ueberlieferten thatsächlich zerrissen, um sich auf das Feld mehr oder weniger willkürlicher Schöpfungen zu wagen. Das heißt, unmittelbar wenigstens durch den herrschsüchtigen Widerstand des Adels und der Geistlichkeit dazu gezwungen, betrat die Regierung selbst die Bahn der Revolution.

Indessen Brienne wenigstens sollte das so begonnene Werk nicht weiter führen, denn die Erklärung, daß der königliche Schatz vom 1. September an seine Zahlungen beschränken werde, mußte — schon am 16. — diesen freisinnigen Erklärungen auf dem Fuße folgen. Außer dem Solde der Truppen, den die Regierung nach wie vor ganz in Silber zu berichtigen versprach, sollten von dem genannten Tage an alle Zahlungen nur zum Theil in baarem Gelde geleistet werden, zum Theil in neuen Schatzkammerscheinen, die fünf vom Hundert Zinsen trugen und die man als baares Geld in einer sofort zu eröffnenden Anleihe anzunehmen versprach. Entschädigungen und Gnadenbewilligungen sollten sogar ausschließlich in solchen Papieren gezahlt — die Rückzahlung aller fälligen Staatsschulden auf ein Jahr gestundet werden.

Digitized by Google

Diese Maßregel, die jeden Einzelnen mit vielfachen Verlusten bedrohte, da alle Staatspapiere bereits tief unter ihren Nennwerth gesunken waren — die neuen ohne Zweifel noch tiefer sinken mußten, ein jeder also darauf gefaßt sein mußte, in sehr schlechtem Gelde bezahlt zu werden —: diese Maßregel rathloser Noth machte einen so schlimmen Eindruck, daß selbst die Königin ihren Günstling Brienne nicht länger halten konnte. Selbst der an Einsicht arme Graf von Artois drang bei ihr auf dessen Entlassung — von dem König war dabei wenig die Rede!

Es war auch wieder der Einfluß der Königin, der jetzt Necker an die Spitze der Finanzen und damit in der That an die Spitze der Verwaltung brachte. Doch war das wirklich wenigstens für den Augenblick unvermeidlich. Die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als den Retter in der Noth, das Vertrauen, das er einflößte und sein kaufmännischer Credit, schienen allein über die Verlegenheiten der Gegenwart und Zukunft hinaus helfen zu können. Freilich war er überhaupt nicht ein Staatsmann zu nennen und möchte sich jeder größeren Aufgabe gegenüber winzig genug ausgenommen haben: um wie viel mehr Angesichts der Stürme die er beschwören sollte. Seine Einsicht genügte nicht, sein Charakter noch weniger, wenn er auch gar wohl begriff, daß mit den alten Ständen nichts anzufangen sein würde und daß er deshalb auf dem Wege fortwandeln müsse, den schon Brienne eingeschlagen hatte!

Während das Vertrauen auf die finanzielle Zukunft des Reichs für einen Augenblick zurückkehrte, wurden einerseits alle ihres politischen Verhaltens wegen Verhafteten entlassen; darunter vor allen die Parlamentsräthe und die Abordnung des bretonischen Adels; es wurde das Pariser Parlament schon im September wieder zusammen berufen und in alle seine Rechte wieder eingesetzt; durch ein Edict, das in der zweiten Sitzung (25. September) desselben zur Einzeichnung kam, wurde die Neugestaltung der Gerichte förmlich zurückgenommen und einem wiederholten königlichen Versprechen gemäß sollten die Stände des Reichs schon im Januar zusammentreten.

Auf der anderen Seite aber ging auch Necker's Streben unverkennbar dahin, die Reichsstände in verjüngter Gestalt um den Thron zu versammeln. Schon in den berathenden Provinzialversammlungen, die während seines ersten Ministeriums versuchsweise in ein paar

Digitized by Google

kleineren Provinzen eingeführt worden waren, hatte der dritte Stand eine doppelte Vertretung erhalten; d. h. so viel Abgeordnete, als die beiden ersten Stände zusammen. Diese Versammlungen hatten natürlich nur eine sehr geringe Bedeutung, da ihnen in Nichts eine entscheidende Stimme zuerkannt werden konnte; da sie wesentlich nur dienen sollten, die Steuerumlage im Innern ihrer Provinz zu besorgen. Das Beispiel aber lag vor und die Absicht, auch die Reichsstände nach diesem Modell einzurichten, dem dritten Stande auch hier eine doppelte Vertretung zu gewähren, ließ sich errathen! Hatte aber dieser Stand für sich allein die Hälfte aller Abgeordneten zu senden, so ergab sich, wie von selbst, daß nicht jeder Stand für sich tagen konnte, daß in der gemeinsamen Berathung, eben wie auf den Provinzialversammlungen, nach Köpfen abgestimmt werden mußte, nicht nach Ständen wie bisher. Denn blieb es bei der älteren Weise, behielt der dritte Stand nur Eine Stimme, den beiden des Adels und der Geistlichkeit gegenüber, so war es sehr gleichgültig, wie viele Mitglieder und Stimmen jeder Stand in sich zählte, und jene erste Neuerung hatte keinen Sinn. —

Auch mißtraute der Adel der Regierung jetzt noch entschiedener als früher. Das Pariser Parlament, auf den 14. September zu einer königlichen Kissensitzung nach Versailles beschieden, versammelte sich am 13., um schon im Voraus gegen diese Sitzung und gegen alle Verordnungen zu protestiren, die da möglicher Weise vorkommen könnten. Die Regierung gab denn auch die Kissensitzung auf, in der sie schwerlich die gefürchteten freisinnigen Maßregeln in Beziehung auf die Wahlen hätte durchsetzen können.

Lamoignon, der Feind des Parlaments, schied zwar aus dem Ministerium, das Mißtrauen aber wurde dennoch dadurch gesteigert, daß die Regierung die erste Sitzung dieses Gerichts mit gutem Bedacht bis kurze Zeit vor den Herbstferien verschob, die eine zweimonatliche Ruhe vor dieser Opposition schaffen mußten. Es war daher ganz dem im Parlament herrschenden Geist gemäß, daß es gleich in der Sitzung, in welcher das Edict, seine Wiederherstellung betreffend, eingezeichnet wurde, einen Beschluß faßte, der die Absicht der Regierung vereiteln sollte. Das Parlament bat in dringenden Worten seine Ferien diesmal aussetzen zu dürfen, um, wie vorgewendet wurde, die versäumte Rechtspflege desto schneller nachholen

Digitized by Google

zu können. Als aber dies Gesuch zurückgewiesen wurde, kam die wahre Absicht zum Vorschein. Das Parlament benutzte nun die kurze Zeit bis zu den eintretenden Ferien, um zunächst gegen Alles zu protestiren, was möglicher Weise aus dem Umstand gefolgert werden konnte, daß ein Wiederherstellungsedict in seine Register eingetragen war. Es protestirte gegen die Folgerung, daß ihm seine Rechte und Befugnisse rechtskräftig genommen gewesen seien, oder von irgend einer Autorität genommen werden könnten. Es erhob ferner förmliche gerichtliche Anklage gegen die Minister Lamoignon und Loménie de Brienne als Verführer des Monarchen, die ihn hätten bewegen wollen, die rechtmäßige Verfassung des Reichs zu stürzen. Besonders aber gab es die sehr wichtige Erklärung ab, daß die allgemeinen Reichsstände in keiner anderen Form und Zusammensetzung berufen werden dürften, als im Jahre 1614; daß sie nur in dieser Verfassung zu Recht bestehend und befugt seien, rechtskräftige Beschlüsse zu fassen.

Der Adel war inne geworden, daß die Bewegung, an deren Spitze er sich bisher gestellt hatte, eine unerwünschte Wendung nehmen könne, wenn die Krone, wie sie nun that, dem Streben nach unbeschränkter Gewalt entsagte und sich auf den dritten Stand zu stützen suchte. Auf diese Weise konnte die Regierung in veränderter Gestalt zu einer verjüngten Macht gelangen, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aber wurden geschmälert, wenn sie nicht ganz zu Trümmern gingen; diesen Ständen wurden Opfer auferlegt, anstatt des Gewinns den sie erstrebt hatten —: dieselben Opfer wenigstens, von denen sie sich schon so oft losgesagt hatten. Von dem Augenblick an, wo der Adel die Bewegung gegen sich selbst gerichtet und seine eigenen Interessen gefährdet sah, sagte er sich von ihr los und stemmte sich ihr entgegen.

Mit jener Erklärung hatte aber auch das Pariser Parlament seine volksthümliche Beliebtheit augenblicklich verloren; ein unheilbarer Riß war geschehen; die wirkliche Sachlage war nun enthüllt und klar; die wirklichen Gegner standen nun einander gegenüber: die Bevorrechteten und die durch das bisherige Staatsrecht Frankreichs Beeinträchtigten. Dabei täuschte sich der Adel über die Grundlage seiner bisherigen Macht in dem Streite mit der Krone. Er wähnte sie in sich selbst zu finden und begriff wenigstens jetzt noch nicht, daß ihn bisher ein ihm fremdes, ja feindliches Element getragen hatte.

Digitized by Google

Da nun aber die Regierung, unter Necker's Leitung zu schwach und zu ängstlich zu selbständigen kühnen Entschlüssen, die Dinge lieber wie von selbst wollte entstehen lassen und somit selbst eine Bewegung hervorrief, die sie nicht zu leiten wagte; — da der Hof, der von der Regierung wohl zu unterscheiden ist, die Schritte des Ministers bald mit Mißtrauen betrachtete; — da der König schwach und schwankend blieb wie immer — und Necker in der Geldklemme des Staats zunächst nur eine Scheinhülfe zu bringen wußte — konnte natürlich, als jener Gegensatz sich offenbarte, das Vertrauen sich nicht befestigen, wie man in den ersten Augenblicken der neuen Verwaltung gehofft hatte. Der Credit, um den es Necker'n vor allem zu thun war, wollte sich nicht herstellen.

Was die Finanzen anbetrifft, verkündigte Necker zwar in einem Erlaß vom 14. September mit großem Pomp, daß der Schatz alle Zahlungen nach wie vor in baarem Gelde leisten werde: die Marktschreierei war aber etwas allzu durchsichtig, da eben dasselbe Papier, wie beiläufig, erwähnte daß einige minder dringende Ausgaben ganz verschoben werden sollten. Zu diesen minder dringenden Ausgaben wurden dann nicht nur die Entschädigungen und Gnadensachen, die Rückzahlung fälliger Schulden gerechnet, die schon Brienne gestundet hatte, sondern auch die Zinsen der Staatsschuld, fällige Leibrenten und ein großer Theil der laufenden Ausgaben aller Verwaltungszweige. Dieser Bankbruch war also schlimmer als der erste und sehr schlecht verkleidet.

Der König selbst sehnte sich, was sehr bezeichnend ist, nach den Reichsständen, und zwar wie aus seinen naiven Aeußerungen gegen Necker hervorgeht, damit doch endlich einmal eine Autorität da sei, an die er sich ein für alle Mal halten könne, die ihm sage, was er zu thun und zu lassen habe und ihn von den widersprechenden Intriguen und Rathschlägen des Hofs befreite. Es fehlte ihm so sehr an Selbstkenntniß, daß er sich so viel Charakter zutraute als nöthig ist, um folgerichtig Einer Stimme, Einer Autorität zu folgen.

Jene Politik, die Dinge selbst heranwachsen zu lassen und die Verantwortlichkeit der Regierung, wie Necker wähnte, aus dem Spiel zu halten, hatte natürlich zur Folge, daß eben die Dinge von Stunde zu Stunde der Regierung mehr über den Kopf wuchsen. Schon begann die Aufforderung, seine Meinung zu sagen über das was da

Digitized by Google

kommen sollte, im Uebermaß Früchte zu tragen. Unter der Masse von Flugschriften, die Frankreich überschwemmten, ist besonders eine, wie bekannt, zu weltgeschichtlicher Bedeutung gekommen —: diejenige die der seiner Zeit berühmte Abbé Sieyes unter dem Titel: Qu'est-ce que le tiers état? herausgab. — Er bewies darin, daß der sogenannte dritte Stand allein achtundneunzig Hunderttheile der Bevölkerung Frankreichs bilde, also in der That die Nation sei, während Adel und Geistlichkeit nur als ganz unbedeutende Anhängsel derselben betrachtet werden könnten, daß es folglich in Frankreich von Rechtswegen kein Gesetz gebe, als den Willen des dritten Standes. Diese Darstellung, die eben nur die Zahlen berücksichtigte, ohne auf Besitz, Bildung und Einsicht, ohne auf die höhere Bestimmung des Menschen, Natur und Zweck des Staats im Mindesten zu achten; ohne zwischen dem berechtigten Willen des Menschen und der Willkür der Masse irgendwie zu unterscheiden —: diese Darstellung schien eben ihrer plumpen Einfachheit wegen sehr einleuchtend, und in mehr als einem Fall berief sich später der dritte Stand auf die hier ausgesprochenen Sätze, als wären sie über jeden Zweifel erhaben.

Die Stände des Delphinats, deren Versammlung zu Romans man nun gestattete, nahmen unter Mounier's Einfluß die doppelte Vertretung des dritten Standes, gemeinsame Berathung der drei Stände und Abstimmung nach Köpfen als Grundlage der neuen Provinzialverfassung an und erklärten, daß sie nur in demselben Zahlenverhältniß Abgeordnete zu den Reichsständen wählen würden.

Immer in demselben Geist der Unzulänglichkeit vorgehend, belobte die Regierung diese Beschlüsse gar sehr, wagte aber doch keine Entscheidung auf sich zu nehmen und berief anstatt dessen (6. November 1788) wieder die Notablen zusammen, um die zu befragen, welche Form sie den allgemeinen Ständen zu geben habe. Gar merkwürdig ist nun, daß diese Versammlung wieder aus denselben vornehmen Herren gebildet, die schon das Jahr vorher zusammenberufen waren und diesmal in sechs Bureaux getheilt, sich in ihren Gutachten durchaus nicht an das geschichtliche Recht, an die Ueberlieferung, an das Herkommen hielt, vielmehr in jeder Beziehung willkürliche Neuerungen empfahl. Man glaubt gewöhnlich, es sei nur Eine Neuerung durchgeführt worden, nämlich die verdoppelte Vertretung des dritten Standes —: dem ist aber ganz und gar nicht so; die Notablen ban-

Digitized by Google

den sich in keiner Beziehung an das Vorbild von 1614 und übergingen, über die zweckmäßigste Vertretungsweise des Adels befragt, so gut wie die Regierung, die Pairs von Frankreich und ihr unstreitiges Recht als solche auf dem Reichstage zu erscheinen und zu stimmen, durchaus mit Stillschweigen*). Die Vertretung des Adels

*) Die alte französische Pairie, die weder mit der englischen noch mit der ihr nachgebildeten neufranzösischen verglichen werden darf, hat eigenthümliche Schicksale erlebt.

Die Geschichte ihrer Entstehung, die lange Zeit streitig war, hat in neuester Zeit Beugnot in einer Weise festgestellt die wenig Zweifel übrig läßt.

Bekanntlich war in den ältesten Zeiten die Curia Regis, in welcher schon zur Zeit der Carolinger ein Pfalzgraf (Comes palatii) den Vorsitz führte, und wo die Hofministerialen nebst Vasallen der Krone und Bischöfen das Richteramt übten, das höchste Gericht für die Lehnleute der Krone.

Es ergiebt sich nun daß im Jahre 1202 Johann ohne Land (als Herzog von der Normandie) vor die Curia seines Lehnsherrn, des Königs von Frankreich, gefordert werden sollte, wegen des an Arthur von Bretagne verübten Mordes. Aber man hatte Grund zu glauben König Johann werde diesen Gerichtshof schon deswegen verwerfen, weil die meisten der Beisitzer ihm nicht ebenbürtig seien. Diesem Vorwurf zuvor zu kommen, bezeichnete König Philipp August die zwölf vornehmsten Landherren Frankreichs — Fürsten die in weiten Gebieten Landeshoheit übten und eine Stellung behaupteten, wie sie die deutschen Reichsfürsten erst viel später erwarben — namentlich als die ausschließlichen Beisitzer des Gerichts. Diese waren dem König Johann in seiner Eigenschaft als Herzog der Normandie unstreitig ebenbürtig — seine pares. Es waren sechs mit Hoheitsrechten ausgestattete Bischöfe und sechs Laienfürsten; nämlich die Herzoge von Normandie, Aquitanien und Burgund, die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Johann ohne Land wurde also selbst den Pairs beigezählt; zum Theil unstreitig weil ihm das als Herzog der Normandie allerdings zukam, zum Theil auch wohl um die Ebenbürtigkeit und Competenz des Gerichts in der bestimmtesten Form auszusprechen.

Dies Pairsgericht blieb fortan bestehen, und als Ludwig der Heilige die Curia regis in Reichsrath und Gerichtshof theilte, den letzteren als Pariser Parlament ausbildete und ihm gelehrte Räthe beigab, die bald die Geschäfte allein führten, blieben die Pairs geborene Mitglieder desselben und über Pairs namentlich konnte nur in ihrer Gegenwart geurtheilt werden.

Aber die großen halbsouveränen Landherren verschwanden allgemach; ihre Lande kamen meist an die Krone. Schon unter Philipp dem Schönen gab es keine selbständigen Herren der Normandie, Champagne und von Toulouse mehr; dieser König ernannte den Herzog von Bretagne, die Grafen von Artois und Anjou an ihrer Stelle zu Pairs. Unter seinen Nachfolgern wurden nach und nach alle Prinzen des königlichen Hauses zu Pairs ernannt ohne halbsouveräne Landherren zu sein, und damit war der Anfang zu der gänzlichen Umgestaltung der Pairie gemacht.

Mehr und mehr gingen die großen Kronlehen ein; der Herzog von Bretagne war zuletzt neben den Prinzen des königlichen Hauses, der einzige weltliche Pair.

Digitized by Google

sollte lediglich aus Wahlen hervorgehen, und zwar aus indirecten, wie man das jetzt nennt. Die Unterabtheilungen der Grands bailliages und Sénéschaussées d'épée sollten nur Wahlmänner ernennen, die sich dann vereinigten, um die Abgeordneten des betreffenden größeren Landestheiles zu wählen. Das Recht bei den Urwahlen mitzustimmen, wurde allen Mitgliedern des Erbadels zuerkannt, ganz unabhängig davon ob sie mit Landbesitz im Reiche ansässig seien oder nicht; es wurden sogar alle ohne Unterschied für wählbar erklärt. Eine sehr beachtenswerthe Neuerung! Bisher waren die Edelleute als Vertreter der wirklich mit Rittergütern ausgestatteten, zu Ritterdiensten verpflichteten Lehensgenossenschaft auf den Reichstagen erschienen —: dieser Beschluß dagegen stempelte den Anspruch des Adels an der Regierung Frankreichs Antheil zu nehmen, zu einem Recht das er lediglich seiner Geburt — dem Blut — verdankte; das an der Person haftete und nicht durch ein sonstiges Verhältniß zum Staat oder durch Gegenleistungen bedingt war.

In Beziehung auf die Vertretung des geistlichen Standes vollends, verfügten die Notablen Neuerungen, die man berechtigt wäre geradezu revolutionär zu nennen. Nur die Prälaten und Kirchenfürsten waren auf den früheren Reichstagen erschienen. Nicht als Vertreter eines mit der Seelsorge betrauten Lehrstandes, sondern überwiegend als Inhaber weiter, mit Hoheitsrechten ausgestatteter Besitzungen. Jetzt sollte der Stand der Geistlichen auch durch gewählte Abgeordnete vertreten werden; die meisten Bureaux verlangten —

Auch er verschwand unter Ludwig XII. und Franz I. — Dieser letztere verlieh fremden Fürsten die Pairswürde, obgleich sie auf ihren Besitzungen in Frankreich keine Landeshoheit hatten; so dem Grafen von Cleve als Grafen von Nevers, und einer Seitenlinie des lotharingischen Hauses als nominalen Herzogen von Guise.

Heinrich II. erhob zuerst eine Familie die dem niederen, ritterbürtigen Adel angehörte, die Montmorency, ohne ihnen Landeshoheit zu verleihen, zu nominalen Herzogen und Pairs. Das geschah fortan mehrfach, und so waren denn am Ende lauter Herren die eigentlich dem kleinen Adel angehörten als nominale Herzoge und Pairs an die Stelle der alten, halbsouveränen Fürsten getreten.

Die Pairie war jetzt bloß eine Würde, ein Rang der im Adel eine ausgezeichnete Stellung gewährte. Außer dem Recht bei feierlichen Gelegenheiten eine Herzogskrone zu tragen und bei der Krönung des Königs gewisse Aemter auszuüben, hatten die Pairs jedoch noch immer das Recht bewahrt den Sitzungen des Parlaments und den Versammlungen der Stände Kraft ihrer Würde beizuwohnen.

Digitized by Google

was auch später verfügt wurde — daß ein jeder geweihte Priester, der ein Kirchenamt bekleidete, folglich auch alle Pfarrer, Wähler und wählbar sein sollten. Die Vertretung des geistlichen Standes war damit auf eine durchaus andere Grundlage versetzt, und wie weit dies Zugeständniß führen konnte, davon hatte man bei der strengen Disciplin der katholischen Kirche wohl keine Ahnung.

Um so auffallender war es daß die Notablen nur von einer Neuerung nichts wissen wollten —: nämlich von einer zahlreicheren Vertretung des dritten Standes. Nur das eine Bureau, in welchem der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) den Vorsitz führte, erklärte sich diesem Prinzen zu gefallen, mit dreizehn Stimmen gegen zwölf dafür; die fünf anderen entschieden sehr bestimmt gegen den dritten Stand. Die Frage, ob nach Köpfen oder nach Ständen abgestimmt werden sollte, hatte Necker wohlweislich den Notablen gar nicht vorgelegt —: sie ließen es sich aber dennoch nicht nehmen, auch ungefragt darauf zu antworten und wie zu erwarten war, ganz unbedingt die Abstimmung nach Ständen für die allein rechtmäßige zu erklären. Selbst die dreizehn Mitglieder, die in dem vergleichungsweise freisinnigen Bureau für die doppelte Vertretung gestimmt hatten, wollten sich in Beziehung auf diese weitere Frage nicht zu Gunsten des dritten Standes aussprechen.

Nebenher erklärte sich der Adel in allen Büreaux bereit seinen Steuervorrechten zu entsagen. Das eine Büreau war dabei so naiv umständlich auseinander zu setzen wie geringfügig diese gebotene Gabe sein werde: ein Beweis daß man weder an eine wirkliche, nach dem wahren Werth der Grundstücke berechnete Grundsteuer, noch an eine Besteuerung des Einkommens aus grundherrlichen Rechten dachte.

Aber es sollte kein Zweifel über Veranlassung und Bedeutung dieses Erbietens bleiben. Ein Prinz von Geblüt, Urenkel des großen Condé, der Prinz von Conty, in welchem der Adel wie in dem Grafen von Artois sein Vorbild und seinen Führer verehrte, machte (am 28. November) die versammelten Commissarien aller Bureaux auf das steigende Unwesen der Flugschriften aufmerksam, und behauptete die Monarchie schwebe in Gefahr. Um dieser zu begegnen müßten die Notablen vom König die bestimmte Erklärung verlangen, daß alle alten Formen und die Verfassung Frankreichs (wie das Pariser Parlament sie verstand) unverändert erhalten werden sollten. Ein Ver-

Digitized by Google

bot jener zügellosen Erörterungen und aller neuen Systeme sei zur Erhaltung des Throns, der Ordnung und der Gesetze unerläßlich.

Der Graf von Provence, der als ältester Prinz des königlichen Hauses in dieser Versammlung den Vorsitz führte, fragte bei dem König an, ob er den Notablen gestatten wolle, über diesen Antrag zu berathen. Unter Necker's Einfluß wurde dies von Seiten der Regierung untersagt. Der Gegenstand gehöre nicht in den Wirkungskreis der Versammlung, hieß es, hielten die Prinzen dergleichen Vorstellungen für nothwendig, so möchten sie sich allein damit an den König wenden.

Fünf der Prinzen von Geblüt, nämlich Artois, Conty, Condé und dessen beide Söhne, vereinigten sich darauf sogleich zu einer warnenden Denkschrift an den König, deren merkwürdiger Inhalt die Ansichten des Hofadels ausspricht, wie sie sich jetzt im Mittelpunkt des Reichs gestalteten. Die Schrift beginnt mit den Worten: „Sire! der Staat ist in Gefahr!" Heilig geachtete Institutionen, die das Gedeihen der Monarchie während so vieler Jahrhunderte bewirkten, würden in Gegenstände der Erörterung verwandelt, über die es verschiedene Meinungen geben könne, oder selbst als Ungerechtigkeiten verschrieen. Die zahllosen Flugschriften, die Vorstellungen welche man von vielen Seiten her den Prinzen überreicht habe, die Forderungen verschiedener Provinzen (des Delphinats ohne Zweifel) — Städte und Körperschaften: Alles beweise ein überlegtes System des Ungehorsams und Verachtung der Staatsgesetze. So groß seien die unseligen Fortschritte der allgemeinen Aufregung, daß Meinungen, welche vor kurzem noch sehr strafbar erschienen wären, jetzt als die vernünftigsten und gerechtesten betrachtet würden. Wer könne sagen wo die Verwegenheit der Meinungen still stehen werde? Schon seien die Rechte der Krone in Zweifel gezogen worden; über die Rechte der beiden ersten Stände des Reichs seien schon die Meinungen getheilt —: bald werde man die Rechte des Eigenthums antasten. Schon jetzt würden die Lehensgerechtsame, die grundherrlichen Lasten, als ein System der Ungerechtigkeit, als ein Rest der Barbarei bezeichnet, und man habe deren Aufhebung vorgeschlagen. Aus diesem Vorhaben die Rechte und Gesetze zu ändern sei die Forderung der doppelten Vertretung des dritten Standes hervorgegangen; gewähre man sie, wenn auch unter der Bedingung daß ständeweise abgestimmt

Digitized by Google

werde, so werde der dritte Stand sich gewiß nicht bei einer Begünstigung ohne wirklichen Nutzen beruhigen. Dringend müßten die Prinzen daher bitten daß die althergebrachten Formen der Reichsversammlung unbedingt beibehalten werden möchten.

Geht nun aus allen diesen Dingen schon sehr deutlich hervor was den Herren eigentlich am Herzen lag, so stellte der Schluß der Denkschrift dies vollends in das Klare: „Gern leisten die ersten Stände auf ihre Steuervorrechte Verzicht," sagen die Prinzen: „die Unterzeichneten selbst wünschen das Beispiel jeder Aufopferung zu geben: allein dann lasse der dritte Stand auch ihre übrigen Rechte unangetastet die nicht weniger alt als die Monarchie, auch nicht minder unveränderlich sein müssen als deren Verfassung." —

Der Adel sah die allgemeine Bewegung der Geister immer höher steigen, entschiedener eine Richtung nehmen die seine Stellung bedrohte: da suchte er sich hinter dem Thron zu bergen. Er verlangte der König solle die Standesinteressen der französischen Ritterschaft zu den seinigen machen; er schob den König vor und verlangte der solle ihn vertheidigen!

Zum Theil ist der französischen Ritterschaft später dies Vorhaben gelungen, — nämlich so weit dies bei der haltungslosen Schwäche des Königs möglich war — und was an ihr lag, hat sie redlich gethan, um ihn als Märtyrer für ihre Sache auf das Blutgerüst zu schicken.

Zunächst jedoch erreichte diese Zuschrift ihren Zweck nicht. Der König war gekränkt und beleidigt durch die Hindernisse, welche Parlamente, Adel und Geistlichkeit überall seiner Regierung in den Weg gelegt hatten; durch das gebieterische, um sich greifende Auftreten dieser Stände. Was mehr sagen wollte: auch die Königin war es; wie es scheint, glaubte sie noch einigermaßen den Lehren Brienne's und Necker's, daß die Krone, um diesen Gegnern gegenüber wieder zu erstarken und ihrer Herr zu werden, sich auf den wohlgesinnten dritten Stand stützen müsse.

In diesem Sinn erfolgte denn auch die Entscheidung des Königs oder vielmehr der Regierung, nachdem die Versammlung der Notablen am 12. December geschlossen war. Am 24. Januar 1789 erschien ein königlicher Erlaß der die allgemeinen Stände zum 27. April nach Versailles berief. Die Wahlen wurden ganz dem Gutachten der No-

Digitized by Google

tablen gemäß angeordnet, und man freute sich deren Zustimmung zu allen vielfältigen Neuerungen zu haben. In Beziehung auf den dritten Stand aber ging die Regierung ihren eigenen Weg ohne sich an die Meinung der Notablen zu binden: sie gewährte ihm die doppelte Vertreterzahl. Necker beging aber dabei den Fehler schwacher Halbheit, die sich vor dem Adel fürchtete, die Abstimmung nach Köpfen, auf die es doch wesentlich abgesehen war, nicht auch zugleich aus königlicher Machtvollkommenheit anzuordnen. Die Versammlung selbst, sagte das königliche Ausschreiben, werde über die Art der Abstimmung entscheiden. Man überließ es dem dritten Stande sich die Abstimmung nach Köpfen selbst zu erkämpfen — und durch Kampf und Sieg natürlich alle Macht im Staat in seine Hand zu bringen.

Der Mittelstand zeigte sich erfreut: die hohe Geistlichkeit und der Adel waren natürlich, mit sehr wenigen Ausnahmen, unzufrieden mit diesen Bestimmungen. Die Ritterschaft der Bretagne, nicht weniger stolz und leidenschaftlich entschieden als das Parlament zu Rennes, das sich in allen seinen Erklärungen dem Pariser Parlament angeschlossen hatte, erklärte einmüthig und bestimmt, sie werde keine Abgeordneten zu den allgemeinen Ständen wählen und senden, weil sie nicht in herkömmlicher Weise dem alten Recht gemäß berufen — diese überhaupt nicht die Stände des Reichs im Sinn des alten Rechts seien. Und trotz aller königlichen Ermahnungen und Befehle hatte es auch dabei sein Bewenden; unter allen betreffenden Körperschaften des Landes war und blieb die Ritterschaft der Bretagne allein unvertreten auf dem Reichstag.

Im ganzen übrigen Lande gingen die Wahlen in der angeordneten Weise vor sich, und es ist dabei gar sehr der Mühe werth, einen Blick in die sogenannten cahiers zu werfen, d. h. in die Instructionen welche zumal der Adel seinen Vertretern mit auf den Weg gab. In ihnen zeigt sich daß der Adel in den Provinzen, wo der Maßstab für die Bedeutung der Erscheinungen nicht so nahe lag als im Mittelpunkt des Reichs und der geistigen Bewegung, auch noch nicht dahin gelangt war, Schutz im Schatten des Throns suchen zu wollen. Noch überwog das Streben die Macht der Krone zu Gunsten des Adels zu schmälern. Man kam sich gerecht und selbst

Digitized by Google

großmüthig vor indem man dem dritten Stande einiges gewähren wollte. Mit seinen, wie man meinte, zu weitgehenden Forderungen sollte er freilich abgewiesen werden. Die Macht die nöthig war sich nach beiden Seiten hin in dieser Stellung zu behaupten, glaubte der Provinzialadel noch immer in sich selbst zu finden, und zweifelte nicht daran.

In Beziehung auf die Finanznoth des Reichs hielten sich die cahiers des Adels durchaus auf dem Standpunkt welchen die beiden Versammlungen der Notablen eingenommen hatten —: der Adel erklärte sich in allgemeinen Ausdrücken bereit seinen Steuervorrechten zu entsagen, aber ohne irgend eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen, ohne etwa der verhaßten subvention territoriale zu gedenken.

Noch weniger brachte er eine Veränderung in Beziehung auf die hörigen, mit grundherrlichen Abgaben belasteten Ländereien zur Sprache. Während der dritte Stand die Aufhebung des Lehnrechts und Lehnwesens, des franc-fief, der main-morte und überhaupt aller Spuren der Leibeigenschaft unbedingt forderte, die Geistlichkeit solche Veränderungen wenigstens sehr wünschenswerth nannte, erwähnte der Adel der ganzen Reihe von Fragen um die es sich hier handelte, mit keinem Wort. Nur die Jagd auf fremdem Grund und Boden, die ihm wahrscheinlich selbst als das zumeist anfechtbare seiner Vorrechte erschien, behielt er sich ausdrücklich vor. Die Jagd sollte Eigenthum des Lehnsherrn der bäuerlichen Güter bleiben, und sogar niemand andres als die Lehnsherren Jagdflinten besitzen dürfen.

Daneben aber verlangte der Adel die Aides, die Hülfsgelder, welche einzelne Provinzen aus ihren besonderen Mitteln der Krone zu zahlen pflegten, sollten abgeschafft werden, eben so das Tabacksmonopol und die sehr wichtige Salzsteuer. Der Reinertrag dieser Steuern sollte durch „andere Abgaben" ersetzt werden, die nicht näher bezeichnet wurden. Der Adel verlangte dann aber auch Aufhebung aller Zölle im Innern, der Abgaben von Getraide, Leder, Eisen, Oel, Seife und Papier, sowie mancher bei gerichtlichen Verhandlungen zu entrichtenden Gebühren, ohne daß auch nur von einem solchen unbestimmt gedachten Ersatz die Rede gewesen wäre.

Die genannten Steuern bildeten fast zwei Fünftheile der Staatseinnahme. Zwei Fünftheile der Abgaben wünschte man abgeschafft in einem Reiche, dessen Einnahmen die Ausgaben überhaupt nur etwa zu zwei Dritttheilen deckten! —

Digitized by Google

Die Krone wurde eben auf Ersparnisse verwiesen, von denen man, wie es scheint, unerhörte Wunder erwartete. Die Vorstellungen wie sie zu bewerkstelligen seien, mochten ziemlich in das Unbestimmte gehen, doch zeigt sich auch wenigstens eine Spur von bestimmteren Planen, wie man sie in das Große zu treiben hoffte: der Adel verlangte die Domänen der Krone sollten verkauft werden, um mit dem Erlös die Staatsschuld zu tilgen — besonders aber sollten die Stände, außer dem Recht Auflagen und Anleihen zu verändern, zu verlängern, neu zu bestimmen — auch die Gewalt haben die alten Schulden zu prüfen, sie herabzusetzen, wenn sie etwa fänden daß sie auf wucherische Bedingungen eingegangen seien, und sie erst dann als Nationalschuld anzuerkennen. Auf diese Weise konnte man freilich hoffen manche drückende Verpflichtung los zu werden. Es war dergleichen schon früher in Frankreich vorgekommen. —

Entscheidende Theilnahme an der Gesetzgebung und das Recht der Steuerbewilligung wurde natürlich für die „Nation“, d. h. für die Stände, in Anspruch genommen, und während der Geistlichkeit hauptsächlich um die Einführung einer noch strengeren Censur zu thun war, um Unterdrückung aller gegen die Kirche gerichteten Schriften, und darum daß ihr der gesammte Volksunterricht durchaus anvertraut werde, strebte der Adel die Verwaltung des Landes und das Heer ganz in seine Gewalt zu bekommen.

Zunächst behielt der Adel sich ausdrücklich alle seine Ehrenrechte vor; namentlich seine Vorzüge und Auszeichnungen in der Kirche (wo er vielfach besondere Ehrenplätze hatte) und in allen öffentlichen Versammlungen; nicht minder das ausschließliche Recht auf die bisher ihm vorbehaltenen geistlichen und militärischen Stiftungen und Bedienungen, so wie den Besitz der Lehen. — Damit blieben alle Nichtadelichen von der Erwerbung von Rittergütern ausgeschlossen; ferner von den Abteien, von allen höheren Kirchenwürden, von den Pfründen des Johanniterordens, selbst von der Ehre Ritter der königlichen Hoforden zu werden.

Weiter erklärte der Adel: „Alle Geschäfte der königlichen Civilintendanten (d. h. die gesammte Polizei und Verwaltung) sollen ausschließlich den Provinzialständen übertragen und diese nach den von den Reichsständen zu ertheilenden Vorschriften gebildet werden“ — (worunter man verstand daß auf den Landtagen der einzelnen Landes-

Digitized by Google

theile Geistlichkeit, Adel und dritter Stand je eine Stimme haben sollten).

„Die Provinzialversammlungen sind allein und ausschließlich mit der Vertheilung, Erhebung und Einzahlung aller Abgaben in den Schatz, ferner mit der ganzen Verwaltung der Provinz beauftragt. Die Reichsstände allein (nicht etwa die Krone oder die Gerichte) sind Richter aller Klagen, welche gegen die Provinzialstände erhoben werden könnten."

Die Geistlichkeit fügte ihrerseits noch hinzu: „Alle Städte, Flecken und Dörfer sollen frei gewählte Municipalitäten erhalten, die nur von den Provinzialständen abhängig sein sollen" — und meinte: „Beschließen die Reichsstände in allen Kirchspielen des Königreichs Municipalitäten einzuführen, so müssen die Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit in denselben den Rang erhalten der diesen Ständen zukommt."

Welchen Antheil an der Verwaltung des Landes behielt dann noch die Krone, und in wessen Hand lag dann alle wirkliche Macht und Gewalt? — Es darf dabei nicht übersehen werden, daß der Adel des gesammten Reichs in Beziehung auf diese Forderungen durchaus ein und dieselbe Gesinnung zeigte. Nicht Ein cahier lautete anders, nicht Ein Abgeordneter des Adels brachte andere Aufträge mit auf den Reichstag. —

Eben so einmüthig war der Adel des Reichs in den Forderungen die sich auf Verfassung und Verpflichtungen des Heeres bezogen. Sie lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

„Bestimmungen, das nöthige Alter zum Eintritt in den Kriegsdienst betreffend; oder die Dienstzeit die zur Erlangung des Ludwigskreuzes und anderer militärischer Auszeichnungen erforderlich ist; oder Sold, Bekleidung, Ausrüstung, Pensionen der Offiziere, können ohne Zustimmung der Reichsstände nicht erlassen werden."

„Alle Militärpersonen leisten einen Eid, sich nie zur Ueberbringung und Vollstreckung ministerieller Befehle gebrauchen zu lassen; nie sich gegen ihre Mitbürger zu bewaffnen, es sei denn daß ein Gebot der Nation (d. h. der Stände) ergehe, gegen einen widerspenstigen Theil der Nation zu marschiren."

„Da die Freiheit der Nation besonders durch den Mißbrauch gefährdet wird, welchen die Minister mit den im Solde der Nation

Digitized by Google

stehenden ausländischen Regimentern treiben könnten, sollen diese Truppen einen Eid leisten ihre Waffen nie gegen die Staatsbürger Frankreichs zu brauchen; selbst nicht im Fall eines offenen Aufruhrs. Auch sollen sie durchaus in die Grenzfestungen verlegt werden."

(Der Adel in fünfundsiebzig Wahlbezirken forderte außerdem das Heer solle fortan den Eid der Treue dem König und den Ständen, oder, wie man sich ausdrückte, der Nation leisten. Weder die Geistlichkeit noch der dritte Stand stellten damals eine ähnliche Forderung.)

„Alle Unterlieutenantsstellen werden vom Könige besetzt — jedoch lediglich auf Vorschlag der Provinzialstände; und diese dürfen dazu nur Adeliche in Vorschlag bringen — oder Söhne von Ludwigsrittern oder von Offizieren die im Felde geblieben sind."

Zu wessen Gunsten diese weit gehenden Freiheiten erworben und geübt sein sollten — das hing natürlich ganz von der Art und Weise ab wie der Reichstag zusammengesetzt war, und in der gestimmt wurde. Was das nun anbetrifft, verbot die Geistlichkeit durchaus einstimmig, in allen Wahlbezirken ohne eine einzige Ausnahme, ihren Abgeordneten, in irgend etwas zu willigen, was der alten Einrichtung ständeweise zu stimmen entgegen sein und eine Abstimmung nach Köpfen herbeiführen könnte. Würde diese verderbliche Weise zu stimmen angenommen, so heißt es in vielen cahiers, so hinge die Gültigkeit der wesentlichsten Gesetze von den unbeständigen Meinungen der Menge ab. Die geistlichen Herren hatten das Bewußtsein daß ihr Reich in dieser Welt, von dem sich loszusagen wie ihr Vorbild und Meister, sie keineswegs geneigt waren, einige Gefahr lief, wenn die Art zu stimmen den wirklich im Lande obwaltenden Verhältnissen gemäß umgestaltet wurde.

Der Adel der meisten Wahlbezirke verlangte ebenfalls daß durchaus nach Ständen abgestimmt werde; mehrere Wahlbezirke machten indessen doch ein Zugeständniß und meinten, es könne, wo es sich um Auflagen handle, nach Köpfen abgestimmt werden, in allen andern Angelegenheiten aber sei unbedingt die alte Weise zu stimmen aufrecht zu erhalten. Nur einige willigten in die Abstimmung nach Köpfen als allgemeine Regel, nur die Ritterschaft des Delphinats verlangte sie ausdrücklich unter Mounier's Einfluß.

Wesentlich wollte also der Adel die geforderte Machtfülle in eigener Hand behalten, indem er sich auf die Geistlichkeit zu stützen hoffte,

Digitized by Google

und da er außerdem auch noch in den Stiftern wie im Heere sehr bedeutende materielle Vortheile vorweg für sich in Beschlag nahm, wird uns auch seine damalige Bescheidenheit einigermaßen zweifelhaft.

Das Pariser Parlament hatte inzwischen einen Versuch gemacht sich die verlorene Gunst der öffentlichen Meinung wieder zuzuwenden. Es hatte gleich in seiner ersten Sitzung nach den Ferien die Verhaftungen vermöge königlicher Siegelbriefe erneut für gesetzwidrig erklärt — und im Widerspruch mit seinen früheren Beschlüssen erklärte es in Beziehung auf die Vertretung des dritten Standes die Entscheidung dem Ministerrath überlassen zu wollen. Zugleich aber forderten die Herren daß die allgemeine Ständeversammlung mit dem Parlament in Verbindung gesetzt werde — was ganz unerhört war. Sie forderten eigentlich, wenn sie das auch nicht ganz unumwunden auszusprechen wagten, die vierte Stimme auf dem Reichstag für das Parlament! — Durch diese ganz verfehlte Wendung wurde es nur all' zu klar, daß es dem Gerichtshof nicht blos in uneigennütziger Weise um die Wahrung eines heilig geachteten geschichtlichen Rechtes zu thun sei — worin Folgerichtigkeit und Würde liegen konnte — sondern überwiegend um die Wahrung gewisser Standesvorrechte und Interessen, wenn auch auf Nebenwegen.

Die Reichsstände wurden, wie bekannt, nachdem Tags zuvor ein feierlicher Gottesdienst stattgefunden hatte, am 5. Mai 1789 eröffnet. Der König warnte in der schüchternen Eröffnungsrede, die sein eigenes Werk sein soll, vor dem all' zu großen Verlangen nach Neuerungen, ermahnte zur Einigkeit, und während ganz Frankreich eine Umgestaltung des Gemeinwesens erwartete, sprach der Monarch den Wunsch aus, die Versammlung möge sich vorzugsweise mit der Wiederherstellung des zerrütteten Staatshaushalts beschäftigen. — Der Großsiegelbewahrer Barentin ließ in seiner Rede durchblicken, daß die Regierung gemeinschaftliche Berathungen der Stände und Abstimmung nach Köpfen wünsche, aber wieder ohne so etwas im Namen des Königs anzuordnen; er sagte vielmehr der Monarch überlasse den Ständen selbst die Entscheidung. Noch schwankender und in der That vollkommen haltungslos zeigte sich Necker in einer ermüdenden Rede die nicht weniger als drei Stunden dauerte; er war offenbar, erschreckt

Digitized by Google

durch die Macht die er heraufbeschworen hatte, in seiner Angst zwischen dem Verlangen, die Gunst der öffentlichen Meinung nicht zu verlieren, und der Furcht es mit dem Hof und hohen Adel ganz zu verderben, in Verlegenheiten gerathen in denen ihm nicht mehr Festigkeit genug blieb, irgend eine bestimmte Richtung folgerichtig inne zu halten. Nachdem er die trostlose Lage des öffentlichen Schatzes umständlich dargestellt, ging er seltsamer Weise den Reichsständen gegenüber auf den mühseligen Beweis über daß die von ihm selbst berufenen Reichsstände vollkommen überflüssig seien, indem er die Mittel aufzählte, durch welche der König angeblich der Noth auf eigene Hand und ohne diese Versammlung hätte abhelfen können —: das, nach Allem was man in den letzten Jahren erlebt hatte! — Alle tiefer gehenden Fragen berührte er kaum, und während er unbedingten Gehorsam für die Befehle des Königs verlangte, während er, der die doppelte Vertretung des dritten Standes wesentlich veranlaßt hatte, nun wieder die Vorrechte des Adels als im Recht begründet darzustellen suchte, empfahl er doch zugleich den beiden ersten Ständen Nachgiebigkeit in Beziehung auf die Art der Abstimmung. Freilich fügte er gleich wieder hinzu die Abstimmung nach Ständen habe allerdings auch ihr Gutes.

Es handelt sich hier nicht um die gesammte Geschichte der Revolution, unsere Aufgabe kann daher nicht sein alle vielfach besprochenen Ereignisse jener tief bewegten Zeit noch einmal zu erzählen; wir haben nur die Umstände hervorzuheben in denen sich das Verhältniß des Adels zu der Revolution offenbart.

Eben deshalb aber müssen wir etwas bei dem ersten Streit verweilen, der sich gleich am Tage nach der Eröffnungsfeierlichkeit um die Prüfung der Vollmachten erhob. Der dritte Stand, der den zu gemeinschaftlichen Feierlichkeiten eingerichteten Saal auch für seine Sitzungen inne hatte, verlangte bekanntlich die Vollmachten aller Abgeordneten der drei Stände sollten in gemeinschaftlicher Sitzung geprüft werden, und lud dem zu Folge Adel und Geistlichkeit zu gemeinschaftlicher Sitzung ein. Als Grund wurde später nachträglich angeführt: jeder Abgeordnete gehöre der ganzen Nation an, und eine Versammlung die sich vereint über das Beste des Volks berathen solle, müsse auch von der Gültigkeit der Wahl und der Vollmacht eines jeden ihrer Mitglieder in ihrer Gesammtheit überzeugt sein:

Digitized by Google

lauter Dinge die allerdings in der alten Verfassung Frankreichs durchaus nicht begründet waren. Es wäre damit dem dritten Stande eine Stimme über die Wahlen der andern Stände und ihre Gültigkeit eingeräumt, überhaupt die Versammlung als Einheit hingestellt gewesen, und gemeinsame Berathung, Abstimmung nach Köpfen konnte man alsdann schwerlich mehr abweisen. Eben deshalb widersprachen die beiden ersten Stände, beriefen sich auf das Herkommen, auf das Verfahren der Stände von 1614, und bestanden darauf daß sich jetzt wie damals ein jeder Stand für sich constituire.

Aber freilich wurden in diesem Kampf Adel und Geistlichkeit nicht, wie der dritte Stand, von der öffentlichen Meinung getragen. Sie konnten nicht einmal mit einmüthiger Energie auftreten, denn beide trugen einen Keim der Spaltung in sich. Unter den Abgeordneten der Geistlichkeit saßen einhundertundneunzig Pfarrer, meist vom Lande; Leute die ihrer Geburt nach zum Theil dem Bürgerstande, zum Theil dem Bauernstande angehörten, ein gewisses Mitgefühl für die Stände aus denen sie hervorgegangen waren, nicht verleugnen konnten, und als Geistliche im Stillen jansenistische Grundsätze nährten. Sie waren arm, haßten die reiche, schwelgende, sittenlose, hohe Geistlichkeit als ungerecht bevorzugt; haßten auch als Jansenisten die Kirchenfürsten und Ordensgeistlichen, der Verfolgungen wegen welche ihre strenggläubigen und strengsittlichen Ueberzeugungsgenossen von den leichtfertigen, freigeisternden Herren erfahren hatten. Nur die Gewohnheit sich der strengen Disciplin der römischen Kirche zu unterwerfen, hielt sie eine Zeit lang zurück.

Im Stande der Ritterschaft widersprach den aristokratischen Beschlüssen eine Minderzahl, die zum Theil aus den freisinnigen Herren unter Lafayette bestand, die man wohl Schwärmer nennen darf, zum Theil aus dem elenden Anhang des Herzogs von Orleans, der Händel und Verwirrung anzetteln, und sich den Schein der Freisinnigkeit geben wollte um sehr unlautere Zwecke zu verfolgen. Unter jenen zählte man La Rochefoucauld und Lally-Tolendal, unter diesen als den genialsten den Verfasser der liaisons dangereuses (Chauderlos de la Close). So hatten sich, wie das leider! so oft geschieht, die edelsten und die verworfensten Elemente in der Opposition zusammengefunden!

Ueber dies Gezänk konnten natürlich die Reichsstände nicht ein-

Digitized by Google

mal zum Anfang ihrer eigentlichen Thätigkeit gelangen. Den Prinzen von Geblüt aber, Artois, Condé und Conty, denen war es, gleich wie der Partei des hohen Adels die man vorzugsweise als „den Hof" bezeichnete, gar sehr erwünscht. Man sah darin eine Veranlassung die Stände auseinander zu sprengen, die parlamentarische Regierung im Keim zu ersticken, und jeder unbequemen Neuerung die „den Hof" um seinen Einfluß bringen konnte, bei Zeiten vorzubeugen. Man hoffte um so mehr auf Erfolg, da die Königin ganz für die Ansichten dieser Herren gewonnen war. Marie Antoinette war erschrocken, als sie sich bei Eröffnung der Stände einer neuen Macht gegenüber sah, die leicht eine drohende werden konnte, und das entschlossene Vorgehen reizte sie mehr und mehr. Der Salon der Fürstin Polignac wurde der Schauplatz einer kleinlichen Intriguenweberei; Artois suchte dort mit einem sehr unzureichenden geistigen Vermögen und großer Anmaßung die Hauptrolle zu spielen, was nur schaden konnte, da niemand eine sehr hohe Meinung von seinem Verstande oder seinem Charakter hatte, und seine Sitten, sein Lebenswandel woch weniger Achtung geboten. Die unglückliche Königin wurde bewogen, sich öffentlich als die Beschützerin des Adels hinzustellen. Die Ohnmacht wußte sich nicht als solche zu erkennen und glaubte die Macht zu besiegen, wenn sie bloß deren Feindschaft übermüthig herausforderte. So wurde das Feuer geschürt!

In der Adelskammer selbst war nun der Parlamentsrath Duval d'Espremenil der leidenschaftlichste wie der gewandteste Vertheidiger dessen was er die alte, rechtmäßige Verfassung Frankreichs nannte. Er und ein junger Herr von Cazalès leiteten hauptsächlich die Beschlüsse und brachten es dahin daß der Adel sich am 11. Mai als abgesonderte Kammer abschließend constituirte. Die Gemeinen, wie man nun den dritten Stand auch schon nannte, wollten diesen Beschluß nicht anerkennen. Die Geistlichkeit schwankte; denn nachdem sie mit nur 133 Stimmen gegen 114 den Beschluß gefaßt hatte sich ebenfalls abgesondert zu constituiren, machte sie denn doch vermittelnde Vorschläge. Sie forderte die beiden übrigen Stände auf eine gemeinschaftliche Commission zu ernennen, die sich über die große Streitfrage berathen und einigen sollte; sie selbst wollte in diesem Fall die Prüfung der Vollmachten bis zur Erledigung der Sache vertagen.

Digitized by Google

Der Adel ging auf diese Vorschläge ein (12. Mai), der dritte Stand etwas später (18.) und am 23. begann die Commission, die aus acht Abgeordneten der Geistlichkeit, eben so vielen vom Adel und der doppelten Anzahl aus dem Stande der Gemeinen bestand, ihre schwierigen Arbeiten. Adel und Geistlichkeit machten hier zwar einige Vorschläge zur Ausgleichung, aber ohne in der That im Mindesten nachzugeben. Alle diese Vorschläge liefen darauf hinaus die Abweisung der Forderungen des dritten Standes in etwas zu verkleiden, ihm den Schein der Theilnahme an der Prüfung aller Vollmachten zu gewähren: Allem und Jedem aber, wodurch das Wesen der abgesonderten Prüfung gefährdet werden konnte, setzte der Adel eine unerschütterliche Weigerung entgegen. Seine Abgeordneten beriefen sich dabei beständig auf das Herkommen, auf die Heiligkeit der alten Verfassung Frankreichs. Von Seiten des dritten Standes wurde nun erwiesen daß der Adel selbst bereits vielfach ganz willkürlich von dieser alten Verfassung abgewichen sei, indem er nicht, wie die alten Gesetze vorschrieben, bloß die wirklichen Lehensbesitzer bei den Wahlen zugezogen habe, sondern alle Edelleute ohne Unterschied. Man wies nach daß dem angerufenen Herkommen zu Folge die letzte Entscheidung in Beziehung auf alle streitigen Wahlen und Vollmachten dem Ministerrath des Königs zustehe, und fragte ob die Ritterschaft auch diesmal jeden streitigen Fall dem Spruch dieser Behörde unterwerfen wolle? — Der Adel, der dem von Necker geleiteten Ministerium nicht traute, und nur die eigene Macht steigern wollte, nicht die der Krone, antwortete mit einem sehr entschiedenen Nein! — Er fügte die Behauptung hinzu das erwähnte Verfahren sei ein sehr großer Irrthum der Reichsstände von 1614 gewesen, dem man sich jetzt nicht mehr fügen könne. Aber seine Abgeordneten wußten nicht zu beweisen daß dies verworfene Verfahren wirklich ungesetzlich gewesen sei. Ueberhaupt kam der Adel an Gründen in dem Grade zu kurz, daß er am Ende nichts mehr zu sagen wußte als es sei für ihn eine Ehrensache, bei einem Entschluß zu beharren den er einmal als unwiderruflich angekündigt habe. Da er sich nun in dieser Weise bald auf das Herkommen berief, bald willkürlich davon lossagte, da er zugleich so ungeschickt war die Sorge um die eigenen Vorrechte in der Commission unverhohlen, ja sehr laut auszusprechen, verrieth er eben immer von Neuem, gleich dem

Digitized by Google

Parlament, den eigentlichen Inhalt seiner Gesinnung und seines Strebens.

So schwand von Tag zu Tag die Aussicht auf Einigung, bis endlich (am 25. Mai) die Commission ohne Ergebniß auseinander ging, um sich nicht wieder zu versammeln. Die herrschende Mehrzahl der Herren vom Adel betrachtete die Sache als beendet. Von dem Hof, den Prinzen, der Königin sah sie sich mit einer leichtsinnigen Thorheit unterstützt, die man kaum möglich glauben sollte. So hatte der Graf von Artois am 16. Mai dem Präsidenten der Adelskammer geschrieben: „Ich ersuche Sie der Kammer wiederholt die feste und bestimmte Zusicherung zu geben daß das Blut meiner Vorfahren in seiner ganzen Reinheit in meinen Adern fließt und daß ich, so lange mir ein Tropfen bleibt, der ganzen Welt beweisen werde, ich sei würdig, geborener französischer Edelmann zu sein." — Dieser Brief wurde in der Sitzung, dem Wunsche des Prinzen gemäß, verlesen und erschien gedruckt im Moniteur.

Da fehlte denn natürlich nicht der Entschluß schon am 26. Mai zu erklären die Adelskammer stelle unbedingt für die diesmalige Versammlung der Reichsstände abgesonderte Prüfung der Vollmachten fest; selbst eine Untersuchung der etwanigen Vortheile oder Nachtheile dieser Form müsse verschoben bleiben, bis sich die drei Stände über die Organisation der nächsten Reichsversammlung berathen würden. — Zwei Tage später erklärte der Adel vermöge eines ebenso bestimmten Beschlusses: Stimmen nach Ständen, und das Recht eines jeden einzelnen Standes Beschlüsse die für das Ganze verbindlich sein sollten, verhindern zu können, das seien Grundgesetze der Monarchie, an denen der Adel, als den wahren Erhaltungsprincipien des Thrones und der Freiheit, unwiderruflich halten werde.

Man sieht, der Adel traute nun auch der Geistlichkeit nicht mehr ganz, und deshalb genügte ihm auch die einfache Abstimmung nach Ständen nicht mehr. Die Erklärung stellte neue Forderungen, die bisher im Lauf des Streites noch nicht ausdrücklich ausgesprochen waren; sie verlangte Einhelligkeit der drei Stimmen für jeden allgemein gültigen Entschluß, und der Sache nach für den Adel das Recht jeden Beschluß der beiden anderen Stände umstoßen zu können. Damit war der Krieg erklärt; der Reichstag konnte nicht einmal zum Beginn seiner eigentlichen Geschäfte schreiten, und dem Anschein nach

Digitized by Google

blieb nichts übrig als die Versammlung aufzulösen, den dritten Stand nöthigen Falls mit Gewalt zu sprengen.

Das war es, was der Hof und die Prinzen wollten. Die Regierung aber, die bisher nicht amtlich an diesen Händeln Theil genommen hatte, suchte nun zu vermitteln. Der König erließ ein Schreiben an die Stände, in Folge dessen die verunglückte Commission, mit den Ministern und mehreren Staatsräthen vereint, bei dem Großsiegelbewahrer zu neuen Berathungen zusammentrat. Hier schlug nun Necker im Namen der Regierung vor, Wahlen und Vollmachten sollten zwar abgesondert ständeweise geprüft werden, jeder Stand aber solle das Ergebniß seiner Thätigkeit den beiden anderen zur Prüfung mittheilen. Alle streitigen Fälle sollten einer gemischten Commission zur Beurtheilung übergeben werden, deren Spruch aber wieder der Genehmigung der abgesonderten Stände unterworfen sein. Konnte man sich nicht einigen, so sollte der Monarch in letzter Instanz entscheiden.

Diese künstliche Veranstaltung wendete zwar der Krone einige Macht zu, gefährdete aber die Selbständigkeit jedes Standes für sich in der That nur sehr wenig. Auch nahm ihn die Geistlichkeit sogleich vollständig an. Der Adel dagegen war so thöricht, seine Zustimmung an Bedingungen zu knüpfen, die sie in Wahrheit zur Täuschung machten. Der König sollte nur entscheiden in Fällen, wo die Wahl einer ganzen Abordnung, sämmtlicher Bevollmächtigter eines ganzen Landestheiles streitig wäre — was, wie sich voraussehen ließ, gar nicht vorkommen konnte. Die Entscheidung über streitige Wahlen einzelner Abgeordneter sollte jedem Stande für sich vorbehalten bleiben.

Mit Freuden benutzte der dritte Stand den willkommenen Vorwand, der ihm so geboten war, sich in dem Besitz aller Macht zu erklären, und das genügte unter den obwaltenden Umständen, ihn wirklich in den Besitz der Macht zu setzen. Der Adel, hieß es, habe den Einigungsvorschlag der Regierung abgelehnt. Auf den Antrag Mirabeau's und des Abbé Sieyes wurde beschlossen, die beiden bevorrechteten Stände noch ein letztes Mal zur Vereinigung mit den Gemeinen aufzufordern. Der Adel antwortete darauf, wie sich erwarten ließ (13. Juni), nur durch die dringende Aufforderung, die Vorschläge der Regierung mit den von ihm beliebten Aenderungen anzunehmen;

Digitized by Google

in der Kammer der Geistlichkeit dagegen sprachen sich die Landpfarrer immer entschiedener dahin aus, daß man dem Verlangen des dritten Standes nachkommen müsse, und da sie einen solchen Beschluß für jetzt noch nicht herbeizuführen vermochten, erschienen noch an demselben Tage drei Landpfarrer, sämmtlich aus dem Poitou, aus der nachherigen Vendée, ganz eigenmächtig, in der That mit sehr zweifelhaftem Recht, in der Versammlung des dritten Standes, und ließen durch diesen ihre Vollmachten prüfen. Sie nahmen sogleich an der Sitzung Theil. Sechs andere Abgeordnete des geistlichen Standes folgten am nächsten Tage dem gegebenen Beispiel; drei am 15., sieben am 16.

Die Gemeinen schritten nun rasch und kühn vorwärts auf der betretenen Bahn —: ließ doch der König in seiner Rathlosigkeit das Schreiben, in welchem ihm die schon verfügten Maßregeln mitgetheilt wurden, zunächst ganz unbeantwortet! — Schon am 17. Juni erklärte der dritte Stand die Prüfung der Vollmachten für beendet und fügte hinzu: die Prüfung ergebe, daß die Stellvertreter von achtundneunzig Hunderttheilen der Nation sich in dieser Versammlung befinden; sie dürften nicht unthätig bleiben, weil sich die Abgeordneten kleiner, unbedeutender Bruchtheile der Nation, einzelner Aemter, oder besonderer Classen, obgleich aufgefordert, nicht zur Prüfung der Vollmachten eingestellt hätten. Nur Abgeordnete mit geprüften, anerkannten Vollmachten seien befugt, den Willen der Nation auszusprechen: die seien sämmtlich in der Versammlung der Gemeinen vereinigt, nur diese allein habe das Recht, im Namen der Nation zu sprechen, und kein Abgeordneter sei befugt außerhalb derselben sein Amt zu üben. Es constituire sich daher die Versammlung der anerkannten Abgeordneten als Nationalversammlung (Assemblée nationale), sie unternehme sogleich die Wiederherstellung des Reichs und werde sie ohne Unterbrechung vollenden.

Um sich gegen jeden Versuch eines Gewaltstreichs sicher zu stellen, erklärte die Versammlung ferner, alle bestehenden Volkslasten und Auflagen seien unrechtmäßig und ungültig, weil nicht von den Stellvertretern der Nation bewilligt; die Nationalversammlung wolle jedoch die Forterhebung der bisherigen Steuern für die Dauer ihrer gegenwärtigen Sitzung bewilligen, doch habe jede Abgabe, sofern sie nicht neu bewilligt sei, von dem Tage aufzuhören, an welchem die

Digitized by Google

Nationalversammlung sich trenne; aus welchen Gründen das auch geschehe. Unter anderen Bedingungen vollkommen ohnmächtig, genügte diese Erklärung, die Versammlung unantastbar zu machen, wenn man gewiß war daß ganz Frankreich ihr gehorchen werde.

Und nun vermochten auch die Prälaten, die Kirchenfürsten ihre Landgeistlichen nicht länger zu beherrschen: schon verlangte die Mehrzahl der geistlichen Abgeordneten unverzügliche Vereinigung mit dem dritten Stande. Der förmliche Beschluß wurde am 19. Juni nur durch einige Unregelmäßigkeiten der Abstimmung gehindert.

Der leitende Minister, Necker, sah nun wohl die drohende Gefahr, der man nicht entgehen konnte, wenn man die Dinge noch länger sich selbst überließ. Ihr vorzubeugen, mußte nun nach seiner Ansicht der König selbst vom Thron herab in einer königlichen Sitzung aus eigener Machtvollkommenheit eingreifen. Aber nicht etwa, um selbst dem Lande eine Verfassung zu geben — sie zu octroyiren, wie man sich in der neuesten Zeit gewöhnt hat solche That zu nennen. Der König sollte nur die letzten Beschlüsse der Gemeinen aufheben, dennoch aber eine Vereinigung der Stände zu gemeinsamer Berathung veranlassen; er sollte nur einiges bestimmt anordnen, anderes andeuten und die Berathung über die künftige Verfassung Frankreichs in die Bahn weisen, in der sie sich fortan zu bewegen habe, auf daß das Ergebniß nach dem Vorbilde der englischen Verfassung gestaltet sei.

Es ist unbegreiflich wie Necker hoffen konnte mit solchen verspäteten Halbheiten des dritten Standes Herr zu werden, und der künftigen Verfassung ein aristokratisches Gepräge zu bewahren, für das in der herrschenden Gesinnung jede Grundlage fehlte.

Schon hatte Ludwig XVI. gegen den Adel, wegen seiner Weigerung die königlichen Vorschläge anzunehmen, sanften Tadel ausgesprochen. Ebenso wurden nun die letzten Mittheilungen des dritten Standes mit schriftlichem Tadel beantwortet; er wurde schon in der Ueberschrift des königlichen Schreibens „dritter Stand", nicht Nationalversammlung genannt; der König mißbilligte den Ausdruck „bevorrechtete Stände" und verwies darauf, daß das öffentliche Wohl nur durch das Zusammenwirken der drei Stände gefördert werden könne; „ob diese nun abgesondert oder vereint tagten".

Digitized by Google

Jetzt wurde der Plan zu der königlichen Sitzung, die durch Ausruf königlicher Herolde auf den 22. anberaumt wurde und Wunder bewirken sollte, im Kabinet Ludwig's XVI. zu Marli berathen. Nach Necker's Plan sollte der König Freiheit der Presse bewilligen; Gleichvertheilung der Steuern, das Recht der Steuerbewilligung, öffentliche Rechenschaft über die Verwaltung der Finanzen; er sollte zugleich die Verhaftungen vermöge königlicher Siegelbriefe aufheben; die letzten Reste der Leibeigenschaft, und vor Allem das verhaßte Vorrecht des Adels auf alle bedeutenden Stellen im Heer und in der Verwaltung. Dagegen sollten andererseits die letzten Beschlüsse der Gemeinen für ungültig erklärt und aufgehoben werden; der König sollte aussprechen, daß er jeder Verfassung Frankreichs, die nicht zwei Kammern anordne, im Voraus seine Zustimmung versage, daß ferner sowohl an den Ehrenrechten des Adels und der Geistlichkeit, als an ihren grundherrlichen Rechten, ohne die Zustimmung aller drei Stände nichts geändert werden könne. Der Plan fand im Staatsrath, in welchem die Partei der alten Zustände sehr zahlreich war, natürlich vielen Widerspruch —: doch schien er eines Abends so ziemlich angenommen, als der König sich in Folge einer geflüsterten Botschaft, die ein Hofdiener brachte, ohne Säumen entfernte. Der Minister Montmorin äußerte leise gegen Necker, nun sei der ganze Anschlag gescheitert, und so erwies es sich auch. Als der König etwas verstimmt und einsilbig aus dem Kabinet der Königin zurückkehrte, erklärte er, der endliche Beschluß müsse einer weiteren Berathung vorbehalten werden, und hob die Sitzung auf. Die königliche Sitzung der Stände wurde in Folge dessen auf den 23. verschoben.

Und was geschah nun unterdessen in Versailles? Da wollte die Regierung einstweilen weitere Berathungen des dritten Standes verhindern. Der Vorwand war, der Saal müsse zur königlichen Sitzung eingerichtet werden. Man benahm sich ungeschickt; die beabsichtigte Vertagung wurde dem Präsidenten Bailly zu spät und nicht in gehöriger Form angezeigt — nur beiläufig durch den Ceremonienmeister Dreux-Brézé, der keinesweges durch seine Stellung berechtigt war als Organ der Regierung zu den Ständen zu sprechen; die Gemeinen versammelten sich (am 20.) wie gewöhnlich, und da sie ihren Saal verschlossen fanden, hielten sie in dem nahen Ballspielhause (jeu de Paume) jene berühmte begeisterte Sitzung, in der es auch an thea-

Digitized by Google

tralischen Aeußerungen nicht fehlte und deren Beschlüsse weit über die Berechtigung der Abgeordneten hinaus gingen. Um der möglichen Auflösung des Reichstags vorzubeugen, erklärten hier, auf Mounier's Vorschlag, die Abgeordneten daß wo auch und unter welchen Umständen sich die Versammlung, oder nur ein Theil derselben zusammenfinde, die gesetzgebende Nationalversammlung sei, und verpflichteten sich durch einen feierlichen Eid sich unter allen Bedingungen irgendwo zu versammeln. Wie die früheren wurde auch dieser Beschluß unter dem lauten Jubelruf: „es lebe der König!“ gefaßt. Gegen die alten Zustände lehnte man sich auf, nicht gegen die Monarchie.

Am folgenden Tage wurden die Abgeordneten des dritten Standes an der Thüre des Ballspielhauses abgewiesen. Der Vorwand war bezeichnend. Der Graf von Artois, der sich bei jeder Gelegenheit knabenhaft benahm und nie versäumte, den Gemeinen eine sehr thörichte Geringschätzung zu zeigen: der ließ den Stellvertretern Frankreichs durch Hoflakaien sagen, er brauche den Raum zu einer Partie Ballspiel! — Die Gemeinen hielten nun ihre Sitzung in der Kirche des heiligen Ludwig, und hier vereinigte sich die Mehrzahl des Standes der Geistlichen feierlich mit ihnen; hundertundneunundvierzig Abgeordnete desselben, darunter hundertundvierunddreißig Pfarrer erschienen, geführt von den Erzbischöfen von Vienne und Bordeaux. Zwei adeliche Abgeordnete aus dem freisinnigen Delphinat schlossen sich ihnen an: der Graf d'Agoult und Marquis Blacons.

Was konnte es diesen Ereignissen gegenüber bedeuten, daß die Adelskammer (am 21.) eine starraristokratische Rede an den König richtete und den dritten Stand bitter anklagte! — Gewiß um so weniger, da selbst vierundvierzig Mitglieder des Ritterstandes gegen diese Aeußerungen förmlichen Protest einlegten.

Am Hof aber war man nun entschlossen im Sinn dieses Standes zu handeln, und Necker's Entwurf wurde in der letzten Sitzung des Staatsrathes nach dem Geschmack der Adelspartei umgearbeitet. Der Minister selbst war so schwach, in vielerlei Aenderungen zu willigen. Er behauptet, es seien dann auch hinter seinem Rücken deren noch weitere vorgenommen worden, aber ohne nachzuweisen worin sie bestanden und welchen Grad der Wichtigkeit sie hatten.

So nahte denn der verhängnißvolle Tag der königlichen Sitzung,

Digitized by Google

deren mögliche Wirkung gleich dadurch verloren ging daß Necker, der wohl Ursache hatte sich zu schämen, wie es scheint seine Schwäche durch einen Frevel gut zu machen glaubte und den König nicht begleitete. Sein leerer Stuhl fesselte natürlich aller Augen; Necker mißbilligte durch sein Ausbleiben was der König that, und das durfte er nicht, so lange er dem Thron als Minister zur Seite stand; am wenigsten ohne es vorher laut angekündigt zu haben. Nur der dritte Stand, nicht der König, war durch einige Vertraute benachrichtigt und wußte, daß Necker nicht erscheinen werde. Dieser Stand empfing den König mit dumpfem Schweigen. Nur Adel und Geistlichkeit ließen den gewöhnlichen Zuruf vernehmen.

Der König begann mit Vorwürfen und mit der Versicherung, daß er die alten Gesetze des Reichs aufrecht erhalten, daß er allen Verletzungen derselben, die man sich schon erlaubt habe, mit Gewalt steuern werde. Von den zwei langen Verordnungen, die nun abgelesen wurden, trat die erste überall den gewünschten und versuchten Neuerungen mit strengen Geboten entgegen; die andere deutete in demselben Geist die Grundzüge der künftigen Verfassung an. Alles was die Gemeinen am 17. Juni und seither beschlossen hatten wurde aufgehoben und für nichtig erklärt — und was sich viel seltsamer ausnahm und viel weniger rechtfertigen ließ: die Regierung erklärte auch den Inhalt der sogenannten cahiers, der ihr nicht genehm war, die Aufträge, welche die Wähler den Abgeordneten mitgegeben hatten, für aufgehoben und nicht verbindend. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wurde untersagt. Nicht zwei Kammern wurden angeordnet oder verlangt, vielmehr das Dasein der verschiedenen Stände mit ihren verschiedenen Rechten und Vorrechten, und die Bildung dreier Kammern aus ihnen für unabänderliche Grundgesetze des Reichs erklärt. Gemeinschaftliche Berathung über gewisse Gegenstände von allgemeinem Interesse sollte nur e r l a u b t sein. Anstatt bestimmt Gleichheit der Auflagen zu verheißen, erklärte der König nur, daß er seine Zustimmung geben werde, wenn etwa die beiden ersten Stände, wie angekündigt worden sei, auf ihre Steuervorrechte verzichten wollten — und überhaupt wurde als allgemeiner Grundsatz festgestellt, daß da, wo es sich um Abschaffung der Vorrechte des einen oder des anderen Standes handle, die ausdrückliche Zustimmung des betreffenden Standes in seiner Gesammtheit erforderlich sei. — Das Recht der

Digitized by Google

Steuerbewilligung wurde zwar gewährt, die Siegelbriefe und die main-morte wurden abgeschafft, vollständige Reformen aller Art verheißen; dabei sollte aber das Eigenthum eines jeden unangetastet bleiben, und zu diesem unantastbaren Eigenthum rechnete das königliche Edict ausdrücklich: „die Zehnten, Grundzinsen, Grundrenten, Lehen- und grundherrlichen Rechte und Verpflichtungen, und überhaupt alle nützlichen Rechte und Vorrechte sowohl als Ehrenrechte, die zu den Grundherrschaften und Lehen gehören, oder bestimmten Personen zustehen.“ — Der Satz in Necker's ursprünglichem Entwurf, der das ausschließliche Recht des Adels auf alle höheren Stellen in Staat, Heer und Kirche aufheben sollte, blieb ganz aus; einer möglichen Aenderung in dieser Beziehung wurde mit keinem Wort gedacht. — Zum Schluß ließ der König die Stände — oder vielmehr den dritten Stand — noch sehr hart an, in einem Ton wie ihn sich selbst Ludwig XIV. nicht einmal gegen das Parlament erlaubt hatte, und schloß mit den bekannten Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, daß Sie sich alsbald trennen, sich morgen früh in das für jeden einzelnen Stand bestimmte Zimmer begeben und dort Ihre Sitzungen wieder beginnen. Ich befehle daher zugleich meinem Oberceremonienmeister die Säle einrichten zu lassen.“

Man wußte aber im Kabinet der Königin nicht daß man, wie später Napoleon, Grenadiere zur Hand haben muß, wenn man einen Staatsstreich durchführen will, und glaubte die Abgeordneten, deren Kühnheit die bisher gewagten Schritte bezeugten, würden sich vor den Worten Ludwig's XVI. beugen. Nur der Adel und die Minderzahl der Geistlichkeit folgten dem König unter lautem Jubelruf aus dem Saal. Wie sollten die Herren nicht jubeln! sie hatten scheinbar ihr Ziel erreicht. Die Ritterschaft hatte es erlangt daß der König ihre Sache zu der seinigen machte, und für sie in die Schranken trat; daß er sogar vorzugsweise diejenigen ihrer Vorrechte vertheidigte die der Regierung selbst entschieden hinderlich waren, wie die überall hemmenden grundherrlichen Rechte, und die Ansprüche des Adels auf alle höheren Stellen. Die Folgen freilich ahnte sie nicht!

Bekannt ist daß der dritte Stand die Sitzung fortsetzte ohne das königliche Gebot zu achten, daß der Ceremonienmeister, der daran erinnern sollte, durch Mirabeau's Donnerworte zurückgescheucht wurde,

Digitized by Google

und Ludwig XVI. darauf in seiner gewöhnlichen Hülflosigkeit meinte, man solle die Sache eben gehen lassen. Die Gemeinen bestätigten sogleich alle früheren Beschlüsse die der König eben aufgehoben hatte, und erklärten jedes ihrer Mitglieder unverletzlich.

Der Adel freilich freute sich des vermeinten Sieges so sehr, daß er am folgenden Tage eine Abordnung an den Grafen von Artois und an die Königin sendete, um ihnen als seinen anerkannten Beschützern, auf diesem Wege und nebenher auch dem König, für die Edicte der königlichen Sitzung zu danken. Die Königin stellte den Abgeordneten ihren Sohn, den Dauphin, vor, und erklärte, wie uns Herr v. Ferrière berichtet, mit vieler Grazie: „sie gebe ihn dem Adel; sie werde ihn lehren den Adel lieben, und als die festeste Stütze des Throns betrachten." — Sie erklärte also im Grunde ziemlich unumwunden daß der König nur das Haupt des Adels, und dem übrigen Frankreich gegenüber dessen Stütze sein wolle! — Der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) war so klug die Abgeordneten gar nicht vorzulassen.

Aber wie ohnmächtig erwiesen sich alle diese Stützen von denen man sprach! In dem Gefühl daß eben die königliche Sitzung und deren unmittelbare Folgen diese Ohnmacht ganz unverhüllt gezeigt hatten, und erschreckt dadurch, begannen schon in den allernächsten Tagen auch höhere Prälaten und Kirchenfürsten sich von dem System loszusagen, welches die Rede des Königs so bestimmt angekündigt hatte. Sie schlossen sich der wirklichen Macht an, wie die Kirche überhaupt gerne thut, so lange sie nicht alle Hoffnung aufgeben muß auf die Handlungen dieser Macht Einfluß zu üben. Acht Prälaten vereinigten sich schon am 25. mit den Gemeinen, und am folgenden Tage folgten noch sechsundzwanzig Bischöfe diesem Beispiel. Auch die Minderzahl des Adels, siebenundvierzig freisinnige Herren, waren schon am 25. zu gemeinsamer Berathung im Saal des dritten Standes erschienen. Paris wogte in unruhiger Bewegung, — und Necker forderte nun seine Entlassung, was er von Rechtswegen vor der königlichen Sitzung hätte thun müssen.

Der Hof sah daß nun wirklich Entschluß und That von ihm verlangt werde, wenn er seine Plane durchführen wollte, und darauf war er durchaus nicht vorbereitet. In der rathlosesten Bestürzung bat man nun bald Necker die Leitung der Geschäfte wieder zu über-

Digitized by Google

nehmen, und natürlich mußte man auf seine Bedingungen eingehen. Der Minister verlangte, was von Anfang an in seinen Planen lag: die Vereinigung der drei Stände zu Einer Versammlung, und Abstimmung nach Köpfen. Um die beiden ersten Stände in der Form so viel als möglich zu schonen, richtete der König nicht an sie den Befehl sich den Gemeinen anzuschließen, sondern an jeden der drei Stände die gebietende Aufforderung sich mit den beiden anderen zu vereinigen. So befahl nun der König (am 27.) selbst ausdrücklich was er kaum vier Tage früher für unstatthaft, den Grundsätzen des Rechts, den Grundgesetzen des Reichs widersprechend erklärt hatte! — Der königliche Erlaß besagte in einem Nachsatz, wer sich durch die Bestimmungen seiner Instruction (cahiers) gebunden glaube, möge einstweilen, und bis er neue Vollmachten erhalte, den allgemeinen Sitzungen beiwohnen ohne mitzustimmen. In dieser schüchternen, umschreibenden Weise wurde auch jetzt noch die Abstimmung nach Köpfen angedeutet!

Die Abgeordneten der Geistlichkeit, so viele deren noch als besonderer Stand beisammen waren, beschlossen dem Gebote ohne Widerrede Folge zu leisten — fügten aber ihrem Beschluß doch die Erklärung bei: in Folge der königlichen Bestimmungen in der königlichen Sitzung, könnten sie nur Verhandlungen über allgemeine Gegenstände als Zweck der verlangten Vereinigung ansehen. Unverändert bleibe dabei das alte Recht der Stände auch abgesondert zu berathen und zu stimmen, und die Geistlichkeit werde dies Recht während dieser Sitzung keineswegs aufgeben. Erklärten die geistlichen Herren sich nun auch von Neuem bereit, wenn nicht ihren grundherrlichen Rechten, doch ihren Steuervorrechten zu entsagen, so war dieser Beschluß doch ganz entschieden ein, selbst unter den obwaltenden Verhältnissen erneuerter Versuch, die Vorrechte und Interessen des Standes dem Machtbereich der gemeinsamen Verhandlung und Abstimmung zu entziehen.

Mit viel größerer Energie trat die Ritterschaft auf, aus der alle freisinnigeren Elemente bereits ausgeschieden waren. Anfangs weigerte die Kammer des Adels sich geradezu dem königlichen Befehl Folge zu leisten. Selbst ein dringender und sehr muthloser Brief des Grafen von Artois, in welchem der Prinz versicherte die Person des Königs werde durch längeren Widerstand der Privilegirten der

Digitized by Google

größten Gefahr ausgesetzt —: selbst der vermochte nicht jeden starren Sinn zu beugen. Zwar entschied sich nun eine Mehrzahl für die angerathene Maßregel, aber fünfundvierzig Mitglieder der Ritterschaft protestirten auch jetzt noch förmlich und in den entschiedensten Ausdrücken gegen die erzwungene Vereinigung der drei Stände. Die Gemeinen empfingen Geistlichkeit und Ritterschaft als sie noch am Abend desselben Tages zu gemeinsamer Sitzung im Saal des dritten Standes erschienen mit freudigem Zuruf —: aber gleich am folgenden, und dann fort und fort jeden Tag traten hier Redner vom Adel auf, um immer wieder von Neuem in den bestimmtesten Worten zu erklären daß nur Ehrfurcht für den Befehl des Königs sie hierher geführt habe; daß sie aber dennoch, ungeachtet dieses Befehls, unabänderlich auf dem Grundsatz der Trennung und abgesonderten Berathung der drei Stände, so wie der Abstimmung nach Ständen beharrten. Auch hielt die Ritterschaft fortwährend, nach jeder Sitzung der Nationalversammlung, noch besondere Sitzungen in dem bisher für sie bestimmten Saal, und beschloß hier, wo die wenigen freisinnigen Mitglieder des Standes nicht erschienen, mit Stimmeneinhelligkeit erneuerte Proteste gegen die erzwungene Vereinigung. Die Regierung ließ am Ende den Saal schließen um der Sache zu steuern.

Diese Haltung des Adels deutete zur Genüge an, daß er sich nicht für besiegt hielt. Auch der Graf von Artois, die Königin, der geheime Rath der sich um ihren Putztisch versammelte, faßten neuen Muth; die gesammte Hof- und Adelspartei schmiedete mit dem größten Eifer neue Plane, und der schwankende, willenlose König, ließ sich schon in den nächsten Tagen wieder bereden darauf einzugehen. Es schien keine Zeit zu verlieren, da Necker den Plan begünstigte eine Nationalgarde zu errichten, und somit dem Volk, wenigstens dem kleineren Bürgerstand in Paris, Waffen zu geben. Der in der That an sich sehr unbedeutende Necker, der wie man sagte dem König verrätherischen Rath gegeben habe, und an allen diesen verdrießlichen Händeln Schuld sei, der sollte entlassen werden. Damit glaubte man der Revolution Herr zu sein. Alles Uebrige werde sich dann finden und geben.

Um jeden Widerstand niederschlagen zu können, versammelte man um Versailles und Paris unter dem alten Marschall Herzog von

Digitized by Google

Broglio ein Heer von mehr als dreißigtausend Mann, das vorsichtiger Weise fast ganz aus den fremden Truppen der französischen Armee, aus Schweizern, Deutschen und Irländern zusammengesetzt war. Diese Truppen bezogen enge Cantonirungen und kleine Lager in der unmittelbarsten Nähe der Hauptstädte — und das Alles geschah hinter dem Rücken des leitenden Ministers, der nichts davon erfahren durfte.

Natürlich war Necker's Entfernung nur Mittel zum Zwecke. Es galt die alte Herrlichkeit wieder herzustellen. Ob man über die Maßregeln ganz einig war, ist nicht mit Bestimmtheit bekannt geworden. Der Leichtsinn und die Untauglichkeit der Menschen die hier handeln wollten und sollten erlaubt — gebietet beinahe, daran zu zweifeln. Es mögen sich mancherlei Vorschläge und Plane gekreuzt haben! — Geschäftige Hofleute, die gerne wichtig thaten, und in der Freude ihres Herzens über den nahen Umschwung der Dinge nicht schweigen konnten, schwatzten vielerlei aus. Man erfuhr, daß unter dem Schutz dieser bewaffneten Macht das Größte geschehen —: daß Necker entlassen, und ein neues Ministerium aus „Gutgesinnten" gebildet werden sollte. Ferner verlautete, daß die mißliebigsten Mitglieder der Nationalversammlung verhaftet werden sollten, daß man die Versammlung selbst nach Compiegne zu verlegen dachte, wo sie von Truppen umgeben, unter dem Namen der alten Reichsstände schnell ihre Zustimmung zu den dringendsten Finanzmaßregeln geben, und dann aufgelöst werden sollte.

Natürlich waren nun auch die sämmtlichen dem Hofe feindlichen Parteien nicht müßig. Man suchte die französischen Garden durch die schlechtesten Mittel zu gewinnen, und den Pariser Pöbel durch die abenteuerlichsten Gerüchte zu erhitzen, und in der Nationalversammlung beantragte Lafayette die Erklärung der Menschenrechte, die an die Spitze der neuen Verfassung Frankreichs gestellt werden sollte. Lafayette, reinen edlen Sinnes, beschränkten Verstandes und kindisch eitel, auch vierzig Jahre nachher noch immer nicht enttäuscht über den eigentlichen Werth der Phrasen, immer noch befangen in dem Wahn, daß das wirkliche Wesen der Dinge durch Paragraphen bestimmt werde, dachte damit ohne Weiteres ideale Zustände zu gründen. Klügere Leute faßten seinen Vorschlag mit Freuden auf, weil sie sahen, wie leicht diese Reihe flach-philosophischer Gemeinplätze

Digitized by Google

über alles geschichtliche Recht, über jedes Bedenken hinaus helfen konnte.

Auf die Frage der Nationalversammlung antwortete der Hof, die Truppen seien nur zusammengezogen, um die gefährdete Ruhe und Ordnung zu schützen, und glaubte damit vielleicht sogar die Wahrheit zu sagen, denn Ruhe und Ordnung sind sehr dehnbare Begriffe, unter denen man gar vielerlei verstehen kann.

Endlich, am 11. Juli, wurde der entscheidende Streich geführt; Necker wurde entlassen und des Landes verwiesen. Sein Nachfolger an der Spitze des Ministeriums, der Baron Bréteuil, meinte sogar, der Mann müsse verhaftet werden, um jeder Ruhestörung vorzubeugen — als ob der umständlich doctrinäre Genfer Wechsler je in Waffen an der Spitze eines empörten Volks erscheinen könnte! Ludwig XVI. sah, wenn nicht das Lächerliche, doch das Verkehrte dieser Vorstellung ein und verbürgte sich mit seinem Wort dafür, daß Necker auf sein Geheiß ruhig außer Landes gehen werde. Seine Anhänger im Ministerium: Montmorin, la Luzerne, St. Priest, erhielten ebenfalls ihre Entlassung, und an die Spitze der Geschäfte trat, wie schon gesagt, Bréteuil, ein Hofmann, als Diplomat an alle die Winkelzüge der Arglist gewöhnt, die man für Politik hielt, und ohne alles erweiterte Verständniß mit leidenschaftlicher Beschränktheit gewillt, die alte Zeit im Sinn seiner Standesgenossen wieder herzustellen. Man war dabei seiner Sache so gewiß, so sicher in den alten Bahnen des gewohnten Leichtsinns, daß am 13. Juli im Versailler Schloß ein großer Hofball gegeben wurde.

Die sehr natürliche, von den Volksführern längst vorbereitete und dennoch unerwartete Folge war, daß Paris in Waffen aufstand; daß die französischen Garden zu dem Volke übergingen; daß die Bastille gestürmt und geschleift wurde; daß die Nationalversammlung ganz entschieden Frankreichs Zukunft in die Hand nahm und daran ging, dem Reich eine Verfassung zu geben, über die sie fortan Hof, König und Regierung auch nicht einmal mehr um ihre Meinung befragte.

Von der anderen Seite zeigte sich, daß ein Schwert zu gar nichts hilft, ohne Muth und Einsicht. Der Hof wußte nun gar nichts anzufangen mit der Truppenmacht, die man zusammengezogen hatte. Der elegante Bezenval, der Schweizer von Cythere, wie man ihn in

Digitized by Google

der Gesellschaft nannte, war nicht der Mann dazu, auf eigene Verantwortung und Gefahr entschlossen zu handeln, noch wußte er zu beurtheilen, was wohl eigentlich zu thun sein möchte. Er ließ es an der Spitze seiner Truppen geschehen, daß in seiner Gegenwart, wenige hundert Schritte vor seiner Stellung, der Waffenvorrath im Invalidenhause durch das Volk geplündert wurde. In Versailles wußte auch kein Mensch Rath, man sendete von dort aus keine anderen Verhaltungsbefehle, als gegen Abend einen von dem alten Marschall Broglio, dem Oberbefehlshaber des Heeres unterzeichneten, sich mit den Truppen nach Versailles zurückzuziehen. Bezenval hatte dies Gebot nicht einmal abgewartet; er war schon unterwegs. Als viele aus den Reihen seiner Truppen zum Feinde überzugehen begannen, dachte er, es sei hohe Zeit sich zu entfernen.

Der Hof gab sich nun wieder einmal verloren; der Graf von Artois und sein Anhang, der Prinz von Condé, die Polignacs, der Marschall Broglio, Bezenval, und wer sich sonst besonders bloßgestellt glaubte, flohen über die Grenze; Necker wurde zurückgerufen, um noch einmal Minister zu werden, aber diesmal ein vollkommen ohnmächtiger; denn er war bereits weit überflügelt und die Macht lag jetzt schon vollständig in den Händen der Nationalversammlung. Diese Versammlung bat der König schon am Tage nach dem Fall der Bastille, sie möge ihm helfen, die Ruhe in der Hauptstadt wieder herzustellen; der Befehl zur Entfernung der Truppen sei bereits gegeben.

Fortan dürfen wir die eigentliche Thätigkeit des Adels weniger als bisher in der Nationalversammlung suchen. Hier war er besiegt; es wehte hier ein Geist, der ihn beherrschte und er mußte sich darauf beschränken auf Umwegen seine Zwecke zu verfolgen.

Bekannt ist, daß am 4. August 1789 alle grundherrlichen Rechte in Frankreich aufgehoben wurden. Herr von Noailles, Lafayette's Schwager, trug zuerst darauf an, und in aufwallender Begeisterung beeiferten sich freisinnige Edelleute um die Wette, Vorschläge zu machen, die ihnen Opfer auferlegten. Selbst ein paar der Herren, die bisher am leidenschaftlichsten gegen jede Neuerung gesprochen und gestimmt hatten, traten jetzt mit Vorschlägen in diesem Sinn auf, sei

Digitized by Google

es nun, daß die edle Begeisterung auch sie ergriff, sei es, daß sie ein solches Verfahren der Klugheit gemäß hielten.

Uebrigens haben die Beschlüsse jenes denkwürdigen Tages nicht eine solche allgemeine Umgestaltung der Besitzverhältnisse in Frankreich herbeigeführt, wie häufig selbst in staatswirthschaftlichen Schriften angenommen wird. Man darf nicht vergessen, daß der Bauer nur in einem Theil Frankreichs für den Eigenthümer seiner Scholle galt; nur da nämlich, wo deutsches, oder ein aus dem deutschen entwickeltes Gewohnheitsrecht galt. Im Elsaß also, in Lothringen, im Herzogthum wie in der Freigrafschaft Burgund, und überhaupt im Nordosten Frankreichs wie andererseits in der Provence. Nur hier wurden demnach auch die Leistungen des Bauern, als durch die herrschaftlichen Rechte des Grundherrn bedingt, betrachtet. In einem großen Theil des Reichs dagegen, namentlich in Bretagne, in der Vendée und in manchen Landschaften des Südens, hatten sich die Verhältnisse aus celtisch-römischen Anfängen weit anders entwickelt. Persönlich frei geworden, hatte der Bauer in diesen Theilen des Landes aus dem Colonat, aus der alten Hörigkeit, kein Grundeigenthum in die Freiheit mit hinübergenommen. Er galt hier nur für den Pächter fremden Grundes und Bodens, und zwar für einen Zeitpächter auf Herrengnade, der jeden Augenblick entlassen werden konnte. Seine Leistungen wurden dem zu Folge als aus einem Privatcontract hervorgehend angesehen und durch jene Beschlüsse nicht aufgehoben. Den Bauern dieser Provinzen war durch diese kein Grundeigenthum verliehen und wer die Bretagne, die Vendée bereist, wird dort auch jetzt noch die Klasse, die das Feld baut, mit sehr wenigen Ausnahmen besitzlos finden.

Vieles erklärt sich daher. Wir begreifen nun, wie die Elsasser, bis dahin dem übrigen Frankreich sehr fremd, leidenschaftliche Anhänger einer Revolution werden konnten, die sie von sehr drückenden Lasten befreiete; warum dagegen die Bauern der Bretagne und Vendée sich gegen das neue Wesen empörten, das ihnen theuere, kirchliche Verhältnisse verletzte, den gezwungenen Kriegsdienst einführte und ihnen keinen Vortheil, keinen Ersatz irgend einer Art brachte.

Im Uebrigen beschränkte die Thätigkeit des Adels in der Nationalversammlung sich darauf, die werdende Verfassung Frankreichs durch mancherlei Uebertreibungen unhaltbar zu machen und einen

Digitized by Google

gänzlichen Umsturz herbeizuführen, aus dem seiner Meinung nach die Wiederherstellung des alten Zustandes hervorgehen mußte. Er bot dabei gar häufig den Republikanern nicht nur, sondern auch den Jacobinern die Hand; den Gemäßigten, den abtrünnigen Standesgenossen zumal, die er gleichsam in Lafayette verkörpert sah, stand der Adel immer mit grimmiger, unversöhnlicher Feindschaft gegenüber.

Außerhalb der Nationalversammlung aber zeigte er sich in zwei Kreisen geschäftig, die ihm fortan wichtiger schienen und für seine Zwecke, wenigstens in den Augen des Kurzsichtigen, allerdings mehr versprachen: am Hof, in der vertrauten Gesellschaft der Königin, und an dem zweiten Hof, den die ausgewanderten Prinzen bald am Rhein bildeten.

In dem Kreise der Königin, die weit entfernt ihre Verstimmung zu verbergen, vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sie recht scharf und schneidend auszusprechen, wurden beständig kleine armselige Cabalen geflochten und gewebt, die an sich vollkommen ohnmächtig, natürlich nur den wilden Gesellen der Revolution nützen konnten, die nach einem gänzlichen Umsturz alles Bestehenden dürsteten; denen kamen sie im höchsten Grade erwünscht. Zum Theil liefen die Plane darauf hinaus, daß der alte Zustand der Dinge vermöge der Linientruppen — deren man nichts weniger als gewiß war — mit Gewalt wieder hergestellt werden sollte —: zum Theil suchte man Hülfe an auswärtigen Höfen. Später wie früher unterhandelte man, wie bekannt, mit dem Grafen Mirabeau. Nur der Beistand der verhaßtesten Partei — der gemäßigten nämlich — wurde immerdar in schnöder, beleidigender Weise zurückgewiesen — und in der That vermochte die rathlose Geschäftigkeit nichts, als den König mehr und mehr bloß zu stellen, ihm alles Vertrauen zu rauben, ihn verhaßt zu machen. Sie machte es recht anschaulich, daß der König nur gezwungen auf die neuen Verhältnisse eingehe, und Wort und Eid nicht länger halten werde, als eben der äußere Zwang dauere.

Wie thöricht bewog die Adelspartei zunächst den König, den am 4. August gefaßten Beschlüssen, durch welche die grundherrlichen Rechte des Adels aufgehoben wurden, seine Zustimmung lange Zeit, wenigstens stillschweigend zu versagen, obgleich diese Beschlüsse für die Re-

Digitized by Google

gierung jedenfalls vortheilhaft waren! — Wie thöricht bewog sie ihn, ein treuloses Spiel zu spielen, indem er sich öffentlich für, und in geheim gegen die entstehende Verfassung Frankreichs aussprach. Wie thöricht verleitete sie ihn endlich (1791) zu einer Flucht, die oft vorgeschlagen, am Ende so umständlich unternommen wurde, daß sie kaum gelingen konnte. Man wundert sich darüber, daß sie so spät, nicht daß sie überhaupt mißlang!

Im April 1791 unterzeichnete Ludwig XVI. ein von dem Minister Montmorin entworfenes Rundschreiben an alle französischen Gesandten, in dem sich der König laut und entschieden für die Grundsätze der Revolution aussprach, die nur die Abschaffung einer Menge unberechtigter und veralteter Mißbräuche sei. „Die gefährlichsten der inneren Feinde Frankreichs, hieß es darin, sind diejenigen welche sich stellen, als seien ihnen die Gesinnungen des Monarchen zweifelhaft; diese Männer sind entweder sehr verblendet, oder sehr strafbar." — „Sie sagen, der König sei nicht frei! Abscheuliche Verleumdung, wenn man voraussetzt, daß man seinem Willen habe Gewalt anthun können!" — (Allerdings! das war nicht denkbar, bei Ludwig's felsenfestem Charakter!) — Den Gesandten wurde aufgetragen, an allen Höfen die französische Revolution im wahren Licht zu zeigen und keinen Zweifel darüber zu lassen, daß es der feste, freie Wille des Königs sei, ihre Grundsätze aufrecht zu erhalten.

Dieser Brief wurde natürlich in allen französischen Zeitungen gedruckt. Als ihm eine Abordnung der Nationalversammlung ihren Dank für diesen Ausdruck seiner königlichen Gesinnung darbrachte, entgegnete Ludwig: „Er wünsche nur, daß die Versammlung in seinem Herzen lesen könne!" — und noch am 17. Juni erließ er ein eigenhändiges Schreiben an den Prinzen von Condé, den er ganz im Geist und Sinn dieses Rundschreibens aufforderte, nach Frankreich zurückzukehren und mit ihm das Glück der neuen Freiheit zu theilen. Kaum vier Tage später war der König auf der Flucht und hatte ganz unnützer, thörichter Weise einen Brief zurückgelassen, in welchem er alles verdammte, was seit 1789 in Frankreich geschehen war, sein gegebenes Wort, den geleisteten Eid als erzwungen zurücknahm, alle getreuen Franzosen zu sich berief und auf eine neue Verfassung verwies, die er aus eigener Machtvollkommenheit, an der Spitze einer bewaffneten Macht, dem Reich geben werde.

Digitized by Google

Wer sollte ferner seinem Wort glauben, oder seinem Eide trauen?

Das gefeierte Haupt des ausgewanderten Adels war der Graf von Artois, der in unseliger Thätigkeit bemüht war, neue Verwirrungen anzuzetteln und sich nie und nirgends einige Klugheit und Mäßigung zu gebieten wußte.

In Coblenz, wohin er ging, als man ihn und sein Treiben in Turin nicht mehr dulden konnte, fand sich auch der Graf von Provence ein, der glücklicher als Ludwig XVI. ohne große Schwierigkeiten entkommen war. In Masse wanderte nun der französische Adel zu diesen Prinzen, um von ihnen geführt Frankreich von Außen her zu erobern, und nicht nur den alten Glanz der Krone, sondern auch und zwar vor allen Dingen, die alte Standesherrlichkeit des Adels wieder herzustellen —: was sie sich Alles in der seltsamsten Verblendung sehr leicht vorstellten. Sie zogen dahin um für ihre eigenen Interessen zu kämpfen, für die der Krone nur sehr mittelbar, insofern das eben durch ihre Standesinteressen bedingt war. Die meisten von ihnen ließen sich durch Leichtsinn zu dem abenteuerlichen Zug bewegen, und durch ihre gänzliche Unfähigkeit die Zukunft zu berechnen —: eine nicht ganz geringe Zahl, wie aus ihren eigenen Denkwürdigkeiten hervorgeht, aus kindischer Eitelkeit, um nicht zu versäumen was durch das Beispiel der Prinzen für guten Ton erklärt war. Des Königs wurde dabei zum Verwundern wenig gedacht; in sträflichem Uebermuth ließen die Herren sich gehen, ohne je zu bedenken, wie sehr sie durch die leidenschaftlichen, herausfordernden Aeußerungen ihres Trotzes den Zorn aller Franzosen reizten, welche Gefahren sie auf Ludwig's XVI. Haupt herabriefen, indem sie immer wieder betheuerten, so oft der König ein neues Decret der Nationalversammlung bestätigte, oder einen neuen Eid leistete: sie wüßten recht gut daß er im Herzen ganz anders gesinnt sei; daß er sich nur verstelle; daß er lüge, wie man das wohl mit schlichten Worten nennen müßte.

Zunächst erwirkte der Graf von Artois das bekannte Rundschreiben des Kaisers Leopold II. an alle königlichen Regierungen Europa's, die aufgefordert wurden, sich mit dem Kaiser zu vereinigen, um Ludwig's XVI. Sache zu der aller Könige zu machen, zu verlangen daß der König von Frankreich unverzüglich in Freiheit gesetzt werde, jeden weiteren Frevel gegen seine geheiligte Person furcht-

Digitized by Google

bar zu rächen, und nur die Verfassung Frankreichs als gültig anzuerkennen, die er aus freiem Willen dem Lande geben werde. Die Sprache dieses Schreibens war beleidigend für Frankreich; alle Freisinnigen, die Gemäßigten vor allen, konnten danach leicht ermessen, welches Schicksal sie erwartete, wie böse das Rachegelüst sei, dem sie verfallen mußten, wenn Artois' Partei je die Oberhand gewann. Das seltsame Aktenstück wurde gedruckt, und das war um so unbesonnener, da Kaiser Leopold durchaus nicht geneigt war, diesen stolzen Worten Nachdruck zu geben.

Der König von Preußen und Kaiser Leopold kamen in Pillnitz zusammen: ungeladen fanden sich die französischen Prinzen dort ein und suchten eine Schilderhebung für ihre Zwecke herbeizuführen. Sie waren mit dem Ergebniß nichts weniger als zufrieden, wie uns alle Schriftsteller der Partei belehren; die vorsichtige, etwas gezwungene Erklärung der deutschen Monarchen, die unter gewissen Bedingungen und Voraussetzungen (wenn nämlich alle Monarchen Europa's sich mit ihnen zu diesem Zweck vereinigten) ein bestimmtes Eingreifen in die inneren Zustände Frankreichs zu verheißen schien, genügte den Prinzen keineswegs, so sehr sie Frankreich beleidigte. So sehr es damit noch im weiten Felde war, säumten doch die Prinzen nicht, diese Erklärung durch den Druck bekannt zu machen und einen offenen Brief an Ludwig XVI. dazu, in welchem sie erklärten, sie wählten dies Mittel diesem unglücklichen Monarchen die Hülfe aller europäischen Mächte zuzusichern, weil ihnen jede andere Art der Mittheilung unmöglich gemacht sei. Sie forderten den König auf, die jetzt so ziemlich vollendete Verfassung, welche die Nationalversammlung ausgearbeitet hatte, zu verwerfen; diese vernichte die Rechte der Krone, des königlichen Hauses und f a s t a l l e r (?!) U n t e r t h a n e n d e s M o n a r c h e n. Sie stehe im Widerspruch mit den tausendjährigen Gesetzen des Reichs — (als ob die Verfassung Frankreichs seit den Zeiten der Merowinger immer dieselbe geblieben wäre) — im Widerspruch mit dem Krönungseid und mit den Vorschriften der cahiers, welche treulose Abgeordnete in allen Theilen übertreten hätten. Pflicht und Ehre forderten von dem Könige, daß er dies Werk der Ungerechtigkeit verwerfe, besonders da er seine Person und seine Krone durch den versprochenen Beistand aller Souveräne Europa's gesichert sähe. Sollte er jedoch in seiner gegenwärtigen Lage, da er Gefan-

Digitized by Google

gener aufrührerischer Unterthanen sei, sich genöthigt sehen, die Verfassung anzunehmen, so protestirten die Prinzen zum Voraus gegen diese und gegen alle Befehle, die der König aus seiner Gefangenschaft erlassen könnte.

Der Wiener Hof war nicht sehr erbaut von dieser öffentlichen Erklärung und fand sie namentlich in einem hohen Grade unzeitig. Was den Inhalt der neuen Verfassung anbetrifft, ließe sich bemerken, daß sie eigentlich nur mit den cahiers des Adels und der Geistlichkeit im Widerspruch stand, und auch mit diesen im Grunde nur in Beziehung auf die Vorrechte dieser beiden Stände.

Die Prinzen sollten noch mehr Gelegenheit finden, sich in eben so thörichter Weise zu äußern. Die Verfassung war endlich vollendet; Ludwig XVI. hatte sie beschworen. Die assemblée législative, die der Nationalversammlung gefolgt war, erließ, als sie sah, wie die Prinzen und ihr Anhang sich am Rhein zu einem Kriegszug gegen Frankreich rüsteten, strenge Gesetze gegen die Ausgewanderten, die nicht bis zum Ablauf des Jahres friedlich in ihr Heimatland zurückkehrten. Der König zögerte sie zu bestätigen, schrieb aber Abmahnungsbriefe an seine Brüder, die er von Neuem aufforderte heimzukehren. Die Höfe von Oesterreich und Preußen empfingen die Anzeige, daß Ludwig XVI. die Verfassung angenommen habe, ohne sich eine Bemerkung zu erlauben, und als die Prinzen in Wien über Nichterfüllung der Pillnitzer Versprechungen klagten, wurden sie bedeutet, daß „diese Versprechungen unter Voraussetzungen gemacht seien, die seit Annahme der Verfassung durch den König nicht mehr Statt fänden.“ — Die Prinzen dagegen, Provence und Artois, versicherten in ihrer Antwort abermals, sie wüßten sehr wohl daß Ludwig XVI. in jenen Abmahnungsschreiben nicht seine wirkliche Gesinnung ausspreche; sie mißbilligten die Annahme der Verfassung und bestritten geradezu das Recht des Königs sie anzunehmen. Frankreich, erklärten sie, sei allerdings im Besitz des Königs, aber nicht als dessen freies Eigenthum; das Königreich sei vielmehr ein Fidei commissum, folglich sei der König seinen Nachfolgern Rechenschaft schuldig, und verpflichtet es ihnen so zu hinterlassen, wie er es von seinen Vorfahren empfangen habe. Sie selbst wollten Alles aufbieten, um den Thron neu zu befestigen, damit Ludwig und seine Nachfolger ihn wieder mit der-

Digitized by Google

selben Würde besteigen könnten, mit der seine Vorfahren ihn besaßen.

Auch im Namen des ausgewanderten Adels erschienen gedruckte Erklärungen. Auch diese Herren gaben dem König ihr Mißfallen wegen der Annahme der Verfassung zu erkennen. Sie versprachen den Prinzen, und nur diesen zu folgen, um unter deren Fahnen Frankreich für den König — und das alte, rechtmäßige System, wieder zu erobern. Die Prinzen verglichen sie mit Heinrich IV. und wendeten auf sie, eigentlich auf Artois, die Verse der Henriade an:

Qui par le malheur même apprit à gouverner,
Persécuté longtemps sut vaincre et pardonner.

Ueber das eigentliche Ziel, welches die Ausgewanderten verfolgten, kann kein Zweifel sein. Aber in welcher Form die alte Herrlichkeit wieder hergestellt werden sollte, ist eigentlich nie bekannt geworden. Es läßt sich leicht erklären, warum alle Betheiligten darüber schwiegen, als nichts davon zur Ausführung kommen konnte, auch mögen sie darüber nicht ganz einig gewesen sein. Jedenfalls wollte man fortan Ludwig XVI. nicht unbedingt walten lassen, denn seiner Schwäche, welche die Sache des Adels mehr als einmal preisgegeben hatte, traute man nicht mehr; es mußte also dafür gesorgt werden, daß der Einfluß der Prinzen fest begründet blieb. Auch traute Ludwig XVI. seinen Brüdern nicht unbedingt, und fürchtete deren Vormundschaft zu verfallen. Sein geheimer Gesandter, der ihn am Kaiserhof in Wien und bei Friedrich Wilhelm II. vertrat, der Baron Bréteuil, stand daher auch den Prinzen und ihrem Calonne in offener Feindschaft gegenüber, und als es später zum Kriege kam, richtete Ludwig XVI. unter der Hand an Oesterreich und Preußen die Bitte, die Ausgewanderten nicht an der Spitze des Heeres in Frankreich einrücken zu lassen. Er wünschte durch die Verbündeten, nicht durch die Ausgewanderten, befreit, Herr seiner Schritte zu bleiben.

Uebrigens erschwerten sich die Ausgewanderten selbst ihre Aufgabe dadurch gar sehr, daß sie unter einander nichts weniger als einig waren. Sie blieben eben zu Coblenz dieselben leeren, nichtigen, zu allen ernsten Dingen untüchtigen Menschen die sie im Versailler Schloß gewesen waren; die gesammte Thätigkeit der Herren drehte sich mit rastlosem Eifer in Intriguen herum, in denen die ernsten Dinge immerdar armseligen Rücksichten persönlicher Genußsucht oder Eitel-

Digitized by Google

keit nachgesetzt oder aufgeopfert wurden, und zeigte von Neuem, daß diese Menschen nur frivole Dinge ernsthaft, die ernsten nur frivol zu nehmen wußten. Sie zankten sich um Rang und Einfluß in einem Staat und Heer, die es vor der Hand nur in ihrer Einbildung gab, sie schmiedeten Ränke und zankten sich um Gunst und Einfluß bei den Herren, die in jenem imaginären Staat die imaginären ersten Stellen einnehmen sollten, und um die Gunst dieser oder jener leichtfertigen Schönen — alles durcheinander! Condé konnte sich mit Artois am allerwenigsten vertragen, und zog deshalb nach Worms. Die gesetzteren, vernünftigeren unter den Ausgewanderten schlossen sich ihm an, und so kam er wenigstens mit der ziemlich regelrechten Bildung eines kleinen Heeres zu Stande, während das Heer der Prinzen zu Coblenz, vielleicht dreimal so stark, aus einer Verwirrung in die andere gerieth, so daß selbst nach dem Ausbruch des Krieges 1792 nie ein Mensch zu sagen wußte, wie stark es eigentlich war und aus welchen Abtheilungen es bestand.

Da man Ludwig XVI. als Gefangenen betrachtete, war die Rede davon, zu Coblenz eine Regierung Frankreichs, eine Regentschaft einzurichten, die dann für die allein rechtmäßige gelten sollte. Aber wer sollte Regent sein? — Der älteste Prinz des königlichen Hauses, Provence, der dem Thron am nächsten stand, war dem Adel nicht ganz genehm. Schon daheim hatte er mit der Hofpartei nicht immer gut gestanden; er hatte in den Versammlungen der Notablen und auch sonst eine Art von halber Hinneigung zum Liberalismus gezeigt, und der Umstand, daß er wahrscheinlich später einmal einen schwach angelegten Plan zu einer Gegenrevolution gemacht hatte, genügte nicht über seine Ansichten ganz zu beruhigen, da man doch nicht bestimmt wußte ob er geneigt sei weit genug rückwärts zu gehen. Artois war Abgott und Vorbild des Adels; auch Calonne, der sich als überlegener Rathgeber eingefunden hatte, konnte ihn besser lenken und brauchen, und so wünschte man von mehreren Seiten Artois zum Regenten zu machen. Die herrschende Ansicht sprach sich mittelbar in einem Wochenblatt aus, das von einem gewissen Suleau geschrieben, unter dem Titel: Journal des Princes de France, frères du Roi, zu Coblenz erschien. Ludwig XVI. und selbst Marie Antoinette wurden darin wahrlich nicht geschont; nur Artois erschien hier in ritterlichster Verklärung, nur dessen unmittelbarster Anhang wie Calonne und die

Digitized by Google

Marschälle Broglio und de Castries wurden als die Hoffnung Frankreichs dargestellt. Von dem Grafen von Provence war da mitunter in solcher Weise die Rede, daß dieser Prinz die Unterdrückung des Blattes verlangte. Calonne wußte es aber so einzurichten, daß es nur den Namen änderte, und als **Journal de la contrerévolution** fortgesetzt wurde.

Die Regentschaft gelang aber dennoch nicht nach den Wünschen des Ministers, denn Condé trat in's Mittel, und erklärte sehr entschieden man dürfe einem französischen Prinzen nicht die Rechte nehmen die ihm seiner Geburt nach zukämen; der erste Prinz nach dem König müsse sich an die Spitze des Adels stellen und Befehle geben wo der König selbst keine geben könne. Der Graf von Provence versuchte denn nun auch sich Régent de France zu nennen, als ob dadurch das ganze Treiben mehr Wirklichkeit bekommen hätte; da aber das deutsche Reich mit dem neuen, anerkannten Frankreich in Frieden lebte, mußte der Landesherr zu Coblenz, der Churfürst von Trier, sich das verbitten, und so ging denn auch aus dieser leeren Geschäftigkeit nichts weiter hervor als eine gesteigerte Verfeindung.

Es gab auch sonst des Haders genug. Die zuerst ausgewanderten Herren, denen man in ihrem ganzen Leben keine Spur von Freisinnigkeit nachweisen konnte, die ihr Vaterland früh, und zwar ohne alle weitere Veranlassung, aus reinem Haß gegen die Neuerungen in Staat und Gesellschaft, verlassen hatten, nannten sich allein émigrés purs, und machten sich zu Richtern der übrigen. Vor diesen Herren, die allein, wie angenommen wurde, dem Grundsatz der Ritterehre unbedingt genügt hatten, mußte sich jeder späterkommende rechtfertigen. Der Geschichtschreiber des Condéischen Corps, der Marquis d'Ecquevilly, belehrt uns, daß die „français“ wie er die Ausgewanderten ausschließlich nennt, sehr streng waren in Beziehung auf das Datum der Auswanderung. Man war so thöricht, Leute wie Carnot und den tüchtigen Ingenieur-General Chevalier d'Arçon zurückzuweisen, weil sie früher eine gemäßigte politische Gesinnung geäußert hatten und zu spät kamen. Jetzt kämen sie, sagte man solchen spätkommenden: man werde zu seiner Zeit mit ihnen rechten, denn sie seien nicht besser als die Anderen, da sie die Revolution nicht gleich von Anfang gehaßt hätten.

Selbst der Unterschied der zwischen Hof- und Provinzialadel ge-

Digitized by Google

macht wurde, sollte hier keineswegs verschwinden. Die Edelleute aus den Provinzen, die zum Theil wenigstens, besser geeignet waren Soldaten vorzustellen als die Herren vom Hof, wurden von diesen so vielfach geneckt und verhöhnt, so sehr von oben herab behandelt, daß sich Ludwig XVI. bewogen fand in einem Brief an die Prinzen der jetzt in seinem Briefwechsel gedruckt ist, ein gutes Wort für die Verspotteten einzulegen und dringend zu bitten, man möge etwas besser mit ihnen umgehen.

Auch dadurch erschwerten sich dann die Ausgewanderten die Lösung ihrer Aufgabe, daß sie in unbegreiflichem Uebermuth, in der leichtsinnigsten Geringschätzung ihrer Gegner so laut und oft als möglich, bei jeder Gelegenheit und ganz ohne Veranlassung, auf allen Wegen und Stegen verkündigten welche furchtbare blutige Rache sie an ihren Feinden in Frankreich üben wollten; welches furchtbare Blutbad da angerichtet, wie jeder Freisinnige in Stücke gehauen, nicht Weib nicht Kind geschont werden sollte; wie man ganze, schlecht gesinnte Städte der Erde gleich machen wolle; und die Art Gerechtigkeit die sie unter einander übten, zeigte nur zu deutlich was Frankreich zu erwarten habe, wenn diese Herren je wieder dort als Herren schalten durften. Die Prinzen hatten eine Art von Gerichtshof, ein Ehrengericht eingerichtet, welches die sehr zahlreichen Händel der Ausgewanderten unter einander zu schlichten — mit einem Wort den vielfachen Zweikämpfen vorzubeugen bestimmt war. Wer aber durch gemäßigte politische Aeußerungen mißliebig wurde, den achtete man einer förmlichen Untersuchung nicht werth; er wurde nach altbeliebter Weise durch eine Maßregel hoher Polizei beseitigt, und auf einen willkürlichen Verhaftsbefehl der Prinzen in ein improvisirtes Staatsgefängniß auf den Ehrenbreitstein gebracht, wozu der Churtrierische Staatsminister Duminique willig die Hand bot. Vernunft wollten die Herren nun einmal nicht hören. In anderen Dingen zeigte sich denn auch, daß die Herren nicht gesonnen seien, es mit der Sittlichkeit der verfügten Maßregeln sehr genau zu nehmen: die Prinzen legten eine Fabrik falschen französischen Papiergeldes an, wozu eigens eine Papiermühle angekauft wurde. *)

Thöricht war es endlich auch in einem hohen Grade, daß diese

*) Rau, politische Oeconomie II, 290, e; wo das Nähere nachgewiesen ist.

Digitized by Google

Herren vom Ersten bis zum Letzten die Deutschen und ihre Fürsten, deren Hülfe sie doch in Anspruch nehmen wollten, im eigenen Lande mit Spott, Hohn und hochfahrender Geringschätzung behandelten. Es war schon arg genug daß sie, um ihre Händel unter sich zu schlichten, einen französischen Gerichtshof einrichteten, als gäbe es in Coblenz keinen Landesherrn, als seien sie da auf einer herrenlosen Insel —: sie trieben aber die Anmaßung soweit, auch Deutsche, in denen sie Jacobiner oder Spione vermutheten, oder die ihnen sonst im Wege waren, vor diesen Gerichtshof zu fordern und zu Gefängniß zu verurtheilen. Nicht ohne Mühe, und nicht einmal vollständig, gelang es den Behörden diesem Unwesen zu steuern! —

Machten sich nun die Ausgewanderten auf diese Weise verhaßt in den Rheinlanden, so wußten sie auch die allgemeine Achtung keinesweges zu erwerben. Ihr Leben war vielmehr in vielfacher Beziehung in hohem Grade anstößig. Schon die unvernünftige Verschwendung die man sie treiben sah, die Genußsucht die sich auch in so drohenden Verhältnissen nicht zu mäßigen verstand, und von keinem anderen als sinnlichem Genuß etwas wußte, konnte weder Theilnahme noch Achtung einflößen. Die Ausgewanderten veranlaßten am Rhein vollständig eine wahre Theuerung aller Luxusgegenstände. Delicatessen für die Tafel namentlich, waren für die Landeseingeborenen gar nicht mehr zu bezahlen. Schlimmer noch war, daß die Herren unrettbar in leichtsinniger, zum Theil sogar sehr schmutziger Sittenlosigkeit befangen, nach wie vor, in Coblenz wie zu Versailles, eine Kette galanter Abenteuer zu dem eigentlichen Hauptinhalt ihres Lebens machten. Die politischen Intriguen waren auf das engste mit diesen Abenteuern verflochten; wer nach politischem Einfluß strebte, suchte zugleich die Aufmerksamkeit dieses oder jenes Prinzen auf eine neue Schönheit zu lenken, um durch sie sein Ziel zu erreichen. Waren doch so viele schöne Damen mit ausgewandert! — Die Herren trieben es so arg, daß es selbst in den Rheinlanden befremdete, wo doch die vielen geistlichen Höfe an lockere Sitten gewöhnt hatten. Unter anderem benahm sich die Gräfin Balbi, Geliebte des Grafen von Provence, in solcher Weise, daß ihr der Churtrierische Hof verboten werden mußte. Sie entfernte sich darauf, eine Zeit lang drehten sich nun die Thätigkeit, die Ränke der Ausgewanderten darum, welche neue Göttin den Prinzen über ihren Verlust trösten sollte.

Digitized by Google

Diese Thorheiten lassen sich eben nur durch die gänzliche Unfähigkeit der Leute erklären, die durchaus nicht im Stande waren die Weltlage zu beurtheilen. Da sie sich die Besiegung ihrer Feinde sehr leicht vorstellten, waren sie weit entfernt an Unglück zu denken. Ihre Verblendung ist merkwürdig.

Sie hatten sich unendliche Mühe gegeben ganz Europa gegen das neue Frankreich in Bewegung zu setzen, und als nun endlich Preußen ein mäßiges Heer in Bewegung setzte, als Oesterreich einige Regimenter dazu stoßen ließ, fanden sie diese Anstalten viel zu großartig und umständlich, als ob den aufrührerischen Pariser Advokaten dadurch zuviel Ehre geschähe, und der Ruhm der Ausgewanderten, als eigentlicher Hersteller der alten Zustände dadurch geschmälert würde. „Un peu de secours nous aurait suffi" sagten sie.

Ludwig XVI. bat unter der Hand die Ausgewanderten nicht an die Spitze des Heeres zu stellen und nur zu Belagerungen zu verwenden; „damit man ihnen nicht später vorwerfen könne sie hätten Bürgerblut vergossen" lautete was als Grund der Bitte angeführt wurde. Man willfahrte ihm, auch weil man wohl einsah daß die Ausgewanderten in Frankreich doch nicht eigentlich sehr beliebt sein konnten — weil man nach ihren drohenden, blutrothen Reden befürchten mußte daß sie in ihrem Väterlande sehr übel hausen würden — und endlich weil man ihnen, als Soldaten, nicht eben sehr viel zutraute. Der Herzog von Braunschweig, Feldherr der Verbündeten, glaubte daß sie eine sehr mittelmäßige Vorhut des Heeres abgegeben hätten, das sagt uns ein Offizier der offenbar dessen Vertrauen besaß (in der Geschichte der vier ersten Feldzüge des Revolutionskrieges). — Und wie sollte auch ein alter Militair Vertrauen in die Schaaren der Ausgewanderten setzen, wenn er die unfähigen Führer sah, die sehr unvollständige Organisation und Ausbildung, den Mangel an Kriegszucht, den lockeren Zusammenhang, sowohl in den Regimentern die ganz aus Edelleuten bestanden — wo natürlich niemand gehorchen wollte — als in den „geworbenen Regimentern" die aus Abenteurern und Ausreißern fast aller europäischen Nationen bestanden. Die Schaaren der Ausgewanderten, vertheilt in den Niederlanden, an der Mosel und im Elsaß, wurden nirgends an die Spitze des verbündeten Heeres gestellt.

Wie erklärt sich nun der Marquis d'Ecquevilly diese Anordnun-

Digitized by Google

gen? — Oesterreich, meint er, hatte unlautere Absichten, wollte Eroberungen machen, und zu diesem Ende den Krieg in die Länge ziehen; man zerstreute daher die Ausgewanderten, weil man wohl wußte, daß dreiundzwanzigtausend französische Edelleute an der Spitze der verbündeten Macht und vereinigt, dem Krieg ein sehr schnelles Ende machen würden! — Das hat der Mann noch im Jahre 1818 niedergeschrieben, recht wie zum Beweise daß im Lauf eines Vierteljahrhunderts die großartigste Reihe weltgeschichtlicher Begebenheiten an ihm und seines Gleichen vorübergegangen war ohne sie im Mindesten zu belehren. Und d'Ecquevilly war noch einer der vernünftigeren, gesetzteren Ausgewanderten, die sich Condé anschlossen, weil es ihnen zu Coblenz am Hof der Prinzen etwas zu bunt herging.

Uebrigens suchte Oesterreich wirklich ein Jahr später (1793) als jede Hoffnung einer raschen Gegenrevolution in Frankreich verloren war, den Krieg zu benutzen um Eroberungen zu machen. Das Unterelsaß und die Festungen im französischen Hennegau wurden für Oesterreich in Besitz genommen. Um so seltsamer nahm es sich aus, daß die Schaaren der Ausgewanderten unter Condé fortfuhren unter Oesterreichs Fahnen zu kämpfen. Sie wurden dadurch getröstet, daß z. B. der General Wurmser den republikanischen Stadtrath zu Weißenburg in Züchtlingsweise die Straßen kehren ließ, wie uns der feinerzogene Marquis d'Ecquevilly, der „deutsche Sitten" — formes tudesques — als schmähendes Wort braucht, mit unendlichem Behagen erzählt. —

Später fand der französische Adel noch einen dritten Mittelpunkt seiner Thätigkeit, der für ihn ehrenvoller, für Frankreich tragischer war: den Bürgerkrieg in der Vendée. Dieser ging aber ursprünglich keineswegs von dem Adel aus; es war ein Bauernaufstand, an welchem der Adel später, und nicht durchaus freiwillig Antheil nahm. Erst als die Bauern auf ihre eigene Hand Siege erfochten hatten, kamen die Herren aus ihren Schlössern hervor: manche wohl in der Hoffnung, es könnte sich aus diesen ersten Vortheilen etwas ergeben — andere in dem Bewußtsein daß sie doch jedenfalls der republikanischen Regierung verdächtig seien, daß ein ruhiges Verhalten ihnen doch keine Schonung gewinnen werde, wenn die Republikaner wieder Herren wurden im Lande — viele, wie Lescure, weil sie sich bereits von den Behörden verfolgt sahen — und viele gradezu gezwungen. Welcher Edelmann hätte zurückbleiben können, als einmal das ganze

Digitized by Google

Land in Waffen stand und niemand neutral dem Kampf zusehen durfte?

Heldenhaft haben sich hier vielfach Edelleute gleich den Bauern gezeigt! — Wir sehen wie Umgebung und Verhältnisse auf den Menschen wirken. Denn nicht alle adeligen Führer der Vendée waren ascetisch gesinnt und beschränkt wie Lescure, oder edelgeartete, bei der Jagd aufgewachsene, unverdorbene Knaben wie Laroche-Jacquelin; die meisten vielmehr waren in Gesinnung und Sitten die echten Söhne ihrer Zeit und wären zu Coblenz gleich ihren Standesgenossen der dortigen Armseligkeit verfallen. In den heimischen Gebüschen wurden sie durch den Verkehr mit einem tüchtigen Bauernvolk, durch die heroischen Kämpfe eines Naturkriegs, durch die Ursprünglichkeit der Verhältnisse in die sie sich versetzt sahen, vielfach gestählt.

Und doch kann man nicht sagen, daß sie durchaus gesundet wären in dieser lebensfrischen Atmosphäre. Es kamen auch so unsaubere Erscheinungen zu Tage wie der sittenlose und querköpfige Held Charette; die Herren waren oft uneinig unter einander und schadeten sich dadurch; einer der Führer, Marigny, wurde sogar durch den kriegsgerichtlichen Spruch neidischer Nebenbuhler verurtheilt und erschossen; immer wurde einer der Unbedeutendsten zum Oberfeldherrn gewählt, damit man ihm nicht zu gehorchen brauchte. Auch die Scheidewand zwischen Hof- und Provinzialadel sollte selbst in Mitten dieser ernsten Schicksale nicht fallen. D'Elbée, der dem unbedeutenden Provinzialadel angehörte und als Lieutenant in chursächsischen Diensten gestanden hatte, wurde zum Oberfeldherrn gewählt; er glaubte nun wirklich die Opfer die er gebracht, die Kämpfe die er gekämpft, die Wunden die er erhalten, hätten ihn zu etwas gemacht, und versicherte dem Vater der Frau von Laroche-Jacquelin, dem Marquis Donissan, er werde bei dem Könige eines jeden der sich wacker halte, nach Verdienst gedenken. Das nahm Donissan ganz gewaltig übel! dieser war allerdings ein sehr unbedeutender Mann, unbrauchbar zu allen ernsten Dingen und vollkommen überflüssig in der Vendée, so daß auch seine Tochter keine Heldenthaten von ihm zu berichten hat —: aber er war ein großer Herr! alle seine Verbindungen lagen im Hofkreise, er hatte ein höheres Hofamt verwaltet, er war in guten Tagen, so lange die Dinge von selbst gingen, der tägliche Gesellschafter der Königin und der Prinzen gewesen —: und nun wollte ein unbe-

Digitized by Google

deutender Landjunker aus dem Anjou als sein Beschützer auftreten! — Niemand konnte dem Marquis zumuthen solche Anmaßung mit Gleichmuth hinzunehmen. Auch seine Tochter spricht in ihren Denkwürdigkeiten nie anders von d'Elbée als mit einer Art von Erbitterung, obgleich sie nichts weiter gegen ihn vorzubringen weiß, als daß thörichte Eitelkeit ihn verleitete sich den Herren vom Hof gleichzustellen. Sie hatte in der That nicht ganz unrecht das verkehrt zu finden, denn siegte die alte Zeit, dann konnte allenfalls ein gutes Wort von Donissan dem mit Wunden bedeckten d'Elbée sehr nützlich werden, ein tadelndes ihn beseitigen —: was dagegen d'Elbée über Donissan sagte war vollkommen gleichgültig.

Auch unter den Damen der Vendée fanden sich einige die leichtfertig genug waren Liebeshändel mit dem Republikanergeneral Hoche anzuknüpfen, und ihm die Pläne ihrer royalistisch gesinnten Eheherren zu verrathen. — Sehr bezeichnend ist dann endlich, wie die Ereignisse der Vendée im Hauptquartier der Ausgewanderten beurtheilt wurden. Einer der ausgezeichneten Führer der Vendée war Stofflet, ein Deutscher von Geburt, Förster auf den Gütern des Grafen Maulevrier. Was wurde nun an diesem besonders bewundert und unter seinen heldenhaften Eigenschaften vorzugsweise hervorgehoben? — Daß er an den ganz nichtigen Grafen Maulevrier, der in vollkommener Sicherheit in Deutschland verweilte ohne da weiter Epoche zu machen, immer, wenn es auf Umwegen gelang, mit hergebrachter Unterthänigkeit als an seinen Herren schrieb. Dieser „respect pour ses anciens maîtres" — vor seiner „natürlichen Obrigkeit" —: der sich selbst nach erfochtenen Siegen nicht einfallen ließ Ansprüche zu haben —: das war das Echte! das Wahre! so wollte man es haben! Es ist der Mühe werth d'Ecquevilly darüber nachzulesen.

Die Ausgewanderten wurden auseinandergesprengt, die heroische Vendée wurde zertreten, ihr bewunderuswerther Heldensinn in Blut und dem Qualm der brennenden Hütten und Schlösser erstickt. Der französische Adel verschwand für längere Zeit als besonderer Stand von der Bühne des geschichtlichen Lebens. Einzeln kehrten die meisten, besonders derjenigen die noch etwas zu verlieren hatten, nach Frank-

Digitized by Google

reich zurück sobald es möglich war, und suchten zu retten was zu retten war. Nur ein Theil des Hofadels suchte sich dann in Paris selbst als ein besonderer Bruchtheil der französischen Nation hinzustellen, indem er sich absonderte — nur unter sich lebte — nur unter sich nach Convenienz heirathete. Diese Bestrebungen waren an sich sehr harmlos, entfremdeten noch dazu den alten Adel Frankreichs immer mehr dem Volke und ließen ihn immer entschiedener der Bedeutungslosigkeit verfallen. Aber es war Napoleon's Schwachheit daß er diesem Treiben nicht ohne Ungeduld zusehen konnte; aller Freiheit Feind wollte er gerade von diesen Kreisen als Besieger der Revolution begrüßt sein; — auch fand er wirklich zu Kammerherren und dergleichen nur die Söhne des alten Adels tauglich; „il n'y a que vous-autres qui sachiez servir," sagte er einst zu einer Dame aus der alten Hofregion, als er eben mit einem dienstthuenden Kammerherren sehr unzufrieden war. So suchte denn Napoleon theils den alten Hofadel an sich zu locken, indem er ihn mit offenen Armen aufnahm, theils in seinen Dienst zu zwingen. Theilweise gelang es; auf der Liste seiner Kammerherren bemerkt man Namen wie Montesquiou und Turenne — und wie drängen sich 1809 und 1812 die glänzendsten Namen in seinem Hauptquartier! Seine Ordonnanzoffiziere gehörten mit sehr wenigen Ausnahmen den größten Häusern Frankreichs an. Aber natürlich blieben diese Leute für den neuen Machthaber immer ebenso unzuverlässige als geschmeidige Diener, und nebenher veranlaßte dies Streben Napoleon's auch eine Menge jener armseligen Reibungen und Miniaturverfolgungen, die man mit dem unübersetzbaren Wort tracasseries bezeichnet, und die den Herren ihre Stellung fortwährend interessant und bedeutend machte.

Napoleon's Gewaltherrschaft, der Selbständigkeit der Nationen wie jeder edlen und freien Regung des Geistes Feind, ward endlich gestürzt. Ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen und die Gunst Englands, die sich besonders im Jahr 1815 geltend machte, führten die Bourbons zurück auf den Thron; der alte Adel Frankreichs erhob von Neuem das Haupt; selbst der ziemlich in Vergessenheit gerathene Provinzialadel kam an allen Orten und Enden wieder sehr geräuschvoll zum Vorschein.

Die Stellung der Bourbons war in dem neuen Frankreich unendlich schwierig, selbst wenn sie besser ausgerüstet ihr zu genügen

Digitized by Google

heimkehrten als in der That geschah. Sie konnten sich unmöglich unbedingt und mit vollem Vertrauen den so bunt zusammengesetzten freisinnigen Parteien hingeben, in deren Mitte so viele republikanische und buonapartistische Elemente gährten; sie konnten sich nicht ganz von denen abwenden deren Verbannung sie getheilt hatten; kurz sie konnten sich nicht wohl ganz ohne Rückhalt von ihrer eigenen Vergangenheit lossagen um die jüngste Vergangenheit Frankreichs zu der ihrigen zu machen. Nur wenn die Parteien selbst einander näher traten, wenn sie aufhörten gerade entgegengesetzte Richtungen zu verfolgen, konnte der neue politische Bau einige Festigkeit gewinnen.

Es lag also großentheils in der Macht des Adels den erneuerten Thron der Bourbons sicher zu stellen, wenigstens insofern das überhaupt möglich war. Er konnte das wenn er seine eigenen Verluste verschmerzte und die Verhältnisse gelten ließ wie die fortschreitende Geschichte sie nun einmal gemacht hatte.

Leider huldigte der französische Adel einer grade entgegengesetzten Ansicht der Dinge. Seiner Meinung nach war mit den Bourbons — hinter den Bagagewagen der Verbündeten her, die alte Zeit siegreich in Frankreich wieder eingezogen; „chaque chose rentre à sa place!“ sagte er sehr bezeichnend; seine Ansprüche wurden bald sehr laut und sehr lästig — selbst der Feldmarschall Müffling belehrt uns ja über die Art seiner Bescheidenheit — und belehrend ist es, Sammelschriften aus jener Zeit zu lesen, wie die Jouy's: den hermite de la Chaussée d'Antin — hermite de la Guyane — Guillaume le franc-parleur u. s. w. Auch Jouy hatte, wie viele andere, die Rückkehr der Bourbons, der Friedenbringer, nach langen, ermüdenden Kriegen und hartem Druck, freudig begrüßt: nur zu bald sehen wir ihn wieder in eine erbitterte, feindliche Stimmung hineingedrängt — eben auch wie gar viele!

Chaque chose rentre à sa place! — Nach der Ansicht des Adels verstand es sich ganz von selbst, daß er wieder der allein und ausschließlich berechtigte Stand im Staate wurde — gestützt auf die Geistlichkeit natürlich. Wenn das nicht geschah, wozu waren dann die Bourbons zurückgekehrt und was half es, daß sie wieder da waren? — Da Ludwig XVIII. denn doch zu viel Einsicht hatte, um ganz auf diese Wünsche einzugehen, machte der Adel eben in altgewohnter Weise Opposition; er wurde ultra — königlicher gesinnt, als

Digitized by Google

der König selbst — und suchte sich der Regierung zu bemächtigen, um seinen Willen auch gegen den des Königs durchzusetzen. Der Graf von Artois war dabei wieder, ganz wie ehemals, sein Vorbild und sein Haupt.

Unter Karl's X. Regierung kam der Adel seinem Ziele näher. Man suchte die Wahlen so viel als möglich in seine Hand zu geben — die alten Namen kamen wieder an die Spitze des Heeres — und seine verlorenen Güter wurden ihm ersetzt. Wer wollte je Confiscationen in Schutz nehmen? — Es war der Partei schweres, schreiendes Unrecht zugefügt worden, darüber vermag keine Sophisterei zu täuschen. Was von der Gegenpartei als Grund gegen die verlangte Entschädigung der Emigrirten angeführt wurde, war ohne große Mühe zu widerlegen. So wollten es Liberale und Buonapartisten, die sich zur Zeit für Liberale ausgaben, ungerecht finden, daß von allen ganz unberechenbaren Verlusten, welche die Revolution herbeigeführt hatte, gerade nur die, welche die Ausgewanderten betroffen hatten, allein vergütet werden sollten. Es ging sogar bei der Deputirten-Kammer eine Bittschrift ein, in der verlangt wurde, daß die durch die Entwerthung des republikanischen Papiergeldes — der Assignaten — herbeigeführten Verluste zuerst berücksichtigt, die Inhaber von Assignaten zuerst und vor den beraubten Grundbesitzern entschädigt würden. Darauf wäre leicht zu antworten gewesen. Es hätte genügt daran zu erinnern, daß die Verluste, deren in dieser Bittschrift gedacht wurde, den Anhängern der Revolution durch die eigene Partei zugefügt worden waren; durch die Behörden, in denen sie selbst die berechtigte Regierung des Landes anerkannten; daß diese Verluste ferner auch nicht durch einen bestimmten Beschluß dieser Regierung herbeigeführt worden waren, sondern durch die Gewalt der Umstände, durch den Gang der Ereignisse, den die Partei, die Anhänger der Revolution selbst veranlaßt hatten. Die über die Royalisten verhängte Güter-Confiscation war dagegen die That einer Partei, die ihnen feindlich gegenüber stand, in der sie keineswegs die legitime Landes-Regierung sahen, und deren Autorität auch thatsächlich in Frankreich selbst noch keineswegs außer Frage stand, wie die Vendée und Lyon in tragischer Weise zur Genüge bewiesen. Kurz, was die Anhänger der Revolution zu beklagen hatten, das waren eben Verluste, wie sie der Verkehr tagtäglich mit sich bringt, wie sie

Digitized by Google

bei jeder gewagten kaufmännischen oder politischen Speculation in Aussicht stehen —: was über die ausgewanderten Royalisten verhängt war, das war einfach ein Raub.

Aber die in Frankreich herrschende Stimmung, vielfach gereizt durch das herausfordernde Benehmen der Ausgewanderten, war schon an sich nicht von der Art, daß man sehr geneigt gewesen wäre, die Frage, um die es sich handelte, einfach und besonnen vom Standpunkt des Rechts zu beurtheilen — und die Art und Weise, in der die Royalisten ihre Forderung stellten und begründeten, machte dann vollends ihre Ansprüche beleidigend für ganz Frankreich mit Ausnahme der eigenen, sehr wenig zahlreichen Partei.

Die Royalisten konnten Güter-Confiscation nicht überhaupt und an sich als ein Unrecht bezeichnen — denn sie hatten sie selbst wenige Jahre früher — 1815 — als sie die Mehrheit der Deputirten-Kammer bildeten, über ihre Gegner verhängen wollen, über alle die während der hundert Tage für „Buonaparte" Partei genommen hatten. — Dieselben Erinnerungen gestatteten ihnen auch nicht, es im Allgemeinen einen Frevel zu nennen, daß eine politische Partei, gleichviel welche, die für den Augenblick die Macht in Händen hat, dergleichen über ihre Gegner verhängt, um sie zu vernichten —: sie hätten damit sich selbst des Frevels geziehen. Die einzige Art ihre Ansprüche zu begründen, die ihnen blieb, war daß sie sich als die in Frankreich allein berechtigte Partei hinstellten, deren Wahrspruch Recht sei, und deren Sonder-Interessen allein unter keiner Bedingung angetastet werden dürften. Sie stellten sich somit, der Sache nach, in Wahrheit auf den Standpunkt ihrer Gegner, nur daß sie die Machtverhältnisse nunmehr umgekehrt voraussetzten.

Als Besiegte in dem Kampf für ihre Standesinteressen und Rechte, und in der That nur für diese, waren die Ausgewanderten ihrer Güter beraubt worden, als endliche Sieger in diesem selben Kampf forderten sie den Werth ihrer Güter zurück; das war es was ihre Ansprüche verletzend machte für ganz Frankreich und unheilvoll. Auf warnende Stimmen achteten sie nicht; an Gefahren, die ihr Thun und Treiben herauf beschwören könne, wollten sie nicht glauben. Sie verwiesen stolz auf ihren Degen, wenn man ihnen sagen wollte, daß das Königthum darüber zu Trümmern gehen könne. Und wenn auch! Hatte doch auch das legi-

Digitized by Google

time Königthum nur insofern Werth, als es seinen Zweck erfüllte, und seine Pflicht that, indem es Rechte vertrat, die so alt und so heilig waren als seine eigenen. Das mußte auf jede Gefahr hin geschehen, — meinten die Royalisten.

Endlich stand die alte Hofpartei in Polignac verkörpert, an der Spitze der Dinge; man dachte des Geistes Herr zu werden, in der Presse wie in der Erziehung — und da Frankreich sich diesen Zuständen nicht fügen wollte, zerriß der König die Verfassung.

Er mußte fliehen; der Adel, das alte Frankreich war noch einmal besiegt. Die alte Hofpartei zog sich noch einmal in eine anspruchsvolle Sonderstellung zurück, wie zu Napoleon's Zeiten, und mühte sich ab in nichtigen Ränken, die kein geistiges Vermögen stützt. Der Geist der sie beseelt, die Gesinnung die sie hegt, die Zwecke die sie verfolgt, sind leider dieselben geblieben!

In der neuesten Zeit ist nun diese Partei der Legitimisten den Anhängern des Hauses Orleans einigermaßen entgegengekommen, und hat, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, die Hand zur Versöhnung geboten. Mitglieder der Orleansschen Partei, oder vielmehr Leute, die bisher in der Sache des Hauses Orleans den Ausgangspunkt für ihre eigene Größe gesucht hatten, und dabei in dem Wahn befangen sind, daß die Welt lediglich durch Intriguen bewegt wird, gehen lebhaft auf die Sache ein; ein Prinz der selbst immer zur legitimistischen Ansicht hinneigte, wie man sagt, mit besonderem Eifer. Man nennt die wohl oder übel zusammengeklebte Vereinigung beider Parteien die Fusion; in der „Gesellschaft" ist aller Orten viel die Rede davon gewesen, und so lange nicht die orientalische Frage der europäischen Politik eine unerwartete Wendung gegeben hatte, hoffte man auch an mehr als einem großen oder kleinen Hof sehr viel davon —: was eigentlich, wußte im Grunde niemand recht zu sagen. Aber als verlauten wollte, daß eine hohe Frau von männlichem Geist und großem Charakter in die Fusion nicht willige, sprach man von diesem Ereigniß wohl mit der geregelten Entrüstung, die in guter Gesellschaft bei gewissen Veranlassungen gestattet ist. Man war empört über ihre „Umgebung", die daran Schuld sein mußte, und bedauerte die Fürstin als das Opfer einer Intrigue.

Unseres Erachtens hatte die edle Frau vollkommen Recht. Die Beweggründe der Legitimisten bei diesen Bemühungen um die Fusion

Digitized by Google

sind gar leicht zu durchschauen. Der Herzog von Bordeaux hat keine Nachkommen; erlischt die ältere Linie der Bourbons, so sind die Legitimisten, wenn sie irgend einen Schein von Folgerichtigkeit bewahren wollen, genöthigt, Verehrung, Hingebung, ritterliche Treue und Aufopferung und alle die schönen Sachen, ohne Weiteres auf das Haus Orleans zu übertragen; und zwar, der ostensibel geltenden Theorie gemäß, ohne daß sie im Mindesten berechtigt wären, sich dafür irgend etwas im Sinn der eigenen Interessen auszubedingen. Sie wären in jeder Weise in die Unmöglichkeit versetzt Forderungen geltend zu machen, von denen das Schicksal der Dynastie nicht vollkommen unabhängig bliebe. Der Fall darf also nicht eintreten, ohne daß vorher das Nöthige abgemacht wäre; das Haus Orleans darf nicht Rechte auf den Thron erben, welche die Legitimisten gezwungen wären gelten zu lassen, ohne diesen Legitimisten verpflichtet zu sein.

Wenn die jüngeren Bourbons auf die Fusion eingehen, sagen sie sich von der eigenen Vergangenheit los, und von allen Ansprüchen die auf sie begründet werden können, um sich den Grundsätzen und dem System der Legitimisten zu unterwerfen. Sie willigen darein fortan nur ein Werkzeug der alten Hofpartei zu sein; sie verpflichten sich deren Interessen zu den ihrigen zu machen und ihnen zur Herrschaft zu verhelfen. Es läge darin nicht minder die Verpflichtung Mitgliedern dieser Partei die hohen Würden und Aemter des Staats anzuvertrauen; denn theils würden die Legitimisten in diesen niemand anders dulden, theils würde auch kein anderer die Staatsgewalt in ihrem Sinne üben. Man wäre also verpflichtet die Verwaltung, so weit sich sehen läßt, unfähigen Händen anzuvertrauen, und sich ausschließlich mit Persönlichkeiten zu umgeben die als unversöhnliche Feinde der neueren Gesellschaft bekannt und nichts weniger als beliebt sind in Frankreich!

Das Land würde sich auch über die Bedeutung der Thatsache nicht täuschen. Was man auch vorgeben möchte, es würde die Ansicht herrschend bleiben daß die Partei der Orleanisten in der der Legitimisten aufgegangen sei. Vorausgesetzt daß die jüngeren Bourbons Aussichten haben: damit wären sie unwiederbringlich und auf immer verloren; die Orleanisten wären von dem Augenblick an ebenso vollkommen unbedeutend und ohnmächtig wie die Legitimisten.

Digitized by Google

Sie können also in der Fusion nur dem eigenen Untergang entgegensehen. Aber auch der Gewinn der Legitimisten wäre Täuschung und leerer Schein; denn was Orleanisten und Liberale an Einfluß und Ansehen im Lande etwa haben, beruht eben darauf daß sie den Legitimisten unabhängig, ja feindlich gegenüber stehen. Sie würden Alles und Jedes davon verlieren auf dem Wege zum Bunde, und zu diesem wie gesagt nichts mitbringen als eine vervollständigte Ohnmacht.

Die Maßregel könnte in Wahrheit nur dienen Napoleon's III. Thron zu befestigen, da zu einer Republik in Frankreich wenig Aussicht ist, und das wäre ihr einziges wirkliches Ergebniß.

Im Allgemeinen aber geht aus dem Verhalten des französischen Adels eine Lehre hervor, die auch sonst auf vielen Blättern der Geschichte zu lesen ist —: die Treue und Hingebung eines besonderen, mehr oder weniger geschlossenen und bevorrechteten Standes ist an die Bedingung geknüpft daß die Regierung sich selbst zum Vertreter und Werkzeug dieses Standes, und dessen Interessen zu den herrschenden mache. Für einen geringeren Preis ist eine solche besondere Standestreue nicht zu haben. —

Digitized by Google

II.

Die französische Revolution und die historische Forschung.

H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795, 3 Bände. Düsseldorf. Zweite Auflage 1859. 60.

Die großen Revolutionen, welche Verfassung, gesellschaftliche und Culturzustände großer Völker von geschichtlicher Bedeutung umgestalten, und einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte überhaupt üben, sind, ihrem inneren Wesen nach, nie das Werk des Augenblicks, wie plötzlich und gewaltsam auch die Krisis hervortreten mag, die eine Entscheidung zu bringen, die Lebensformen einer vergehenden Zeit zu zertrümmern, und neue zu gründen strebt. Die Weltgeschichte zerstört, schafft, formt und bildet in gewissem Sinn wie die Natur, durch im Einzelnen unmerkliche Uebergänge, durch ein tausendfaches Gewebe bestimmender Ursachen und wirkender Kräfte, dessen einzelne Fäden sich nicht überall bis zu ihren Anfängen hinauf verfolgen lassen. Auch die Natur stößt in ihrem an sich gleichmäßig fortschreitenden Werk an bestimmten Stellen auf einen hemmenden Widerstand, an dem sich die wirkenden Kräfte eine Zeit lang stauen, bis sich eine Macht angesammelt hat, welche, in einem gegebenen Augenblick, die stetig strebenden Elemente in ihrer Arbeit gleichsam überholt, und mit furchtbarer Gewalt, zertrümmernd, umgestaltend, an solcher Stelle das geräuschlose Werk der Jahrtausende plötzlich ergänzt und zur Anschauung bringt.

Verwandte Erscheinungen treten auch in der Geschichte der Völker hervor; in ihnen aber offenbart sich wie die Analogie, so auch die Verschiedenheit zwischen dem Walten der Natur und dem Gang der Weltgeschichte. Denn solche gewaltsame Katastrophen ergeben sich in dem Leben der Völker nicht mit der unbedingten Nothwendigkeit einer

Digitized by Google

Naturerscheinung. Die menschliche Gesellschaft ist ein ethischer Organismus, ihr Geschick wird nicht blos durch die nicht unmittelbar beabsichtigte Einwirkung der Culturzustände und ihrer Entwickelung bestimmt, durch Mächte, die an sich in unbedingter Weise wirken: auch das Bewußtsein und der Wille des Menschen greifen mächtig und bedeutsam ein. Der drohende Umsturz könnte vorhergesehen, er könnte vermieden werden. Es ist möglich, der gewaltsamen Erschütterung vorzubeugen, wenn die gebietenden Mächte im Staat und in der Gesellschaft selbst sich zu Vertretern der Zukunft machen: sie wird herausgefordert, wenn diese Mächte die Forderungen der Gegenwart als Vertreter der Vergangenheit abweisen, die überlieferten Formen des staatlichen Lebens aufrecht erhalten wollen, ob sie auch dem Inhalt desselben nicht mehr entsprechen, und das Recht zu herrschen für Elemente der Gesellschaft in Anspruch nehmen, denen die reale Macht dazu fehlt. Sie unterliegen dann im Kampf mit einem Willen, der in leidenschaftliche Willkür ausartet, mit einer Gewalt, die alle Bande zerreißt und eine frevelnde wird.

So knüpft sich an die Geschichte einer jeden gewaltsamen Revolution die Erinnerung an ein großartiges Streben und an eine vielfache Schuld. Eben deshalb aber genügt auch in Beziehung auf diese großen Wendungen im Leben der Völker nicht, wie den Revolutionen der Natur gegenüber, die bloße Erklärung des Phänomens. Es ist sogar unmöglich, bei einer solchen stehen zu bleiben; jede Darstellung versucht die Erklärung, und jede Erklärung gestaltet sich zu einem Urtheil, welches das intellectuelle und sittliche Bewußtsein des Menschen fällt. Und mit Recht. Die Gegenwart bedarf eines Urtheils über die Vergangenheit, um ein Urtheil für die Zukunft zu haben.

Daß parteiische Darstellungen die Thatsachen zu entstellen, unser Urtheil irre zu leiten suchen, liegt in der Natur der Sache; denn es handelt sich in solchen Kämpfen nicht blos um Ideen, um abstracte Doctrinen und wesenlose Theorien; reale Interessen, ein Besitz, der angestrebt, und von der anderen Seite vertheidigt wird, sind der Gegenstand des Kampfes, dessen Ergebniß über die äußere Stellung der Einzelnen in weiten Kreisen entscheidet, und selbst über die materiellen Bedingungen des Lebens, die der Einzelne sich dienstbar machen kann. Die Leidenschaften der Menschen, die niedrigsten und rohesten wie

Digitized by Google

die edleren und reineren, ringen mit einander, auf das Tiefste und Gewaltigste erregt; die Selbstsucht der Einzelnen und der Massen kämpft um den Preis — aber selbst da noch, wo sie in den Thaten am frechsten hervortritt, hält sie sich, in befangener Selbsttäuschung öfter als man möglich glauben sollte, für etwas Anderes als sie ist; und wo sie sich selbst nicht über ihr eigenes Wesen zu täuschen vermag, wird sie durch Klugheit und böses Bewußtsein bestimmt, sich hinter Trugbildern, hinter großartigen aber unwahren Vorstellungen und Doctrinen zu verbergen.

So haben uns die emigrirten Ritter Frankreichs niemals erzählt, daß sie es waren, die sich in den Anfängen der Revolution zuerst gegen das Königthum erhoben; daß sie zuerst den Druck unruhiger Zeiten benutzen wollten, um die unumschränkte Macht der Krone zu brechen und eine mittelalterliche Adelsherrschaft an ihre Stelle zu setzen. Sie lassen die „cahiers," die Instructionen, welche der Adel seinen Abgeordneten zu den états généraux von 1789 mit auf den Weg gab, gerne im Staube der Vergessenheit ruhen, und verschweigen klüglich, welche maßlosen Forderungen von Standesvorrechten diese Instructionen enthielten. Sie erinnern nicht daran, daß sie auf dieser revolutionären Bahn erst dann innehielten, als sie gewahr wurden, daß sich, getragen vom Geist der Zeit, von dem Bewußtsein aller Gebildeten und den Leidenschaften der Menge, hinter ihnen eine gewaltige, drohende Volksmacht erhob, die sie nicht zu leiten vermochten, die vielmehr sie selbst vor Allem bedrohte; daß sie nun erst, nicht sowohl um den Thron sich schaarten, als vielmehr hinter dem Thron Schutz suchten für ihre Standesvorrechte und Interessen; daß sie auch in dieser neuen Stellung, wie das in der Natur solcher Verhältnisse liegt, nicht sowohl die Krone und deren Rechte vertheidigten, als vielmehr umgekehrt verlangten, der König, der das Haupt des französischen Adels sei, solle sie vertheidigen und im Besitz ihrer Stellung und Standesrechte schützen; daß es ihnen wirklich gelungen ist, Ludwig XVI. in diese Bahnen zu leiten, die ihn als Märtyrer für ihre Sache auf das Blutgerüst führten.

Das Alles wird mit Stillschweigen übergangen. Nur von der Oriflamme und dem heiligen Ludwig weiß die legitimistische französische Ritterschaft zu erzählen, von loyaler Hingebung, die kein Opfer

Digitized by Google

scheut; von ritterlicher Treue bis in den Tod. Daß der Adel auch seine eigenen Ansprüche und Rechte verfochten hat, wird nicht geleugnet, aber es ist, dieser Darstellung zufolge, deshalb geschehen, weil der Adel die Stütze des Throns und der göttlichen Weltordnung überhaupt ist, weil seine Stellung und seine Vorrechte auch an sich ein sehr wesentlicher Theil dieser Ordnung sind, gegen die nicht gefrevelt werden darf. Es ist Pflicht, sie aufrecht zu erhalten, — „noblesse oblige!“ Gerade dieser letzte Theil der Lehre wird, beiläufig bemerkt, am häufigsten mit wirklicher Ueberzeugung vorgetragen; was die Loyalität betrifft, die Aufopferung für den legitimen Thron, so gesteht man sich wohl unter einander, daß das Königthum der Oriflamme doch eigentlich nur als Mittel zum Zweck, als Mittel, diesen letzten, wesentlichen Theil der göttlichen Weltordnung zur Geltung zu bringen, seinen wirklichen Werth hat.

Und dieser Partei und ihrer Verblendung, ihren Leidenschaften gegenüber, sind dann auch plebejische Selbstsucht und Herrschsucht nicht weniger folgerichtig bemüht gewesen, sich als Bürgertugend zu drapiren, und uns darüber zu täuschen, wie sie gesucht haben, utopische Pläne unmöglicher Beglückung, an die nur sehr wenige enthusiastische Thoren wirklich glaubten, in fortwährender Lüge für sich zu nützen.

Neben diesen Darstellungen, die mit mehr oder weniger Offenheit im Sinn der einen oder der anderen Partei berichten, treten uns dann ferner noch andere entgegen, die in mancher Beziehung noch strenger beurtheilt zu werden verdienen, weil sie sich für eine objective Erzählung geben, und eben vermöge eines solchen Scheins weit mehr geeignet sind, selbst den Unbefangenen zu täuschen. Wir meinen die doctrinären, rhetorisirenden, die sich, selbst wenn sie Ansprüche auf philosophische Tiefe zur Schau tragen, doch wesentlich an die Oberfläche halten, die Erscheinungen, weit über alle Grenzen der Wahrheit hinaus, für das nehmen, wofür sie selbst sich ausgeben, und die Maske gelten lassen, unter der sie so häufig ihr eigentliches Wesen zu verbergen suchen.

Diese Art der Darstellung fand an der französischen Revolution ein besonders günstiges Feld, und durfte mit Sicherheit darauf rechnen, mit mehr als gewöhnlicher Gunst, mit Begierde, in weiten Kreisen aufgenommen zu werden, sobald sie nur mit einigem Talent gehandhabt wurde. In den Sälen der französischen Reichsversamm-

Digitized by Google

lungen, besonders im Schooße des Convents, wo so oft nicht nur um die großen Interessen des Landes, sondern auch um das eigene Leben der Kämpfenden gekämpft wurde, konnte es natürlich an Scenen von spannendem, dramatischem Interesse nicht fehlen. Welche Gemälde ließen sich davon entwerfen, wenn man aus der kaum übersehbaren Masse von Berichten, die darüber vorliegen, von wahren und falschen Anekdoten, in plutarchischer Weise und mit plutarchischem Geschick, nicht diejenigen Züge zu dem Bilde wählte, die am zuverlässigsten beglaubigt sind, oder in denen sich das wirkliche, unter großartigen Vorstellungen verborgene Wesen des Streits vorzugsweise verräth, sondern diejenigen, die den meisten Effect zu machen versprachen, oder solche, die am besten der Doctrin des Erzählers angepaßt werden konnten. So war es möglich, die oft sehr rohe Prosa der Wirklichkeit verschwinden, und überall an deren Stelle eine ideale, wenn auch oft dämonische Großartigkeit auftreten zu lassen.

Auch der Schein philosophischer Bedeutsamkeit konnte dann leicht gewonnen werden, wenn man annahm, es sei wirklich und durchaus Ernst gewesen mit den Theorien, die von der Rednerbühne herab verkündet wurden, man habe in ihnen den Ausdruck einer objectiven, allgemein gültigen Ueberzeugung zu beachten; es sei den Herren des Tages und ihren Gegnern wirklich um den abstracten Werth oder Unwerth der Verfassungen zu thun gewesen, die sie verfertigten und nie in das Leben einzuführen versuchten. So wurde das Ganze ausschließlich als ein Kampf der Ideen geschildert.

Wie oft ist in diesem Sinn die Darstellung jener bewegten Scenen in der assemblée constituante, in der législative, im Convent, behandelt worden, nicht als seien sie etwa nur ein wesentliches Element der Geschichte ihrer Tage, sondern vielmehr als sei in diesen Begebenheiten die Geschichte der Periode vollständig erschöpft. Auch Lamartine und Thiers haben sich bemüht, neue Flittern der Rhetorik um das alte Bild zu hängen. Wie wenig hat man sich dagegen darum bekümmert, wie es denn zur Zeit in Frankreich, namentlich außerhalb Paris, wirklich aussah; was für gesellschaftliche und ökonomische Zustände die Ereignisse der Zeit geschaffen hatten; wie, unter der Herrschaft welcher Bedingungen des tagtäglichen Daseins, die Bevölkerung Frankreichs damals lebte.

Es war wohl hohe Zeit, daß endlich ein sinniger und besonnener

Digitized by Google

Geschichtschreiber an das Bild herantrat, den theatralischen Schmuck der bisherigen Darstellungen auf seinen wahren Werth zurückführte, und uns zeigte, aus welchen realen Zuständen die französische Revolution hervorging; um was es sich in der Wahrheit und Wirklichkeit handelte bei den gewaltigen Erschütterungen im Innern der Frankreich beherrschenden Versammlungen; was der wirkliche Inhalt dieser Kämpfe war, die auf der Rednerbühne begannen und auf dem Blutgerüst endeten; endlich, was für factische Zustände die Umwälzung, das ganze Treiben jener tobenden Versammlungen, für den Augenblick schuf und für die Zukunft vorbereitete.

Das hat Sybel gethan, und das ist es, was sein Werk in unseren Augen zu einem epochemachenden erhebt. Wir möchten sagen: so oft man uns auch schon den Verlauf der französischen Revolution erzählt hat, ist dieses Werk doch die erste wirkliche Geschichte des tragischen Weltereignisses.

Sehr häufig wird eine solche bedeutende Wendung in der schon herkömmlich gewordenen Darstellung großer Ereignisse dadurch herbeigeführt, daß sich dem Geschichtschreiber neue, noch unbenutzte Quellen aufthun. Dergleichen war in Beziehung auf die französische Revolution kaum mehr zu hoffen, nachdem die Literatur ihrer Geschichte bereits zu einer gewaltigen Bibliothek angewachsen war, nachdem bedeutende und unbedeutende Theilnehmer an den Ereignissen ihre Bekenntnisse, Rechtfertigungen und Erfahrungen in zahllosen Memoiren und oft sehr merkwürdigen Streitschriften niedergelegt haben; mit einem Wort zu einer Zeit, wo sich kaum noch irgend ein namhafter Punkt in dem Verlauf der Revolution nachweisen läßt, der nicht in einer langen Reihe von Bänden, und zwar oft in sehr verschiedenem Sinn abgehandelt worden wäre.

Indessen hat es doch dem Geschichtschreiber an neu eröffneten Quellen nicht ganz gefehlt. Sind die durch den Druck veröffentlichten Werke, die in der neuesten Zeit unseren Quellenschatz vermehrt haben, auch nicht sehr zahlreich, so fallen sie dagegen durch Gehalt und Bedeutung um so schwerer in's Gewicht. Vor allen anderen sind hier zwei neuere Werke ihrer entscheidenden Wichtigkeit wegen namhaft zu machen. Wir meinen Mirabeau's Briefwechsel mit dem Grafen La Marck — und Tocqueville's Geschichte der Departements Frankreichs. Jener Briefwechsel bringt uns nicht nur Kunde von dem wahren

Hergang in manchem bisher irrthümlich aufgefaßten Fall, sondern auch, in kaum geahnter Weise, über das innere Getriebe der Parteien und des Hofs, über die Absicht so mancher That und über die Berechnung, die dabei zu Grunde lag. Tocqueville's Werk aber lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Zustände, die im Innern des Reichs unter dem Einfluß welterschütternder Ereignisse thatsächlich entstanden, und auf deren Wandelungen. Was ferner die Beziehungen Frankreichs zu dem übrigen Europa betrifft, seine Politik, Krieg und Frieden, so ist Sybel durch die Benutzung mehr als eines Archivs in Stand gesetzt worden, Licht in die seltsam verworrene Masse der Ereignisse zu bringen — und selbst für die innere Geschichte ist die Benutzung mancher ungedruckten Quellen von Bedeutung. So hat Sybel in den Sitzungsprotokollen des Pariser Stadtraths den Beweis gefunden, daß gar manches wichtige Begebniß sich nicht buchstäblich so zugetragen hat, wie z. B. Lafayette für gut findet, uns in seinen Denkwürdigkeiten zu erzählen.

Vor Allem aber liefert Sybel's Werk von Neuem den Beweis, daß der Werth geschichtlicher Darstellungen nicht blos von der größeren oder geringeren Reichhaltigkeit der benutzten Quellen an sich abhängig ist, sondern vorzugsweise von dem Geist und Sinn, der die Quellen um ihren eigentlichen Inhalt zu befragen weiß. Ganz abgesehen von der Ohnmacht, die der Quellenreichthum nicht selten rathlos macht, muß das Ergebniß der Untersuchung natürlich ein sehr verschiedenes werden, je nachdem der Geschichtschreiber, von Lieblingsvorstellungen seiner Zeit und Nation beherrscht, in einem doctrinären System befangen, nur für dasjenige in den Aussagen der Zeugen ein Auge hat, was eine vorgefaßte Ansicht zu bestätigen scheint —: oder unbefangen in den Quellen selbst den Faden der Ariadne zu finden weiß, der durch das Labyrinth hindurch führt.

Der Werth des Werkes, dessen Wesen wir uns bemüht haben, so in allgemeinen Zügen anzudeuten, liegt natürlich, da es sich in allen seinen Theilen von demselben Geist getragen, zu einem wohl überdachten Ganzen gestaltet, vorzugsweise in der Auffassung und Behandlung des Stoffs, der Begebenheiten und ihrer näher oder tiefer liegenden Motive überhaupt. Doch lassen sich dann auch einzelne Abschnitte nachweisen, in denen seine Bedeutung besonders hervortritt. Sie behandeln Theile der Geschichte, über welche die bisher benutzten

Digitized by Google

Quellen nur unvollständig Aufschluß gaben, oder solche, deren Darstellung theils Irrthum, theils berechnende Absicht geradezu entstellt haben. Gar manche Vorstellung, die, hauptsächlich von Frankreich aus, zu weit verbreiteter Geltung gebracht, schon zu einer herkömmlichen geworden war und bleibend in die Geschichte überzugehen drohte, erweist sich als vollkommen unhaltbar, als das gerade Gegentheil der Wahrheit — und diese letztere tritt nun an die Stelle des Wahngebildes.

Um den Gewinn bestimmter nachzuweisen, der sich aus dem Ganzen und einzelnen Theilen in solcher Art für das Verständniß der so oft schon erzählten Revolution, für deren echte, wahre Geschichte ergiebt, wollen wir versuchen, soweit die uns hier gesteckten Grenzen gestatten, sowohl dem Gang der Untersuchungen Sybel's im Allgemeinen zu folgen, als die an Bedeutung besonders hervortretenden Abschnitte näher zu bezeichnen.

Das Werk beginnt mit einer Darstellung der Verfassung und der realen Zustände Frankreichs unter Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern. Wer die Geschichte der Staaten romanischer Zunge in Europa während der letzten viertehalb Jahrhunderte mit unbefangenem Blick übersieht, der kann sich wohl nicht gegen die Ueberzeugung verschließen, daß diese Staaten sich selbst die unheilvollsten Fesseln anlegten, ihre eigene Fortbildung unendlich erschwerten, ja theilweise unmöglich machten, indem sie die Reformation von sich stießen. Es bedarf wohl keiner Erinnerung daran, wie vielseitig das Leben der Menschheit sich seit dem sechszehnten Jahrhundert erweitert hat, und gewiß konnte den Forderungen, welche die neue Zeit an den Einzelnen und an die Masse stellte, innerhalb der engen Grenzen nicht genügt werden, die das Tridentiner Concilium von Neuem der freien Geistesbildung zog. Wir sehen daher die einzelnen katholischen Reiche Europas ziemlich in demselben Verhältniß, in dem sie sich mehr oder weniger vollständig abweisend gegen die Forderungen der Reformationszeit verhielten, die Strafe tragen, welche der Gang der Weltgeschichte über sie verhängte. Tief sank vor Allem die einst blühende iberische Halbinsel unter der Herrschaft der Jesuiten und der Inquisition, und auf den Ländern, in denen einst das regste Leben und ein berechtigter Stolz geherrscht hatte, ruhte bald die Todtenstille der Ohnmacht und Verkommenheit.

Digitized by Google

Frankreich hatte unstreitig durch die vielgenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche, vermöge der tieferen Spuren, welche die Reformation hier zurückgelassen hatte, und der geistigen Bewegung, welche im siebzehnten Jahrhundert der Jansenismus veranlaßte, sehr viel voraus vor den anderen romanischen Ländern des Welttheils —: aber in Beziehung auf die Constituirung des Staats war nicht geschehen, was im Interesse der Krone und des Reichs geschehen konnte; Niemand hatte die bessernde Hand an die mittelalterliche Verfassung des Königreichs gelegt: diese wurde blos umgangen und ignorirt. Die Cardinäle Richelieu und Mazarin hatten den letzten Widerstand des Adels gebrochen, den die Geschichte sehr treffend als Fronde bezeichnet, sie hatten die Macht der Krone zu einer absoluten gemacht, aber nur thatsächlich, ohne ihre neue Stellung irgend wie rechtlich zu begründen. Die Rechte der allgemeinen Landesvertretung, der „états généraux“ genannten Ständeversammlung, waren nie aufgehoben oder widerrufen worden; die Krone gestattete blos nicht, sie zu üben, indem sie die Stände niemals versammelte. Ein Recht der Krone, ohne Zustimmung der Stände Gesetze zu geben und Steuern zu fordern, war niemals eingeräumt worden, ja in der Theorie, wo eine solche zu Tage kam, wurde es ausdrücklich in Abrede gestellt; aber es wurde geübt. Die Provinzialstände waren nicht ebenso vollständig außer Thätigkeit gesetzt wie die Generalstaaten, aber die Krone gestattete ihnen keine wesentliche Bedeutung. Zu den Generalstaaten hatten nämlich, der ursprünglichen Auffassung nach, nur diejenigen Landestheile ihre Vertreter zu senden, die bereits unter Philipp dem Schönen unmittelbar mit der Krone vereinigt, eine compacte Masse bildeten, und unter der gerichtlichen Competenz des Pariser Parlaments standen. Die états généraux waren die vereinigten Provinzialstände dieser Landestheile. Andere große, mit Landeshoheit ausgestattete Lehen der französischen sowohl als der burgundischen Krone, Dauphiné, Provence, Bretagne u. s. w., die erst später mit dem unmittelbar königlichen Gebiet Frankreichs vereinigt wurden, hatten sich ihre besonderen höchsten Gerichtshöfe — Parlamente — und ihre Provinzialstände vorbehalten. Aber die Krone beachtete die Beschlüsse dieser letzteren nur, insofern sie ihrem Willen entsprachen; ja sie dictirte ihre Beschlüsse und lenkte die Majorität theils durch die Verleihung kleiner Hofehren, theils dadurch, daß jede Opposition mit der

Digitized by Google

königlichen Ungnade bedroht wurde, die sich in willkürlichen Verbannungen und Verhaftungen, in durchaus widerrechtlichen Maßregeln offenbaren konnte.

Die höchsten Gerichtshöfe, die Parlamente, waren unabhängig von der Krone, und nannten sich mit Stolz souverän. Da neue Gesetze natürlich diesen Gerichtshöfen bekannt gemacht und zur Nachachtung in ihre Register eingetragen werden mußten, behauptete vor allen das Parlament zu Paris, daß die königlichen Verordnungen erst durch diesen Act der Einzeichnung Gesetzeskraft erhielten, und daß der Gerichtshof befugt sei, die Aufnahme derselben in seine Register zu verweigern. Die Krone widersprach, der Streit darüber blieb unentschieden in der Schwebe — im einzelnen Fall half sich die Regierung damit, daß der König durch seine persönliche Erscheinung in den Sälen des Gerichtshofs imponirte, und die Einzeichnung seiner Verordnungen unmittelbar selbst erzwang. — Was die Rechtspflege anbetrifft, so übte die Krone, namentlich in allen Fällen, wo sie auf Widerstand stieß, oder sonst ein unmittelbares Interesse zu haben glaubte, eine Art von Cabinetsjustiz, die von jedem gerichtlichen Verfahren abstrahirte und sich vollkommen regellos — ebenso vollkommen unberechtigt — in willkürlichen Strafmaßregeln bewegte.

So war denn, wie Sybel mit großer Klarheit darthut, die unumschränkte Macht der Krone in Frankreich nicht mehr und nicht weniger als eine *fortwährende Usurpation*, die sich, gegen Gesetz und Recht, tagtäglich erneuerte.

Dieser gewiß seltsame Zustand gestaltete sich dann dadurch noch eigenthümlicher, daß die französische Regierung, insofern sie, ganz abgesehen von dem eigentlichen, älteren Staatsrecht des Reichs, auch nur ihre eigenen Verfügungen achten wollte, ihren eigenen Organen gegenüber *ohnmächtig* war, wie kaum je eine andere Regierung gewesen ist.

Die Könige von Frankreich hatten sich nämlich durch Finanzverlegenheiten bestimmen lassen, so ziemlich alle Richter- und Beamtenstellen im ganzen Reich zu erblichem Besitz zu verkaufen; ja es waren vielfach solche Stellen eigens geschaffen worden, um verkauft werden zu können. Mit fast alleiniger Ausnahme der Finanzbeamten, der sogenannten Intendanten, die Richelieu in den Provinzen angestellt hatte, und die stets absetzbar blieben, besaßen Richter und Beamte

Digitized by Google

ihre Autorität als rechtlich erworbenes Privateigenthum. — In den Städten war die freie Municipalverfassung unterdrückt, das Regiment in die Hände vom König ernannter Bürgermeister und Schöffen gelegt worden: dann aber hatte die Regierung auch diese Stellen verkauft, und es herrschte demnach in den Städten weder königliche Autorität, noch Selbstregierung der Gemeine, sondern eine beschränkte Oligarchie, welche die obrigkeitliche Gewalt auch lediglich als ihr Privateigenthum betrachten durfte. Die Regierung konnte kaum irgend einen Beamten absetzen, sie hatte auf die Wiederbesetzung eröffneter Stellen nur in sehr wenigen Fällen irgend einen Einfluß —: welche Mittel blieben ihr, den Gehorsam ihrer eigenen Organe zu erzwingen, sofern ein imponirendes Auftreten des Königs nicht einem entgegenkommenden, höfisch-unterwürfigen Sinn begegnete? Keine anderen als widerrechtliche; willkürliche Verhaftungen und Verbannungen, die kein bestehendes Gesetz sanctionirte.

Rechnen wir nun hinzu, welche gesellschaftlichen Verhältnisse dieses abnorme Staatswesen geschaffen hatte, wie sie sich in die, im Uebrigen unverrückt aus der Feudalzeit erhaltenen Standesunterschiede einfügten, so sehen wir wohl, daß sie der freieren und vielseitigeren Geistesbildung, dem regeren Streben des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen unerträglich werden mußten. Die Lebenskreise, in denen der Einzelne sich bewegen konnte, waren enger umschrieben als selbst im Mittelalter, und die Schranken schwerer zu übersteigen. Dadurch, daß fast alles und jedes Grundeigenthum als Besitz der Kirche, oder als Lehn und Majorat gebunden, dem Nichtadeligen mit wenigen Ausnahmen der Erwerb solches Eigenthums untersagt war: daß Richter- und Beamtenstellen im erblichen Besitz eines abgeschlossenen Standes sich befanden, und eine strenge Zunftverfassung selbst den Betrieb der Gewerbe auf eine Anzahl bestimmter Familien beschränkte, war fast Jedermann in Frankreich, in einer Weise, die der Bildung und dem Bedürfniß der Zeit auf das Drückendste widersprach, an den Beruf seines Vaters gebunden. Ein ernstes Streben, selbst von entschiedenem Talent unterstützt, vermochte nicht darüber zu erheben. Das Studium des Rechts war für den Bürgerlichen kein Mittel mehr, zu solcher Bedeutung zu gelangen, wie einst Pierre Flotte und Nogaret. Auch die Kirche gewährte keine Aussichten, seitdem Bisthümer und Abteien durch königliche Gunst ausschließlich an die

Digitized by Google

jüngeren Söhne des vornehmen Adels vergeben wurden; auch hatten die Fürsten der Kirche keine politische Bedeutung mehr. Und nicht blos der Landmann, nicht blos der Bürgerstand, dessen Bildung weit über die ihm angewiesene Stellung hinaus gewachsen war: auch der im Allgemeinen wenig begüterte Provinzialadel fühlte sich gedrückt und beschränkt. Er sah im Waffendienst seinen Lebensberuf, und hatte doch keine Aussicht, es darin je weiter als bis zum Hauptmann zu bringen, da die höheren Stellen durchaus in den Händen des Hofadels blieben. — Daß ausnahmsweise Banquiers und Zollpächter durch unsaubere Finanzschwindeleien und erkaufte Gunst erlangen konnten, was jedem ehrenhaften Fleiß und redlichem Streben versagt blieb, Adelsbriefe und den Zutritt zu der höheren Welt: das machte solche Zustände nicht besser.

Doppelt drückend mußten sie dann dadurch werden, daß das Land unter dem Einfluß dieses eigenthümlichen Staatslebens mehr und mehr verarmte; zum Theil in Folge der Gebundenheit, in welcher alle und jede industrielle Thätigkeit durch die mittelalterliche Gliederung der Gesellschaft erhalten .wurde, und durch eine Gesetzgebung, die nicht darauf angelegt war, die Interessen des Gemeinwesens den Sonderrechten einzelner Individuen und Stände gegenüber wahrzunehmen, sondern umgekehrt darauf, die industriellen Vorrechte, die Monopole einzelner Individuen und unzähliger größerer und kleinerer Corporationen gegen die Ansprüche zu schützen, die im Gesammtinteresse der Gesellschaft erhoben werden konnten —: zum Theil unstreitig aber auch in Folge des Colbertismus. Der auch jetzt noch immer herkömmlicher Weise weit über Verdienst gepriesene Finanzminister Ludwig's XIV. war allerdings ein Mann von großer und in seiner Zeit seltener Einsicht: aber er war ein Schüler seiner Zeit, und natürlich in allen Irrthümern des Mercantilsystems befangen, das damals erst eine wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen begann. Die glänzenden Erfolge, die Colbert gewann, weil er das System mit Geist und praktischem Talent zu handhaben wußte, diese Erfolge, die seine Zeit mit Bewunderung betrachtete, können uns jetzt nicht mehr darüber täuschen, daß auch er nicht wenig dazu beigetragen hat, auf die Länge unhaltbare Zustände herbeizuführen und eine Revolution vorzubereiten, indem er seinem Streben nach Geldreichthum, der mit Nationalreichthum verwechselt wurde und durch Fabrikindustrie

Digitized by Google

und auswärtigen Handel gewonnen werden sollte, die Interessen des Landbaues denen des Gewerbes rücksichtslos unterordnete, ja aufopferte.

Das Königthum hat sich eben überhaupt in Frankreich nicht, wie wohl in mehr als einem Lande geschehen ist, zu unumschränkter Macht erhoben, um als Vertreter des Gemeinwesens die bessernde Hand an den gesellschaftlichen Bau zu legen, und Vorrechte zu beseitigen, die das Gemeinwesen dem Vortheil einzelner Individuen und Stände unterordneten. Eine solche absolutistische Revolution ist wohl von ganzen Völkern mit großer Einstimmigkeit als eine Befreiung gefeiert worden. Hier konnte sie nicht als eine solche empfunden werden, da der Cardinal Richelieu eine unumschränkte Macht der Krone lediglich um ihrer selbst willen und nur im Interesse der Krone erstrebt hatte; nur um ihren Glanz und ihre Macht nach Außen zu erhöhen; — ganz wie die regierenden Herren im Mittelalter bemüht gewesen waren, ihre Macht zu erweitern, die sie als Recht und Eigenthum ihrer Familie zu betrachten gewohnt waren.

So fehlte dem französischen Staatswesen nicht nur die rechtsgültige Grundlage im juristischen Sinn des Worts, sondern auch die moralische Berechtigung seines Daseins, da es den Zweck des Staats nicht erfüllte — und natürlich mußte es mit Riesenschritten seinem Untergang entgegengehen, als der Hof und die bevorzugten Stände sich durch eine klägliche Unfähigkeit in allen Geschäften des Kriegs und des Friedens verächtlich machten, und mehr noch durch eine Verderbtheit, der sehr bald selbst der dürftige Schmuck einer conventionellen Ritterlichkeit fehlte, die sich mit cynischem Behagen in Schmutz und Rohheit erging.

Durch alles dies war die Revolution in Frankreich eine Nothwendigkeit geworden. Nicht weil etwa Frankreich allen anderen Ländern weit vorangeeilt war, und dadurch berufen für den ganzen Welttheil die Fesseln der Feudalität zu brechen, wie das die Nationaleitelkeit unserer westlichen Nachbarn so gern sich selbst vorerzählt —: sondern gerade umgekehrt, weil das Reich in der Entwicklung seines Staatswesens, namentlich im Vergleich mit den protestantischen Ländern, gar sehr zurückgeblieben war. Auch weiß sich in der That bei jener angeblichen Führerschaft Frankreichs auf der „Bahn des Fortschritts und der Civilisation" von den Herren selbst, die sie rühmend der

Digitized by Google

Welt verkünden, Niemand etwas Bestimmtes zu denken, Victor Hugo, der überall la vague française en avant sieht im Strom der Zeiten, so wenig wie irgend ein anderer. Keiner von ihnen ist noch über formlose Vorstellungen von sehr willkürlich gedeutetem Inhalt hinausgekommen.

Aber selbst da, wo die Nothwendigkeit einer Veränderung des ganzen Zustands in allen Verhältnissen des Lebens fühlbar wird, Alles ohne Ausnahme auf eine solche Umgestaltung hindrängt, bedarf das allgemeine Streben, so sehr es sich auf das Ganze beziehen mag, doch eines bestimmten Anhaltspunktes, von dem es ausgehen kann, um sich Geltung in der Wirklichkeit zu verschaffen, und zwar kann es diesen Anhaltspunkt, dem herrschenden Staatswesen gegenüber, meist nur in einer Bedürftigkeit der Krone finden, in Verhältnissen, in welchen die Regierung sich nicht selbst zu helfen vermag. Selbst in England, wo, anderthalb Jahrhunderte früher, die kirchlichen Interessen der Bewegung den eigentlichen Impuls gaben, hatten doch die finanziellen Bedürfnisse der Krone diesen Anhaltspunkt gewährt. So geschah es jetzt auch in Frankreich.

Die Abgaben waren damals im Ganzen verhältnißmäßig mindestens ebenso hoch als jetzt, man rechnet, daß sie mehr als den fünften, fast den vierten Theil des jährlichen Nationaleinkommens verschlaugen, und sie wurden um so drückender empfunden, da sie sehr ungleich vertheilt waren. Die Kirche zahlte so gut wie nichts, der Adel sehr wenig, namentlich durchaus gar nichts von seinem sehr bedeutenden Einkommen aus grundherrlichen Rechten; der mitunter sehr übel erworbene Reichthum der Zollpächter und Finanzspeculanten entging der Besteuerung fast ganz, und so fiel denn die Last mit verdoppelter Schwere auf die arbeitenden Klassen. Es mußte jedem einleuchten, daß das Einkommen des Staats nicht wesentlich erhöht werden konnte, wenn man sich innerhalb der Grenzen des herrschenden Systems halten sollte und die bestehenden Zustände nicht antasten durfte. Und doch waren durch dieses Einkommen selbst im Frieden kaum zwei Dritttheile der Ausgaben gedeckt.

Daß auch die Ordnung und Sparsamkeit, die alle Unzufriedenen unaufhörlich verlangten, nicht genügen konnte, das Gleichgewicht herzustellen, und wenn sie mit catonischer Strenge geübt worden wäre, das erkennt wohl auch ein Jeder, der den Haushalt des damaligen

Digitized by Google

Frankreich unbefangen prüft. Der mittelalterliche Staat, wie er sich in Frankreich in den wichtigsten Beziehungen erhalten hatte, konnte seiner Natur nach die Mittel nicht gewähren, deren die Krone bedurfte, um ihre Stellung in den erweiterten Weltverhältnissen einer neuen Zeit zu behaupten. Hatte man sich doch schon wiederholt durch einen schmählichen Staatsbankerott helfen müssen. Selbst die Aufhebung aller Steuerprivilegien konnte allein nicht helfen; die mittelalterlichen Bande, welche die Nationalbetriebsamkeit darnieder hielten, mußten gelöst werden, um das jährliche Ergebniß der Nationalarbeit zu steigern.

So wenig Ludwig XVI. seiner Aufgabe gewachsen war, fühlte er doch, wie nothwendig eine Reform des gesammten Staatswesens sei, und er hatte in Turgot einen redlichen Mann gefunden, dessen Streben auf eine besonnen freisinnige Umgestaltung der alten Zustände gerichtet war. Aber bald vereinigten sich der Haß aller bevorzugten Stände und die Intriguen des Hofs gegen diesen neuernden Minister, und der schwache König ließ ihn fallen. Die Verwaltung der Finanzen fiel darauf wechselnd in die Hände zweier Börsenkünstler, denen die Aufgabe gestellt wurde, Geld aus nichts zu schaffen, von denen der eine, der Genfer Necker, von einer tugendhaften Gattin und einer genialen Tochter bewundert, als tugendhafter Weiser lange Zeit von der Volksgunst getragen, seine Schwindeleien als erhabene Weisheit mit Salbung und Methode betrieb, während der andere, Calonne, mit der Keckheit eines geistreichen Weltmannes auftrat, der längst über alle Bedenken einer engherzigen Gewissenhaftigkeit hinaus ist. Aber beide mußten doch zuletzt, so gut wie die weniger bedeutenden Persönlichkeiten, die in Zwischenperioden an die Spitze der Verwaltung traten, das Spiel verloren geben und gestehen, daß der Ausweg aus dem Labyrinth nur in einer durchgreifenden Umgestaltung des Gemeinwesens zu finden sei. Jedes Ministerium, weß Geistes Kind es sonst auch sein mochte, sah sich zuletzt genöthigt, zu Reformen seine Zuflucht zu nehmen.

Aber alle wiederholten Versuche, das krankende Staatswesen, ohne daß man die verschollenen Reichsstände zu versammeln brauchte, in Bahnen zu leiten, die zu einem gesunderen Zustand führen konnten, scheiterten an dem unbedingten Widerspruch des Pariser Parlaments und des Adels, der in seinem bevorzugten Dasein durchaus nicht

Digitized by Google

gestört sein wollte, ja sogar nie versäumte, eine Erweiterung seiner Standesrechte auf Kosten des Gemeinwesens zu verlangen, dagegen jedes, selbst das kleinste Opfer ablehnte, das ihm zugemuthet wurde.

Sybel äußert, man müßte ein eigenes Buch schreiben, wenn man die Kämpfe der Regierung mit dem Adel und dem Parlament schildern wollte, die der Revolution vorangingen. Er eilt über die Geschichte dieser Ereignisse hinweg, um zu seinem eigentlichen Gegenstand zu gelangen. So sichtbar das aber auch in dem Plan seines Werkes lag, und so oft jene Zwistigkeiten auch schon erzählt worden sind, so ist uns doch in gewissem Sinne leid, daß er nicht näher auf den Gegenstand des Streits und seinen Verlauf eingeht. Gerade dieser Theil der Geschichte ist für unsere Zeit in vielfacher Beziehung lehrreich.

Um nicht, in Hinsicht auf das Verhältniß, in welchem der französische Adel zu der Revolution stand, bei allgemeinen, auf Treue und Glauben übernommenen Vorstellungen stehen zu bleiben, ist es dann auch sehr nützlich, ja wie uns scheint nothwendig, auch in die schon erwähnten „cahiers“ des Adels einen Blick zu werfen, in die Instructionen, welche die wählende Ritterschaft in den Provinzen ihren Abgeordneten ertheilte, als nun endlich, im Mai 1789, die Reichsstände zusammentreten mußten, um unerläßliche Reformen zu berathen.

Man erstaunt darüber, in welchem Grade der Inhalt revolutionär ist. Diese Forderungen, die freilich durch den gewaltigen Gang der Ereignisse so schnell beseitigt wurden, daß sie gar nicht zur Sprache kommen konnten, hätten von der Regierungsgewalt, wie sie zur Zeit bestand, so gut wie nichts übrig gelassen. Auch der Adel wollte revolutioniren, aber natürlich durchaus nur in seinem eigenen Interesse, im Sinne Boulainvillier's, der in seinen Schriften dargethan hatte, daß ein König von Frankreich von Rechtswegen nichts Anderes sein dürfe, als der Mandatar des Adels. Nicht allein daß der Adel alle seine Vorrechte, auch die Patrimonialgerichtsbarkeit, und zumal das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden gewahrt wissen wollte —: er forderte, über Alles, was er zur Zeit besaß, weit hinaus, einen Löwenantheil an der Regierung nicht nur, sondern auch an der Verwaltung des Landes als sein altes Recht. Neue Gesetze sollten fortan nur durch die Reichsstände erlassen, neue Steuern nur

Digitized by Google

durch sie bewilligt werden können; in der Versammlung der Stände aber verlangte der Adel für sich selbst und den Klerus zwei Stimmen von dreien. Was die Verwaltung anbetrifft, forderte er, daß die Autorität, welche die königlichen Intendanten in den Provinzen übten, also der gesammte Antheil der Krone an der Landesverwaltung, den Provinzialständen, mit anderen Worten dem Adel übergeben werde. Und als hätte er sich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß er die verlangte Machtvollkommenheit lediglich zur Förderung seiner besonderen Standesinteressen zu nützen gedenke, forderte er für den Augenblick, dem gewaltigen jährlichen Ausfall in den Finanzen und einer erdrückenden schwebenden Schuld gegenüber, daß ungefähr zwei Fünftheile aller zur Zeit bestehenden Steuern, natürlich vorzugsweise diejenigen, die er mit zu tragen hatte, abgeschafft werden sollten. Für immer aber verlangte er, daß alle Offizierstellen in der Armee und Flotte, alle höheren Aemter, alle reicheren Pfründen der Kirche, besonders die „Abteien" genannten kirchlichen Sinecuren, noch ausschließlicher als bisher dem Adel vorbehalten blieben. Selbst die wenigen Ausnahmen, welche die Regierung bisher in seltenen Fällen bei der Vergebung kirchlicher Pfründen zu Gunsten Bürgerlicher gemacht hatte, sollten fortan nicht gestattet sein.

Wie befremdend tritt uns diese lange Reihe selbstsüchtiger Forderungen entgegen! Man sollte es kaum für möglich halten, die eigene Zeit in solchem Grade zu verkennen. Und doch ist gar mancher französische Legitimist noch heute bereit, in leidenschaftlicher Weise zu behaupten, daß diese Forderungen berechtigt waren; den ewigen Grundsätzen des Rechts dürfe doch nun einmal nichts vergeben werden, und wenn die Welt darüber zu Grunde gehen sollte! — Auch läßt sich die seltsame Erscheinung, die so oft wiederkehrt im Lauf der Geschichte, in gewissem Sinne wohl erklären, so gespensterhaft sie dem Unbefangenen vorkommen mag. Wer überwiegend in Standesverhältnissen, in dem mehr oder weniger geschlossenen Kreise Gleichgesinnter, lebt, dessen Blicken wird eben die wirkliche große Welt, die jenseit dieses enggezogenen conventionellen Kreises liegt, durch seine Gesellschaft entzogen.

So begegneten sich in der Versammlung der Reichsstände, die am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnet wurde, die schroffsten Gegensätze; in verschiedenem Sinne revolutionäre Parteien standen einander

Digitized by Google

gegenüber, nur eine eigentlich royalistische Partei gab es, streng genommen, in der Versammlung nicht; darüber suchen die sogenannten Legitimisten uns vergebens zu täuschen; ihnen vor Allen, wie gesagt, war das Königthum nur Mittel zum Zweck.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, eine Regierungspartei zu bilden, nur durfte man die Elemente dazu nicht in den Reihen des Adels suchen, sondern unter den liberalen Abgeordneten des dritten Standes. Diese, die im Allgemeinen eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse im Sinn der Zeit verlangten, den Patrimonial- und Feudalstaat zu einem Gemeinwesen erweitert wissen wollten, und von der Regierung verlangten, sie solle sich als diejenige Macht constituiren, welche die Interessen der Gesammtheit gegen die Ansprüche einzelner Individuen und Stände wahrnehme, hatten in Beziehung auf die Formen, in denen das Alles geschehen sollte, zum großen Theil noch keine bestimmten Ansichten, und wären zufrieden gewesen, ihre Zwecke, gleichviel in welcher Form, zu erreichen. Der einzige Zeitgenosse, der über seiner Zeit stand, und sie mit freiem Blick übersah, Mirabeau nämlich, sagt uns mit der Zuversicht eines überlegenen Geistes, dessen Ueberzeugung auf sicherer Grundlage ruht, daß die Krone zu ganz unumschränkter Macht gelangen konnte, wenn sie sich dem Klerus und Adel gegenüber an die Spitze des dritten Standes stellte, und dessen Forderungen zu den ihrigen machte. „Wäre der König gewandt genug, sich an unsere Spitze zu stellen, anstatt entgegengesetzte Wünsche bei sich errathen zu lassen, so wäre die Versammlung bereit, den zweiten Theil der dänischen Revolution von 1660 zu liefern" — diese Worte schrieb Mirabeau in seinem tiefen Unmuth über die elende Schwäche und Rathlosigkeit, die sich in den Kreisen des Hofs und der Regierung kund gab.

Aber man überließ bald rathlos die Reichsstände sich selbst und den Gang der Ereignisse dem Schicksal — und dann wieder vergaß der König in seltsamer Verblendung, daß er die Reichsstände berufen hatte, um in ihnen eine Stütze gegen den Eigenwillen der aristokratischen Corporationen zu finden; er schloß sich als dienendes Werkzeug einer Partei an, die er retten sollte, und die ihn mit in ihr eigenes Verderben zog. Der Adel nämlich, der mit so kühnen Forderungen nach Versailles geeilt war, fand sich hier vom ersten Augenblick an einer überwältigenden moralischen Macht gegenüber, die ihn auf die

Digitized by Google

Vertheidigung zurückwarf, und „um den Adel zu decken, stellte man den König vor die Bresche.“

Den Reichsständen ist nicht selten zum Vorwurf gemacht worden, daß sie nicht gesucht haben, das Bestehende mit bessernder Hand zu erhalten, daß sie nichts heilig geachtet, an Alles Hand gelegt, und, wie Niebuhr sich ausdrückt, „den Bau eines neuen Himmels und einer neuen Erde“ versucht hätten. Daß dieser Vorwurf ein ungegründeter ist, hat Sybel mit großer Klarheit dargethan; von dem alten Staat war in Frankreich gar nichts mehr übrig, er verschwand spurlos, er hörte ganz von selbst auf zu sein, sowie die Reichsstände zusammentraten, und die Frage konnte nur noch sein, ob die Krone der Vormundschaft feudaler Stände verfallen oder sich an die Spitze eines Parlaments stellen sollte.

Aber es war ein Unglück, daß die Verhältnisse sich so gestaltet hatten, daß keine staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen vorhanden waren, denen die Zeit einen neuen Geist und neues Leben zuführen konnte, daß die Reichsstände an einen Neubau gehen mußten, weil es außer ihnen selbst in ganz Frankreich nichts gab, was Frankreich anerkannte, achtete oder auch nur duldete.

Inwiefern es möglich sein mag, ein Staatswesen nach einem abstracten Schema, ohne Anhaltspunkte in der Wirklichkeit zu schaffen, braucht hier nicht erörtert zu werden; die damals lebende Generation traute sich ohne viel Bedenken die Fähigkeit zu, eine solche Schöpfung aus der Welt der Gedanken in die lebendige Wirklichkeit zu versetzen, weil sie offenbar von der Schwierigkeit der Aufgabe, die sie sich stellte, gar keinen Begriff hatte. Wer Welt und Leben kennt, kann heute so manche theoritisirende Schrift aus jenen Tagen, in der z. B. die vielfach bewunderte Verfassung Englands besprochen wird, wohl kaum ohne Lächeln betrachten. Man glaubte, das Geheimniß der englischen Verfassung und ihrer Vortrefflichkeit liege in der tiefen Weisheit, mit der die Macht der Krone, der Peers und des Unterhauses in ein kunstreiches Gleichgewicht gebracht sei; in der Art, wie man die verschiedenen Functionen der souveränen Machtvollkommenheit unter diese einander gegenüber gestellten Gewalten vertheilt habe. Man glaubte eigentlich, es komme nur darauf an, daß ein erleuchteter Künstler auf dem Gebiet der Gesetzgebung so etwas anordne; Niemand fragte, wo denn in England die reale Macht liege, die das Ganze halte,

Digitized by Google

und Krone, Lords und Haus der Gemeinen zwinge, die Grenzen ihrer kunstreich gegen einander abgezirkelten Machtgebiete auch wirklich inne zu halten. Man fragte nicht einmal, wie sich denn das Bild, das Blackstone und Delolme von der englischen Verfassung entworfen hatten, zu der Wirklichkeit, zum Leben verhalte, welchen Inhalt das Schema thatsächlich habe.

Noch phantastischer ausgerüstet erschienen jene idealisirenden Republikaner auf dem Kampfplatz, die wir Schüler Rousseau's und Plutarch's nennen möchten. Sie nahmen nicht nur Rousseau's krankhafte Träume für erhabene und brauchbare Staatsweisheit, sondern auch Plutarch's Darstellungen antiker Zustände für Bilder der Wirklichkeit. Der luftige Bau des idealen Staats, den sie im Sinn hatten, sollte lediglich durch „Bürgertugend" und „Ehrfurcht vor dem Gesetz" getragen werden, und es schien, als ob man diese Herrlichkeiten nur voraus zu setzen brauche, damit sie wirklich da seien.

Zwischen diesen Parteien entspann sich zunächst der Kampf um die neue Verfassung, der nicht ein blos parlamentarischer blieb. Die feudale Partei hatte durch thörichte, ja frevelhafte Versuche, einen Zustand, der den Staat dem Bankerott, das Land der Verarmung entgegenführte, mit Gewalt aufrecht zu erhalten, Ausbrüche wilder Volkswuth hervorgerufen; viele ihrer Mitglieder mußten in Folge dessen in die Fremde entfliehen; die Zurückbleibenden konnten nur noch die Bestrebungen aller derer durchkreuzen, die eine der englischen ähnliche Verfassung zu schaffen suchten. Sie thaten das, indem sie sich häufig auf die Seite der exaltirtesten, ja der wildesten Republikaner stellten, und ihre Hoffnung war dabei, daß gerade durch ein Uebermaaß des Uebels eine „Umkehr" zum Guten, d. h. die Wiederherstellung der alten Zustände müsse herbeigeführt werden.

Sybel's Werk bringt uns vielfach Aufschluß über die wirklichen Interessen und Motive, die in diesen Kämpfen wirksam wurden, ohne daß man sie eben immer zur Schau getragen hätte, und auch gar manche wohlbekannte Persönlichkeit gewinnt durch diese, aus den echten Quellen geschöpfte Darstellung eine Gestalt, die von dem fast schon herkömmlich gewordenen Bilde sehr wesentlich abweicht. Namentlich und vor Allem ist das in Beziehung auf Mirabeau und Lafayette der Fall. Der Eine steigt der Andere fällt — und zwar sehr tief, wie man sich mit Bedauern gestehen muß. In Mirabeau lernen

Digitized by Google

wir, aus seinen eigenen Briefen, einen wirklichen Staatsmann kennen, und zwar einen großen; den einzigen Mann, der seiner Zeit vollkommen gewachsen war. Er war der Mann der Ordnung, wie Sybel treffend sagt, wenn ihm auch die alte Ordnung der Dinge verhaßt war. Ueber Lafayette kommt aus seinen eigenen Briefen und aus den Sitzungsprotokollen der assemblée constituante, in welche die Reichsstände sich verwandelt hatten, sowie aus denen des Pariser Stadtraths, gar Manches zu Tage, was die Herausgeber seiner Memoiren wohlweislich verschwiegen haben.

Bekanntlich hatte sich der Hof mit Mirabeau in Verbindung gesetzt. Hätte dieser gewaltige Mann wohl Frankreich retten können, wenn er nicht so früh endete? — Schwerlich, so hoch wir auch die Macht seiner Intelligenz und seines Charakters anschlagen mögen. Denn bei der vollkommenen Urtheilslosigkeit des Königs, der Königin und ihrer Vertrauten, galt in ihrem Kreise die Meinung des ersten besten nichtigen Kammerherrn gelegentlich ebenso viel und mehr als Mirabeau's Wort, und die Verbindung mit diesem gefürchteten Menschen wurde doch eigentlich stets wie ein bedenkliches Bündniß mit den Mächten der Finsterniß betrachtet, das die Noth wohl entschuldigen könne, das man aber doch so bald als möglich wieder lösen müsse, um zu einem anderen Ziel zu gelangen, als er im Auge hatte. Mirabeau konnte, alles andere abgerechnet, niemals wirklich Herr werden in diesem Kreise; viel eher konnte das verkehrte Treiben des Hofs auch sein Verderben herbeiführen, wie das eigene.

Was Lafayette anbetrifft, so bleibt uns über diesen kein Zweifel. Lafayette war nicht der Mann dazu, Frankreich zu retten. Selten ist wohl beschränkte Unfähigkeit in solchem Grade mit kindischer Eitelkeit gepaart aufgetreten, wie in diesem, bis in sein spätes Alter so seltsam gefeierten Menschen. Seine Beschränktheit ließ ihn auch im Alter nie gewahr werden, daß er ein blindes Werkzeug in den Händen Anderer war; ebenso wenig ist ihm jemals, weder zur Zeit der Revolution, noch später, klar geworden, in welcher Weise seine Thorheit die Zwecke anderer, klügerer sowohl als wilderer Revolutionäre förderte, auf die er aus sehr großer Höhe herabzusehen glaubte.

Es lag in der Natur der Sache, daß sich, vom Anfang der Bewegung an, hinter den Idealisten, die zunächst das Wort führten, eine Reihe anderer Männer erhob, denen der Sieg zufallen mußte,

Digitized by Google

so schmutzig und niedrig sie auch sein mochten, blos weil sie keine Doctrinärs, sondern derbe Realisten waren, und besser wußten, wie man sich der Massen für seine eigenen Zwecke bedient. Der allgemeine Aufstand der gegen die alten Zustände empörten Menge bildete die reale Macht, auf welcher die Autorität der National-Versammlung ruhte; unwiderstehlich dem alten Frankreich gegenüber, reichte diese Autorität in Beziehung auf die empörte Menge selbst, natürlich nur so weit, als das „Volk" geneigt war sie anzuerkennen. Leute wie Danton und Marat aber, die nicht von einer opferfreudigen Begeisterung für abstracte Freiheit träumten, sondern das französische Volk kannten, wie es eben war, und mit seinen wirklichen Leidenschaften, seiner brennenden Gier nach Rache, Herrschaft und Genuß vertraut waren, — solche Leute wußten natürlich besser als Constitutionelle und Girondisten, durch welche Aussichten und Hoffnungen man die Menge bleibend in Bewegung erhält und sich dienstbar macht.

Diesen Menschen brachte nun Lafayette die Art von theoretischer Rechtfertigung, deren ihr Treiben doch auch bedurfte, fertig entgegen, indem er die Proclamirung der „Menschenrechte" veranlaßte, die ihrem wesentlichen Inhalt nach besagten, daß alle Menschen frei und gleich sind — daß alle Menschen das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung haben — und daß alle Souveränetät aus dem Volk hervorgeht.

Lafayette suchte seinen Ruhm darin, daheim in Anwendung zu bringen, was er in Amerika gelernt hatte. Er hatte dort eine Proclamirung der Menschenrechte erlebt. Daß die von aller Metaphysik und romantischen Schwärmerei himmelweit entfernten Advocaten des nordamericanischen Congresses zu solchen metaphysischen Allgemeinheiten ihre Zuflucht nahmen, blos weil sie um eine juristische Motivirung ihrer Erklärungen gegen England in Verlegenheit waren; daß sie diese abstract-philosophischen Sätze auch genau nur auf ihre Beziehungen zu dem Mutterlande anwendeten, im Uebrigen aber vollständig fallen ließen, nichts weiter daraus zu folgern gestatteten, und nicht im Entferntesten daran dachten, ihren Sclaven das Recht der Empörung wirklich einzuräumen: das Alles war dem ritterlichen Lafayette entgangen. Daß es in Frankreich zu einer solchen Erklärung keine bestimmte Veranlassung gab; daß es zu einer Zeit, wo es Noth that, die leidenschaftlich bewegten Massen an ihre Pflichten zu mahnen,

Digitized by Google

eine Thorheit war, dergleichen Rechte zu proclamiren, und zwar als unveräußerbare Urrechte, die, über jedem Gesetz stehend, in jedem Augenblick gegen jedes Gesetz in Anspruch genommen und ausgeübt werden könnten: das konnte ihm Niemand begreiflich machen. Danton und Marat erklärten jubelnd ihre Zustimmung, weil sie in den Menschenrechten „die ganz ausreichende Waffe erkannten, um jede Verfassung zu Gunsten roher Willkür auseinander zu sprengen.“ Was dieser Jubel bedeute, begriff Lafayette nicht; er schmeichelte aber seiner Eitelkeit; der Widerspruch, den er erfuhr, verletzte dagegen seine Eitelkeit, und mit dem Starrsinn der Beschränktheit trat er Königthum und Vernunft in den Staub, um seinen Willen durchzusetzen.

Wir erfahren nun, daß er auch sehr unsaubere Mittel nicht verschmähte, um zu seinem Zweck zu gelangen. Es ist bekannt, daß es den Führern der entschiedensten Parteien zuvörderst darum zu thun war, den König und die Nationalversammlung aus Versailles nach Paris zu versetzen, wo man beide durch das sogenannte Volk beherrschen konnte; unzählige Male sind die scheußlichen Scenen geschildert worden, die sich ergaben, als am 6. October 1789 ein wüthender Volkshaufe und die Pariser Nationalgarde den König und seine Familie nach Paris schleppte. Daß der Herzog von Orleans die Hoffnung hegte, Ludwig XVI. werde in diesem Tumult ermordet werden, ist wohl nicht zu bezweifeln; Sybel fördert nun aber auch aus den Sitzungsprotokollen des Pariser Stadtraths zu Tage, wovon in Lafayette's Memoiren nichts zu lesen ist, daß es eben dieser Bürger-General war, der das ganze Beginnen zumeist veranlaßte. Ihm lag vor Allen daran, König und Nationalversammlung in Paris, wo er als Oberbefehlshaber der Nationalgarde Herr zu sein wähnte, unter seiner Obhut zu haben, um zunächst die Anerkennung der Menschenrechte zu erzwingen, und überhaupt den Gang der Dinge zu bestimmen.

Und wirklich half er sie in einer beklagenswerthen Weise bestimmen. Mirabeau hatte den Weg zur Rettung richtig erkannt; er verlangte anstatt der bisherigen Regierung, die ganz außerhalb der Nationalversammlung stand, und keinen Einfluß auf die Debatten üben konnte, ein parlamentarisches Ministerium, das natürlich aus den Führern der Majorität bestehen mußte. Lafayette, der Mirabeau's überlegenen Geist fürchtete und haßte, gesellte sich diesmal zu der Hofpartei und

Digitized by Google

Necker; die Reste der feudalen Partei, die Alles zu verderben suchten, Robespierre und sein Anhang schlossen sich an, und so wurde am 7. November 1789 der gerade entgegengesetzte Beschluß durchgesetzt, daß kein Abgeordneter Minister sein dürfe — verhängnißvoll wie kein anderer!

Später, im Anfang des Jahres 1792, als Lafayette gern dem Treiben der Girondisten und Jacobiner, das ihm zu mächtig wurde, hemmend in den Weg getreten wäre, erbot er sich, im Verein mit dem Kriegsminister Narbonne und dessen Freundin, der berühmten Frau v. Stael, dem König zur Flucht zu verhelfen. Der Plan soll etwas luftig angelegt gewesen sein, und natürlich durfte Ludwig XVI. nirgend andershin fliehen als zu dem Heer, an dessen Spitze eben damals Lafayette stand; niemand Anderes als eben dieser freisinnige General durfte durch die Flucht des Königs Herr im Lande werden. Als der König den Vorschlag ablehnte, was ihm die Vernunft so gut rathen konnte wie das Vorurtheil des Hofs, verbündete sich Lafayette in seiner Empfindlichkeit auf das Engste mit seinen bisherigen Gegnern, den Girondisten, gegen diejenige liberale Partei, die den König zu retten bemüht war, drängte zum Krieg gleich den Jacobinern, mit denen er überhaupt öfter verbündet war, und suchte den Kriegsminister durch unziemliche Demonstrationen zu halten. Als der König diesen dennoch entfernte, um womöglich dem Kriege und dem eigenen Untergange zu entgehen, da rief Lafayette in seinem thörichten Unmuth den Ministern zu: man werde sehen, wer in Frankreich der Mächtigere sei, er oder der König!

Auch gelang es ihm, das damalige Ministerium, im Verein mit der Gironde, zu sprengen. Als er aber dann, in Folge der für ihn wie für Frankreich beschämenden Wendung, welche die ersten Operationen des begonnenen Krieges genommen hatten, auch mit dem folgenden Ministerium zerfallen war; als die Folgen seiner Thorheit offenbar wurden, Girondisten und Jacobiner mit Riesenschritten auf ihr Ziel zueilten, Ludwig XVI. sich in seinen Gemächern einer brutalen Vergewaltigung, einem Angriff auf sein Leben ausgesetzt sah, da wollte Lafayette noch einmal die Fluth stauen. Er eilte aus seinem Hauptquartier an der Grenze nach der Hauptstadt; hier erwartete ihn die Nationalgarde; sie forderte ihn auf, sich an ihre Spitze zu stellen und den Jacobinerklub zu sprengen; aber dem gefeierten

Digitized by Google

Helden fehlte es an Einsicht wie an Muth; er zeigte sich vollkommen unfähig einen Entschluß zu fassen, und ließ sich, von Girondisten und Jacobinern gescholten und belehrt wie ein Schulknabe der sich vergangen hat, ohne irgend etwas bewirkt zu haben, dahin zurückschicken, wo er hergekommen war. So war der Mann beschaffen, der selbst nach solchen Erfahrungen über sich selbst, bis in das späteste Greisenalter in dem Wahn fortlebte, daß er vor Allen berufen sei, die Wiedergeburt Frankreichs, ja Europas, zu bewirken. —

In solcher Weise von widersprechenden Leidenschaften bewegt, hatte die Nationalversammlung nach drittehalb Jahren dem Lande eine unmögliche Verfassung gegeben, bei der zu verweilen nicht der Mühe lohnt, da sie nie eine Wirklichkeit geworden ist. Von unmittelbarer Bedeutung für das Leben war es, daß die Weisen der Nationalversammlung Frankreich nebenher auch mit einer ebenso unmöglichen Verwaltung beglückt hatten; mit einem anscheinend kunstreichen System von Behörden, die sämmtlich aus Wahlen hervorgingen, deren jede von allen höheren Behörden vollkommen unabhängig war, dagegen unter der Herrschaft ihrer sogenannten Untergebenen stand und über keinerlei reale Macht zu gebieten hatte. Dieses System bestimmte die wirklichen Zustände in sehr fühlbarer Weise, so wie die Jacobiner gewollt, nicht wie die Doctrinärs aus der amerikanischen Schule geträumt hatten; es ergab sich ein Zustand, wie man ihn kaum für möglich halten sollte in einem civilisirten Staate: eine vollkommene Regierungslosigkeit. Jene, die Gesellschaft verneinenden Tendenzen im Menschen, welche zu bändigen die Bestimmung aller Regierung ist, die Ruchlosigkeit, die schrankenlose Willkür des Einzelnen, wurden zur herrschenden Macht im Lande erhoben. Von den einzelnen Scenen roher Gewalt, wo sie besonders schreckend hervortraten, wie in Nantes und Avignon, hat ein Jeder gehört und gelesen; aber man denkt sich dabei im Allgemeinen doch meist nur vorübergehende Erschütterungen — und wer nicht die Provinzen Frankreichs durchstreift hat, wo die Ruinen nicht wie in Paris unter neuen Schöpfungen verschwunden sind, der vermag sich wohl auch nicht einmal davon ein Bild zu machen, in welcher Ausdehnung die ersten Jahre der Revolution das ganze Land mit Trümmern bedeckt haben.

Sybel zeigt uns nun schlagender als bisher je geschehen war, in welcher Weise die rohe, regellose Gewaltthat in Frankreich nicht

Digitized by Google

momentane Störung des gesellschaftlichen Zustandes war, sondern lange Jahre hindurch die herrschende Macht, die alle Regierung aufhob und bleibend an ihre Stelle trat. Wir halten es mit für das größte Verdienst unseres Historikers, daß er uns nicht nur die Einsicht in diese Zustände eröffnet, sondern auch nachweist, in welcher Weise sie sich mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dem Gang der revolutionären Bewegung ergaben. Wie oft haben wir den bedeutend klingenden, aber leeren Spruch hören müssen: „die Revolution von 1789 sei eine politische, die von 1848 aber auf eine sociale angelegt gewesen!" Niemand hat diese Worte öfter wiederholt und den angeblichen Unterschied schärfer betont als die Führer der Bewegung von 1848 selbst, die sich damit unendlich höher zu stellen wähnten, als die Koryphäen der früheren Umwälzung, Jacobiner und Girondisten.

Ein seltsamer Irrthum! Sybel hat vollkommen Recht, auf diese leere Redensart zu antworten, daß es so etwas, wie man sich bei einer rein politischen Revolution denkt, weder je gegeben hat noch geben kann: „Es hat noch nie eine Revolution gegeben, die nicht eine sociale — oder eine religiöse gewesen wäre."

Für politische Theorien, Staatsform und Staatsgewalt, für ideale Bestrebungen, vermögen nur die Gebildeten sich zu begeistern, die Massen bringt man dafür nicht in Bewegung. Wenn sie sich je scheinbar für dergleichen erheben, so geschieht es, weil sie von der politischen Revolution, als eine nothwendige Folge, auch die sociale, eine unmittelbare und großartige Verbesserung des eigenen Zustands, der Bedingungen des eigenen Daseins erwarten. Wer aber der Masse bedarf, um die eigenen Pläne zu fördern, wer sie in Bewegung bringen will, der muß die sociale Revolution in einer oder anderer, leicht faßlicher, den Leidenschaften schmeichelnder Form als das eigentliche Ziel aller Bestrebungen verheißen, und die politische Umwälzung als das Mittel darstellen, solche Herrlichkeiten zu erlangen. Selbst jene redliche Verblendung, die mit ungeheuerlichen Theorien hervortritt, und von ihrer Verwirklichung das Ende aller Leiden der Menschheit erwartet, fehlt nie in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung.

Freiheit der Arbeit und des Eigenthums, Gleichheit des Staatsschutzes für jede Arbeit und jedes Eigenthum, war das große Princip des Jahres 1789. Aber die Menge und ihre Führer, Danton und seines Gleichen, begnügten sich nicht damit, daß der Feudalstaat

Digitized by Google

aufgehoben war: sie wollten die bisherigen Verhältnisse geradezu umgekehrt wissen. Hatte bisher zu Gunsten der bevorrechteten Stände ein unverhältnißmäßiger Druck auf den arbeitenden Klassen gelastet, so verlangte jetzt das besitzlose Volk auf Kosten der Wohlhabenden gleiche Genüsse ohne Arbeit; dazu sollte ihm die Staatsgewalt verhelfen, dazu wollte es diese üben oder beherrschen, — und die Theorie hielt überall gleichen Schritt mit der That.

Natürlich war es das Proletariat der großen Städte, das vorzugsweise als „Volk" auftrat, und begünstigt werden mußte, denn es beherrschte durch die Pariser Clubs, durch seine drohende Gegenwart an der Thüre des Sitzungssaales, die Gesetzgeber Frankreichs. Diesem „Volk" mußten nicht nur die Interessen der wohlhabenden Stände, sondern auch die der Bauern, der ärmeren Landleute, rücksichtslos geopfert werden. Schon in den ersten Zeiten der Revolution mußten alle indirecten Steuern aufgehoben werden, die dem Arbeiter in den großen Städten Wein und Fleisch, alle seine Lebensgenüsse vertheuerten. Das „Volk" war danach steuerfrei; den Ausfall sollte der Landmann durch erhöhte directe Steuern tragen, und die Gesetzgeber mochten sich mit dem Gedanken trösten, daß die Staatswirthschaftslehre der Physiokraten ohnehin alle indirecten Steuern verwarf.

Aber die Steuerfreiheit genügte nicht, da es bei dem Ruin aller Industrie an Arbeit und Erwerb fehlte, und in den abnormen Zuständen, die sich daraus ergaben, traten schon 1790 alle die wunderlichen Theorien und unheimlichen Erscheinungen hervor, in denen die jetzt lebende Generation 1848 etwas bis dahin Unerhörtes, Ausgeburten unserer Zeit zu sehen glaubte.

Ganz im Sinn der Socialisten war man schon damals gewöhnt, den Staat als die Anstalt zu betrachten, die für Alles sorgen, und jedem Einzelnen jede Sorge und Mühe ersparen müsse. Während Marat die Wünsche der Menge gewiß am treffendsten aussprach, indem er einfach verlangte, man solle den Reichen das Geld nehmen, um es den Armen zu geben, hielt ein doctrinärer Prediger, der Bischof Fauchet, öffentliche Vorträge über die richtige Vertheilung der Güter und die politische Befreiung der Frauen. Die Vertilgung der Armuth war für eine „nationale Schuld", Staat und Gemeinde für Schuldner des Proletariats erklärt worden: da konnte man nicht umhin, gerade wie 1848, öffentliche Werkstätten zu errichten, in denen

Digitized by Google

für Scheinarbeit oder ganz unverholenes Nichtsthun hoher Tagelohn gezahlt wurde. Ja, um das Pariser Proletariat zufrieden zu stellen, mußte der Staat Millionen und immer neue Millionen aufwenden, um der Hauptstadt Brot für die Hälfte des wirklichen Preises zu liefern. Ganz Frankreich wurde geplündert, um den müßigen Pöbel zu ernähren, der es knechtete.

Aber man ging weiter; schon im September 1792, als Girondisten und Jacobiner des „Volks“ bedurften, um die Republik gegen den Willen der großen Mehrzahl mit Gewalt und Schrecken einzuführen, vertröstete man die Proletarier auf ein Gesetz, das die Vermögensverhältnisse regeln werde. Und als erst der Convent tagte, erklärte Beffroi: die nothwendigen Bedürfnisse seien kein Gegenstand des Privateigenthums. Sowie dann vollends die Jacobiner im Kampf mit der Gironde sich zu alleinigen Herren Frankreichs machten, wurden die Lehren des Socialismus und Communismus ausdrücklich als das Princip des Staats proclamirt. Der Departementsrath der Seine erklärte, daß „die Früchte der Erde, ebenso wie die Luft des Himmels, allen Menschen gemeinsam gehörten;“ Robespierre ging in der Theorie scheinbar nicht ganz so weit, indem er den Grundsatz aufstellte, daß die Benutzung des Eigenthums der Staatsgewalt unterworfen sei, aber er proclamirte das „Recht auf Arbeit“, das auch keine Erfindung unserer Tage ist, und in der Praxis vollends blieb dem Proletariat nichts zu wünschen, da in Folge dieses Grundsatzes allen Producenten befohlen wurde, die Erzeugnisse ihrer Arbeit zu Zwangspreisen zu verkaufen, die der Staat festsetzte, wie sie den gebietenden Proletariern gefielen.

Nicht allein also daß jene verrufenen Theorieen damals schon zum Vorschein kommen: Frankreich machte auch auf dem Gebiete des praktischen Socialismus Erfahrungen von solchem Ernst und solcher Bedeutung, daß die Versuche von 1848 daneben sehr schwach und nichtig erscheinen. Im Frühjahr 1794 wurde Todesstrafe gegen Jeden verhängt, der Vorräthe irgend einer Art besitze und sie zu verheimlichen suche, oder sich weigere, sie zu den Zwangspreisen zu verkaufen, die dem Proletariat genehm waren; Todesstrafe gegen Jeden, der das Papiergeld der Republik nicht zu dem vollen Nennwerth annehmen würde. So konnten, außer den Confiscationen, auch die ohne alle Grenze vermehrten Assignaten ein Mittel werden, alles Eigenthum

Digitized by Google

in Frankreich in die Hände der Regierung zu bringen, zu beliebiger Vertheilung an ihre Anhänger, und die „Rechte der Sanscülottes", die man den Menschenrechten entgegengestellt hatte, — „das Recht auf den Genuß aller Früchte, das Recht sich zu kleiden und zu nähren und die Gattung der Sanscülottes fortzupflanzen." — diese Rechte schienen gesichert. — Die Abschnitte bei Sybel, in denen diese wirthschaftlichen Zustände geschildert sind, und das tiefe Elend, dem ganz Frankreich in Folge dieses wahnsinnigen Treibens verfiel, gehören zu den werthvollsten des Werks. — —

Und was that Europa, während Frankreich sich in ein blutiges Labyrinth von Elend, Thorheit und Schuld verirrte? — Ist es wahr, daß alle Regierungen, alle Dynastien sich gegen Frankreich verschworen, um es in die alten Bande zu schlagen? — Um das neue Staatsrecht nicht aufkommen zu lassen, das sich hier ankündigte, die Freiheit zu ersticken, die sie Ursache hatten zu fürchten? — Wie oft ist diese Fabel wiederholt worden; wie oft sind uns von französischen Rhetoren die beiden mythologischen Gestalten Pitt und Coburg als Frevler gegen die Menschheit und die geheiligte Idee der Freiheit vorgeführt worden!

Diese Darstellung ist vollkommen unwahr; ja, sie ist nicht aus dem Irrthum, sondern aus einer berechneten, absichtlichen Entstellung der Thatsachen hervorgegangen. Es ist in unseren Augen das zweite große Verdienst Sybel's, daß er vollständiger und unwiderleglicher als je bisher geschehen war, dargethan hat, wie durchaus ungegründet die dreist erzählte Fabel ist.

Wie wir den Gang der Ereignisse jetzt übersehen, müssen wir die Staatsmänner Europas, und namentlich Deutschlands, nicht allein von dem oft gehörten Vorwurf freisprechen — sondern ihnen sogar einen gerade entgegengesetzten machen: den nämlich, daß sie gar kein Auge hatten für die weltgeschichtliche Bedeutung der Dinge, die in Frankreich vorgingen. Verloren in türkische und polnische Wirren, in Congreß-Gezänk und diplomatische Intriguen, die sich eben auf diese Wirren im Osten Europas bezogen, bekümmerten sie sich unverzeihlich wenig um die Ereignisse in dem westlichen Nachbarlande Deutschlands. Keinem der Herren fiel es ein, daß es wohl an der Zeit sein könnte, den Hader, den zum Theil selbst untergeordnete Interessen der Selbstsucht veranlaßten, ruhen zu lassen, um die Gefahr

Digitized by Google

zu überwachen, die von jenseits des Rheins her drohen konnte. Manchem beschränkten Diplomaten war es ganz genehm, daß Frankreich durch eigene Zerrüttung gelähmt, sich nicht einmischen und seine Zauberkreise im Osten nicht stören könne. Daß die Welt darüber aus den Fugen kommen könne, davon hatten die Herren keine Ahnung!

In Deutschland war die alte Spannung zwischen Oesterreich und Preußen, durch Kaiser Joseph's II. wiederholte Versuche, Bayern mit seinen „Erbstaaten" zu vereinigen, neuerdings gesteigert worden. Zweimal hatte Preußen diese Pläne durchkreuzt und scheitern gemacht. Kaiser Joseph schloß sich auf das Engste an Rußland, theils um mit Hülfe Katherinen's II. dennoch Bayern gegen Belgien eintauschen zu können, theils in der Hoffnung, das türkische Reich mit Rußland zu theilen — und zwar in sehr eigenthümlicher Weise, die auf ein weites Gewissen deutet, so daß die Erinnerungen an ihre eigene Politik die österreichische Regierung kaum berechtigen, ihre Stimme gegen „Rechtsverletzungen" und „Annexionen" zu erheben.

Der Briefwechsel zwischen Katherina und Joseph, den Herrmann vor Kurzem bekannt gemacht hat, ist in dieser Beziehung ungemein belehrend. Katherina fordert darin, außer einigen Inseln im Archipel, den Dniestr als Grenze Rußlands; die Errichtung eines „Dacien" genannten, aus den rumänischen Provinzen an der Donau und Bulgarien gebildeten Staats, der, bestimmt Rußland und Oesterreich auseinander zu halten, angeblich unabhängig sein sollte — dessen Krone oder Fürstenhut aber natürlich Potemkin zugedacht war. An die Stelle des türkischen Reichs sollte in Constantinopel ein griechisches treten, als dessen Beherrscher die Kaiserin ihren Enkel Constantin nennt. Oesterreich verlangt für sich den größten Theil von Serbien, ganz Bosnien und türkisch Kroatien, nebst dem damals venetianischen Dalmatien — außerdem aber auch noch das gesammte venetianische Gebiet in Italien; die Serenissima, die Republik Venedig, diesen Plänen durchaus fremd, soll (ungefragt) durch Morea und einige griechische Inseln entschädigt werden. Diese Unterhandlungen sind gewiß denen Napoleon's und Alexander's zu Tilsit und Erfurt vollkommen ebenbürtig.

Preußen suchte, als der Krieg gegen die Türkei wirklich begann, und eine ganz unberechenbare Vergrößerung der ihm feindlichen Nach-

Digitized by Google

barmächte drohte, eine Stütze in der Verbindung mit den Seemächten, England und Holland, und bemühte sich, einen Frieden herbeizuführen, durch den die Pforte erhalten würde. Der preußische Minister Hertzberg knüpfte bekanntlich an diese Bemühungen einen sehr künstlichen Plan, dem zufolge Preußen durch den Frieden die im preußischen Gebiet isolirten polnischen Städte Danzig und Thorn gewinnen, Polen dafür Galizien zurückerhalten, Oesterreich aber an der Donau entschädigt werden sollte. Alle diese Wirren wurden dadurch verderblich, daß unvermeidlicher Weise auch Polen darin verwickelt war.

Denn mit Polen war eben gar nichts anzufangen. In dem elenden Zustand, zu welchem die grenzenlose Unvernunft und die tiefe, hoffnungslose Verderbtheit des Adels der allein die Nation bildete, diese seltsame Ritterrepublik herunter gebracht hatten, war und vermochte Polen an sich gar nichts; es konnte für Niemanden ein irgend nützlicher Verbündeter — es konnte für die Nachbarn nur ein Unheil oder eine Beute sein.

Und dieser Zustand war ein durchaus unheilbarer, denn er hatte seinen Grund nicht in den Intriguen fremder Mächte, die sich Parteien im Lande zu bilden suchten, sondern in der sittlichen Verkommenheit der Polen selbst. Da in Polen Alles für Geld feil, und nur für Geld zu haben war, da die Polen sich selbst und ihr Vaterland verkaufen wollten, so war jede der benachbarten Mächte unbedingt in die Nothwendigkeit versetzt, sich eine Partei in Polen zusammen zu kaufen, um Einfluß zu behalten und Unheil von sich selbst abzuwenden.

Sybel schildert den kaum glaublichen Zustand, auch die thierische Stumpfheit, zu der die Masse der Leibeigenen erniedrigt war, sehr treffend, und zwar auf das Gewissenhafteste aus den Quellen — und Herrmann liefert, beiläufig bemerkt, in dem sechsten Bande seiner Geschichte Rußlands ein reiches Material von Einzelnheiten dazu. Das Bild ist überzeugend und liefert den Beweis, daß Polen seines Unterganges wegen nur sich selbst anklagen darf und Niemand sonst; eine geschichtliche Wahrheit, die immer bestimmter hervortritt, je vollständiger und genauer der Gang der Ereignisse bekannt wird.

Katherina II. suchte Polen zunächst, vermöge eines ewigen Bündnisses, versprochenen Schutzes, Garantie seiner Un-Verfassung und dergleichen, in seiner Gesammtheit immer vollständiger zu einem Vasallenstaat Rußlands zu machen. Preußen war darauf angewiesen,

Digitized by Google

Polen womöglich dieser Abhängigkeit zu entziehen; eine Aufgabe, die schon dadurch selbst im besten Fall gar sehr erschwert wurde, daß auf gar manches andere Verhältniß, und namentlich auf die feindselige Unzuverläßligkeit der Polen Rücksicht genommen werden mußte. Und wenn es nun vollends unmöglich war, die Polen zu irgend einer Anstrengung für sich selbst zu bringen; wenn ihr Patriotismus immer und immer bei der seltsamen Forderung stehen blieb, Fremde, denen man nicht einmal zu Dank verpflichtet sein wollte, sollten sich höchst uneigennützig für die Republik verbluten, die sie selbst tagtäglich verkauften? — War aber Polen nicht zu retten, was blieb dann übrig im Interesse der deutschen Staaten, als eben die Theilung, die erfolgte? — Leider aber führte der Gang der Ereignisse dahin, daß Oesterreich und Preußen einander auch auf diesem Boden feindlich begegneten.

Ohnehin wurden die Verhältnisse schon dadurch auch für die Folge schwieriger, daß Preußen, indem es den Verbündeten, Oesterreich und Rußland, mit den Waffen drohte, die Unzufriedenen in Ungarn, besonders aber den Aufstand in den österreichischen Niederlanden begünstigt hatte. Dergleichen wird schwer vergessen und verziehen. Ganz unmöglich wurde eine wirkliche Einigung Oesterreichs und Preußens dann vollends dadurch, daß Oesterreichs Politik dem deutschen Nachbarstaat gegenüber, auch nach wiederholten scheinbaren Versöhnungen immer eine durchaus unredliche blieb; und zwar am entschiedensten, wenn Leopold II., der aus dem Heimathslande des Machiavellismus an die Spitze der österreichischen Staaten kam, sich das Ansehen gab, treuherzige, biedere Gefühlspolitik zu treiben.

Sein Streben ging dahin, Preußen keinen Gewinn zukommen, Danzig nicht in dessen Hände fallen zu lassen, und wenn selbst Oesterreich deshalb Opfer bringen müßte. Mit großer Gewandtheit wußte er zunächst die Seemächte durch die Drohung, im Nothfall einen Theil Belgiens den Franzosen zu überlassen, dahin zu bringen, daß sie sich von Hertzberg's Tauschplänen lossagten, und den Frieden billigten, den Leopold auf Grundlage des alten Besitzstandes, wie er vor dem Kriege war, mit der Türkei schließen wollte. Mit derselben Geschicklichkeit wußte er dann auf dem vielbesprochenen Congreß zu Reichenbach Friedrich Wilhelm II. dahin zu bringen, daß er die Pläne seines Ministers und den Minister selbst aufgab.

Digitized by Google

Aber indem sich Leopold stets mit dem Anschein der unbefangensten Gradheit und Offenheit, alle Minister umgehend an den König selbst und seine persönlichen Vertrauten wendete, wurden die zu Reichenbach getroffenen Verabredungen bald sehr eigenthümlich gedeutet; sie sollten nun allerdings den alten Besitzstand zur Grundlage des Friedens erklärt haben, aber den Besitzstand, wie er, nach den Anschauungen des Wiener Cabinets, von Rechts wegen vor dem Kriege hätte sein müssen. In Polen gingen Leopold's Bestrebungen dahin, Haß und Mißtrauen der sogenannten patriotischen Partei von Rußland auf Preußen hinüber zu leiten — und während Preußen der türkischen und polnischen Wirren wegen bis zum Jahre 1791 einem Krieg mit Rußland entgegen sehen mußte, konnte es nicht einmal auf die Neutralität Oesterreichs rechnen. So sah sich Preußen damals, gerade wie im Jahr 1850, in seinem übereilt gefaßten Vertrauen nach allen Seiten auf das Bitterste getäuscht.

In der neuen Ausgabe seines Werks bringt nun Sybel Aufschlüsse, welche in der früheren fehlten, und denen zufolge der vielbesprochene Staatsstreich, der am 3. Mai 1791 Polen eine neue Verfassung gab, dem Anschein nach geeignet, dies seltsame Gemeinwesen zu einem wirklichen Staat zu machen, ein Werk Oesterreichs war.

Leopold's Plan war, unserem Verfasser zufolge, die Krone Polen erblich mit dem sächsischen Kurhut zu verbinden, und dadurch eine weitaus überwiegend slawische Macht, die eine sehr bedeutende werden konnte, Preußen feindlich, Oesterreich ergeben bleiben sollte, in das Herz Deutschlands einzuführen —: ein Plan, dessen Ausführung, wie Sybel treffend bemerkt, das Dasein Preußens und die Bedeutung der Deutschen als eines geschichtlichen Volks in kaum berechenbarer Weise gefährdet hätte.

Neuerdings hat nun Herrmann in dem sechsten Bande seiner Geschichte des russischen Staats dieser Darstellung widersprochen, und die Proclamation der berühmten Verfassung vom 3. Mai als einen Rettungsversuch der Verzweiflung geschildert, den wenige polnische Patrioten auf eigene Hand unternahmen, ohne durch eine fremde Macht dazu veranlaßt zu sein. Er stützt sich dabei vorzugsweise auf die Berichte des sächsischen Gesandten in Warschau, der allerdings die Verhältnisse sehr genau kannte, und verweist, das ganze

Digitized by Google

Ereigniß zu erklären, auf die eigenthümliche Weise, in welcher die Erbfolge im polnischen Reich geordnet sein sollte.

Die erbliche Krone Polens sollte allerdings auf den Kurfürsten von Sachsen übergehen, die Nachfolge wurde aber nicht seinem Hause zugesichert, sondern ausschließlich auf seine einzige Tochter beschränkt, welche die neue Verfassung, emphatisch genug, wenn auch nicht gerade correct slawisch, zur „Infantin von Polen" erklärte. Diese Erbfolgeordnung soll es gewesen sein, die den König Stanislaus August Poniatowski für das Unternehmen gewann, denn natürlich sah er im Geist seinen Neffen Joseph Poniatowski mit der Infantin vermählt. Aber er war nicht der einzige Mann in Polen, der solche Pläne hegte; auch der Fürst Adam Czartoryski versprach sich, die Hand der Infantin für seinen Sohn in Anspruch zu nehmen.

Wie diese Verfassung, der Stolz der Polen, zu Stande gekommen, das ist um so mehr der Beachtung werth, da alle Polen, sehr zugänglich für verschönernde Täuschungen in Beziehung auf ihre Landesgeschichte, auch heute noch gerne rühmen, mit welcher Einhelligkeit und Begeisterung sie sich in weiser Beschränkung eine schön geregelte, gemäßigt monarchische Verfassung gegeben haben, während in Frankreich die blutigsten Gräuel verübt wurden.

In Wahrheit aber konnte der Staatsstreich in Polen nur durch eine unredliche Ueberraschung gelingen, wie sie vielleicht nur dort möglich war. Man benutzte einen Augenblick, wo, unmittelbar nach den Osterferien, die gefürchteten Gegner noch nicht wieder eingetroffen, und überhaupt von den 484 Mitgliedern des Reichstags nur 157 in Warschau zur Stelle waren. Der König erschien, von Militär umgeben, das alle Zugänge besetzte, in der Sitzung, und ließ, mit Umgehung der Tagesordnung, Depeschen und Briefe aus fast allen Hauptstädten Europas vorlesen, denen zufolge Polen mit einer neuen Theilung bedroht war. Diese Actenstücke waren zum Theil gefälscht, zum Theil vollständig erfunden. Von einer neuen Zerstückelung Polens war bis dahin nirgends die Rede gewesen. Als einzig mögliche Rettung wurde die neue Verfassung angerathen, deren Inhalt nur ihre Verfasser kannten; sie sollte ohne Discussion in Bausch und Bogen angenommen werden, nachdem sie vorgelesen war; 88 der Anwesenden stimmten dafür, die 69 anderen tobten, schrieen und

Digitized by Google

protestirten — aber die Verfassung war trotz ihres Widerspruchs, nach wenigen Stunden beschworenes Landesgesetz.

Ignatz Potocki, der unter den Polen als der eigentliche Urheber dieser Revolution bezeichnet wird, war nach den Berichten des englischen Gesandten hauptsächlich durch seine persönliche Verfeindung mit den Häuptern der russischen Partei bestimmt; was die Masse der 88 betrifft, so ergiebt sich, daß sie für ihr Votum bezahlt waren, zum Theil vom König — ob auch von Oesterreich, davon zeigen sich keine Spuren.

Der sächsische Gesandte widerrieth seinem Landesherrn auf das Dringendste die Annahme der polnischen Krone, warnte vor der Unzuverläßlichkeit der Polen, verwies auf die Unhaltbarkeit einer Verfassung, für die eigentlich im ganzen Reich nur 88 Individuen, ohne Auftrag und Vollmacht von ihren Wählern, folglich ohne Recht, gestimmt hatten, die nie zur Ausführung kommen konnte, wie Land und Leute einmal beschaffen waren. Er prophezeite, was auch eintraf, daß die große Mehrzahl der Magnaten, und fast alle Dietinen, d. h. Adelsversammlungen in den einzelnen Landestheilen, gegen diese Verfassung protestiren würden.

Aber war dies Gaukelspiel das Werk einer einheimischen, oder einer österreichischen Intrigue? — Es ist nicht ganz leicht, darüber vollständig in das Klare zu kommen, da Leopold II. sich in einem labyrinthischen Gang seiner Politik gefiel, mit dem Behagen des überlegenen Spielers gern ein gewagtes Spiel trieb, und dabei ein sehr bequemes Gewissen hatte. Es hatte für ihn gar keine Schwierigkeit, nach verschiedenen Seiten hin die allerwidersprechendsten Erklärungen abzugeben. Eines der angeführten Actenstücke scheint uns indessen doch für Sybel's Darstellung zu entscheiden. Der Fürst Kaunitz theilte schon im Juni 1791 dem russischen Hof den Plan seines Kaisers mit, die polnische Krone bleibend mit Sachsen zu verbinden. Freilich verräth der Umstand, daß man die Erbfolge nicht nach Oesterreichs Wünschen geordnet hatte, den Einfluß auch noch anderer Intriguen, die sich vielfach kreuzten: aber Oesterreich bemühte sich, das Ganze auf seinen Entwurf zurückzuführen. Der Kurfürst von Sachsen wurde veranlaßt, die Nachfolge für seine Brüder, mit Ausschluß seiner Tochter, zu verlangen — und selbst aus Actenstücken, die Herrmann mittheilt, geht hervor, daß Leopold in Petersburg eifrig unterhandelte, um die

Digitized by Google

Kaiserin Katherina für eine solche Umgestaltung Polens zu gewinnen. Welche Vortheile er der russischen Kaiserin dafür bot, ist nicht bekannt geworden, doch sehen wir, daß Leopold immer in der Lage blieb, ihre Absichten an der Donau zu unterstützen, indem er, aller Versprechungen ungeachtet, den Abschluß seines Friedens mit der Pforte stets zu verschieben wußte. Aber Katherina II. schloß nun ihrerseits Frieden mit dem Reich der Osmannen, um ihre Macht ganz auf Polen zu wenden, und Oesterreichs Pläne umgehend, sich wieder ganz und in festeren Formen als bisher, zur Herrin dieses Landes zu machen. — Leopold beeilte darauf auch seinerseits den Abschluß des lange hingehaltenen Friedens — gab aber selbst dann seine Pläne in Polen nicht auf, so problematisch die Ausführung auch geworden war.

Während man nun aber durch die Angelegenheiten des Ostens dergestalt in Anspruch genommen war, fehlte es allerdings nicht an Aufforderungen, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, aber sie wurden, wie gesagt, gar sehr nur als störende Nebensache behandelt. Marie Antoinette von Frankreich rief den Beistand ihres Bruders Leopold an, und dieser war auch geneigt, durch Unterhandlungen, wo möglich selbst durch die Erklärungen eines europäischen Congresses, auf ein gewisses Maaßhalten in Frankreich hinzuwirken —: aber, so räthselhaft seine Politik in mancher Beziehung war und blieb, Eines wußte die europäische Diplomatie sehr bestimmt, nämlich daß er nicht gesonnen sei mit den Waffen gegen Frankreich einzuschreiten. Katherina II. freilich forderte zu einem Kreuzzug gegen die Jacobiner auf — aber das war für Leopold ein Grund mehr, solchen Kampf zu meiden. England und Preußen waren so weit entfernt von jedem Gedanken an einen Coalitions- und Principien-Krieg, daß sie noch 1791 Oesterreich für ein Bündniß gegen Rußland zu gewinnen suchten, um die Unterjochung Polens zu verhindern.

Das Treiben des ausgewanderten französischen Adels, der sich am Rhein um die Brüder Ludwig's XVI. schaarte, seinen König schmähte und verleugnete, weil er die Vorrechte der Ritterschaft nicht standhaft genug vertheidigt habe, die Absicht kund gab, diesen schwachen König unter Vormundschaft zu stellen, wenn die eigene Partei erst wieder Herr sei im Lande, und Europa's bewaffneten Beistand durch frechen Uebermuth erzwingen wollte —: dies Treiben wurde sehr ungern ge-

Digitized by Google

sehen, und die Zumuthungen, die von dieser Seite kamen, wurden sogar sehr unsanft abgewiesen.

So namentlich bei der bekannten Zusammenkunft in Pillnitz, obgleich der Graf v. Artois (nachmals Karl X.), der sich ungebeten dort einfand, dem Kaiser Leopold keinen geringeren Preis bot als Lothringen, das Stammland des in Oesterreich regierenden Hauses. Es ist von großem Werth, daß wir in Sybel's Werk zum erstenmal vollständig aus den Acten erfahren, was in Pillnitz eigentlich verhandelt wurde. Für die deutschen Mächte handelte es sich darum, einen etwas lockeren Vertrag zu ergänzen, der einen Monat vorher zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen war, sich auf Polen bezog, und von Preußen namentlich als ein Bündniß gegen Rußland aufgefaßt wurde. Artois trat mit so maaßlosen Forderungen dazwischen, wie sie nur der leidenschaftlich blinden Selbstsucht und Selbstüberhebung eines Ausgewanderten einfallen konnten. Er forderte nicht allein den unerbittlichen Krieg ganz Europas gegen Frankreich, sondern auch, daß Europa Ludwig XVI. ohne Weiteres absetze, indem es die ausgewanderten Prinzen als die allein rechtmäßige Regierung Frankreichs anerkenne. Oesterreich und Preußen erließen dagegen die bekannte Erklärung, mit der Artois und der Schwarm der Emigranten sehr übel zufrieden waren, und die Leopold II. selbst als ein Manifest der Nicht-Intervention bezeichnete.

Als dann Ludwig XVI. unmittelbar darauf die von der Nationalversammlung entworfene Verfassung annahm, erklärte Leopold, der dazu dringend aufgefordert hatte, die Angelegenheit, als eine europäische, für erledigt — und noch im November desselben Jahres drückte der Kanzler Oesterreichs, Fürst Kaunitz, gegen den preußischen Gesandten seinen Unwillen aus über das Treiben der Ausgewanderten am Rhein; es sei lächerlich, wenn die französischen Prinzen die Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. für erzwungen und nichtig ausgeben, oder vollends ihm das Recht absprechen wollten, die alte Verfassung zu ändern: „sie streben umsonst uns in einen Krieg hinein zu hetzen, der nur die übelsten Folgen für Ludwig und die jetzige Herrschaft der gemäßigten Partei in Frankreich haben könnte."

Pitt vollends war, an der Spitze der englischen Regierung, bis zum letzten Augenblick mit der ganzen Energie seines großen Geistes bemüht, den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich zu erhalten,

Digitized by Google

um sich der Unterjochung Polens durch Rußland, überhaupt der Vernichtung dieses Reichs widersetzen zu können. Auch darüber giebt das hier besprochene Werk die bündigste Auskunft.

Unter solchen Umständen blieb den weiterstrebenden Parteien in Frankreich durchaus nichts Anderes übrig, als den Krieg selbst anzufangen, wenn sie ihn mit Gewalt haben wollten. Aber sie wollten ihn mit Gewalt haben, denn sie wußten so gut wie Kaunitz und Leopold, daß er für Ludwig XVI. und die gemäßigte Partei die übelsten Folgen haben mußte.

Die zweite Nationalversammlung, die unmittelbar nach der „constituirenden" als „gesetzgebende" an deren Stelle trat, war bekanntlich weit überwiegend republikanisch gesinnt. Die Girondisten, die in ihr zunächst herrschten, dachten nicht entfernt daran, sich des Auftrags zu entledigen, auf den ihr Mandat lautete, und die Verfassung durch Gesetze zu ergänzen; der Sturz des Königthums, die Republik war das Ziel, das sie sich selbst stellten, und sie handelten dabei im Widerspruch mit ihren eignen sittlichen Grundsätzen, wie kaum je eine politische Partei gethan hat. Sie wollten eine plutarchische Republik gründen, die durch allgemeine Seelengröße und unbesiegbar redliche Bürgertugend getragen werden sollte, und begannen ihr Werk mit der unredlichsten Intrigue und Lüge. Jene erhabenen Tugenden sollten gleichsam suspendirt sein, bis das Ziel erreicht wäre, dann aber urplötzlich in Kraft treten, um den Staatsbau, dem jede reale Grundlage fehlte, schwebend in der Luft zu erhalten.

Der Krieg sollte den gewünschten Umsturz herbeiführen, und deshalb erklärte Brissot, in der Sitzung am 17. Dezember, ziemlich zu derselben Zeit, als Kaunitz jeden Gedanken an Krieg so entschieden von sich wies, den Krieg für „eine nationale Wohlthat" und rief, „das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben!"

Der Zweck, den man verfolgte, gebot, Ludwig XVI. eines geheimen Bundes mit fremden Mächten zu zeihen, und die Gemüther dadurch zu erhitzen, daß man von einer Verschwörung aller Tyrannen gegen Frankreich und gegen die Menschenrechte als von einer erwiesenen Thatsache sprach; in Wahrheit aber glaubte die herrschende Partei so wenig an die Möglichkeit einer Coalition und an einen Principienkrieg gegen Frankreich, daß der Kriegsminister Narbonne sehr entschieden auf ein Bündniß mit Preußen rechnete. Unmittelbar nach Leo-

Digitized by Google

pold's II. Tode wurde der preußischen Regierung ein solches Bündniß mit Frankreich angeboten; man dachte in Paris an eine Coalition, die Frankreich, Preußen und Polen gegen Oesterreich und Rußland bilden sollten.

Die Girondisten zwangen die Regierung Frankreichs im April 1792, Oesterreich unter sehr nichtigen Vorwänden den Krieg zu erklären — und führten dadurch, als unmittelbarstes Ergebniß ihres Treibens, den Untergang Polens herbei, wie Sybel mit überraschender Klarheit darthut. Das Unheil der Zeit ging, für Europa im Allgemeinen, eben daraus hervor, daß gleichzeitig mit dem französischen, auch in Polen ein unmöglich gewordenes Gemeinwesen zusammenbrach, daß die unseligen Verwickelungen, die sich hier ergaben, auf das Allerengste mit der Politik Europas, Frankreich gegenüber, verflochten blieben und diese Politik in einem bisher nicht hinreichend gewürdigten Grade beherrschten.

Waren die deutschen Mächte in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, so gab es keine Möglichkeit, sich gleichzeitig den Unternehmungen Rußlands in Polen zu widersetzen; das ist einleuchtend. Noch am 10. März, kaum sechs Wochen vor der Kriegserklärung, hatte Oesterreich die preußische Regierung von Neuem aufgefordert, in die bleibende Vereinigung Polens mit Sachsen zu willigen: davon konnte nicht mehr die Rede sein; — es blieb sehr bald keine Wahl, als entweder Polen ganz der Botmäßigkeit Rußlands verfallen zu lassen, oder es zu theilen.

Preußen, zwar durch sein Vertheidigungsbündniß mit Oesterreich bis auf einen gewissen Grad verpflichtet, äußerte doch, es müsse für seine Anstrengungen in dem bevorstehenden Kriege, „an dem es kein politisches Interesse habe", eine Entschädigung erhalten. Um Preußen desto gewisser in den westlichen Krieg zu verwickeln, bot Katherina eine polnische Provinz als Entschädigung, und damit war der Anstoß zu der zweiten und zu der endlichen Theilung Polens gegeben. Oesterreich, dessen Politik unter Kaiser Franz Cobenzl, Spielmann und dann Thugut leiteten, gab nun auch Polen auf, als es sich gezwungen sah das Schwert zu ziehen, suchte aber auch nach einer Vergrößerung, nach einem Lohn für seine kriegerischen Anstrengungen, und kam auf seinen Wunsch zurück: Bayern gegen die flandrischen Provinzen einzutauschen. Jetzt, wo Preußen nicht mehr widersprechen konnte, schien

Digitized by Google

das Ziel erreichbar — und man war zu Wien keineswegs gesonnen, die gute Gelegenheit zu versäumen.

Die militärische Aufgabe, welche die Verbündeten nun gezwungen zu lösen hatten, war in der Wirklichkeit nicht von solcher Schwierigkeit, wie man wohl denken konnte; sie war nicht das, wofür man sie besonders nachträglich so oft ausgegeben hat, indem man die Krieger Frankreichs als begeistert für die neue Freiheit darstellte, und durch ihre Begeisterung den Soldaten der Verbündeten überlegen, die ganze Bevölkerung des Landes aber als bereit, sich in Waffen zu erheben.

Der Gedanke, daß die Verbündeten kämen, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, die Ausgewanderten vollends, um sich unter ihrem Schutz zu rächen, war allerdings der weit überwiegenden Mehrzahl des französischen Volks hinreichend verhaßt; aber, wie hoch sich auch eine solche Stimmung ohne Zweifel verwerthen läßt, an sich ist sie noch keine fertige Waffe, mit der man ohne Weiteres den Sieg in Händen hätte. Dafür aber hielten sie die herrschenden Girondisten, als echte Doctrinärs; nach ihrer Meinung konnten die Söldlinge der Tyrannen den begeisterten Kriegern der Freiheit, dem Volk in Waffen, nicht Stand halten. Weit entfernt, irgend etwas thun zu wollen, um die form- und haltungslosen Schaaren von Freiwilligen, die sich gebildet hatten, zu soldatischer Tüchtigkeit heranzubilden, arbeiteten sie vielmehr umgekehrt mit dem größten Eifer daran, auch die Linientruppen, die sie brauchbar vorgefunden hatten, mehr und mehr zu Grunde zu richten, und ihrer Auflösung entgegenzuführen. Die ohnehin gelockerten Bande der Disciplin wurden systematisch mehr und mehr gelöst, denn der Soldat sollte „im Bürger aufgehen."

So hatten die Girondisten seltsamer Weise, in demselben Augenblick, in welchem sie den Krieg mit dem größten Theil Europas muthwillig erzwangen, Frankreich in einem fast unerhörten Grade wehrlos gemacht, und in den Reihen der französischen Krieger herrschte, anstatt der vorausgesetzten Begeisterung, eben das unbehagliche Bewußtsein der Wehrlosigkeit. Dieses lähmende Bewußtsein rief eine nichts weniger als heroische Haltung der Truppen im Gefecht hervor — und so war denn die moralische Ueberlegenheit in einem Grade, wie wohl nur sehr selten und ausnahmsweise vorgekommen ist, auf Seiten der Krieger Oesterreichs und Preußens.

Digitized by Google

Es ist der Beachtung werth, in was für mitunter sehr seltsamen Formen dieses weit verbreitete Gefühl der eigenen Ohnmacht sich bei den höher gestellten Individuen äußerte. So verlangte Lafayette, der den Befehl an der Maas führte, unmittelbar vor der Eröffnung des Feldzugs auf einen anderen Theil des Kriegsschauplatzes, an die Spitze einer anderen Armee versetzt zu werden. Man wußte bisher nicht warum; den Theil seines Schreibens an die Regierung, in welchem er seine Gründe verräth, hat er in seinen Memoiren unterdrückt. Sybel theilt ihn mit, und wir erfahren nun, daß Lafayette nicht den Preußen gegenüber stehen wollte, die er fürchtete, denen gegenüber er sein Feldherrnansehen einzubüßen besorgte; dies Unheil sollte irgend einen Andern treffen, nicht ihn; er wollte vor Allem die Interessen seiner Eitelkeit in Sicherheit bringen. Servan, ebenso, zur Zeit Kriegsminister, zeigt sich zwar nicht entmuthigt durch das anfängliche Mißgeschick, aber durchaus überzeugt, daß die Verbündeten mit raschen Schritten gerade auf Paris vorrücken würden.

Diese Wehrlosigkeit wird von den französischen Geschichtschreibern auch in gewissem Sinn zugestanden, wenn auch natürlich in Formen, wie sie die Nationaleitelkeit unserer westlichen Nachbarn verlangt; sie wird nur in ihrem Gegensatz, in einer angeblich unermeßlichen Ueberlegenheit des gegen Frankreich verschworenen Europa mittelbar angedeutet. Aber man bedient sich des in solche Formen gebrachten Geständnisses eigentlich nur, um das wahnsinnige Treiben der Jacobiner, die Gräuel, die sie übten, durch verwegene Sophismen zu rechtfertigen. Gegen solche Uebermacht, wie sie Frankreich zu erdrücken drohte, war, sagt man, mit gewöhnlichen Mitteln nicht auszureichen; Rettung war nur von den äußersten Anstrengungen zu erwarten — und die Energie der Schreckenszeit, die Energie Danton's und Robespierre's war nothwendig, um die Gesammtmacht der Nation in Bewegung zu bringen. So stellt auch Thiers die Dinge dar.

In Sybel's Werk wird nun die Hohlheit dieses Vorgebens dargethan. Wir sehen, daß die Jacobiner, weit entfernt Frankreich durch ihren Wahnsinn zu retten, das Land vielmehr dadurch in die dringendsten Gefahren stürzten, daß sie den Kampf mit ihren Gegnern im Innern der dritten Nationalversammlung, im Convent, stets als die Hauptsache behandelten, dem der Kampf mit den auswärtigen Gegnern untergeordnet blieb; dadurch, daß sie die Grenzen entblößten,

Digitized by Google

alle brauchbaren Offiziere als politische Gegner zu vernichten strebten, und noch leidenschaftlicher als die Girondisten, die Heerschaaren Frankreichs zu zerrütten suchten, indem sie jede Widersetzlichkeit des Soldaten gegen den Offizier in Schutz nahmen, die Generale, vollends im Lager, vor den Soldaten als Verräther anklagen ließen; dadurch endlich, daß sie den Bürgerkrieg in der Vendée und im Süden hervorriefen. Das „Aufgebot in Masse", das vorzugsweise als das Werk der Schreckensmänner und die rettende Macht Frankreichs genannt wird, ist als solches erweislich nie zu Stande gekommen. Es wurde eine gewöhnliche Recrutirung daraus — und selbst deren Ergebnisse begannen erst wirksam zu werden, als die eigentliche Gefahr bereits vorüber war.

Was Frankreich rettete, ist in ganz anderen Elementen der Geschichte jener Tage zu suchen, in dem schon erwähnten Umstand zumal, daß die polnischen Wirren durchaus die europäische Politik beherrschten, und die zum gemeinschaftlichen Kampf gegen Frankreich verbündeten Mächte in innerlicher Feindschaft auseinander hielten. Wir müssen hinzufügen: so wenig die Leitung der Angelegenheiten in Preußen damals in reinen Händen lag, so wenig Graf Haugwitz, Lucchesini und der elende Lombard Leute waren, die sich zu einer geraden und großartigen Ansicht der Dinge zu erheben wußten, war es doch fortwährend vorzugsweise die beinahe beispiellos unredliche Politik des Wiener Hofs, und seine aberwitzig zu nennende Ländergier, die jede wahre Einigung unmöglich machte.

Sollte man es für möglich halten, daß Oesterreich bei Gelegenheit der bekannten Zusammenkunft in Mainz, unmittelbar vor dem Antritt des Zugs nach der Champagne, geltend zu machen suchte: die Erwerbung von Bayern durch Tausch sei für die Hausmacht des Kaisers keine Vergrößerung, wie sie für Preußen aus dem Gewinn einer Provinz in Polen hervorgehe: um das Gleichgewicht herzustellen, müsse Preußen die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth dem verbündeten Oesterreich abtreten! Eine solche Zumuthung in dem Augenblick, wo man sich zu einem gemeinschaftlichen Feldzug in Bewegung setzte!

So begann der Krieg mit einem Zerwürfniß unter den Verbündeten, und auf Schritt und Tritt folgten den Heeren Unterhandlungen solchen Inhalts.

Digitized by Google

Da Oesterreich nicht aufhörte, Entschädigungen, Vergrößerungen zu verlangen, verwies England, nun auch gegen seinen Willen in den Krieg gezogen, auf Eroberungen im Elsaß und im französischen Flandern. Die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, während des ersten Feldzugs wenigstens für Friedrich Wilhelm II. Zweck des Krieges, war nun vollständig aufgegeben. Ohnehin hatte sich das tragische Schicksal Ludwig's XVI. in der Zwischenzeit vollendet. Nicht militärische Bedenken allein, sondern auch die Absicht, in welcher nun der Krieg ausschließlich fortgesetzt wurde, bestimmten das Wiener Cabinet, jede Operation in das Innere Frankreichs, auf Paris, entschieden abzulehnen, als nach Dumouriez' Flucht, nach der Eroberung von Mainz und Valenciennes (1793) Frankreich so gut wie ganz entwaffnet vor den Verbündeten lag und im eigenen Lande den Aufstand der Vendée und des Südens zu bekämpfen hatte. Preußen mahnte, die tapferen Royalisten der Vendée zu unterstützen, — aber Oesterreich wollte sich, wie England, gegen keine der Parteien in Frankreich binden, sich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, irgend eine als befreundet berücksichtigen zu müssen — und man überließ die Helden der Vendée ihrem Schicksal.

Dadurch, daß Sybel uns in solcher Weise tiefe Blicke in die politischen Motive thun läßt, welche die militärischen Operationen in höchster Instanz bestimmten, wird, beiläufig bemerkt, sein Werk auch für den Soldaten, der den Gang der militärischen Ereignisse im technischen Sinn zum Gegenstand seines Studiums macht, in hohem Grade belehrend, und für den künftigen Verfasser einer Militärgeschichte dieser Feldzüge eine unschätzbare Vorarbeit.

Wir erfahren, was früher nicht in dieser Weise bekannt war, mit welcher Erbitterung Kaiser Franz sich verletzt fühlte, als das ihm verhaßte Preußen mit Rußlands Hülfe wirklich durch die zweite Theilung Polens einen ansehnlichen Landstrich erwarb, ehe ihm selbst irgend ein Gewinn zugefallen war. Der Unmuth des jungen Kaisers war von solcher Art, daß dadurch ein vollständiger Systemwechsel in seiner Politik hervorgerufen wurde. Er entließ die Minister Cobenzl und Spielmann, die dies unleidliche Ereigniß nicht zu hintertreiben gewußt hatten. Thugut führte fortan, zu Oesterreichs und Europas Unheil, allein das Ruder. Da Oesterreichs Ansprüche auf Bayern Widerspruch erfuhren, und wenig Aussicht auf Erfolg hatten, forderte

Digitized by Google

das Wiener Cabinet um so entschiedener seinen Antheil an der polnischen Beute; es forderte ihn zuletzt geradezu auf Kosten Preußens, dessen Gewinn geschmälert werden sollte — und diese Forderungen führten sehr bald zu einem vollständigen Bruch zwischen den deutschen Mächten.

Schon im Anfang des Jahres 1794 wollte nur England allein ernsthaft die Fortsetzung des Krieges; Oesterreich und Preußen strebten in gleicher Weise sich dem weiteren Kampf durch einen Frieden mit Frankreich zu entziehen, um ihre widersprechenden Interessen in Polen wahrzunehmen. So erlebte, wie Sybel bemerkt, Frankreich das unerhörte Glück, daß gerade zu der Zeit, wo es endlich dahin gekommen war, ein in der Schule des Krieges nach und nach gebildetes, wirkliches Heer zu haben, die Gegner von selbst zurückwichen, und den Kampf kaum noch mit halbem Willen, ohne bestimmten Zweck fortsetzten. So fielen der französischen Republik leicht erworbene Eroberungen zu, die sie am allerwenigsten den sehr mittelmäßigen Talenten ihrer damaligen Feldherren verdankte.

Thugut's mit Frankreich angeknüpfte Unterhandlungen führten nicht zum Ziel; Preußen schloß bekanntlich seinen Separatfrieden zu Basel, den wir nicht rechtfertigen wollen, dessen Inhalt wir am wenigsten vertreten möchten, zu dem aber doch Preußen durch die entschieden feindselige Haltung Oesterreichs unstreitig gezwungen war. —

So haben wir versucht nachzuweisen, wie Sybel's Werk nach verschiedenen Seiten hin, und über die wesentlichsten Verhältnisse neues Licht verbreitet. Alles Neue, das es bringt, im Einzelnen erschöpfend nachzuweisen, darauf müssen wir an dieser Stelle verzichten, nur flüchtig können wir noch einiges vorzugsweise Wichtige andeuten.

Dahin ist namentlich die Geschichte der zweiten und dritten Theilung Polens zu rechnen; beachtenswerth besonders jetzt, wo sich wieder so Manches in Polen regt. Wie Vieles nimmt sich auch hier wieder in seiner — nicht immer einfachen — Wahrheit ganz anders aus, als in rhetorisirenden Darstellungen. Hat man uns doch oft genug die heroischen Scenen auf dem Reichstage zu Grodno geschildert, wo Senatoren und Landboten, obgleich in ihrem Saal von russischen Grenadieren umringt, in die Abtretung eines Landestheils

Digitized by Google

an Preußen nicht willigen wollten, und in tiefem, würdevollem Schweigen verharrten, bis zuletzt, nach vielen Stunden, der Rußland verkaufte Landbote Ankwicz erklärte: Schweigen sei Zustimmung. Und nun erfahren wir aus den Acten, daß diese ganze Scene eine mit dem russischen Gesandten Siewers verabredete Komödie war; daß die Vertreter Polens, dem russischen Hof verkauft, schon vorher, in vertraulichem Wege, für Geld, in die Abtretung des verlangten Landestheiles gewilligt hatten, und selbst, in ihrem eigenen, persönlichen Interesse, den Schein des Zwangs ausdrücklich verlangten.

Nicht weniger erbaulich ist es zu sehen, wie sich der begüterte Adel Polens gegen die patriotische Erhebung des Jahres 1794 verhielt, die von der Armee, den Bürgern der wenigen großen Städte und dem besitzlosen kleinen Adel ausging. Sie kam den begüterten Herren nicht erwünscht; vollends empört, als Kosciusko den Bauern Aufhebung der Leibeigenschaft verhieß, untersagten diese Herren ihren Bauern jeglichen Verkehr mit dem patriotischen Heer, und wanderten massenweise nach Galizien, um jedem erzwungenen Antheil an der Sache auszuweichen.

Den Schlangenwindungen der Politik Thugut's zu folgen, bleibt eine schwierige Aufgabe, zu welcher Klarheit sich auch die Darstellung erheben mag. Unablässig bemüht, Bayern für den Preis Belgiens und des linken Rheinufers zu erwerben, einen Theil von Polen zu gewinnen, und vermöge eines neuen Türkenkriegs, den Katherina II. im Sinne hatte, auch Serbien, genügte ihm und seinem Kaiser selbst die Aussicht auf eine so vielfache Beute nicht. Oesterreich begehrte auch noch das Gebiet der Republik Venedig, einer neutralen Macht, die weder bei dem Kriege mit Frankreich, noch bei den polnischen Wirren irgend betheiligt war.

Was den Gang des Krieges mit Frankreich betrifft, ist es von Wichtigkeit, daß wir den vielbesprochenen Operationsplan Carnot's für den Feldzug 1794 vollständig kennen lernen. Was sonst kaum begreiflich schien, findet jetzt seine Erklärung; Carnot verwendete nämlich die Hauptmasse der französischen Streitkräfte in Flandern, nicht an der Maas und Sambre, obgleich er es darauf anlegte, die Streitkräfte der Verbündeten von Deutschland abzuschneiden, zu umzingeln und zu erdrücken. Die militärische Kritik wußte nicht, wie sie eine so verkehrte Anlage des Feldzugs erklären sollte; die verfügte

Digitized by Google

Vertheilung der Streitkräfte hatte aber ihren Grund darin, daß man gleichzeitig eine Landung in England im Sinn hatte, die von Flandern aus unterstützt werden sollte.

Diesen Aufklärungen steht der entschieden gelieferte Beweis gegenüber, daß Oesterreichs Heere 1794 Belgien räumen mußten, nachdem zuletzt ihr Widerstand zu wenig mehr als bloßem Scheinwesen geworden war, weil es in Thugut's Plänen lag, diese in seinen Augen werthlosen Provinzen aufzugeben und mit Frankreich Frieden zu schließen, um die Gesammtmacht Oesterreichs im Osten Europas verwerthen zu können. Frankreich hat die Niederlande und das linke Rheinufer nicht erobert: sie wurden ihm überlassen.

Kaum war dies geschehen, so sah sich Preußen von einem Angriff Oesterreichs und Rußlands bedroht, wenn es sich weigerte, die Theilung Polens so anzunehmen, wie Katherina II. sie zu eigenem Vortheil und Oesterreichs Gunsten vorzeichnete. Schon wurde drohend verkündet, Kaiser Franz werde seinen Frieden mit Frankreich schließen und Deutschland aufgeben, um seine ganze Macht gegen Preußen zu verwenden.

Der Friede kam nicht zu Stande, weil Thugut nicht auch das Mailändische abtreten wollte, und Katherina II. ihre Zustimmung zu dem Ländergewinn Oesterreichs, namentlich zur Erwerbung des Venetianischen, an die Bedingung knüpfte, daß der Krieg gegen die Jacobiner fortgesetzt werde.

Im Innern Frankreichs zeigt uns Sybel die Schreckensherrschaft in ihrer nackten Blöße, entkleidet von allem phantastischen Schmuck, mit dem Wahn und Absicht bemüht gewesen sind sie auszustatten.

Die Jacobiner waren unumschränkte Herren Frankreichs geworden, und sie benutzten die vollkommen schrankenlose Machtvollkommenheit, die ihnen zugefallen war, lediglich und ausschließlich dazu, sich selbst im Besitz dieser Macht zu behaupten. Dazu, und nur dazu wurde Gewaltthat auf Gewaltthat gehäuft und ganz Frankreich immer tiefer in Blut getaucht. Das war den Häuptern der Partei durch die Lage geboten, die sie selbst sich bereitet hatten; es handelte sich für sie um Sein oder Nichtsein, sie wußten sich verabscheut und durften die unumschränkte Macht nicht aus den Händen geben, wenn sie nicht sofort das wohlverdiente Blutgerüst besteigen wollten. Bald zer-

Digitized by Google

fleischten sie sich unter einander — aber der Hader der Parteihäupter unter sich war kein Streit um Grundsätze, um staatsrechtliche Theorien, wie selbst bedeutende Historiker, Schlosser z. B., geneigt sind, wenigstens theilweise zu glauben. Der Kampf drehte sich durchaus um persönliche Interessen der rohesten Art; die Herren Frankreichs konnten sich über die Theilung der Beute nicht einigen: das war es, was sie gegen einander wüthen hieß, und durch die theilweise Vernichtung der Partei endlich Frankreichs Rettung herbeiführte.

Was am meisten befremdet, ist die vollkommene Planlosigkeit dieses wüsten Treibens. Selbst in ihren Beziehungen mit der Fremde dachten die Machthaber nur an immer weitergehende Eroberungen und Plünderungen. Im Innern fehlt jeder Plan, der weiter reichte, als sich durch irgend eine neue Gewaltthat den morgenden Tag über zu behaupten. Das scheint unbegreiflich; denn man mußte sich doch sagen, daß dieser Zustand fieberhafter Ueberspannung und allgemeiner Verwilderung nicht ewig dauern könne, daß ein Ausweg gefunden werden müsse, um aus diesem blutigen Labyrinth zu einem möglichen Zustand zu gelangen; schon durch die täglich zunehmende Schwierigkeit, die Bevölkerung zu ernähren, wurde man täglich an diese Nothwendigkeit erinnert. Dennoch ist es so: nur Robespierre hatte einen Plan, den wir hier kennen lernen, und nach dem er Frankreich für die Dauer bilden wollte. Derselbe war seltsam genug. Er wollte nicht das Staatswesen nach den Bedürfnissen der Menschen gestalten, sondern den Willen, Sitte und Religion der Menschen unter eine ganz willkürlich ersonnene Form des Staatswesens beugen. Die „Religion des höchsten Wesens“ sollte dem Ganzen zur Grundlage dienen, und da „die Hand des Mannes nur für den Pflug oder das Schwert geschaffen sei,“ blieben, streng genommen, alle Gewerbe verboten, die ganze Bevölkerung auf den Ackerbau angewiesen. Jeder Bürger sollte in den Besitz eines gerade ausreichenden Grundbesitzes gesetzt werden, jeder Mensch, der nicht Beamter und über fünf und zwanzig Jahre alt war, verurtheilt sein, den Acker selbst zu bauen und jährlich vier Schafe auf jedem Morgen Land aufzuziehen. Jeder Bürger sollte jährlich von dem Stand seines Vermögens Rechenschaft ablegen, und nach dem Ergebniß besteuert werden. Um die Gleichheit zu erhalten, wurden jährliche Ausgleichungen und Neuvertheilungen des Grundbesitzes vorbehalten.

Digitized by Google

Die Nationalgüter sollten in dieser Weise an die Armen vertheilt, und wo sich noch größerer Grundbesitz finde, die Eigenthümer gezwungen werden, kleine Pachtungen zu bilden.

Weiter sind selbst Proudhon's Forderungen nicht gegangen. Dieses vielversprechende Staatswesen in Gang zu bringen, verlangten Robespierre's Freunde die Dictatur für ihn.

Aber in dem Augenblick, wo Robespierre sich förmlich zum Alleinherrscher Frankreichs wollte erklären lassen, fehlte seiner Macht schon die reale Grundlage; die bewaffneten Pöbelbanden, auf die sich früher die Schreckensherschaft stützte, hatte er selbst vier Monate früher sprengen müssen, um den ihm verfeindeten Theil der Jacobiner, die Hébertisten, vernichten zu können. Daran ging er unter. Die Nationalgarde, der Bürgerstand, ließ sich durch den Convent gegen ihn aufbieten, und so konnte er gestürzt werden.

Aber die zuletzt überlebende Jacobiner-Fraction, die Thermidorianer, die nun herrschten, waren trotz eines milderen Regiments, und obgleich jene wilden socialistischen Pläne nun endlich aufgegeben wurden, verabscheut wie die ganze Partei; auch sie konnten sich nur durch die roheste Gewalt im Besitz der Macht erhalten, und benutzten die geregelte Armee, die sich inzwischen im Felde gebildet hatte, als Werkzeug tyrannischer Gewalt.

Und sie war dazu vortrefflich zu gebrauchen; denn von jener schönen Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte, die man ihr oft genug angedichtet hat, fand sich in ihren Reihen keine Spur. Anstatt ihrer hatte sich, unter dem Einfluß einer solchen Regierung und solcher Zustände, ein wüster Landsknechtgeist entwickelt, der nach Herrschaft und Plünderungen lechzte.

Jede Regierung in Frankreich, in welche Formen sie sich auch kleiden mochte, war fortan ihrem wirklichen Wesen nach nichts als eine Militärherrschaft. Da, wo uns zuerst die Gründung einer solchen entgegentritt, die nothwendiger Weise zuletzt einen ruhmgekrönten Feldherrn zum unumschränkten Herrn Frankreichs machen mußte, bricht Sybel's Werk ab.

Es umfaßt, in seiner gegenwärtigen Gestalt, nur einen beschränkten Zeitraum, ohne bis zu einem der in der Geschichte gegebenen größeren Ruhepunkte zu führen — doch aber fehlt ihm auch so in gewissem Sinn nicht der abrundende Schluß; denn schon treten die

letzten Ergebnisse der großen Revolution klar und bestimmt hervor, wie die Mächte, die sie herbeiführten.

Der Krieg, den Frankreich mit Europa führte, war nie das gewesen, wofür man ihn auszugeben suchte, sondern das Gegentheil; ein Kampf, nicht für die Freiheit, sondern für die Knechtschaft; er begründete in Frankreich die Tyrannei der Jacobiner — das war seine Bestimmung — und bereitete der militärischen Dictatur die Wege —: das war die unvermeidliche Folge. Er führte, im übrigen Europa, ganz unmittelbar eine Erweiterung und Entwickelung der Macht Rußlands herbei, wie sie nur unter diesen Bedingungen möglich war.

Der Freiheitsruf, den Frankreich so hoffnungsvoll erhob, hatte überall nur Krieg, Unterdrückung und Herrschaft despotischer Gewalt hervorgerufen. Eine solche tragische Wendung der Ereignisse, ein solches Ergebniß nach so kühnen Hoffnungen und so großen Anstrengungen, fordern uns in gebieterischer Weise auf, uns Rechenschaft davon zu geben, ob das Streben, aus welchem die Revolution hervorging, ein berechtigtes — oder ob es an sich, seiner Natur nach ein verwerfliches war, das den Keim nothwendigen Verderbens in sich trug?

Wer sich durch das Fehlschlagen der Revolution bestimmen ließe, ein solches, in größter Allgemeinheit verwerfendes Urtheil über sie zu fällen, der, antwortet Sybel mit Recht, müßte ein unvertilgbares Bedürfniß der menschlichen Natur verleugnen und die Geschichte Europas seit drei Jahrhunderten für eine einzige große Lüge erklären.

Seit Jahrhunderten strebt die europäische Menschheit dahin, sich von willkürlichen Satzungen, die Form und Inhalt des Lebens ohne innere Nothwendigkeit, blos weil sie als ein gegebenes Recht gelten sollten, mechanisch regeln, zu befreien und die Ordnung des Staats und der Gesellschaft auf das Gesetz der eigenen, sittlichen Natur des Menschen zurückzuführen. Aus diesem Streben ging auch die französische Revolution hervor, die nicht der absolute Anfangspunkt einer neuen Zeit war, wofür sie so oft ausgegeben worden ist, sondern in den Zusammenhang des seit Jahrhunderten begonnenen Weltprozesses gehört. Daß sie entartete, hatte seinen Grund nicht in der Natur des reformatorischen Geistes selbst, sondern in den besonderen Verhält-

Digitized by Google

nissen Frankreichs. Mit demselben Recht fügt Sybel an einer andern Stelle hinzu: diese Revolution, „die sich mit jedem Schritte tiefer in Blut und Verbrechen verstrickte, erhielt dadurch ihren weltgeschichtlichen, reinigenden und richtenden Beruf, daß bei ihren Erschütterungen die Gegner aller Orten nur der eigenen Selbstsucht gedachten“. Sie begegnete keiner sittlichen Macht, sondern nur einer unredlichen Cabinetspolitik.

Digitized by Google

III.

Unsere Verfassung im Sinn der extremen und im Sinn der gemäßigten Parteien. (1858.)

Zwei Jahrzehnte sind verflossen seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde — eine inhaltsschwere Zeit! — In tiefgehender Weise hat sich im Lauf dieser Jahre die Weltlage überhaupt, und namentlich die politische Lage Preußens und Deutschlands geändert. Infolge dessen ist auch der Inhalt der Parteibestrebungen vielfach ein wesentlich anderer — die Stellung und Bedeutung der Parteien selbst eine andere geworden. Was vor zwanzig Jahren vor Allem vor uns stand als die eigentliche Gefahr des Augenblicks und für die Zukunft des Vaterlands Unheil der schlimmsten Art befürchten ließ, ist in sich zusammen gesunken und verschollen. Was damals besiegt schien, und, — wie verwerflich es auch an sich sein mochte —, doch zur Zeit weniger beachtet bleiben durfte, ist dagegen zu einer verhängnißvollen Macht heran gewachsen — ist das geworden was bekämpft werden muß, wogegen wir Staat, gesellschaftliche Ordnung, und geistige und sittliche Bildung — alles was die Menschheit adelt, zu vertheidigen haben. —

Die Bestrebungen der Partei, die damals als die „äußerste Rechte" bezeichnet wurde, die Plane die sie in den fünfziger Jahren verfolgte, liegen weit hinter uns. Gewiß könnte heut zu Tage niemand mehr darauf verfallen, das bedenkliche Wahlgesetz wieder hervor zu suchen das im Herbst 1857 ausgearbeitet wurde.

Wären heute wieder Mahnungen an die deutschen Wähler zu richten, so müßten sie wohl vor ganz anderen Dingen warnen; — selbst abgesehen von dem Ultramontanismus, den ein theils harm-

Digitized by Google

loses, theils phantasievolles, aber in beiden Formen durchaus unberechtigtes Vertrauen, in unheilvoller Weise sich hat zu solcher Bedeutung entfalten lassen, daß alle dem deutschen Vaterlande feindlichen Parteien ihren entschiedenen Vortheil dabei sehen, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen.

Es wäre wohl, auch jetzt wieder, vor dem Streben zu warnen, in dieser alten wirklichen Welt, wo alles so vielfach bedingt ist, theoretische Gebilde unbedingt zu verwirklichen. — Es wäre daran zu erinnern, daß ein solches Streben, in dem bedingenden Element der Wirklichkeit thätig, immerdar fern ab vom Ziel, in unbekannte Weiten führt.

Es wäre vor dem unbedingten Glauben an fortschrittlich klingende Schlagwörter — oder Gemeinplätze — zu warnen, die wie geprägte Münze hin und her gegeben werden, als seien ihre Bedeutung und ihr Werth bekannt und außer Zweifel — und bei denen man sich am Ende doch nur etwas formlos-unbestimmtes zu denken weiß.

Es wäre dann auch wohl eines Wahns zu gedenken, der für den nicht leidenschaftlich Befangenen stets etwas Räthselhaftes behält, so oft auch schon Aehnliches in der Geschichte der Staaten und Völker vorgekommen ist. Wir meinen den Glauben an das Dasein einer großen liberalen Partei, die zwar in mehrere Fractionen — (: National-Liberale, Fortschrittspartei u. s. w.) — gespalten, doch im Wesentlichen Eines Sinnes sei. Man scheint nicht gewahr zu werden, daß eine in solchem Umfang gedachte Partei die allerschroffsten Gegensätze und Widersprüche in sich aufnehmen müßte; daß die Fractionen die man da zusammen zählt, in Wahrheit nicht etwa blos in Nebendingen verschiedener Ansicht sind, sondern, ihrem eigensten Wesen nach von Grund aus verschieden, einander als grader Gegensatz gegenüber stehen; daß sie von verschiedenen Prinzipien ausgehen und weitverschiedene Endziele verfolgen. Das Bedenkliche und möglicher Weise Verhängnißvolle dabei ist, daß die gemäßigte, besonnene Partei in einem solchen unnatürlichen Bunde, der wenigstens von einer Seite auf einem Irrthum beruht, unfehlbar immer der betrogene Theil ist, und zum Werkzeug der leidenschaftlicheren wird. Die gemäßigte Partei giebt oft nach, der Einigkeit wegen — die leidenschaftliche nie und in nichts; dadurch wird sie die herrschende im Bunde, auch wenn sie an Zahl die schwächere ist, — und an Geist

und Einsicht den Bundesgenossen selbst mehr noch nachsteht, als an Zahl der Stimmen. —

Wenn ich diese Blätter jetzt wieder drucken lasse, geschieht es gewiß nicht um einen beseitigten, und in der That bereits verschollenen Parteizwist wieder aufzunehmen, oder einen neuen anzufachen. Es geschieht weil ich bemüht gewesen bin in diesem Aufsatz nachzuweisen, was von allgemeinerem Interesse sein kann, und doch, wie es scheint, nicht immer beachtet und verstanden wird —: daß nämlich Ständewesen und parlamentarische Verfassung keineswegs verwandte Erscheinungen sind, vielmehr, den Anschauungen nach, die dem Einen und der Anderen zum Grunde liegen, sowie den Aufgaben nach, die sie sich ihrem Wesen entsprechend zu stellen haben, den denkbar entschiedensten Gegensatz bilden.

Im gegenwärtigen Augenblick, jetzt, wo die Wahlen der Landesvertretung Preußens für eine neue Periode von drei Jahren nahe bevorstehen, erleben wir das eigenthümliche Schauspiel, daß alle Parteien im Lande, die Extremen wie die Gemäßigten, selbst die einander grade entgegen gesetzten, die Demokraten gleich den Herren von der äußersten Rechten, sich in ihren Partei-Programmen, in ihren an die Wähler gerichteten Zeitungs-Artikeln, gleichmäßig auf die Verfassung berufen.

Alle ohne Ausnahme wollen, wie sie uns versichern, die Verfassung aufrecht erhalten. Das ist das gemeinsame Streben der Einen wie der Anderen.

Ein harmloser Wahlmann könnte am Ende wirklich zu dem Schluß kommen, es sei ziemlich einerlei, wem er seine Stimme gebe, und ob sein Wahlkreis einen Demokraten oder einen kleinen Herrn in das Haus der Abgeordneten sende; die Herren seien ja sämmtlich im Wesentlichen Eines Sinnes und wollten Alle dasselbe.

Die Wahl-Candidaten der Parteien selbst dagegen würden alsdann diese Identität des Wollens und Strebens ganz gewiß nicht zugeben; jeder von ihnen würde vielmehr bemüht sein, uns zu überzeugen, daß seine Partei nicht nur von der grade gegenüberstehenden, sondern auch von jeder anderen, durch scharfgezogene Grenzlinien prinzipiell geschieden sei. Und damit wäre dann wieder der Beweis

Digitized by Google

gegeben — wenn es dessen bedürfte — daß unter jenen ziemlich gleichlautenden Berufungen auf die Verfassung sehr verschiedene Dinge zu verstehen sind, je nachdem sie von dieser oder von jener Seite ausgehen, und daß der so ganz allgemeine Eifer für die Aufrecht-haltung der Verfassung sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Pläne einschließt.

Wir wollen gerne glauben, daß auch unsere Demokraten im Lauf der Zeiten etwas gelernt haben; daß sie nicht ohne Ausnahme und nicht unbedingt wieder mit den Ideen von 1848 auftreten würden, wenn sich die Gelegenheit dazu böte, gewiß aber thun wir einer großen Mehrzahl unter ihnen nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß für sie unsere gegenwärtige Verfassung doch immer nur die Brücke ist, die zu wünschenswertheren Zuständen hinüberführen soll.

Was dann die Partei der äußersten Rechten betrifft, so werden die Mitglieder derselben, auf Befragen, wohl kaum leugnen, daß sie fortan wie bisher consequent bemüht sein wird, unserer Verfassung mehr und mehr den parlamentarischen Charakter abzustreifen und ihr das Gepräge einer ständischen aufzudrücken.

In diesen Worten ist aber in der That sehr viel gesagt; es ist damit nicht weniger ausgesprochen, als das entscheidende Wort über die gesammte Gestaltung des Staats; über die Gestaltung aller Verhältnisse, die er umfaßt und bedingt, selbst in ihren Beziehungen zu dem Einzelnen; — über die Stellung des Staats nach außen sogar, und sein Verhältniß zu den andern europäischen Mächten. —

Um so mehr, um so entschiedener sind wir aufgefordert, uns durchgreifend Rechenschaft davon zu geben, worin denn eigentlich der Unterschied zwischen einer parlamentarischen und einer ständischen Verfassung liegt, und da ergiebt sich bald genug, daß er keineswegs in etwas blos Aeußerlichem, in den Formen zu suchen ist, etwa blos in einem verschiedenen Wahlmodus, in irgend einer bestimmten Gliederung der Staatsbürger sowohl als auch der gewählten Vertreter dieser wählenden Bevölkerung in dem Parlament oder auf dem Landtage. Nicht minder verfehlt wäre es, wenn wir den Unterschied etwa in dem größeren oder geringeren Maß von Einfluß und Macht zu finden glaubten, das einer berathenden Versammlung der Landes-Regierung gegenüber verliehen ist. Wir haben nicht selten Stände

von echtem Schrot und Korn, Stände vom reinsten Wasser gesehen, deren Ansprüche auf Einfluß und Macht mit großer Kühnheit sehr weit über alle nothwendigen Bedingungen einer parlamentarischen Verfassung hinausgingen.

Der Unterschied liegt viel tiefer; er liegt in dem eigensten Sein und Wesen dieser Institutionen, die nicht etwa blos in sich verschieden, sondern einander gradezu entgegengesetzt sind.

Für den entschiedenen Gegensatz bürgt schon der Umstand, daß so viele Gegner einer parlamentarischen Verfassung, so viele ihrer heftigsten Feinde, die in einer „Constitution" das Böse verkörpert sehen, daneben ein sehr lebendiges, ja ein leidenschaftliches Verlangen nach ständischen Einrichtungen äußern.

Je mehr wir uns dann mit dem Gegenstand, mit der Geschichte landständischer und parlamentarischer Institutionen bekannt machen, desto klarer tritt hervor, wie der Gegensatz beider schon in ihrer Entstehungsweise, wie in den Forderungen, denen sie von Anfang an genügen sollten, mit größter Bestimmtheit gegeben ist.

Landstände und ständische Verfassungen sind Institutionen, die wesentlich dem Mittelalter angehören. Keine andere Zeit hat ähnliches aufzuweisen, keine andere konnte dergleichen hervorbringen — denn diese Institutionen setzen diejenigen Ansichten vom Staat und der menschlichen Gesellschaft voraus, die im Mittelalter die herrschenden waren.

Die einflußreichsten der Staaten, die sich nach der Zertrümmerung des Römerreichs auf dessen Ruinen zu Macht und Bedeutung erhoben, waren aus germanischer Eroberung hervorgegangen, und die Zustände, die sich hier bei Franken und Longobarden bildeten, die Lehnsverfassung, die sich in diesen neu entstandenen Reichen von ihrer Entstehung an, durch eigenthümliche Umstände hervorgerufen, zu immer festeren Formen entwickelte: diese Institutionen wurden mehr oder weniger maßgebend für das ganze westliche Europa. Sie übten namentlich eine umgestaltende Rückwirkung auf das Stammland, auf die alte Heimath der Deutschen.

Die neuen Staaten waren nicht immer durch wandernde Völker gegründet, die auszogen, sich neue Wohnsitze zu erkämpfen. Viele, und zwar vorzugsweise diejenigen, die bei längerer Dauer zu einer in gewissem Sinn vollendeten Entwickelung gediehen, verdankten ihre

Digitized by Google

Entstehung dem kühnen Auszug eines gewaltigen Heeresfürsten und des reisigen Gefolges, das sich ihm anschloß, sich gegen ihn persönlich verpflichtete, seinen persönlichen Interessen zu dienen, und von ihm durch einen Antheil an der gemeinsam gewonnenen Beute belohnt wurde.

Da die neubegründete Herrschaft von solchen Verhältnissen ausging, gab es für die Geschlechter des Mittelalters eigentlich kein Vaterland. Der Begriff ging ihnen so vollständig verloren, daß man in der ganzen Literatur des Mittelalters vergebens ein Verständniß dafür suchen würde, oder auch nur einen Anklang an die Ideenverbindungen und Empfindungen, die das bedeutsame Wort in uns erweckt. Fast noch entschiedener war der Begriff des Staats aus dem Bewußtsein jener Zeiten verschwunden. Das Mittelalter wußte nichts von einem Staat als einem Gemeinwesen, das die Interessen einer Nation umfaßt und vertritt. Der Landesherr war, nach der Anschauungsweise dieser Jahrhunderte, ein Fürst, der das Recht zu regieren, als ein nützliches Eigenthum in seinem eigenen, persönlichen Interesse besaß. So vollständig kam diese Ansicht zu unbedingter Geltung, daß wir Königreiche theilen sehen, und zwar in solcher Weise, daß die königliche Würde und Macht selbst mit in die Theilung fällt, daß jeder der theilenden Brüder König und Herr wird in seinem Landes-Antheil.

Beherrscht durch die Verhältnisse, welche die Zeit geschaffen hatte, lebte der Einzelne einerseits in den engsten persönlichen Beziehungen zu einer Oertlichkeit, einem Dienstherrn, einer Dienstgenossenschaft — auf der anderen Seite in einem kosmopolitisch-allgemeinen Verbande mit den Standesgenossen auch der Fremde, und die Begriffe von Vaterland, Staat, Gemeinsamkeit im Volk, von denen wir ausgehen, waren darüber gar sehr in den Hintergrund getreten. Der deutsche Ritter stand dem französischen oder englischen viel näher als dem deutschen Bürger oder Bauern; von dem Priester, dem Ordensgeistlichen, gilt dasselbe sogar in einem noch höheren Grade, und selbst der wandernde Bürger rechnete in der Fremde mehr auf seine Zunftgenossen als auf seine Landsleute, sofern diese verschiedenen Standes waren.

Es würde zu weit führen, hier darauf einzugehen, in wiefern die dem Mittelalter eigenthümliche Anschauungsweise der öffentlichen

Digitized by Google

Verhältnisse in Deutschland dadurch modificirt wurde, daß die deutschen Könige auch die römische Kaiserkrone trugen, an welche sich allerdings die Vorstellung eines Reichs, ja einer Oberherrschaft über die gesammte Christenheit knüpfte; dadurch, daß dies Reich sich nach dem Aussterben der Karolinger zunächst zu einem Mittelding von erblichem und Wahlreich gestaltete, und dann unter dem wohlberechneten Einfluß der Päbste mehr und mehr den Charakter eines Wahlreichs annahm — und wie dann doch die Zeit auch diese widerstrebenden Verhältnisse in ihrem Sinn zu beugen und aufzufassen wußte. Daß die wehrhaften Stände Deutschlands die Interessen, die jenseits der Alpen verfochten werden sollten, als rein persönliche ihrer Könige betrachteten, lag in der That nahe genug. — Doch wie gesagt, weder der Raum, noch der Zweck dieser Blätter gestattet hier auf diesen weitgreifenden Gegenstand einzugehen.

In den kleineren Kreisen, den halb oder fast ganz souverainen Herzogthümern und Grafschaften, den Staaten im Staat, die sich bildeten, traten dieselben Ansichten noch ungezwungener als in der Natur der Verhältnisse gegeben hervor, und riefen dieselben Erscheinungen in das Leben.

Da das Dasein eines Staats im eigentlichen Sinn des Worts nicht anerkannt war, da dieser Begriff fehlte, konnte es auch Interessen des Staats, in dem Sinn, den wir, Söhne einer anderen weltgeschichtlichen Periode, mit diesem Wort verbinden, in Wahrheit gar nicht geben. Es gab an höchster Stelle eigentlich nur persönliche und dynastische Interessen des Landesherrn, mochten diese nun auf Glanz und Ruhm in ritterlichen Thaten gerichtet sein, auf Eroberung und Länder-Erwerb, auf den Kampf um ein bestrittenes Erbe und zweifelhafte Ansprüche, auf Erweiterung der Macht nach Außen — oder nach Innen gewendet, darauf, die Herrschaft über die Mächte, welche diesen Zwecken dienen sollten, fester und sicherer zu begründen.

Ueberall war das reisige Gefolge das Werkzeug, vermöge dessen der Landesherr seine Macht und Stellung behauptete, seine Zwecke verfolgte. Es war jetzt in eine ansäßige, mit Ritterlehen und hörigen Hintersassen ausgestattete Dienst- und Lehenmannschaft umgewandelt, eine landsäßige Ritterschaft geworden — immer aber dem Landesherrn persönlich, nicht einem Staat, einem Gemeinwesen verpflichtet.

Digitized by Google

Und überall regte sich in diesen Genossenschaften ein widerspenstiger Geist. Auch die Dienstmannschaft, die ursprünglich aus Hörigen, ja aus Leibeigenen bestand, die somit dem Dienstherrn unbedingt verpflichtet war, so weit Kräfte und Leben reichten — auch die wußte sich nach und nach der persönlich freien Lehenmannschaft gleichzustellen und ihr persönliches Verhältniß zu dem Dienstherrn in ein dingliches umzuwandeln. Sie erlangte, daß die Verpflichtung zum Dienst von der Person auf den Landbesitz übertragen wurde, den der Verpflichtete als Lehen inne hatte, und daß man sie als auf diesem Landbesitz haftend betrachtete; sie erlangte zugleich, daß die Reisigen- oder Hof-Dienste, die überhaupt verlangt werden durften, auf ein bestimmtes, nicht allzu hohes Maß zurückgeführt wurden. Daß dieses Maß dann fort und fort bei jeder günstigen Gelegenheit verringert und an neue, dem Verpflichteten vortheilhafte Bedingungen geknüpft wurde, versteht sich von selbst.

Aus diesen ritterlichen Genossenschaften sind die Landstände des Mittelalters hervorgegangen; aus den Lehenhof-Tagen die Landtage. Diese Genossenschaften mußten die Landesherren zusammenberufen, mit ihnen mußten sie sich verständigen — sofern keine Zwangsmittel zu Gebote standen — besonders wenn sie in dem Fall waren, Behufs der Förderung ihrer persönlichen und dynastischen Zwecke, außer den Diensten, zu denen man ihnen herkömmlicher Weise verpflichtet war, auch noch eine außerordentliche Beisteuer zu verlangen.

Die Dienst- und Lehenmannen hatten, als Genossenschaft, kein anderes gemeinschaftliches Interesse, als eben gemeinschaftlich darüber zu wachen, daß der Landesherr ihre wohl oder übel erworbenen Rechte, Vorrechte und Freiheiten nicht verletzte, die gezogene Scheidelinie nicht überschritt, an persönlichen Diensten, an Geld und Gut seiner ritterlichen Untersassen für seine Zwecke nicht mehr in Anspruch nahm, als ihm nach dem Ermessen dieser Untersassen selbst zukam. So waren die ritterlichen Lehenmannen, als berathende und beschließende Körperschaft ihrer Natur und Bestimmung nach, eine der höchsten Autorität entgegengesetzte Macht, die sich dem Landesherrn gegenüber abwehrend verhielt, und zwar lediglich in dem eigenen Sonder-Interesse der Genossenschaft selbst und ihrer sämmtlichen Mitglieder, ohne eine weitere Beziehung, als auf diese um ihrer selbst willen. Denn die ritterlichen

Digitized by Google

Herren vertraten kein umfassender gedachtes Gemeinwesen, keinen Staat, keine Nation — sie vertraten lediglich sich selbst.

Dieser beständigen Abwehr lag das weitergehende, positive Streben, die landesherrliche Macht mehr und mehr zu beschränken, sich selbst immer unabhängiger hinzustellen, so nahe, daß in der That beides stets verbunden erscheint, und wir sehen die Ritterschaft aller Länder sogar fortwährend bemüht, ihr ursprüngliches Verhältniß zu ihrem Oberhaupt geradezu umzukehren. War sie ursprünglich das Werkzeug gewesen, vermöge dessen der Landesherr eroberte, sich behauptete und herrschte, so strebte sie, nun selbst zu einer herrschenden Genossenschaft zu werden, den Fürsten aber zu einem Werkzeug für ihre Zwecke zu machen.

Auch die Art und Weise in der sie dann die eigentlich höchste Macht, ganz im Geist der Zeit, zu üben und zu nützen bemüht war, ist eigenthümlich und unterscheidet die Lehens-Aristokratie sehr wesentlich von jeder anderen, welche die Geschichte kennt. Sie wollte nicht an der Spitze des Staats stehen, um diesen als Ganzes allgemeineren Zwecken gemäß zu leiten, zu Glanz und Macht zu erheben — vielmehr war es jedem einzelnen Mitglied der Genossenschaft wesentlich nur um persönliche Ungebundenheit zu thun, nur um die Machtvollkommenheit, die jeder für sich daheim auf seinem Rittersitz und in seinem kleinen Machtgebiet übte.

Da eine willkürlich abgegrenzte Standesgesinnung an die Stelle des Gemeinsinns getreten war, da, wie schon gesagt, der Begriff des Staates fehlte, wollte man eine wirklich herrschende und regierende Centralgewalt auch dann nicht, wenn man sie selbst als Genossenschaft üben konnte. Das Streben ging unter jeder Bedingung dahin, die höchste Machtvollkommenheit, die Souverainität, zu zersplittern, sich Bruchstücke, Splitter derselben, Rechte der Landeshoheit anzueignen, um sie, jeder für sich insbesondere, in seinem eigenen Machtgebiet auszuüben und dort persönlichen Zwecken dienstbar zu machen. Die Macht, welche die Genossenschaft als solche erlangte, war ihr nur ein Mittel Vorrechte dieser Art für den Einzelnen in seinem besonderen Kreise zu gewinnen. Die Centralgewalt sollte den Rittern und Herren eigentlich nur dazu dienen, jede neue Usurpation nach unten wie nach oben, gegen die Untersassen zumal, im Namen einer angeblichen höchsten Autorität, durch Brief und Siegel zu „historischem Recht“ zu stempeln.

Digitized by Google

Diesem Streben gegenüber sahen sich die Landesherren genöthigt, in den entstehenden bürgerlichen Genossenschaften, in den Städten, eine Stütze zu suchen und ihre Blüthe zu fördern. Auch Abgeordnete der Städte zu den Hoftagen herbeizuziehen, wurde von selbst nothwendig, sobald man ihre Hülfe und Beisteuer in Anspruch nehmen wollte, und so bildeten sich die Landtage im eigentlichen Sinn des Worts, in weiter entwickelter Form. Erst jetzt konnte von Ständen in einer Mehrzahl die Rede sein. Aber auch die Städte vertraten lediglich sich selbst, und hatten nur Sonder-Interessen zu wahren; auch diese Gemeinden suchten sich vorzugsweise der Centralgewalt so viel als möglich zu entziehen und durch erweiterte Freibriefe und Vorrechte, jede für sich, als Staaten im Staat auszubilden.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Phasen des ständischen Staatswesens im Einzelnen zu verfolgen, oder nachzuweisen, durch welche Mittel es den Landesherren im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gelang, ihre Macht fester und sicherer zu begründen — was natürlich den Ständen nirgends zusagen wollte.

Noch weniger kann es nothwendig scheinen, hier im besonderen an die großen Weltereignisse zu erinnern, die, vom sechzehnten Jahrhundert an, eine wesentliche Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse forderten und zugleich vorbereiteten; — die einen Abschnitt in der Weltgeschichte bilden, und durch welche die längst schon herkömmlich, im Gegensatz zu dem Mittelalter, sogenannte „Neuere Zeit“ eingeführt wurde.

Die mittelalterlichen Zustände und das Ständewesen das ihnen entsprach, mußten mehr oder weniger überall weichen vor den berechtigten Forderungen des mächtig erweiterten Völkerlebens der europäischen Menschheit. Sie wichen auf dem Festlande unseres Welttheils einem centralisirenden Absolutismus, der vielfach revolutionär, d. h. rücksichtslos umgestaltend war und wirkte, — in England einer parlamentarischen Regierung.

Zum Theil war diese schon vorbereitet in der alten Verfassung des Landes durch manche Eigenthümlichkeiten, die es dort dem Adel unmöglich machten, eine erweiterte Machtvollkommenheit in besonderen Landgebieten zu erlangen, und ihn zwangen, seine Bedeutung vorzugsweise in den Rechten und der Macht zu suchen, die er als Genossenschaft gemeinsam in den Berathungen mit seinem König übte.

Digitized by Google

Neben manchen schon von Wilhelm dem Eroberer mit vieler Umsicht angeordneten Eigenthümlichkeiten des englischen Lehnwesens führten namentlich die trotz der normännischen Eroberung stehen gebliebenen Reste alt-sächsischer Volksfreiheit in diese Bahnen, indem sie es den Rittern und Herren unmöglich machten, ihre Besitzungen in „geschlossene Territorien“ zu verwandeln, das heißt innerhalb ihrer Grenzen die unmittelbar eingreifende Wirksamkeit einer anderen Autorität als der eigenen, namentlich die der königlichen auszuschließen.

Die parlamentarische Regierung entwickelte sich in dem Inselreich unter hartnäckigen Kämpfen, die zum Theil als „Rebellion“ verurtheilt und geschmäht, zum Theil als „glorreiche Revolution“ verherrlicht werden, deren eigentliche weltgeschichtliche Bedeutung aber darin liegt, daß sie den damals verschollenen Begriff des Staats wieder zur Geltung brachten und als einen thatsächlich geltenden und anerkannten in das Staats- und Völkerrecht Europa's einführten.

Der Staat wurde wieder als ein alle Interessen einer Nation umfassendes Gemeinwesen aufgefaßt, dem alle Sonder-Interessen unterzuordnen seien, mit dessen höchsten Zwecken kein Sonder-Interesse im Widerspruch stehen dürfe. Es wurde förmlich anerkannter Grundsatz, daß jedes Mitglied des Parlaments, wo und von wem auch immer gewählt, weder die Interessen eines besonderen Standes, noch die einer besonderen Oertlichkeit zu vertreten, sondern als Abgeordneter der ganzen Nation die Interessen des Ganzen wahrzunehmen habe.

So stehen denn nun Ständewesen und parlamentarische Regierung einander in schroffem Gegensatz gegenüber, wie Mittelalter und neuere Zeit. Das Parlament gehört dieser Letzteren an, deren Schöpfung es ist, und einer Ansicht der menschlichen Dinge, die den Staat in seiner umfassenden Bedeutung und höchsten Berechtigung obenan stellt —: Stände vertreten die Ansprüche des Mittelalters, die, streng genommen, den Begriff des Staats leugnen und aufheben.

Das Parlament ist ein Organ des Staatslebens; es stellt sich neben die Regierung, um mit ihr vereint einen und denselben Zweck zu verfolgen, mit ihr vereint das Wohl des Ganzen, die Gesammtinteressen des Staats und der Nation, zu fördern und zu wahren. Regierung und Parlament im Zwiespalt, im Gegensatz —: das ist schon an sich eine Anomalie, eine Erscheinung die nur aus einem kranken Zustande des Gemeinwesens hervorgehen kann.

Digitized by Google

Stände dagegen haben eine ganz andere Vollmacht und einen ganz anderen Auftrag. Sie stehen der Regierung als etwas Fremdes, als eine von ihr gesonderte Macht, als Gegensatz gegenüber. Die Interessen der Gesammtheit liegen außerhalb ihrer Competenz, die Zwecke, welche die Regierung verfolgt, bleiben ihnen fremd; ihre Aufgabe ist nicht, in reger Theilnahme an dem allgemeinen Leben des Staats auf dessen Gesammt-Schicksale direct einzuwirken und die Interessen des Staats gegen alle Sonder-Interessen zu vertreten —: sondern grade umgekehrt dem Staat gegenüber die Sonder-Interessen und Vorrechte einzelner Stände zur Geltung zu bringen und ihnen, als dem was vor allem Anderen berücksichtigt werden muß, Anerkennung zu erzwingen.

Ganz folgerichtig im Sinn solcher Anschauungen bringt denn auch eine Flugschrift, die vor zwei Jahren als eine Art „Programm der Rechten" entworfen wurde, indem sie den Eid des Königs auf die parlamentarische Verfassung des Landes als durchaus verwerflich abweist, das löbliche Herkommen der Vergangenheit in Erinnerung, dem zu Folge der König von Preußen bei der Huldigung seinerseits den „Reversalien-Eid" zu leisten hatte. Den Eid nämlich auf die ständischen Vorbehalte, durch welche namentlich die Sonder-Interessen und Vorrechte einzelner Stände und Corporationen, die Steuer-Freiheit der Ritterschaft, privilegirter Gerichtsstand, Befreiungen vom Militairdienst und dergleichen, sicher gestellt werden sollten. Das Programm der „conservativen Politik" giebt mit Bedauern zu, daß es nicht mehr möglich sei, „die Form jenes Gelöbnisses beizubehalten", meint aber tröstend, „es dürfte dem Sinn der Sache genügend entsprechen, wenn der Souverain sich verpflichtet, die bestehenden Landesgesetze anzuerkennen und zu respectiren"*) — wodurch denn jene alten „Sonder-Freiheiten" und „Vorrechte" in ihrem älteren, besseren, unantastbaren Recht der jüngeren Verfassungs-Urkunde gegenüber anerkannt, die persönlichen und Standes-Interessen, die durch sie geschützt werden sollen, außer dem Bereich der königlichen Autorität gestellt, und den Ansprüchen des Staats entrückt wären. Und an einer anderen Stelle derselben Flugschrift lesen wir die bedeutsamen Worte: daß es Schutz

*) Grundzüge der conservativen Politik, Berlin 1856, S. 32.

der Unterthanen-Rechte, nicht Advocaten-Kämpfe um Regierungsrechte gelte.*)

Sehr gewichtig und als eines der vorwiegenden Elemente dieser allgemeinen Aufgabe tritt dann die besondere hervor, die materiellen — die Geld- und Vermögens-Interessen einzelner Stände — namentlich des Standes, welcher der herrschende ist oder unbedingt sein möchte — ritterliche Grundsteuer-Freiheit und dergleichen — der Regierung gegenüber siegreich zu behaupten: überhaupt unter allen Bedingungen, und welche Interessen der Gesammtheit es auch gelten möge, zu verhindern, daß die Regierung zur Förderung ihrer Zwecke mehr fordert und erhält als man eben bequem findet. Haben wir doch im Lauf der letzten Sitzung von einem Hauptführer der äußersten Rechten, dessen Reden sich stets weniger durch gewählte Eleganz als durch Kernhaftigkeit des Ausdrucks auszeichnen, den berühmten Ausspruch thun hören, die eigentliche Bestimmung der Stände sei „den Daumen auf den Geldsack zu halten!“

Ist es in dem System parlamentarischer Verfassung eine Anomalie, wenn Regierung und Parlament sich in einem Gegensatz befinden, so ist umgekehrt im ständischen System der Gegensatz als das eigentliche Wesen der Sache nothwendig gegeben. Stände sind wesentlich berufen, sich gegen die Forderungen der Regierung abwehrend, verneinend zu verhalten, der landesherrlichen Gewalt Grenzen zu ziehen, jede Erweiterung der Autorität des Staats und der Regierung den Standes- und Corporations-Vorrechten gegenüber abzuwehren.

Ist ein Parlament gleich der Krone und mit dieser vereint für das Wohl und Weh des Ganzen, des Staats, des Vaterlands, verantwortlich; ist diese Verantwortlichkeit von ihm selbst ausdrücklich anerkannt — so sagen dagegen Stände sich sehr gern von jeder solchen Mit-Verantwortlichkeit los. Sie überlassen das Regieren der Regierung, wie der oft wiederholte beliebte Spruch lautet — und die Verantwortung dazu! — Sie haben nur für sich selbst zu sorgen.

Seltsamerweise ist vielfach der Versuch gemacht worden, gerade dieses negative, ablehnende Verhalten für ein ganz besonderes conservatives Verdienst auszugeben, für ein Ergebniß der höchsten loyalen Ehrfurcht und Pietät.

---

*) ib. S. 28.

Digitized by Google

Um den ideellen Standpunkt zu bezeichnen, den ein Parlament in dem öffentlichen Leben, im Staat, einzunehmen hat, die Natur seiner Verpflichtungen und seiner Verantwortlichkeit der Krone wie dem Lande gegenüber, den Geist und Sinn, in welchem ihm obliegt seine Aufgabe im Ganzen wie in Beziehung auf jede einzelne Frage aufzufassen, hat man sich nämlich wohl des Ausdrucks „parlamentarische Mitregierung" bedient. Diese Worte sind dann nicht selten der Gegenstand eines seltsamen, vielleicht nicht immer unfreiwilligen Mißverständnisses geworden. Anstatt sie auf den Geist zu beziehen, der in der parlamentarischen Thätigkeit vorwalten soll, hat man sie so verstehen wollen, als ob für die Abgeordneten des Landes eine unmittelbare, thatsächliche Theilnahme an der Regierung und Verwaltung verlangt würde.

Da hat es denn natürlich an geheimnißvoll warnenden Winken nicht gefehlt, und andererseits hat sich eine conservative und loyale Entrüstung mitunter sehr laut und energisch vernehmen lassen: das sei Revolution — die freilich schon in den verderblichen Reformen der schlimmen Zeit von 1807—1811 gelauert habe —: das sei Umsturz, Frevel gegen die göttliche Weltordnung — denn „regieren muß der König allein!"

Das Mißverständniß ist in Wahrheit wohl eines der seltsamsten zu nennen. Denn allerdings finden wir die beiden Systeme auch in Beziehung auf die Verhältnisse, die hier zur Sprache kommen, wieder im entschiedensten Gegensatz —: aber der Gegensatz ist nicht von der Art, wie von jener Seite vorgegeben werden will.

Grade die Theorie des parlamentarischen Staatsrechts pflegt gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt sehr scharf zu unterscheiden, und die Letzteren ausschließlich der Krone zu überweisen.

Was dann die Verhältnisse in unserem preußischen Vaterlande insbesondere anbetrifft, so dürfen wohl alle diejenigen, die den Grundsätzen einer großen und schönen Zeit, den Grundsätzen von 1808 und 1813 treu geblieben sind, sich auf das bekannte „politische Testament" des Ministers v. Stein berufen. Da lesen wir, ganz obenan gestellt als ersten Punkt:

„Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstück ererbt und erkauft

werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sei Herr, insoweit diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt." Und dann wieder:

„Derjenige der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab."

Dagegen laufen da, wo ständische Institutionen in einer gewissen Vollendung bestehen, gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt gar vielfach ineinander — oft in recht seltsamer Weise — so daß sie den Begünstigten nicht selten zum Richter in eigener Sache machen — und die ausübende und richterliche Gewalt liegen hier durchaus nicht ausschließlich in den Händen der Krone. Das ist in diesem System keineswegs Grundsatz.

Auch sehen wir bei uns in Preußen gerade diejenige Partei, die so gern wiederholt, „regieren muß die Regierung allein", und die nebenher entschieden ständische Institutionen anstatt der parlamentarischen verlangt, in sehr natürlichem, folgerichtigem Zusammenhang mit dieser Forderung, unabläßig und mit großem Eifer bemüht, sich Theile der ausübenden Regierungsgewalt anzueignen. Ihr Streben scheint sogar mitunter auf einen Löwenantheil gerichtet. Wir hören vielfach von einer „natürlichen Obrigkeit der Landgemeinden" sprechen, als welche nicht der höchste Landesherr gelten soll; wir müssen viel von „kleinen Herren" und deren geschichtlichem, wo nicht göttlichem Recht vernehmen. — Um die Sache zweifelnden Gemüthern in einem neuen, idealen Licht zu zeigen, ist sie dann gelegentlich auch wieder umgekehrt, und uns sehr beweglich ausgemalt worden, daß die Mitglieder der alten, angestammten Ritterschaft die angeerbte „Pflicht" haben, das Land zu regieren — jeder in seinem Dorf nämlich —: das preußische Volk dagegen hat das unantastbare, unveräußerliche „Recht" gerade so, in dieser das Ganze zerstückelnden Weise, und gerade von den „kleinen Herren" regiert zu werden, zumal in allen Fällen, wo diese als Richter in eigener Sache auftreten. Dies heilige „Recht" kann keine verallgemeinernde Theorie, keine liberalisirende Schwindelei dem Volke rauben.

Wie man erwarten mußte, lag den Mitgliedern dieser Partei gar sehr nicht nur daran, daß sie die Polizei-Gewalt in den Land-

Digitized by Google

gemeinden wieder erhielten, sondern auch daran, daß dies in der gehörigen Form geschah, durch die ihre Ansprüche anerkannt und ihre Prinzipien bestätigt wurden. Sie wollen diese Gewalt keineswegs in königlichem Auftrag und unter Vollmacht des Königs ausüben — gleich den Friedensrichtern in England — sondern lediglich in eigenem, ererbten oder erworbenen, an dem Besitz haftenden und dazu gehörigen, von jeder Verleihung oder Uebertragung seitens der Krone unabhängigen Recht, als „gnädige Grundherrschaft." — Sie wollen auch in diesen Functionen nicht — gleich den Friedensrichtern in England — als königliche Beamte behandelt sein. Von einem disciplinarischen Verfahren gegen sie — und folglich von eigentlicher Verantwortlichkeit — darf nicht die Rede sein. Sie ernennen Stellvertreter, was freilich mit der „Pflicht" zu regieren, einigermaßen in Widerspruch steht; das preußische Volk scheint dadurch jedenfalls in seinem „Recht" verkürzt.

Bedeutende Organe der Partei riethen dann auch die Polizei-Anwaltschaft unweigerlich mit zu übernehmen, da sich auf diesem Wege leicht auch ein Stück Patrimonial-Gerichtsbarkeit wieder gewinnen lasse — und in einem benachbarten Lande hat ganz vor Kurzem die unserer „äußersten Rechten" sinnesverwandte Ritterschaft ihrem Landesherrn ganz unumwunden auseinandergesetzt, daß sie das Recht der Patrimonial-Gerichtsbarkeit eben so gut von Gottes Gnaden habe wie der König seine Krone.

Aber die Patrimonial-Gerichtsbarkeit läßt sich am Ende auch wohl entbehren. Davon überzeugen wir uns leicht, wenn wir sehen, was alles unter die Autorität der grundherrlichen Polizei gebracht werden soll. Jene Partei wünscht die Strafgewalt der Polizei, namentlich der grundherrlichen zu erweitern, wobei dann vielleicht auch die Lieblingsstrafe der äußersten Rechten, die Prügelstrafe, polizeilich verhängt werden könnte. — In dem bäuerlichen Grundbesitz soll — gleichwie in dem ritterlichen — eine privilegirte Erbfolge eingeführt werden, um die Zersplitterung der Bauerngüter zu verhindern. Der Verkauf von Bauerngütern soll zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, nicht ganz unmöglich gemacht werden: aber die Gemeinde-Vertretung — von dem Grundherrn ernannt — soll (versteht sich unter seiner Leitung) über die Aufnahme neuer Mitglieder „förmlich beschließen." Hat Jemand ein Bauerngut, ein Häusler-

Digitized by Google

anwesen gekauft, und die so vertretene Gemeinde versagt ihre Zustimmung, so fällt die Gültigkeit des „Besitzveränderungs-Vertrages“ fort, und der Kauf wird rückgängig. Wie es scheint, sollen auch durch Testament verfügte Theilungen eines ländlichen Grundstücks auf diese Weise rückgängig gemacht werden können. Daß die Einwanderung Minderbemittelter durchaus von dem Belieben der Gemeinde-Vorstände abhängig gemacht werden soll, versteht sich danach ganz von selbst. — Dann verlangt die „Conservative Politik“, daß den Gemeinde-Vorständen (d. h. der Grundherrschaft) und Gemeinde-Organen wichtige öffentliche Funktionen zur selbständigen Erledigung — (also ohne alle Controle Seitens der königlichen Regierung) — übertragen werden. Den vom Grundherrn ernannten Ortsgerichten die „unerheblicheren richterlichen Geschäfte“ — dem Gemeinde-Vorstande, der Grundherrschaft, der „überwiegende Theil der Polizei-, Steuer-, Schul- und sonstigen Verwaltungs-Angelegenheiten“.*)

Da nun auch dem Unheil der „leichtsinnigen Eheschließungen“ gesteuert werden soll; da man das Alter, in welchem Ehen geschlossen werden dürfen, erhöht zu sehen wünscht, und die Schließung jeder einzelnen Ehe von dem Consens der Ortsobrigkeit (der natürlichen) abhängig machen möchte, wäre somit ein Zustand der ländlichen Bevölkerung hergestellt, der sich von der Erb-Unterthänigkeit früherer Zeiten nicht mehr wesentlich unterschiede.

Die Leitung der Schule Seitens der ländlichen Orts-Obrigkeit ist dann auch sehr ernsthaft gemeint. Die Partei verwirft die Bestimmung der Verfassungs-Urkunde, derzufolge: „der Staat unter gesetzlich verordneter Betheiligung der Gemeinden aus der Zahl der Befähigten die Lehrer der öffentlichen Volksschulen anstellt.“ „Der Satz, bemerkt sie, derogirt dem Patronatsrechte.“ — Der Grundherrschaft als Kirchenpatron soll demnach wohl die Ernennung der Schullehrer zustehen. — Zugleich wird der Artikel der Verfassungs-Urkunde verworfen, der verspricht, daß das ganze Unterrichtswesen durch ein besonderes Gesetz geregelt werden solle. Wir werden darüber belehrt, daß „je länger desto mehr die Einsicht Platz gegriffen hat, daß nur in den Abstufungen der Familien der Anhalt für die Abstufungen des Unterrichts gewonnen werden kann und daß den

*) Grundzüge ꝛc. 22.

Digitized by Google

Aufgaben der Schule nicht der abstracte „Staatsbürger", sondern der Mensch in seiner concreten Stellung zum Grunde gelegt werden muß. „Der Unterricht, der jedem bei uns unentbehrlich ist, ist wie das Recht, so die Aufgabe der Kirche".*)

Der letztere Satz wird selbst im Ausdruck dem Protestantismus untreu, da nach protestantischen Begriffen die Kirche niemand Anders ist als eben die kirchliche Gemeinde selbst, nicht aber eine die Gemeinde beherrschende geistliche Corporation. Doch wie dem auch sei, jedenfalls soll dafür gesorgt werden, daß Niemand einen weiter gehenden Unterricht erhält als ihm nach seiner Geburt und seinen Standes-Verhältnissen zukommt —: daß überhaupt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die ländliche Bevölkerung wäre, wie die letzten Zeilen mit hinreichender Klarheit aussprechen, auf den Katechismus zu beschränken. — Und in der That, es läßt sich nicht leugnen, das System der Jesuiten, sich der Erziehung zu bemächtigen, ganze Geschlechter zur Unmündigkeit, zu gefügigen Werkzeugen für bestimmte Sonderzwecke zu erziehen, hat sehr viel für sich, wenn einmal solche besondere Zwecke erstrebt und erreicht werden sollen.

So wäre es also nach dem Sinne dieser Partei um die Regierung der Landgemeinden bestellt. Aber natürlich bleibt das Streben, sich Funktionen der Regierungsgewalt anzueignen, nicht bei der Landgemeinde stehen. Nur unter dem Schutz corporativer Vereinigungen läßt sich die Herrschaft jedes einzelnen Grundherrn in seinem besonderen Machtgebiet gehörig sicher stellen. Deshalb erklärt man sich in Reden, Leitartikeln und Flugschriften laut gegen die verderbliche „Bureaukratie" d. h. gegen jede Autorität und durch die bisherigen Verwaltungsnormen bedingte Thätigkeit der königlichen Behörden, der Organe, vermöge welcher die königliche Regierung regiert. — Wie die Landgemeinde durch den Grundherrn regiert werden soll, so will man in den größeren Landgebieten die eigentliche Regierung, die gesammte Verwaltung, in die Hände der Kreis- und Provinzialstände gelegt wissen — so daß also im ganzen preußischen Reich eine sehr entschiedene, sehr reelle Mitregierung der Stände einträte.

Die Kreis- und Provinzialstände aber sollen natürlich in un-

*) Grundzüge &c. 31.

Digitized by Google

veränderter Gestalt überwiegend aus den geborenen Vätern des Landes, aus den „natürlichen Obrigkeiten der Landgemeinden“ zusammen gesetzt auftreten. Der Stand, dessen Pflicht es ist Preußen zu regieren, will seiner Pflicht auch in dieser Sphäre genügen.

Natürlich dürfen dem herrschenden Stande in seiner bedeutsamen Stellung dann auch nicht die Mittel versagt sein, sich selbst in unverfälschter Reinheit und Gesinnungstüchtigkeit zu erhalten. Deshalb soll auch fortan die Erwerbung eines Ritterguts und der damit verbundenen Kreis-Standschaft nicht ohne Weiteres einem jeden gestattet sein. Die Kreisstände werden vielmehr geschlossene Korporationen, zu denen man nur mit ihrer Zustimmung durch förmliche Aufnahme Zutritt gewinnt. Erwirbt Jemand durch Kauf ein Rittergut, und die Korporation der Kreisstände versagt ihre Zustimmung, weil ihr die Person des Erwerbers nicht ansteht, oder aus irgend einem anderen Grunde, den sie noch dazu vielleicht nicht einmal auszusprechen braucht — so bleibt der Käufer nicht etwa blos von den Kreistagen ausgeschlossen —: der Kauf selbst wird rückgängig*).

Da nun die Partei für jetzt der Majorität in den Kreis-Standschaften gewiß zu sein glaubt, wäre ihr dadurch das Mittel gegeben, jeden der sich nicht ausreichend politisch „gesinnungstüchtig“ erwiese, jeden, von dem zu befürchten stände, daß er der rechtmäßigen Standes-Gesinnung untreu werden könnte, von allem ritterlichen Grundbesitz und der Kreisstandschaft auszuschließen — somit der eigenen Partei diese Majorität für alle Zeiten zu sichern, die Herrschaft der eigenen Partei in ganz Preußen, und wie die Kurzsichtigkeit meint, für immer festzustellen.

Aber natürlich können so wichtige Dinge doch nicht unbedingt in Einer Instanz abgemacht werden. Demjenigen dem der Kauf eines Bauerguts und die Aufnahme in eine Landgemeinde versagt wird, soll demnach auch ein Recurs offen stehen —: nicht etwa an die königliche Behörde — noch weniger an die Gerichte —: sondern an die betreffenden Kreisstände, die dann abschließend in der Sache entscheiden.

Eben so soll auch Derjenige, dem eine kreisständische Korporation die Erwerbung eines Ritterguts und der Kreisstandschaft verbietet,

*) Grundzüge ꝛc. 23.

Digitized by Google

allerdings an eine höhere Instanz appelliren können —: aber auch wieder nicht an eine königliche Regierung oder an die Gerichte — sondern an die Provinzialstände, wo die Sache dann abermals von Standes- und Gesinnungsgenossen abgemacht wird, und zwar ohne daß eine weitere Berufung höher hinauf statt fände*). Alle Besitzveränderungen im ganzen Umfange des Reichs, die Erwerbung ständischer Rechte, die wichtigsten gesellschaftlichen Beziehungen wären somit allem und jedem Einfluß der Krone entzogen. Die Regierung, die Krone, hätte weder das Recht noch ein Mittel den Käufer eines Grundstücks, dem von Seiten der Kreisstände die Aufnahme verweigert würde, zu schützen. Das sind, wie die Kreuz-Zeitung (1856 Nr. 296) versichert, die Entwürfe, nicht etwa der „äußersten" Rechten, sondern der am „wenigsten äußersten Rechten"!

Könnte dieses System folgerichtig und vollständig durchgeführt werden, so sähen wir das ganze Reich in kleine Gebiete zerschnitten, die sämmtlich dem Einfluß der Krone entzogen wären, so daß der königlichen Regierung im buchstäblichsten Sinne des Worts der Boden unter den Füßen fortgezogen würde, und gar kein Gebiet übrig bliebe, in dem sie regieren könnte.

Was bedeutet denn nun also der Spruch „Regieren muß die Regierung allein" in dem Munde einer Partei, zu deren thatsächlichem Streben er einen so grellen Gegensatz bildet?

Wir glauben er hat bei alledem wirklich einen Sinn, und ist sogar nicht eben schwer zu deuten.

Er besagt in diesem Zusammenhang: „Was aus dem Vaterlande in seiner Gesammtheit wird, was aus dem Staat im Ganzen, welche Stufe der Macht und gesicherten Ansehens er einnimmt — dafür sind wir nicht verantwortlich; wir haben gar nicht das Recht uns darum zu bekümmern, und werden gewiß nicht „Advokaten-Kämpfe um Regierungsrechte" führen; es ist das lediglich Sache der königlichen Regierung, denn „regieren muß der König allein"! — Wir haben nur der Krone gegenüber die „Unterthanen-Rechte" — unsere eigenen Rechte und Interessen wahrzunehmen, z. B. dafür zu sorgen, daß wir für das verlorene Jagdrecht gehörig entschädigt werden, und daß man uns nicht zumuthe, Grundsteuer zu zahlen." —

*) Grundzüge ꝛc. l. c.

Digitized by Google

Sollte dann z. B. die Regierung mit dem Plane hervorteten — etwa größere Mittel auf die entstehende preußische Flotte zu verwenden, und die Hülfsquellen dazu in Maßregeln suchen, die den grundsteuerfreien Grundbesitz in einer oder anderer Form belasten könnten, so würden wir unfehlbar von jener Seite ganz in demselben Geist wieder vernehmen, was wir wohl schon gelegentlich gehört haben: „Ein erwiesenes Bedürfniß des Staats ist für uns kein Grund unseren Vorrechten und Freiheiten zu entsagen. Die Regierung mag selber zusehen, wie sie sich hilft; durch Ersparnisse oder wie sie es sonst versteht! Denn wie sie mit den ihr zugewiesenen Mitteln ihre Aufgabe lösen, wie sie den Zwecken des Staats gerecht werden will — das geht uns nicht an! „Regieren muß die Regierung allein!" — unser Auftrag ist vor allem „den Daumen auf den Geldsack zu halten.""

So müssen wir denn am Ende wohl gestehen, daß trotz des seltsamen Gegensatzes, den die objectiv aufgefaßten Worte der Partei mit dem bilden, was sie thatsächlich erstrebt, die Partei, so wie sie ihre eigenen Worte selbst versteht, doch keineswegs im Widerspruch mit sich selbst steht.

Wenden wir nun den Blick von den öffentlichen Verhältnissen, welche durch die beiden einander entgegengesetzten Systeme, das parlamentarische und das ständische, hervorgerufen und bedingt sind, auf den Einfluß, den beide auf die sittliche Entwickelung der Bevölkerung üben müssen, so erkennen wir auch hier wieder denselben Gegensatz.

Wir sind weit entfernt zu glauben, daß mit einer parlamentarischen Verfassung ohne Weiteres alles Gute und Wünschenswerthe gegeben sei — oder daß in solchen Institutionen in allen Zeiten und unter allen Bedingungen die einzige Möglichkeit staatlichen Gedeihens liege. Wer einigermaßen in der Geschichte bewandert ist, und das Leben kennt, der weiß, daß überall der Geist, in dem regiert wird, weit mehr entscheidet und bedeutet als die Formen; er weiß, wie, je nach Landesart und Zeit gar sehr Verschiedenes den gesellschaftlichen Zuständen entsprechend und die Zwecke der Menschheit fördernd sein kann. Auch Preußen hat in seiner Geschichte ruhmreiche Perioden eines großartigen Fortschritts aufzuweisen, deren Andenken der Nation theuer ist, und die von solchen Formen unabhängig waren.

Das aber bleibt unbedingt wahr: parlamentarische Institutionen

Digitized by Google

und die Oeffentlichkeit des Staatslebens können, da, wo sie am Ort und an der Zeit sind, ganze Geschlechter zu großer Tüchtigkeit heranbilden und Menschen von Charakter erziehen. Sie können großartige Charaktere entwickeln, die den Aufgaben des öffentlichen Lebens gewachsen sind, und unter allen Bedingungen, unter den schwierigsten und drohendsten Verhältnissen, gewachsen bleiben — man sehe auf die Charakter-Festigkeit englischer Staatsmänner. — Solche Institutionen können die Energie und die Intelligenz der Nation um den Thron sammeln; sie sind wohl geeignet, das allgemeine Interesse an den öffentlichen Verhältnissen und an dem Gesammt-Vaterland, Gemeinsinn und Patriotismus zu beleben und zu steigern, indem sie die Sache des Staats zu der Sache Aller machen. Ein Ständewesen dagegen, das die Interessen der Regierung als eine Sache für sich auffaßt, kann auch in Beziehung auf den im Allgemeinen herrschenden Sinn und Geist nur lähmend und hemmend einwirken. Da hier für jeden zur Hauptaufgabe wird, dem öffentlichen Wesen gegenüber die eigenen und die Standes-Interessen sorgfältig wahrzunehmen, da solche Verhältnisse den Menschen ausdrücklich darauf anweisen, vorzugsweise ein Standesleben zu leben, weiß man kaum zu sagen, woran sich Geist und Sinn erweitern sollten. Vaterlandsliebe und der echte Gemeinsinn, im eigentlichen, schönen, großen Sinn des Worts — der Gemeinsinn, der über die Standesgrenzen, über die engen, selbstsüchtigen Interessen einer Oertlichkeit, einer Corporation hinausgeht — werden durch solche Institutionen nicht gefördert, sondern abgewiesen, und pflegen in geistiger Oede und Beschränktheit zu versiegen. Weit eher können solche Bedingungen des öffentlichen Lebens eine streng abgeschlossene Standes-Gesinnung, Vorurtheile, Dünkel und Standes-Selbstsucht hervorrufen und großziehen.

Die Beispiele, daß Staat und Vaterland preisgegeben worden sind, um Standes-Interessen zu retten, sind wahrlich nicht selten in der Geschichte; es erinnert sich ihrer wohl ein jeder. In Preußen haben solche ständische Institutionen anderthalb oder zwei Jahrhunderte lang durchaus keine Bedeutung gehabt, sie waren verschollen; das gegenwärtige Geschlecht ist in einer Zeit, die mit ganz anderen Forderungen hervortrat, in ganz anderen Verhältnissen, unter ganz anderen Eindrücken aufgewachsen — man hätte glauben können, daß hier kein Boden mehr sei, für den Geist, der in einem mittelalterlichen

Digitized by Google

Ständewesen sein natürliches Element sucht und findet — und dennoch können wir nicht umhin zu bemerken, daß auch bei uns in Preußen schon mit dem ausgesprochenen Verlangen nach ständischen Institutionen an der Stelle parlamentarischer auch jener, dem Begriff und der Berechtigung des Staats feindliche, ständische Geist sich mehr als geräuschvoll regt. Wir können nicht umhin zu bemerken, daß eben die Partei, die sich für ständische Institutionen begeistert und ihren Herrlichkeiten huldigt, die Interessen der Standes- und Partei-Politik hoch über alle anderen Rücksichten stellt; daß ihr für diese kein Opfer zu groß ist, welches der Staat, das Vaterland bringen müßten. Wir haben diese Partei (z. B. 1850) in Rede und Schrift, ohne Scham und Scheu für fremde Staaten in die Schranken treten sehen, die sich gegen Preußen auf das entschiedenste feindlich verhielten, weil sie erwartete, daß diese Mächte ihrer Partei- und Standes-Politik im Inneren Preußens zum Siege verhelfen würden. Wir haben sie in demselben Sinn ohne Scham und Scheu von „Pflichten der Treue" reden hören, die sie gegen den Monarchen eines fremden Landes habe, weil sie in ihm ihr eigentliches Partei-Oberhaupt verehrte.

Solche Erscheinungen mögen uns darüber belehren, wie eng ständische Institutionen und diese einem patriotischen, selbstverleugnenden Gemeinsinn entgegengesetzte Gesinnung miteinander verwachsen sind, und sich gegenseitig bedingen.

Am entschiedensten aber tritt der Gegensatz der beiden Systeme in ihren letzten thatsächlichen Ergebnissen zu Tage.

Parlamentarische Verfassungen gründen starke Regierungen, und Staaten, die einer großen Macht-Entwickelung fähig sind; mittelalterlich-ständische Verfassungen rufen die gerade entgegengesetzten Erscheinungen hervor.

Das erklärt sich natürlich genug, denn was ein Parlament an Einfluß und Macht besitzt, geht der Regierung und dem öffentlichen Wesen nicht verloren, da es ausdrücklich die Bestimmung hat, diesem zu dienen, und keine andere. — Durch das energische Leben, das sich unter dem Einfluß einer solchen Verfassung regt, wird dann ein gewaltiges Kapital von Intelligenz und Willen für die Zwecke des Staats verfügbar.

Man vergleiche nur England vor und nach seiner Revolution von 1688. Vor dieser weltgeschichtlich bedeutenden Epoche stand es

Digitized by Google

an Macht und Ansehen weit hinter Frankreich zurück; man konnte zweifeln, ob es einem Gegner, wie Holland gewachsen sei. Zu welcher Größe hat es sich seitdem entfaltet! — Wir bekennen uns keineswegs zu einer ganz unbedingten Bewunderung englischer Zustände, in denen wir manches Bedenkliche wuchern sehen, während vieles Wünschenswerthe vermißt wird — aber daß das Leben der Nation ein energisches, Thron und Regierung fest begründet, und die Macht nach Außen eine gar gewaltige ist, das wird wohl niemand in Zweifel ziehen.

Dagegen sind Elemente der Macht, der Regierungsgewalt, welche Stände an sich bringen, nicht etwa bloß für die Regierung einfach verloren, sondern sie gestalten sich auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens auch noch zu einem positiven Hinderniß, da sie fortan den Sonder-Interessen einzelner Stände dienstbar werden, die von den Interessen der Regierung, des Staats, des Gemeinwesens verschieden, gesondert dastehen. Sie werden zu einer Waffe für diese besonderen Interessen; der Regierung gegenüber zu einer neuen, unübersteiglichen Schranke. — Wohlverstanden: zu einer Schranke nicht etwa bloß einer möglichen persönlichen Willkür und ihrem regellosen Walten gesetzt — sondern der Landesregierung als solcher und in ihrer Eigenschaft als Vertreterin des Gemeinwesens und der allgemeinen Interessen. Denn für Stände handelt es sich nicht bloß darum, den Einfluß principienloser Willkür auf den Gang der Regierung auszuschließen, sondern darum, die bindende Central-Gewalt im Staat zu beschränken, wie sie auch beschaffen sein mag.

Wohin das führt, darüber belehrt uns die Ohnmacht der Regierungen im Mittelalter, die selbst den Landfrieden nicht zu wahren und der Wegelagerei nicht zu steuern vermochten. Auch manches Blatt der neueren Geschichte ist in gleicher Weise nicht minder belehrend. So unter anderem die Geschichte Schwedens im vorigen Jahrhundert, seit dem an Karl XII. vor Friedrichshall verübten Meuchelmord. In dem Justizmord des Grafen Görtz, den die siegreiche aristokratische ständische Partei verübte, so wie sie sich im Besitz der Macht sah, zeigte sich, daß auch Stände geneigt sind, die Verantwortlichkeit der Minister sehr streng zu nehmen und sehr ernsthaft zu handhaben, sobald sie sich mit hinreichender Autorität und Gewalt ausgerüstet sehen. Die schmachvolle Schwäche Schwedens und seine vielfachen Verluste

Digitized by Google

unter der Herrschaft der Stände sind hinreichend bekannt; und nicht minder ist es der Verrath, den die ständische Partei nach ihrem Sturz mehr als einmal geübt hat, indem sie ihr Vaterland fremden Mächten preisgab, um im Innern desselben wieder zu Gewalt und Ansehen zu gelangen.

Nur indem sie die Macht der Stände brachen, vermochten die Regierungen überall sich wieder zu einer angemessenen, ihrer Aufgabe entsprechenden Stellung zu erheben. Und da begegnen wir in der Geschichte mehrfach der auf den ersten Blick befremdenden, bei näherer Erwägung sehr natürlichen und eben so belehrenden Erscheinung, daß eine absolutistische Revolution, welche ein ständisches Staatswesen niederwirft und die Elemente der zu Gunsten „kleiner Herren" zersplitterten Souverainetät wieder in der Hand des Landesherrn vereinigt, von der weit aus überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung als eine Befreiung, eine Erlösung, mit dem freudigsten Jubel begrüßt wird. So in Dänemark (1667), wo Bürger und Bauern eine solche gegen Adel und Geistlichkeit gerichtete, absolutistische Revolution hervorriefen; so in Schweden unter Gustav III.

Der Jubel war in solchen Fällen berechtigt; denn der ärgste mögliche Druck lastet da auf der Menschheit, wo die Rechte der Souverainetät der Landesregierung theilweise abhanden gekommen, und von privilegirten Unterthanen geübt, Standes-Interessen dienstbar gemacht sind, die sich zuletzt in selbstsüchtige Interessen einzelner Individuen auflösen. Einem solchen Zustand gegenüber ist auch eine absolutistische Revolution wirklich und in der That eine Befreiung.

Preußen ist zunächst nur dadurch groß geworden, daß der Große Churfürst und Friedrich Wilhelm I. mit durchgreifender Energie beseitigten, was selbstsüchtigen Sonder-Interessen dienen konnte, den allgemeinen Interessen hemmend in den Weg zu treten; dadurch, daß Friedrich Wilhelm I., wie sein eigener Ausdruck lautete: „die souveraineté wie einen rocher von bronze etablirte"; sonst hätte sich der preußische Staat, wie nach Innen so nach Außen, mit einer mecklenburgischen Stellung begnügen müssen. Jene Fürsten thaten mit Bewußtsein und Besonnenheit, was ihre Zeit gebot, und darin lag ihre moralische Macht.

Ist nun jetzt bei steigender Regsamkeit des öffentlichen Geistes und Lebens, bei einer kaum berechenbaren Entfaltung neu entstan-

Digitized by Google

dener Interessen die Nothwendigkeit gegeben, daß der preußische Staat in ein neues Stadium seiner Entwickelung eintritt, so kann dies gewiß gesunder und naturgemäßer Weise nur auf der Bahn des ruhigen Fortschritts geschehen, indem wir den in das öffentliche Recht wieder eingeführten Begriff des Staats, des Gemeinwesens in anerkannter Geltung erhalten und ihm nach allen Seiten hin gerecht zu werden suchen. Sicher nicht dadurch, daß wir um Jahrhunderte zurückschreiten und uns dem abgestorbenen Ständewesen einer längst verschollenen Vergangenheit zuwenden; daß wir die längst überwundenen Elemente der Ohnmacht und Schwäche aus dem Grabe heraufbeschwören, und die Institutionen einer Zeit, die nicht mehr ist, in dürftiger, krüppelhafter Weise modificirt und geflickt, den Lebensbedingungen und Verhältnissen der Gegenwart aufzwängen, die ihnen seit so lange, und nach so großartigem Maaßstab entwachsen sind.

Ueberschauen wir nun die ganze Reihe der angedeuteten Gegensätze, so ist wohl einleuchtend, daß es ganz und gar nicht eins und dasselbe ist, wenn Männer der gemäßigten Parteien mit der Ansicht hervortreten, die bureaukratische Regierungsweise des Landes könne vielfach vereinfacht und modificirt werden — oder wenn die Partei der äußersten Rechten mit Feuer und Schwert gegen die Bureaukratie zu Felde zieht — obgleich die Neue preußische (Kreuz-) Zeitung uns zugerufen hat, dieser Kampf gegen die Bureaukratie sei das allen Parteien Gemeinsame — denn was man an die Stelle der bureaukratischen Verwaltungsweise zu setzen begehrt, ist nichts weniger als ein und dasselbe.

Wie wenig es ein und dasselbe bedeuten will, wenn die extremen Parteien gleich den gemäßigten die Verfassung auf ihre Fahne schreiben, das glauben wir in diesen Blättern dargethan zu haben.

Die gemäßigten Parteien werden immerdar unsere Verfassung, treu dem Sinn und Geist, in dem sie entworfen, und uns vom Thron herab verliehen ist, als eine parlamentarische auffassen, und bemüht sein, sie in ihren einzelnen Zweigen diesem Geist gemäß auszubilden.

Die Partei der äußersten Rechten sagt uns in den „Grundzügen" ihrer „conservativen Politik", selbst die Reformen der schlimmen Zeit von 1807 bis 1811 seien durchaus verwerflich; nicht daß die sociale und politische Berechtigung solcher Reformen in Abrede gestellt werden solle: „sie waren unabweisbar, aber in umgekehrter Rich-

Digitized by Google

tung"*). Schon damals, schon nach dem Unglück von 1806, mußte der Staat rückwärts steuern; aus dem unseligen, revolutionairen, modernen Ideen huldigenden Thun und Treiben eines Friedrich des Großen rückwärts hinaus in die beglückenden Zustände des siebzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, der „kleinen Herren"-Macht, und der Feudalstände. In diesen Elementen der Macht und des Gedeihens mußte die Regierung damals von Rechtswegen die Mittel — wenn auch vielleicht nicht zur Rettung des Staats, doch um so gewisser — zur „Rettung der Gesellschaft" finden!

Was die Gegenwart betrifft, versichert uns die Partei der äußersten Rechten, daß die Aufgabe der „conservativen Politik" eine sehr leichte gewesen wäre, wenn es sich für sie nur darum gehandelt hätte, die Verfassung zu „beseitigen"; wenn ihr Streben nicht von Anfang an auf „etwas Höheres" gegangen wäre. — Sie hat die Verfassung und das parlamentarische Wesen bestehen lassen, um daran eine bequeme Handhabe für ihre Bestrebungen zu haben. Sie bedurfte einer solchen, da es durchaus nicht ihre Absicht ist, die preußische Monarchie einfach so wieder herzustellen wie sie vor 1848 war; oder so wie sie vor 1806 war, wie der Große Churfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große sie geschaffen hatten. Das würde ihr nicht genügen; sie will die Gesellschaft viel gründlicher retten, und verfolgt ein höheres Ziel, das viel höher hinauf — oder weiter zurück — liegt im Strom der Zeiten; sie will so viel als möglich nachholen, was in jener Periode der Verkehrtheit von 1807 bis 1811 so freventlich versäumt worden ist.

Es gilt also jetzt wie früher, bei den bevorstehenden Wahlen wie seit einer Reihe von Jahren, den Kampf des parlamentarischen Princips mit dem ständischen — seinem entschiedensten Gegensatz.

Wenn uns dabei die Partei der äußersten Rechten in ihrer prophetenhaften Ueberschwenglichkeit zuruft, daß sie auf diesem Gebiet nicht etwa nur mit Fleisch und Blut zu kämpfen hat, sondern mit dem leidigen Gott-sei-bei-uns selber; daß sie in uns, ihren Gegnern, nicht etwa nur „die schwachen, charakterlosen, genußsüchtigen, bestechlichen Menschen bekämpft" — sondern den leibhaftigen Mephistopheles, den sie „hinter diesem befleckten Schleier" entdeckt**) — so dürfen uns doch

*) l. c. S. 9.

**) Grundzüge ꝛc. 4.

Digitized by Google

diese haarsträubenden Vorstellungen nicht all' zu sehr erschrecken. Nur, da das Geständniß nebenher geht, daß die Herren den Fürsten der Finsterniß nicht bloß in ihren Feinden zu bekämpfen haben, sondern, gleich anderen, gewöhnlicheren Sterblichen, täglich und stündlich auch in sich selbst, wollen wir ihnen von ganzem Herzen Glück und Sieg wünschen in diesem Kampf mit sich selbst. Sie werden ohne Zweifel sehr viele ihrer Forderungen fallen lassen, sobald es ihnen gelungen ist, den Teufel des Hochmuths und der Selbstsucht in sich selbst vollständig zu besiegen.

Die gemäßigte Partei hat in diesem Kampf, den extremen Parteien gegenüber, das voraus, daß sie mit einem wirklichen Programm vor die Wähler treten kann. Sie sagt was sie wirklich meint — und meint wirklich das, was sie sagt. Sie kann frei und offen aussprechen, was sie wirklich erstrebt und will; sie ist nicht genöthigt, sich im unbestimmt Allgemeinen zu halten; sie braucht nichts zu verschweigen, nichts in mystisches Dunkel und geheimnißvoll vieldeutige Phrasen zu verhüllen.

Die extremen Parteien sind nicht in demselben Fall. Was schreiben die Demokraten neben der nicht weiter erörterten „Verfassung“ auf ihre Fahnen? — Geheime Abstimmung bei den Wahlen — Freiheit der Presse — Vereinsrecht! — Weiter nichts bis jetzt.

Die Partei der strengen Rechten hält sich wenigstens für's Erste noch weit mehr im Unbestimmten. Um einigermaßen consequent zu bleiben, darf sie natürlich auch in ihrem neuesten Zeitungs-Artikel nicht ganz verschweigen, daß ihr die Artikel 4 und 12 der Verfassungs-Urkunde, die „Alle Preußen vor dem Gesetz gleich“ — und „den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte“ für „unabhängig von dem religiösen Bekenntniß“ erklären, sehr unangenehm sind. Die Entscheidung, ob dem Staat und der Nation ein neues Wahlgesetz nach „ständischer Gliederung“ nicht heilsamer wäre als das gegenwärtige, soll einer künftigen Zeit vorbehalten bleiben.

Deutlicher ließ sich allerdings für jetzt darüber nicht sprechen. In dem Augenblick, wo man von ihnen gewählt sein will, kann man den jetzigen Wählern doch nicht gut sagen, daß es darauf abgesehen ist, ihrem Wahlrecht so bald als möglich ein Ende zu machen. Im übrigen ist es ein sehr öffentliches Geheimniß, daß im vergangenen

Digitized by Google

Herbst bereits ein neues Wahlgesetz vollständig ausgearbeitet, zur Vorlage bereit lag; und daß darin streng nach Ständen gegliederte Wahlen angeordnet und in die Hände der Kreisstände gelegt wurden, so daß wir eine fast ausschließlich aus gesinnungstüchtigen Mitgliedern der Ritterschaft zusammengesetzte Landesvertretung erhalten hätten. Warum dieser Entwurf einstweilen zurückgelegt wurde, weßhalb man ihn in den Tiefen des Portefeuilles ruhig günstigeren Conjuncturen entgegen schlummern läßt, das sagt sich auch wohl ein jeder.

Aber natürlich bleibt ein solches Wahlgesetz, wie früher der lauten Wünsche, so jetzt der stillen Sehnsucht Gegenstand.

Die extremen Parteien verlangen also in der That für jetzt nur Mittel, die ihnen dienen sollen, ihren eigentlichen Zweck zu erreichen. Den Zweck aber nennen sie nicht bei Namen; sie schweigen über seine Natur und Bedeutung.

Sie verlangen Waffen, sagen uns aber nicht, wozu die Waffen ihnen dienen sollen, wenn sie dieselben erst haben; was sie damit erkämpfen, welche Gestalt und welchen Inhalt sie dann, mit Hülfe dieser Werkzeuge, unserem öffentlichen Leben zu geben gedenken.

Dies Schweigen ist bedeutsam und würde fortgesetzt allein schon hinreichen, zu ernstem Nachdenken aufzufordern.

Die nächste Pflicht und Aufgabe der Wähler ist, sich Rechenschaft davon zu geben, was die extremen Parteien wirklich meinen, wenn auch sie die Verfassung anrufen.

Eine Hauptaufgabe der nächsten Landesvertretung aber muß es sein, die Unabhängigkeit — die Wahrheit — die Echtheit der Wahlen für die Zukunft sicher zu stellen — und damit Wahrheit in unseren öffentlichen Zuständen zu begründen.

Digitized by Google

IV.

Frankreich, Oesterreich und der Krieg in Italien. (1859.)

I.

Wir leben in dem Zeitalter der Ueberraschungen. Mit Verwunderung vernahm die Welt gleich im Anfang des Jahrs, als etwas Unerwartetes, was am Neujahrstage in den Sälen der Tuilerien vorgegangen war. Monate lang schwankte dann Europa zwischen plötzlich erweckten Besorgnissen und Friedenshoffnungen. Den Krieg selbst freilich mußte jeder Unbefangene vom ersten Augenblick an für unvermeidlich halten: aber in einer Weise brach er endlich herein, die nicht blos für die Masse der befangen Hoffenden, sondern auch für diejenigen, die ihn mit Bestimmtheit erwarteten, in hohem Grade unerwartet war. Und überraschender noch führte dann der Friede einen plötzlichen Abschluß des Kampfes herbei, gerade in dem Augenblick, wo man glauben mußte, er werde nun erst mit verdoppelter Glut entbrennen — wo eine weitere Ausdehnung unvermeidlich scheinen konnte!

Als der Verfasser dieser Blätter vor wenigen Tagen zuerst daran dachte, niederzuschreiben, was über die Vorbereitungen zu diesem weit aussehenden Kampf und dessen Anfang zu seiner Kenntniß gelangt war, konnte er glauben, daß seine Zeilen den Gang desselben begleiten würden: — sie sind zu einem Epilog geworden! Aber wohl nicht zu einem überflüssigen. Die Sache ist keineswegs in der Weise abgeschlossen, daß das mitlebende Geschlecht sich nun, befreit von quälenden Besorgnissen, aufathmend anderen Gegenständen der Betrachtung und Thätigkeit zuwenden dürfte. Wer könnte sich verbergen, daß der jähe Abschluß unhaltbare Zustände schaffen will, weit weniger lebens-

Digitized by Google

fähig, weit schlimmer an sich, als die früheren; — daß eine reiche Saat künftigen Unheils ausgestreut ist, die nur allzurasch keimen wird! — Mehr als je ist es nöthig, uns Rechenschaft zu geben von dem, was der Friede von Villafranca nur scheinbar zum Stillstand gebracht hat, und auch scheinbar nur auf kurze Zeit.

Wollen wir aber den Versuch machen, uns über die Erscheinungen dieses seltsamen Krieges und ihre Bedeutung aufzuklären, so müssen wir zunächst einen Blick auf die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände in den Ländern beider kriegführenden Mächte werfen — auf die Elemente sowohl, aus denen die Kriegsmacht beider hervorgeht, als auf die Tendenzen, die hier und dort zum Kriege spornten. Nur die Erörterung dieses allgemeinen Hintergrundes kann die einzelnen Erscheinungen verständlich machen, und manche Frage möchte sogar schon hier im Wesentlichen ihre vollständige Lösung finden. Wir richten aber zuerst unsre Blicke auf Frankreich, und beginnen mit einer Beleuchtung seiner politischen Verhältnisse. —

Der Zustand des kaiserlichen Frankreichs ist ein gar eigenthümlicher; nicht sowohl schwer zu begreifen, als schwer zu definiren. — Und doch! er ist treffend, ja in gewissem Sinn sogar vollständig definirt in wenigen Worten, die dem Prinzen Napoleon beigelegt werden, und die wir mehrfach mit beifälliger Schadenfreude in den Sälen des Faubourg St. Germain wiederholen hörten. Sie sprechen das Wesen der öffentlichen Zustände aus, obgleich sie sich zunächst nur auf die persönlichen Verhältnisse des Prinzen bezogen. Dieser soll nämlich gesagt haben, er müsse suchen, in Frankreich eine veränderte Stellung zu gewinnen, denn seine gegenwärtige sei unhaltbar: „j'ai rompu avec les rouges; — les légitimistes m'ont en horreur — les orléanistes me détestent, et quant aux buonapartistes —: il n'y en a pas!“

So ist es! — es giebt keine Buonapartisten in Frankreich —: denn eine mäßige Anzahl wenig bedeutender Individuen, die, näher oder entfernter mit dem Hause der Napoleoniden verwandt, unverhofft zu goldgestickten Gewändern und glänzenden Statisten-Rollen am Hofe gelangt sind; — ein paar schnell emporgekommene Abenteurer — kurz der Hof, von dem eine englische Zeitschrift zur Zeit der Compiegner Festlichkeiten sich erlaubte wegwerfend zu sagen, daß er „aus Findelkindern und Glücksrittern“ (foundlings and sharpers) bestehe —: ein solcher Hof fällt schwerlich entscheidend in's Gewicht.

Digitized by Google

Die Mitglieder dieses Kreises müßten freilich mit dem Sturz des Kaiserthrons in das unbedeutendste Nichts zurück verschwinden: aber wer in Frankreich würde sich das sonderlich zu Herzen nehmen? Und außerhalb dieses engen Kreises würde man vergeblich nach einer politischen Partei eigentlicher Buonapartisten suchen; nach einer Partei, die in ihren Ansichten von der Voraussetzung einer Solidarität ihrer Interessen mit denen der Napoleoniden-Dynastie ausginge; der diese Dynastie unentbehrlich wäre; die sich nicht gerade eben so gut mit der ersten besten anderen Einrichtung der Regierung behelfen, in jedem anderen System zurecht finden könnte, und die nicht vollkommen bereit wäre, das ohne Weiteres zu thun, sowie die Umstände es so mit sich bringen. Es giebt keine Partei, die auch nur entfernt geneigt wäre, Opfer zu bringen für die Erhaltung dieser Dynastie oder des gegenwärtigen Systems.

Das Kaiserthum ist entstanden in einem Augenblick sehr groß geachteter Bedrängniß, als ein Geschöpf der Rathlosigkeit und Noth, die eine sehr geschickte Hand allerdings meisterhaft zu benutzen verstand. Es war die Macht, die eben, in Mitten einer allgemeinen und besinnungslosen Zerfahrenheit, zunächst zur Hand lag als Schutz gegen unbequeme Zustände, vor denen man sich mehr als billig fürchtete; zu einer Zeit, wo jede andere denkbare Combination entweder verbraucht schien für den Augenblick, oder des leitenden Genius entbehrte, der sie mit Ernst und Entschlossenheit vertreten hätte. Es war zur Stelle, und es war ganz umsonst zu haben, ohne Anstrengungen und That, man brauchte es nur selber gewähren zu lassen gegen die Rothen. Ein wohlhabender Gutsbesitzer und Edelmann aus den mittleren Provinzen Frankreichs, der sich dem Verfasser als Orleanist und Liberaler zu erkennen gab, gestand, daß er seiner Grundsätze ungeachtet für das Kaiserthum gestimmt habe, und das sogar wieder thun würde, wenn es von Neuem darauf ankäme. Erläuternd wiederholte er das bekannte Bonmot: „Die politischen Grundsätze sind in unseren Tagen so etwas wie die artigen Nippsachen, die man auf das Gesimse seines Kamins stellt; es ist hübsch, dergleichen zu haben — aber zum Gebrauch ist es nicht!" Man hat sich in der allgemeinen Rathlosigkeit daran gewöhnt, zu dem nächsten Mittel gegen die Verlegenheit des Augenblicks zu greifen, wenn dasselbe auch anerkannt nichts weniger als das beste ist. So besteht

Digitized by Google

das Kaiserthum fort, als ein Nothbehelf, der jedenfalls das voraus hat, daß er fertig da ist; — mehr aber ist es keinem Franzosen. Es giebt sogar keinen Franzosen, der mit diesem Nothbehelf auch nur leidlich zufrieden wäre; ein Jeder, welcher politischen Partei, welcher Schichte der Gesellschaft er auch angehören mag, hat gar viel mit Erbitterung und Hohn, oder mit leichtem Spott dagegen einzuwenden. Ja mehr, die Franzosen schämen sich, namentlich Fremden gegenüber, ihrer jetzigen Zustände und suchen, sobald sie einiges Vertrauen gewinnen, sehr geflissentlich dem Gedanken vorzubauen, daß sie etwa damit einverstanden sein könnten.

Nennt auch, mit Ausnahme der Legitimisten, nicht leicht Jemand die Partei bei Namen, der er angehört, so giebt doch Jeder mittelbar sehr bald zu erkennen, zu welcher Fahne er schwört. Der reiche und vornehme Adel Frankreichs huldigt dem Legitimismus, im Bewußtsein der erhabenen Stellung, die ihm selbst in der unmittelbaren Nähe des legitimen Throns gebührt; der wenig gebildete Provinzial-Adel thut dasselbe, schon um eine Scheidungslinie zu haben, die ihn gehörig von den Plebejern sondert, und in der unbestimmten Vorstellung, daß ein legitimes Königthum auch den alten Adel des Landes wieder empor bringen müßte. Mancher wohlhabende Gutsbesitzer in der Provinz, der das „de" aus eigener Machtvollkommenheit vor seinen Namen gesetzt und sich selber zum Edelmann gestempelt hat, ist dann auch wohl Legitimist, damit seine neuen Standesgenossen ihn williger in ihre Kreise aufnehmen, und nicht allzu ängstlich nach seinem Stammbaum fragen. Die Geistlichkeit schließt sich natürlich derselben Partei an — und im Süden des Landes auch ein überraschend großer Theil des Bürgerthums. — Der gebildetste Theil des Adels, der Gelehrtenstand, die studirende Jugend und der weit überwiegende Theil des Bürgerthums: das sind die Kreise, in denen eine parlamentarische, liberale Gesinnung herrschend ist. Das Landvolk ist meist gedankenlos und harmlos, doch wird auch hier über die künstlichen Anstalten, den Napoleons-Cultus zu pflegen, gelegentlich gespottet, und der weibliche Theil dieser Bevölkerung ist sehr übel auf die kriegerischen Erinnerungen des ersten Kaiserreichs zu sprechen. Die Arbeiter-Klassen der großen Städte tragen sich zum Theil mit wilden republikanischen Gelüsten und Erinnerungen.

Doch aber darf man nun aus diesen Thatsachen keineswegs

Digitized by Google

weiter folgern, daß das gegenwärtige seltsame Regiment etwa leicht zu stürzen wäre. Dem ist nicht so; diese Folgerung setzte eine Macht und einen entschiedenen Willen voraus, die dem Napoleoniden mit dem bestimmten Bewußtsein eines positiven Zwecks gegenüber stünden, und dergleichen liegt nicht in den mannichfaltigen, verneinend gegen das Kaiserthum gewendeten Elementen. Vielmehr sind gerade in diesen eigenthümlichen Verhältnissen ohne Mühe die besonderen Stützen nachzuweisen, auf denen der Kaiserthron mit einer gewissen Festigkeit ruht.

Vor Allem ist hier als eigentlich maaßgebend die gewaltige, in der That kaum begreifliche Furcht zu nennen, welche die Rothen, Socialisten und Communisten, im Jahr 1848 dem gesammten lebenden Frankreich eingeflößt haben — und in engster Verbindung mit ihr, die vollkommene Rathlosigkeit der politischen Parteien. Die feige Angst ist auch jetzt noch keineswegs beschwichtigt, und die Rathlosigkeit ist auch jetzt noch eben so arg, als in dem Augenblick der verhängnißvollen Katastrophe.

Die Furcht vor den Rothen hat etwas für den, der Frankreich mit unbefangenem Blicke betrachtet, kaum Verständliches; denn einleuchtender Weise können in diesem Lande, wo sich nirgends eigentliche Uebervölkerung zeigt, wo das Landeigenthum sehr vertheilt ist und die Zahl der vollkommen Besitzlosen nichts weniger als die überwiegende Mehrzahl der Gesammtbevölkerung bildet, Socialisten und Communisten nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Minderzahl sein; derer, meint man, müßte die gewaltige Mehrheit doch ohne sonderliche Mühe Herr werden und bleiben können. Es wird auch zugegeben, daß der rothen Feinde eigentlich nur Wenige sind; aber, sagt man, es sind verwegene, waghalsige Leute; sehr energisch und entschlossen. Die Antwort liegt freilich scheinbar nahe: nun so seid ihr, zehnfach und mehr überlegen an Zahl, eben auch energisch und entschlossen! — Sehr einfach, aber auch völlig vergeblich. Der bourgeois — der Philister, wie wir in Deutschland sagen würden — ist ganz und gar nicht darauf eingerichtet, sich selbst oder die Gesellschaft gegen irgend wen oder irgend etwas zu schützen, und sollte er auch ein Menschenalter hindurch Grenadier oder Voltigeur der Nationalgarde gespielt haben. Er sieht sich vielmehr immerdar ängstlich nach Jemandem um, der ihn schütze.

Digitized by Google

Die Rathlosigkeit aber ist von der Art, daß Niemand zu sagen weiß, was werden sollte oder könnte, wenn etwa der Kaiserthron unverhofft zusammenbräche, und was möglicher Weise an dessen Stelle treten könnte. Denn welche Aussichten die Orleans hätten, und was von ihnen zu erwarten wäre, ist schwer zu berechnen — und daß von Heinrich dem Fünften gar nicht die Rede sein kann, das weiß ganz Frankreich nur zu gut! — Man sagt sich, daß der Augenblick, der Zufall über das Schicksal des Landes entscheiden, und vielleicht ganz ungeheuerliche Dinge zu Tage fördern würde; man fürchtet, daß jede Bewegung, weß Geistes Kind sie auch wäre, nur allzu leicht unversehens die Rothen wieder empor bringen könnte, und so würde denn — für jetzt, — eine jede Bewegung, die den Sturz des Kaiserthrons beabsichtigte, weitaus überwiegend mit Entrüstung aufgenommen werden.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es dann nicht verborgen bleiben, daß diese eng verbundenen Erscheinungen, der Mangel an Muth den möglichen Gefahren im Innern gegenüber, und diese vollkommene Rathlosigkeit, ihren tieferen Grund in den sittlichen Zuständen im Allgemeinen haben; in einem moralischen Verfall der Nation — von dem sie sich möglicher Weise wieder aufraffen kann — der aber für jetzt nicht abzuläugnen ist. Sie haben ihren Grund darin, daß das französische Volk den Glauben an sich selbst, an die sittliche Würde des eigenen Charakters verloren hat. Man sagt sich, daß diese Würde, wie der Sinn für das Ideale untergegangen ist in dem gierigen Verlangen nach sinnlichem Behagen. Luxus, Eleganz, trivialer Lebensgenuß, und in letzter Instanz die Mittel, sich diese Herrlichkeiten zu verschaffen — Geld mit einem Wort —: das sind die einzigen Dinge, die im Ernst mit wirklicher Energie und Ausdauer erstrebt werden; und zwar mit solchem Eifer, daß man sich der unredlichen Mittel, sie zu gewinnen, nicht sonderlich schämt. Kein Franzose glaubt daran, daß irgend eine namhafte Anzahl Individuen in Frankreich bereit wäre, für die Güter, die eine ideale Ansicht der Welt erstrebt, uneigennützige Opfer zu bringen, oder Wagnisse zu bestehen.

Man werfe nur einen Blick auf die französische Literatur, wie sie nicht seit heute und gestern erst, sondern schon seit zwanzig Jahren her geworden ist. Bedarf der Verfasser eines Romans eines Helden, der in idealem Streben den Werth des Lebens sieht, so muß das ein

Digitized by Google

Deutscher sein, oder ein Franzose, der in Deutschland aufgewachsen, oder dessen Mutter eine Deutsche oder eine Engländerin war. Der Romanschreiber fürchtet unwahrscheinlich zu werden und gegen das Colorit zu verstoßen, wenn er dem reinen Vollblut-Franzosen eine ideale Gesinnung beimessen wollte. Nur der royalistische Roman sucht allenfalls noch solche Helden unter den, fern von dem Treiben des Tages lebenden Rittern der Vendée.

Und was für bittere Klagen über den allgemeinen sittlichen Verfall mußte der Verfasser in Frankreich selbst hören; — in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft; in den Sälen der Aristokratie; im Cabinet des Gelehrten; im Hause des verständigen Bürgers, und selbst am Heerd des einfachen Landmannes! — So erging sich ein Gelehrter gegen uns in einer zürnenden Beschreibung des schleichenden Unwesens der geheimen Polizei, wie sie jetzt in Frankreich gehandhabt wird; des Betrugs, der bei allen Wahlen mit einer Art naiver Dreistigkeit ganz offen geübt wird; der öffentlichen Zustände überhaupt, und der feigen Entartung, die solche Zustände gar wohl für das erkennt, was sie sind, sie verurtheilt und schmäht, aber dennoch duldet. Ich mußte — wenn auch, wie billig, in schonenden Worten — zugeben, daß auch mir nicht Alles in Frankreich seit 1789 im Fortschreiten scheine; daß namentlich die herrschende Gesinnung an Adel und Würde seit jener Zeit wohl kaum gewonnen habe. Unter den merkwürdigen Erscheinungen der ersten Zeiten jener gewaltigen Revolution gedachte ich auch der Girondisten; ein schweres Urtheil der Nachwelt lastet auf ihrem Andenken, und mit dem vollsten Recht. Wie dem jedoch sei, und wie hart man sie vom politischen Standpunkt beurtheilen möge: Uneigennützigkeit, Adel der Gesinnung und des Charakters wird man den Besten unter ihnen nicht absprechen können. Ich muß mich, sagte ich, zuweilen zweifelnd fragen, ob es auch wohl noch heute gelingen könnte, in Frankreich zweihundert Männer zusammen zu bringen, wie die Girondisten waren. „Nicht vier in ganz Frankreich!“ rief mein gelehrter Freund mit eben so viel verzweifelnder Ueberzeugung, als Entrüstung aus. — Ein anderes Mal war es ein angesehener, bedeutender Fabrikherr, der die sittlichen, gesellschaftlichen Zustände als die Ursache der öffentlichen anklagte. „Das Uebel ist, rief er aus, wir haben keinen Glauben mehr an irgend etwas; wir haben keinen Glauben mehr an uns selbst!

Digitized by Google

Alles verlangt nach Geld; — toujours de l'argent! — rien que de l'argent! — de l'argent à tout prix! — de l'argent quand même!“ Er klagte, wie diese unersättliche Gier, die für keine andere Rücksicht Raum läßt, zerrüttend in das Familienleben eingreift, wo, anderer betrübender Erscheinungen nicht zu gedenken, das Geld allein und ganz ausschließlich beachtet wird bei der Verheirathung der Kinder. Von Neigung und dergleichen Sentimentalitäten ist natürlich nicht die Rede —: man fragt auch nicht nach der Ehrenhaftigkeit der Familie, der man sich anschließt — ja, man wirft seine Tochter an einen elenden verlebten Krüppel weg, verheirathet seinen Sohn an ein bleichsüchtiges Mädchen, das mit erblichen Krankheiten behaftet ist — ohne auch nur an die physische Beschaffenheit, an die Gesundheit der Nachkommenschaft zu denken, die solcher Ehe entspringen soll. — Ich unterbrach den Eifernden mit der Bemerkung, daß Convenienz-Heirathen, von den Eltern verabredet, in Frankreich wohl immer die Regel gewesen seien; namentlich vor der Revolution von 1789. Ja! erwiederte er: in den gesellschaftlichen Kreisen des Adels, nicht aber in dem Bürgerstande! Heut zu Tage dagegen ist Geld in allen Kreisen, bis in die Hütte des Landmanns herab, allein bestimmend.

Verhält es sich nun aber so: wer kann dem Geist, der sich in solchen Familien-Verhältnissen als in seinem natürlichen Element bewegt, in Beziehung auf das öffentliche Leben heroische Selbstverläugnung für ideale Zwecke zutrauen? Es bedarf keiner Erklärung, wie dieser Mangel an Vertrauen zu dem herrschenden Geist überall den Willen lähmt, der gegen die Regierung auftreten möchte, und ihn nirgends zur That werden läßt. Wer möchte sich preisgeben, wenn er nirgends auf eine ernste Unterstützung — nicht einmal auf Anerkennung rechnen darf, und befürchten muß, das heroische Wagniß ganz einfach und nüchtern als eine „duperie“ verurtheilt zu sehen. — Man klagt mit Bitterkeit, man zürnt! — und läßt denn doch die Wasser ungestört den Bach hinunter fließen, schwimmt mit dem Strom und sucht sich einzurichten, so gut es unter den Umständen gehen will. —

Die zweite, mächtige Stütze des Kaiserthrons, ohne die freilich die erste nicht genügen würde, ist das Heer, vortrefflich darauf angelegt, eine Regierung, die sich gewissermaaßen mit ihm identificirt, gegen das ganze Land aufrecht zu erhalten, und in neuester Zeit mit

Digitized by Google

großer Ueberlegung zu dem geraden Gegensatz einer nationalen Armee, zu einer Schaar Landsknechte ausgebildet und auf das Sorgfältigste gepflegt. — Schon an sich war es für Napoleon III. nicht schwer, die Armee zu gewinnen, die, den parlamentarischen Wortführern, den redseligen „péquins," ohnehin nicht sehr gewogen, in der letzten Zeit vor Louis Napoleon's Auftreten von den leitenden Mächten des Tages in einer sehr verkehrten, ja geradezu thörichten Weise vielfach verletzt und beleidigt worden war. Nicht allein, daß der Pöbel, von den Rothen geführt, sie anfeindete und schmähte: auch die wortführenden Redner in der herrschenden Kammer wußten das Heer, dessen man doch täglich und stündlich bedurfte, nicht zu schonen. Officiere und Soldaten sprechen noch heute mit der größten Erbitterung von ihren Erlebnissen während der kurzen Zeit republikanischen Treibens, und mit Verachtung von den damaligen Zuständen. — Jetzt dagegen fühlen sie sich behaglich als der erste Stand im Staat, ja als der einzige, der irgend eine Bedeutung hat. Von der allgemeinen Unzufriedenheit wird die Armee wenig berührt, da ihr die Interessen des Landes der Regierung gegenüber fremder sind als mancher anderen Armee, da Alles darauf eingerichtet ist, den Soldaten dem Lande zu entfremden.

Die Regimenter haben in Frankreich nicht, wie in Oesterreich und Preußen, Cantons, d. h. Landbezirke auf die sie angewiesen sind, und aus denen ihre Ersatzmannschaften ausschließlich entnommen sind, so daß jedes Regiment ausschließlich Einer Provinz angehört. Es ist hier vielmehr Grundsatz, die Rekruten jeder einzelnen Provinz so viel als möglich in alle Regimenter zu vertheilen, und jedes einzelne Regiment gemischt aus Leuten der verschiedensten Landestheile, ja der verschiedensten Volksstämme zusammenzusetzen. Es ist ferner Grundsatz, kein Regiment sich irgendwo einbürgern zu lassen, und deshalb ein jedes so oft als möglich von Ort zu Ort, aus einer Garnison in die andere zu versetzen. Selten verweilt ein Regiment länger als sechs Monate an einem Ort — denn das ist ungefähr die Zeit, die festgesetzt ist. Die Vereinigung einer bunten Sammlung von Individuen aus den verschiedensten Provinzen in einem Bataillon, ergiebt sich aus diesem endlosen Wanderleben ziemlich von selbst, da die Rekruten eines jeden Departements regelmäßiger Weise jedesmal den Regimentern überwiesen werden, die sich gerade zufällig in der Nähe befinden.

Digitized by Google

Aus seiner engeren Heimath entfernt, wird der Soldat auch sonst nirgends einheimisch. Das Streben der Regierung geht dann weiter dahin, so viele als möglich unter ihnen ganz für ein Söldner- und Landsknecht-Leben zu gewinnen — und die gesetzlich gestattete „Stellvertretung", das Gesetz, das jedem Wohlhabenden, den das Loos getroffen hat, erlaubt, sich vom Militärdienst loszukaufen, indem er anstatt seiner selbst einen anderen Rekruten stellt, bietet die Mittel dazu; namentlich seitdem die Regierung von demjenigen, der sich freikaufen will, nicht mehr, wie früher, einen wirklichen Ersatzmann in Fleisch und Blut verlangt, sondern einfach eine Summe Geldes, die je nach den Umständen bestimmt wird, und für welche sie dann selbst die Mühe übernimmt einen Stellvertreter anzuwerben. Dieser ist nun nicht mehr eben auch ein Rekrut, wie früher meist der Fall war: die Regierung sucht ihn unter den alten Soldaten zu finden, die ihre Dienstzeit bereits durchgemacht haben, vielleicht sogar schon eine doppelte — und so hat denn jedes Regiment einen festen Rahmen sogenannter troupiers, die keine Heimath mehr haben als eben das Regiment und mit ihren Kasernen-Gewohnheiten nirgends anders mehr hinpassen.

Solche Leute sind zumal die Unteroffiziere, in denen die Regierung vorzugsweise ihre Stütze sucht, und die in der That einen größeren Einfluß in den Regimentern haben, als in irgend einer anderen Armee, die englische vielleicht ausgenommen. Die imperialistische Regierung sucht diesen Leuten eine Stellung zu verschaffen und Aussichten zu eröffnen, wie sie ihnen keine andere gewährt hat. Nicht allein, daß die Unteroffiziere sich einer großen Macht über den Soldaten, selbst einer ziemlich ausgedehnten Strafgewalt erfreuen, wie sie ihnen anderswo nicht eingeräumt wird, daß sie im Regiment eines großen Ansehens genießen; — nicht allein, daß sie, wenigstens im Verhältniß mit dem kärglichen Sold der Offiziere, gut bezahlt werden: es steht auch für die spätere Zeit Versorgung und Pension in Aussicht. Hat sich ein solcher Mann im Lauf seiner Dienstzeit etwa zweimal als Stellvertreter anwerben lassen, so ist er im Besitz eines ansehnlich zu nennenden Capitals, das die Regierung für ihn pflegt und vermehrt bis zu dem Augenblick, wo er seinen Abschied erhält. Hat er in der Zwischenzeit auch noch das Kreuz der Ehrenlegion erworben, kömmt die ansehnliche damit verbundene Pension zu

Digitized by Google

der eines Unteroffiziers, dann darf er seine Stellung unter seines Gleichen eine beneidenswerthe nennen.

Auch von dem Offiziercorps kann man nicht sagen, daß es in irgend welchen Beziehungen zu den politischen Parteien im Lande stünde. Aus einem sehr einfachen Grunde. Wer entschiedene politische Grundsätze hat und einer bestimmten Partei angehört, der tritt eben nicht in Dienste, um nicht gelegentlich seine eigene Partei bekämpfen zu müssen. So finden sich denn unter den Offizieren jetzt noch weit weniger als zu irgend einer früheren Zeit Leute, die ausgebreitete und bedeutende Familien-Verbindungen, bedeutende Interessen im Lande hätten. Dergleichen sind sehr seltene Ausnahmen. Abgesehen von denjenigen, die von der Pike an gedient haben, und als bejahrte Lieutenants oder ergrauende Capitaines ihre Abtheilungen führen, sind die Offiziere überwiegend Zöglinge der Militär-Schule von St. Cyr — Söhne und Enkel früherer Offiziere; Soldaten von Handwerk. Da ihnen die Interessen der inneren Politik und selbst die der Literatur ziemlich fremd sind; da die Regierung sich im Innern eben auf die bewaffnete Macht stützt, und dem Ausland gegenüber eine Stellung angenommen hat, die fortwährend günstige Aussichten auf Krieg, Beute, Beförderungen offen erhält, so sind sie ganz zufrieden mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge. Daß die Armee im Lande, namentlich bei den höheren Ständen, zur Zeit nichts weniger als beliebt ist, empfinden die Herren nicht sonderlich, denn sie leben ohnehin meist unter sich, und suchen kaum eine andere Gesellschaft.

Eine sehr gute Stütze des Napoleoniden-Throns sind dann endlich, so seltsam das auch klingen mag — die Legitimisten! — Denn der Legitimismus ist überhaupt ein gar seltsames Ding geworden im Lauf der Zeiten; ein Etwas, von dem man sich wohl schwerlich einen richtigen Begriff macht, ohne es in der Nähe gesehen zu haben.

Man kann nicht sagen daß das Dasein dieser Partei, weder von dem ersten Augenblick an noch seit dem Sturz des ersten Kaiserthrons, Frankreich je zum Vortheil gerathen sei, und zwar aus sehr nahe liegenden Gründen nicht. Das legitime Königthum nämlich ist dieser Partei doch am Ende nicht Zweck, sondern Mittel, wie das nun einmal in dem Wesen solcher Parteien liegt; der eigentliche Zweck ist vielfach in Partei- und Standes-Interessen zu suchen — und das legitime

Digitized by Google

Königthum hat eigentlich nur als Träger dieser Interessen und der Weltordnung die sie befriedigt, als Träger der Partei-Ideen einen Werth. Will es sich von diesen abwenden, so wird der Legitimismus zur Opposition; nach Gelegenheit zu einer sehr heftigen.

Auch dem Grafen von Chambord hat das Dasein dieser Partei, der Eifer mit dem sie ihm geräuschvoll huldigt, und dabei geflissentlich zu erkennen giebt, daß er ihr wenigstens eben so entschieden angehört wie sie ihm, im Allgemeinen nicht wenig geschadet. Er hätte viel bessere Aussichten auf den Thron seiner Väter, wenn nicht diese in Frankreich verhaßte Partei sich so überlaut als sein unvermeidlicher Anhang darstellte. Denn man fürchtet natürlich weniger Heinrich V. als eben die Partei, wenn ihr wieder gestattet werden sollte die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, oder bedeutenden Einfluß auf den Gang der Regierung zu üben.

Einen Augenblick aber hat es gegeben, wo die Legitimisten ihrem Oberhaupte ausnahmsweise sehr nützlich hätten sein können; das war zu jener Zeit der Furcht und Rathlosigkeit unmittelbar nach der Februar-Revolution, als man besorgte, der ganze gesellschaftliche Bau könnte zusammenbrechen, und in der Angst bereit war, zu dem ersten besten Rettungsmittel zu greifen, das sich bot, und über untergeordnete Bedenken hinweg zu sehen. Damals war dem Grafen von Chambord die Möglichkeit, den herrenlosen Thron Frankreichs einzunehmen geboten, ja nahe gelegt, eben weil er eine fertige, im Süden und Westen zahlreiche Partei vorfand, sie nicht erst zu bilden und zu sammeln brauchte; und leicht konnte sich Vieles, was sonst noch den Rothen widerstrebte, in der Noth um diesen Kern schaaren. Der Augenblick war groß! Auch kam der in Frankreich ersehnte Fürst bis an den Rhein; da aber wurde ihm einleuchtend, daß es jenseits des Stroms, in dem Land, wohin man ihn rief, sehr unruhig zuging. Er sah, daß es sich doch nicht bloß um eine einfache Reise durch Ehrenpforten und Blumengewinde, an einer jubelnden Bevölkerung in Feiertags-Gewändern vorüber, zu einem frohen Einzug in Paris handelte; daß es vielmehr galt, Fährlichkeiten zu bestehen, zu handeln und zu wagen. Da seine Anhänger ihm den Weg nicht ganz zu ebnen vermochten, kehrte er um und verschob seine Rückkehr in die Hauptstadt seines Reiches auf eine ruhigere, weniger leidenschaftlich bewegte Zeit.

Digitized by Google

Die Gelegenheit war versäumt! — und damit ist die Sache Heinrich's V., soweit menschliche Berechnung reicht, für immer verloren. In der That, die Legitimisten selbst haben sie vollständig aufgegeben — und ihr dennoch fortgesetztes geheimnißvolles Thun und Treiben hat in Wahrheit gar keinen irgend ernsthaft zu nehmenden Inhalt mehr. Sie haben die Sache aufgegeben, weil sie, besonders seit dieser versäumten Gelegenheit, dem Haupt ihrer Partei nicht die Eigenschaften zutrauen, die unbedingt erforderlich wären. Es ist nicht eben schwer einzusehn, daß etwas mehr Kühnheit nöthig ist und eine größere Entschlossenheit, mehr zuversichtliche Freude am Wagniß, um eine Krone zu gewinnen, oder auch nur zu behaupten, wenn man sie hätte. Das sagen sich die Legitimisten denn auch, und halten jede weitere Anstrengung für vergeblich.

Ein anderer Grund, den Erfolg ihrer Sache nicht mehr mit Ernst und Nachdruck auch nur zu wollen, liegt dann für die Legitimisten darin, daß der Graf von Chambord keine Kinder hat. Sich für ihn erheben, sagen sie unumwunden: das hieße den Bürgerkrieg herauf beschwören ohne Zweck. Die Krone käme nach seinem Tode auf die legitimste Weise von der Welt nothwendig an die Orleans — und das soll und darf nicht sein! Die Orleans sind den Legitimisten als Vertreter des liberalen Prinzips bei Weitem verhaßter als die Napoleoniden; sie sind nach der Redeweise des Faubourg St. Germain „Jakobiner“ und man will nichts von ihnen wissen. Selbst die Ansprüche Heinrich's V. läßt man auf sich beruhen, wenn es kein anderes Mittel giebt die Orleans vom Throne auszuschließen.

Wie! könnte hier vielleicht mancher redlich gläubige Leser ausrufen. Nach ihren eigenen Grundsätzen müssen ja die Legitimisten sich stets und unter allen Umständen unbedingt mit aufopfernder Hingebung dem Dienst ihres Königs und der höchsten Gebote göttlicher Weltordnung weihen. Geht der Anspruch auf die Krone des heiligen Ludwig in legitimer Weise auf den ältesten des Hauses Orleans über, dann ist auch dessen Recht nach den Lehren der Partei ein ganz unbedingtes, um das sich nicht handeln und markten läßt. Die aufopfernde Hingebung, die ritterliche Treue, alle diese legitimistischen Herrlichkeiten müssen dann ohne Rückhalt auf ihn übertragen werden, und keine Rücksicht kann der Pflicht entheben, sein heiliges Recht auf das Aeußerste zu verfechten!

Digitized by Google

Ja gewiß! — Wenn es nämlich ganzer, wahrer, unbedingter Ernst wäre mit den ostensiblen Grundsätzen der Legitimisten, mit der Lehre vom heiligen Königthum von Gottes Gnaden. Aber sie wird in der nüchternen Wirklichkeit so ernsthaft nicht genommen. Auf dem Gebiet der That, des wirklichen Lebens, tritt sogleich die eigentliche Partei-Gesinnung maaßgebend hervor, und Alles wird abhängig von sehr bestimmten Interessen, denen der legitime König gerecht werden soll, von gewissen Bedingungen die man ihm auferlegt und die er erfüllen soll und muß, wenn er auf die Unterstützung der Partei rechnen will. Wollte selbst der Graf von Chambord sich entschieden zu liberalen Grundsätzen bekennen, so würden die Legitimisten ihn unbedingt verleugnen und von sich stoßen. Von den Orleans ist notorisch für die Organisation des Staats und der Gesellschaft, auf die es eigentlich ankommt, nichts zu erwarten —: also fort mit ihnen!

Wer den ostensiblen, laut verkündeten Lehren der Legitimisten ehrlich auf das Wort glaubt, möchte nicht wenig erstaunen, wenn er etwa eine ältere Wittwe-Herzogin ihre wahre Gesinnung in unvorsichtigem Stolz aussprechen hörte, oder wenn ihm ein stattlicher älterer Herr, einer der Führer der Partei, im Vertrauen sein Herz öffnete und ihm vorrechnete, wie frevelntlich das königliche Haus sich gegen den Adel Frankreichs vergangen hat. „Wir haben die Bourbons zu Königen gemacht", heißt es da, „von unseres Gleichen die sie waren!" — und was war der Dank? Die Könige suchten sich vielfach auf den Mittelstand zu stützen und ihn empor zu bringen; sie haben dem Adel die Hoheitsrechte auf seinen Gütern geraubt, gegen Vernunft und Recht die Macht des Adels in den Provinzen gebrochen; sie haben den Adel aus den Provinzen wo er herrschte, an den Hof gebannt, wo er zu einem dienenden Stande wurde und sein Vermögen zerrüttete; sie haben Veranlassung gegeben zu einer verderblichen Sittenlosigkeit (ils ont fait des catins de nos femmes) — sie haben endlich während der Revolution den Adel preisgegeben, ohne ihn zu vertheidigen. Dann werden auch wohl die persönlichen Opfer des ritterlichen Herrn aufgezählt; ein Vetter hat in der Vendée mitgekämpft; sein Vater ist emigrirt und erst als das mit Sicherheit geschehen konnte, unter dem Consulat, nach Frankreich zurückgekehrt; er selbst ist emigrirt während der Hundert Tage. Und was ist

Digitized by Google

immerdar der Lohn gewesen? Der schreiendste Undank! Wie armselig und dürftig ist selbst die Entschädigung der Emigrirten ausgefallen!

Wie sich die Umstände gestaltet haben, ist die Partei aus den eben angeführten Gründen entschlossen, nichts weiter für Heinrich V. zu thun und zu wagen, und der Legitimismus ist in Folge dessen wirklich nichts mehr als ein geschäftiges Spiel mit wesenlosen Vorstellungen; mit Phantasiebildern, an welche die Herren selbst nicht mehr ernsthaft glauben. Man flüchtet aus dem Mißfallen an der lebendigen Gegenwart in diese Welt der Schatten und Träume, in der man sich selbst noch die alte Bedeutung und Wichtigkeit beilegt, wie man sie vor Zeiten hatte. Das geheimnißvolle Treiben, die Schein-Thätigkeit der Partei, ist ein Mittel geworden dem eigenen müßigen und leeren, bedeutungslosen Leben einen scheinbaren Inhalt, den Anschein gewichtiger Bedeutsamkeit zu geben. So ist denn der Legitimismus ungefähr das geworden, was in kleinen deutschen Provinzstädten die Freimaurerei für so viele sonst nicht hinreichend beschäftigte Menschen ist. Man kommt geheimnißvoll zusammen, man beräth dies und jenes — um immer wieder auf den Schluß zu kommen, daß es am Besten sei nichts zu thun, wobei aber doch mitunter viel gestritten wird über die Form, über die Art und Weise, in der nichts geschehen soll. Man correspondirt mit „Frohsdorf" und erhält von dort wiederholt die Weisung, für jetzt und immer wieder für jetzt nichts zu thun; man intriguirt sogar gelegentlich ein wenig gegeneinander, und sucht sich gegenseitig zu „Frohsdorf" in Mißcredit zu bringen —: über einen Zweck aber, den das Alles haben könnte, weiß Niemand Auskunft zu geben; ja, man gesteht sogar mitunter in der Aufrichtigkeit der Verstimmung, daß es keinen hat. Das Wesen wird fortgesetzt, eigentlich bloß weil jede andere Rolle, die man übernehmen könnte, ein vollständiges Aufgeben der traditionellen Standesgesinnung voraussetzt.

Einzelnen der Herren wird freilich zu Zeiten unheimlich dabei zu Muth. Die wiederholten Weisungen aus Frohsdorf, kein Amt anzunehmen, sich von dem öffentlichen Leben durchaus fern zu halten und selbst an den Wahlen keinen Antheil zu nehmen, machen sie besorgt; denn die Illusion, daß man etwa durch diese stolze Zurückhaltung, durch diese stillschweigende Mißbilligung alles Bestehenden

Digitized by Google

irgend welchen Eindruck machte, ist nicht einen Augenblick festzuhalten; jeder Blick auf die Wirklichkeit, man möchte sagen, jeder Blick zum Fenster hinaus zerstört sie unwiederbringlich. Sie sehen ein, daß der alte Adel Frankreichs der Nation auf diese Weise immer mehr entfremdet wird, immer mehr in Vergessenheit geräth, immer tiefer in die bedeutungsloseste Nichtigkeit versinkt. Aber sie dringen mit ihren Vorstellungen bei der eigenen Partei nicht durch.

Dieser alte Adel arbeitet sogar in mehr als einer Weise an seiner eigenen Vernichtung. Mit welchem Kummer sprechen oft ältere, wahrhaft ritterlich gesinnte, ehrenwerthe Männer der Partei im Vertrauen von der legitimistischen Jugend! — Für die, sagen sie, ist der Legitimismus kaum noch etwas Anderes als ein anständiger Vorwand für den schnödesten Müßiggang! Ein Vorwand, sich von jeder ernsten Thätigkeit fern zu halten, und sich ganz dem Jockey-Clubb und galanten Abenteuern in sittenloser Nichtigkeit hinzugeben. Der Umstand daß, wie die Sache ausgedrückt wird, „die jungen Leute durch ihre politischen Grundsätze von jeder Carriere ausgeschlossen sind," wird zu einem willkommenen Vorwand, nichts zu lernen. Es giebt natürlich Ausnahmen, und wir werden ihrer zu gedenken haben —: im Allgemeinen aber möchten die Klagen der strengen alten Herren wohl nur allzu begründet sein, und sollte je ein unerwarteter Glücksfall die legitimistische Partei wieder empor und an die Regierung bringen, so würde sich in betrübter Weise offenbaren, daß die ganze jüngere Generation, die ihr angehört, auf der Welt zu nichts zu brauchen ist. Ohnmächtig in Beziehung auf das, was das Ziel ihres eigenen Strebens sein müßte, sind die Legitimisten dadurch zu einer Stütze des Kaiserthrons geworden, daß sie stets bereit sind, jede Bewegung der Orleanisten und Liberalen zu durchkreuzen.

Wer längere Zeit in Frankreich verweilt, dem kann nicht entgehen, daß Napoleon III., der hauptsächlich auf die Armee rechnet, gern in der Kirche eine zweite Hauptstütze seines Throns gewinnen möchte. Er ist in der That sehr eifrig damit beschäftigt, und bringt diesem Streben große Opfer; man kann aber nicht sagen, daß, so wie er sein Spiel der Kirche gegenüber spielt, der Vortheil auf seiner Seite wäre; im Gegentheil, er schadet sich wohl eher, und man darf vielleicht sagen, daß er gerade auf diesem Gebiet seine schlimmsten Fehler begeht.

Digitized by Google

Ohnehin haben Geist und Stellung der französischen Kirche sich im Lauf dieses Jahrhunderts in bedenklicher Weise geändert. Bisher hatte Frankreich vor den anderen Ländern romanischer Zunge dadurch ein Großes voraus, daß die Reformation hier tiefere Spuren zurückgelassen hatte, als in Italien oder auf der iberischen Halbinsel. Lange hatte sich eine reformirte Kirche im Lande behauptet, ja ganz hat selbst Ludwig XIV. sie nicht zu unterdrücken vermocht, als er seinen Arm den Jesuiten lieh zu einer empörenden Verfolgung; sie ist noch heut zu Tage durch die Zahl ihrer Anhänger wie durch Geist und Haltung im Süden des Reichs, in Auvergne und Languedoc nicht unbedeutend zu nennen. Höher noch ist wohl der mittelbare Einfluß der Reformation anzuschlagen, der überall auf dem Gebiet des geistigen Lebens fühlbar, auch in der Kirche, im Jansenismus, und selbst in der Art, wie die Grundsätze, die Freiheiten der gallicanischen Kirche gedeutet wurden, einen gewissen Widerhall gefunden hatte. Darum waren die treuen Kämpen Roms, die Jesuiten denn auch von jeher eifrig bemüht, die Grundsätze der gallicanischen Kirche nicht weniger als den Jansenismus zu bekämpfen. Und nicht ohne Erfolg; die französische Kirche war bisher gallicanisch —: sie wird mehr und mehr ultramontan. In ihren höheren Regionen, in dem Episkopat, in der Prälatur, ist sie das bereits vollständig; der Gallicanismus hat nur noch in den Reihen der niederen Geistlichkeit seine Vertreter, und es ist dafür gesorgt, daß dieselben auch hier nach und nach verschwinden. Bald wird in der Kirche Frankreichs keine Spur der älteren Grundsätze mehr zu finden sein.

Die ultramontane Partei hat nämlich keine Anstrengung und kein Opfer gescheut, die Erziehung der geistlichen Jugend ganz in ihre Hände zu bringen, und es ist ihr gelungen! — Schon zur Zeit des ersten Kaiserreichs wagte sie ihre ersten Versuche; zur Zeit der Restauration wurden ihre Bestrebungen durch Karl X. mächtig gefördert; Ludwig Philipp suchte ihr hemmend in den Weg zu treten und vermochte es nicht, vielleicht weil er auch nach dieser Seite hin nicht entschlossen genug aufzutreten wußte. Napoleon III. läßt sie gewähren.

Auf den Universitäten des Landes, wie sie das erste Kaiserreich eingerichtet hat, oder, um genauer zu sprechen, auf den académies universitaires, die sämmtlich als Zweig-Anstalten der Einen großen

Digitized by Google

Landes-Universität betrachtet, und von dieser, von Paris aus, verwaltet und geleitet werden, deren jede, sofern sie vollständig ist, auch eine theologische Facultät hat —: da werden freilich die Grundsätze der gallicanischen Kirche gelehrt, aber es ist der höheren Geistlichkeit bereits gelungen, die Thätigkeit und den Einfluß dieser Facultäten vollkommen illusorisch zu machen. Denn an jedem Ort, wo sich eine académie universitaire, eine theologische Facultät befindet, hat die Geistlichkeit daneben ein Priester-Seminar zu stiften gewußt. Zunächst, wie vorgegeben wurde, um die Studenten aufzunehmen, die Disciplin im Sinn der Kirche unter ihnen aufrecht zu erhalten, und ihren Lebenswandel gehörig zu überwachen —: in Wahrheit aber, um als übermächtiger Doppelgänger neben der Facultät zu stehen und diese zu erdrücken; denn in den Hörsälen des Seminars werden ebenfalls die theologischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang vorgetragen, aber von Geistlichen, die der Bischof des Orts, nicht die „Universität," d. h. der Staat zu Professoren ernannt hat — und im Sinne des entschiedensten, man darf wohl sagen des rohesten Ultramontanismus. Ein junger Mann der sich dem geistlichen Stand widmen wollte ohne in ein Seminar einzutreten, würde sich ganz vergeblich bemühen — und wehe dem Seminaristen, der die Vorträge der Facultät hören wollte ohne die Erlaubniß seiner kirchlichen Obern! Um wenigstens den Schein, die sogenannten dehors zu retten, um nur überhaupt in Thätigkeit zu bleiben, muß eine solche Facultät auf Unterhandlungen mit dem Bischof eingehen, und zusehen, unter welchen Bedingungen sie Zuhörer bekommen kann. Das Erste, worauf bestanden wird von Seiten der Kirche, ist, daß die Facultät ihre Vorträge in den Sälen des Seminariums hält, damit die Seminaristen das Haus nicht zu verlassen brauchen, und vor jeder Berührung mit den übrigen Studenten bewahrt bleiben. Da hat denn jeder der Regierungsprofessoren am Ende wirklich drei oder vier, vielleicht sogar fünf Zuhörer. Das sind vielversprechende, gewandte, und vor Allem gesinnungstüchtige junge Leute, auf die man sich verlassen kann; die von dem Bischof den Befehl erhalten, die Vorlesungen zu hören — aufzupassen sogar; und je besser sie sich gemerkt haben, was der Herr Professor sagt, um desto sicherer erfährt der Bischof, was er etwa allzu Verfängliches lehrt! — Den übrigen Seminaristen ist bei den strengsten disciplinarischen Strafen verboten,

Digitized by Google

die Hörsäle zu betreten, während jene fremden Lehrer darin hausen und lehren.

Wie weit es die Ultramontanen bereits gebracht haben, das lehrt ein Blick auf die französische Presse. Die gallicanisch gesinnte Partei in der Kirche hat in dieser kein einziges Organ, das ihr eigen angehörte; kaum daß eine Zeitung wie das Journal des Débats sich ihrer bei Gelegenheit beiläufig und schüchtern annimmt. Die ultramontane Partei dagegen hat in Paris zwei große Zeitungen, von denen die Eine für mächtig gilt und sehr gefürchtet wird — und außerdem erscheint so ziemlich in jeder Provinzstadt ersten Ranges ein klericales Tagblatt. Aus dem Ton, den diese Zeitungen sich gelegentlich ungestraft erlauben dürfen — sie allein in ganz Frankreich, während die ganze übrige Presse auf das Zweckmäßigste geknebelt erscheint — ist dann auf die scheue Nachsicht der Regierung, ihr gegenüber, zu schließen, und auf das Gefühl der Macht, das Bewußtsein der Unantastbarkeit, das die Ultramontanen selbst beseelt.

Zur Verbreitung ihrer Ansichten in weiteren Kreisen, außerhalb des eigenen Standes, in der Laienwelt, dient ihnen außer der Presse natürlich auch die Kanzel. Was und wie gepredigt wird in dem heutigen Frankreich, das übersteigt wohl jeden Begriff, den man sich aus der Entfernung davon machen könnte. Wir haben vor Kurzem die berühmtesten Kanzelredner des Landes in regelmäßiger Folge gehört, und mußten mit Erstaunen wahrnehmen, daß in ihren Vorträgen weder von dem Inhalt der Religion noch von Moral die Rede war. Das Ganze drehte sich um maaßlose, wahrhaft cynische Schmähungen, deren Gegenstand die Protestanten, Ketzer, Ungläubigen, Freimaurer, Freigeister und Philosophen jeder Art waren, und um eine überschwengliche Verherrlichung des Priesterthums, zumal des Papstthums, das seinen Gipfel bildet. Wir haben den berühmten Pater Combalot, der als einer der drei größten Kanzelredner des Landes neben den Pater Felix und den Pater Bonaventura gestellt wird, von der Kanzel herab in pomphafter, reich verzierter Rede rühmen hören, daß Gott dem Priester eine Macht verliehen habe, die selbst den Engeln und Erzengeln versagt sei: die Macht, über das Schicksal des Menschen jenseits des Grabes für alle Ewigkeit zu entscheiden, Sünder zu begnadigen, Ungläubige zu verdammen. Die Weise zu charakterisiren, in der von den Gegnern

Digitized by Google

die Rede ist, mag ein Beispiel genügen. Der eben genannte geistliche Redner ereiferte sich eines Tages auch darüber daß Victor Hugo und Alphonse de Lamartine in die französische Academie aufgenommen worden seien. Zürnend rief er von der Kanzel herab: „c'est à Toulon qu'ils auraient dû être reçus — au bagne!“ — das heißt auf den Galeeren.

In Beziehung auf alles Thatsächliche, mag es die gegenwärtigen Zustände namentlich protestantischer Länder, mag es Geschichtliches betreffen, werden die handgreiflichsten Unwahrheiten mit beispielloser Dreistigkeit vorgetragen. So entwarf einst derselbe Pater Combalot ein haarsträubendes Bild von der Verderbtheit des alten Roms, und zeigte dann, wie es durch die strafende Hand Gottes vernichtet worden sei, stellte die Sache aber sehr geflissentlich so dar, als sei es das heidnische Rom gewesen, das solcher Verderbniß verfallen war und auf Gottes Geheiß von den Barbaren zerstört ward. Wahrscheinlich um der National-Eitelkeit zu schmeicheln ließ er Rom durch die Gallier zerstört werden, die als Werkzeug Gottes auftraten; nur nebenher wurde auch anderer Völker, der Gothen, Vandalen, Welschen (les Véleches) u. dergl. m. gedacht. Nun erhebt sich, unter der Autorität der Päpste, das christliche Rom auf den Trümmern des heidnischen; es beginnt die Blüthezeit der Menschheit, während welcher, fünfzehnhundert Jahre lang, das Papstthum die christliche Welt mit immer gleicher, nie angefochtener, nie in Zweifel gezogener Machtvollkommenheit beherrscht — und natürlich selbst in nie getrübter Reinheit und Heiligkeit dasteht. Der Pater ließ diese Jahrhunderte als eine Zeit tiefen Friedens erscheinen, und nannte sie die Zeiten der höchsten Cultur, während welcher auch die Literatur ihre höchsten Ziele erreichte, da eben im Lauf dieser Jahrhunderte die größten Genien der Menschheit (les plus beaux génies) — der heilige Augustin, der heilige Thomas von Aquin und andere — ihre Flügel entfalteten. Aber nach fünfzehnhundert Jahren bricht neues Verderben herein —: die Reformation, dies „Werk des Satans“, aus demselben Höllen-Schlamm hervorgegangen wie die Verderbniß des heidnischen Roms (sortie de la même fange, de la même boue). Sie bringt von Neuem die Menschheit dem Untergang nahe, dem diese sich kaum entziehen kann — wenn sie nicht fleißig zur Beichte geht! — Denn die Nothwendigkeit der Beichte ist die praktische

Digitized by Google

Moral, auf die das Ganze regelmäßiger Weise zugespitzt wird. Die Art wie dieses Heilmittel als nothwendig und berechtigt eingeführt wird, hat dann auch mitunter etwas sehr überraschendes. So hatte der Pater Combalot in einer Abend-Predigt das eben erwähnte haarsträubende Bild von der verderbten Gegenwart entworfen, und dann seine Rede mit den ganz wie beiläufig, ohne allen Pathos hingeworfenen Worten: „demain, Messieurs, je vous dirai le remède à tout ceci" — geschlossen. Das remède à tout ceci war dann natürlich eben die Ohrenbeichte. Hier erwähnte nun der Redner dessen, was vom kirchengeschichtlichen Standpunkt gegen dieses „Sacrament" eingewendet werde, wie sich von selbst versteht, um es siegreich zu widerlegen. Man sage, die Ohrenbeichte sei nicht ein Institut der ursprünglichen christlichen Kirche; das sei ein Irrthum; die Ohrenbeichte sei allerdings von den allerersten Anfängen des Christenthums an, als ein nothwendiges Element der Religionsübung eingeführt gewesen; das werde er uns aus der Bibel beweisen; dann mit Nachdruck und Würde, prophetenhaft wiederholend: „Oui Messieurs! de la Bible! — Écoutez ce que dit Origène!" — worauf dann Citate aus dem Origenes und einigen anderen Kirchenvätern folgten, als sei das die Bibel. Noch dazu waren es Stellen die — selbst vorausgesetzt daß sie treu wieder gegeben waren — doch nur in sehr gezwungener Weise auf die Ohrenbeichte bezogen werden konnten, wie sie jetzt in der katholischen Kirche geübt wird.

Die Regierung läßt den Klerus nicht allein in allen diesen Beziehungen gewähren: sie kommt auch sonst überall dem Verlangen der Kirche bereitwillig entgegen, wo es sich um die Stiftung neuer Klöster, um Geld und Gut, um Einfluß auf die Laienschulen handelt. Sie leiht selbst gelegentlich der Kirche ihren Arm zu Verfolgungen. Denn kluger Weise verdammt die Kirche nur — ohne je öffentlich zu thatsächlicher Verfolgung aufzufordern; sie deutet nur unter der Hand, ganz in der Stille, den Organen der Regierung, den weltlichen Behörden an, was sie gegen Protestanten, freie Aeußerungen der Presse und dergleichen verfügt zu sehen wünscht. Dann geschehen solche Dinge wie die Schließung des protestantischen Betsaals zu Maubeuge durch den Präfecten, ohne daß dabei die leitende Hand des Priesters sichtbar wird.

Was Napoleon III. durch diese dienstbeflissene Gefälligkeit bei

Digitized by Google

der Geistlichkeit selbst gewinnt, bleibt aber doch immer von sehr problematischem Werth. Denn natürlich läßt sich die Kirche das Alles ganz gut gefallen; sie nimmt, was ihr geboten wird, und wo es sich thun läßt, auch wohl noch etwas mehr: aber es genügt ihr bei Weitem nicht, und sie glaubt sich dadurch keineswegs zu Dank verpflichtet.

Allerdings haßt die ultramontane Geistlichkeit Napoleon III. nicht mit der Intensität der Giftigkeit, mit der sie das Andenken Ludwig Philipp's verfolgt: aber mehr als ein Nothbehelf ist auch er, ist er auch ihr nicht. Um ihr mehr zu sein, um jenes Bündniß zwischen dem Papstthum, dem Ultramontanismus und dem neufranzösischen Kaiserthum, die anerkannte Solidarität der Interessen beider, die er anstrebt, wirklich zu Stande zu bringen, müßte er bieten können was unmöglich ist: die reellen Mittel einer durchaus selbständigen, ganz unbegrenzten Macht; ein reiches und vollkommen unabhängiges, auf Landbesitz gegründetes Dasein der französischen Kirche; richterliche Gewalt in Glaubenssachen und Allem, was, wie das Eherecht, am tiefsten in das Leben der Familie eingreift.

Außerhalb der sogenannten Kirche aber thut Napoleon III. sich durch diese Begünstigung der Hierarchie sehr sichtbarer Weise großen Schaden. Daß die gebildeten Stände, zum Theil sogar die Legitimisten, die Achseln zucken über die Lehren, die von der Kanzel herab verkündet werden, will freilich nicht viel sagen, denn diese Klassen werden durch dergleichen nicht leidenschaftlich aufgeregt.

Anders verhält es sich aber damit in Beziehung auf das Volk, das den Kloster-Stiftungen, dem Gehaben und den Uebergriffen der Kirche, der entgegenkommenden Nachgiebigkeit der Regierung, mit großem Mißtrauen zusieht, weil ihm diese Bestrebungen der Geistlichkeit und Reaction — weltliche Macht der Geistlichkeit und das verhaßte ancien régime überhaupt, sehr eng verbundene Begriffe geworden sind.

Manches Andere, was die Regierung thut und treibt, wird in diesen Kreisen wohl mit Spott, doch ohne eigentliche Leidenschaft besprochen. Ausbrüche der Wuth sind uns nur vorgekommen, wenn eben diese Verhältnisse zur Sprache kamen. Da treten sie aber nicht selten in überraschender Weise hervor, und man hört dann wohl am Heerde des Landmanns ingrimmig prophezeien, wenn Napoleon der Geistlichkeit neue Macht verleihen wolle, da werde man ihn vom Thron hinunter jagen.

Digitized by Google

II.

Am Neujahrstage, bei Gelegenheit des feierlichen Empfanges, den eben der Tag mit sich brachte, sprach der energische Mann, der jetzt an der Spitze dieses seltsamen, blos durch die allgemeine Rathlosigkeit zusammengehaltenen Staatswesens steht, zu dem österreichischen Botschafter bedenkliche Worte: — es war ein Neujahrsgruß, der auf Zwietracht und Krieg deutete.

Ganz Europa war überrascht, bis zu einem gewissen Grade erschrocken — bei Weitem mehr aber verwundert. Kaum aber, daß man sich einigermaaßen gefaßt und orientirt hatte, so wurde im Allgemeinen die Ansicht vorherrschend, daß die beschwichtigenden Bemühungen der Diplomatie Erfolg haben würden. Denn allgemein wurde vorausgesetzt, daß es Niemandem rechter Ernst sein könne mit diesem drohenden Gebahren und den gegenseitigen Herausforderungen, die nun von beiden Seiten erfolgten. Ein Krieg schien so Großes auf das Spiel setzen, so vielfache Interessen verletzen, so unberechenbare Gefahren heraufbeschwören zu müssen, daß Niemand ein Verlangen tragen könnte, es darauf zu wagen.

Den Unbefangenen freilich, der die Sachen, wenn auch nur in einzelnen Beziehungen, in der Nähe sah, konnte vom allerersten Augenblicke an nicht entfernt ein Zweifel darüber bleiben, daß es Ernst sei mit dem Kriege, daß er unvermeidlich und nahe bevorstehe. Schon die Art und Weise, wie die Rüstungen in Frankreich eingeleitet und betrieben wurden, lieferte dafür den vollgültigsten Beweis.

Alles, was in die Augen fällt, Aufsehen macht und schon als Demonstration eine gewisse Wirkung hat, — geräuschvolles Zusammenziehen von bedeutenden Heeresmassen und ihre geordnete Gliederung für den Krieg, Einberufung der Beurlaubten und dergl. —: das Alles wurde geflissentlich vermieden. Auf eine bloße Unterstützung diplomatischer Schritte durch geräuschvolle Demonstrationen, durch ein militärisches Schaugepränge, war es also nicht abgesehen.

Dagegen wurden in den Zeughäusern, ganz in der Stille und ohne daß man weiter davon gesprochen hätte, ungeheuere Massen Munition angefertigt; und Lebensmittel, Zwieback, Salzfleisch und trockene Gemüse wurden in den Seehäfen des Südens in gewaltigen

Digitized by Google

Vorräthen angehäuft. Das war zum wirklichen Gebrauch; das war Ernst. So handelt man, wenn die Vorräthe wirklich gebraucht werden sollen und wenn man nebenher auch jedes vorzeitige Aufsehen vermeiden will, damit der Feind sich nicht in gesteigertem Grade auch seinerseits zu entsprechenden Vorbereitungen aufgefordert fühle.

So verlautete wenig auch von den Rüstungen im Arsenal zu Toulon; und doch waren auch diese sehr bezeichnend und deuteten mit einer gewissen Präcision auf die Ereignisse, die da kommen sollten. Das Geschwader unter dem Vice-Admiral Romain-Desfossées, das schon vor Weihnachten fertig ausgerüstet auf der Rhede lag, und für ein Uebungsgeschwader ausgegeben wurde, bestand nur aus fünf Linienschiffen; es sollte bis auf acht verstärkt werden — und dazu ließ man die erforderlichen drei Schiffe aus Cherbourg nach dem Mittelländischen Meer kommen — während im Arsenal zu Toulon noch mehr als zwanzig Linienschiffe abgetakelt lagen, unter denen man wählen konnte, und eben da, am Platze selbst einige hundert Seeofficire und mehrere tausend Matrosen unmittelbar zur Verfügung standen! Eine so auffallende Erscheinung mußte natürlich einen Grund haben — und dieser war an Ort und Stelle nichts weniger als schwer zu errathen; ein Besuch im Arsenal genügte, um alle Zweifel zu lösen. Dort konnte man gewahr werden, daß ein großer Theil der Mittelmeerflotte Frankreichs, nach dem technischen Ausdruck „en flûte“ ausgerüstet, d. h. nicht zum Gefecht, sondern zum Transport von Truppen eingerichtet wurde. — Es war also darauf abgesehen, Truppen in großer Anzahl über das Meer zu schaffen; nach Genua; an die Küsten von Toscana; vielleicht nach Civita Vecchia — möglicherweise selbst nach dem Adriatischen Meer. Auf eine Expedition dorthin, nach Venedig oder Triest, deuteten auch die schwimmenden Batterien, die hergestellt und ausgerüstet, die Schrauben-Kanonenboote nach neuem Modell, die eilig gebaut wurden.

Die französische Regierung hatte aber gar vielerlei Gründe, das Alles so geräuschlos als möglich zu betreiben, und die wichtigsten darunter möchten wohl die einheimischen gewesen sein. Denn gewiß ist selten ein Krieg in dem Grade unpopulär gewesen, in dem Grade einer ganzen Nation zuwider, wie dieser der Bevölkerung von Frankreich.

Und es waren nicht etwa blos die höheren Stände, die sich da-

Digitized by Google

gegen aussprachen, oder der Handelstand, wie man vermuthen könnte, weil dem allerdings die unmittelbarsten Verluste drohten —: vielmehr war es gerade die ländliche Bevölkerung, die ihre Stimme am lautesten und am entschiedensten gegen die Aussichten auf neuen Kriegsruhm erhob, wiewohl doch sonst gerade in diesen Kreisen der Napoleons-Cultus noch am Ersten eine gewisse Realität gewinnen könnte.

Ein gar nicht zu verwerfender Instinct sagte den Leuten, daß Napoleon III. mit diesem Krieg in die Bahnen des ersten Kaiserreichs einlenke; daß dieser Krieg der Anfang einer längeren Kette wenig unterbrochener Kämpfe sein werde, wie sie damals auf einander folgten. Die blutigen Opfer aber, welche die unaufhörlichen Heereszüge zur Zeit des ersten Kaiserreichs forderten, sind unvergessen; ja, die Erinnerung daran ist gerade in der ländlichen Bevölkerung vorzugsweise lebendig, da in Frankreich die Städter meist nicht tauglich sind zu Soldaten oder sich freikaufen, der Kriegsdienst also und die Verluste fast ausschließlich auf die Landleute fallen. Solche Erinnerungen sind natürlich nichts weniger als beliebt, und Alles bebt zurück vor dem Gedanken, Aehnliches noch einmal zu erleben, noch einmal so gewaltige, so schmerzliche Lücken in die Familien gerissen zu sehen. Vor Allen aber wollten die Frauen der Landleute mit der leidenschaftlichsten Abneigung von diesem Krieg nicht wissen und nicht hören. „Comment! nous aurons un second Napoléon pour la guerre!“ riefen wie mit Einem Munde die Frauen in allen Dörfern Frankreichs aus, um so mehr empört, weil sie dabei vorzugsweise an das dachten, was ihnen zumeist am Herzen liegt. Ihre Tochter unter die Haube bringen, „marier sa fille“ ist für jede Französin, weß' Standes sie auch sei, die eigentliche Lebensaufgabe, und wie soll deren Lösung gelingen, wenn die möglichen épouseurs fortwährend zu Tausenden an Einem Tage weggeschossen werden? „Je ne marierai pas ma fille!“ ist der Gedanke, der sofort erwacht, so wie von weit aussehenden Kriegen die Rede ist.

Bedächtige Gutsbesitzer berechneten dann auch, daß dem Ackerbau in Frankreich ohnehin die Hände fehlen; was sollte daraus werden, wenn verlängerte Kriege ihm deren noch mehr entführten? — Verständige Leute aus dem Mittelstande hörte man dann auch wohl prophezeien, daß auch diese Kriege, selbst wenn Frankreich noch so

viele Siege erfochte, schließlich doch wieder enden würden, wie die des ersten Napoleon, nämlich mit der Einnahme von Paris durch die Fremden, — und allgemein mithin war man im höchsten Grade ungehalten über die Italiener, die so ungelegene Händel anzettelten.

Die Stimmung gegen den Krieg sprach sich so allgemein und so entschieden aus, daß selbst die Präfecten und Unter-Präfecten — ein serviles Völkchen, wie es von gleich vollendeter Geschmeidigkeit wohl kaum noch einmal zusammengebracht werden könnte — sich entschließen mußten, von allen Seiten her darüber nach Paris zu berichten.

Napoleon III., der ohnehin, der Form nach, nur ein Vertheidigungsbündniß mit Sardinien aufzuweisen hatte, sah sich auch dadurch genöthigt, den Schein bloßer Vertheidigung und Abwehr zu wahren. Er mußte es dahin bringen, daß Oesterreich angriff, und suchte inzwischen Frankreich zu beruhigen oder zu zerstreuen. Der Carneval wurde selbst in den Provinzstädten überall ungewöhnlich glänzend, denn die Präfecten und Unter-Präfekten erhielten unter der Hand einen außergewöhnlichen Zuschuß zu den Repräsentationsgeldern, und den Befehl, das Publicum auf das Beste zu unterhalten. In den Zeitungen — wer erinnert sich nicht noch daran? — erschienen von Zeit zu Zeit, so oft die Unruhe der Bevölkerung wieder im Steigen schien, beschwichtigende, sehr friedlich lautende Artikel, und wie es die Menschen eben an sich haben, mit einer fast kindischen Leichtgläubigkeit zu glauben, was sie wünschen, suchte man sich immer wieder von Neuem, so oft ein solcher Artikel erschien, in dem Vertrauen zu befestigen, daß nun der Friede gesichert, an einen Krieg gar nicht zu denken sei. „C'est fini! décidément nous n'aurons pas la guerre!“ erklärten Kaffeehaus-Politiker im Magisterton nach dem bekannten friedlichen Zeitungs-Artikel vom 5. März und der Entfernung des Prinzen Napoleon aus dem Ministerium. Und in den Salons der höheren Stände konnte man noch wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges einen ähnlichen Artikel unter Anderem mit den Worten commentiren hören: „Nein! nein! wir werden nicht Krieg führen, um den Ehrgeiz des Königs der Murmelthiere zu befriedigen!“ — denn „le roi des marmottes“, so wurde Victor Emanuel im Aerger über die durch ihn herbeigeführten Händel genannt; das war der heroische Widerhall, den das offiziell aufgestellte Princip der Nationalitäten in der Bevölkerung fand!

Digitized by Google

Der Aerger über die Italiener war übrigens ungerecht zu nennen, da gewiß dieselben oder ähnliche Händel herbeigeführt wurden, auch wenn es gar keine italienische Frage gab. Denn warum führte der Beherrscher Frankreichs eigentlich diesen Krieg? Warum sucht und führt er überhaupt Krieg? Daß ihn eine empfindsame Theilnahme an den Leiden der unterdrückten Italiener dazu bestimmen könnte, ist ein Gedanke, mit dem sich wohl Niemand im Ernst tragen wird. Man wird Gefühlspolitik und Empfindsamkeit am wenigsten versucht sein, in den heutigen Tuilerien zu vermuthen. Oder sollen wir wirklich glauben, der heutige Beherrscher Frankreichs ziehe das Schwert, eingedenk der angeblichen Mission Frankreichs, überall die freie Entwickelung der Nationalitäten, politische und geistige Freiheit zu fördern, die freie Bewegung des Stroms der Zeit, dies „spectacle superbe“ — „la vague française en avant“, wie Victor Hugo so schön und treffend sagte? Dann bekämpfte er selbst seine innere Politik durch seine äußere. — Oder waren es etwa die Verpflichtungen, welche Sardinien ihm durch seinen Antheil an dem orientalischen Kriege auferlegt hat, die jetzt Napoleon zwangen, sich der italienischen Frage anzunehmen? Diese Verpflichtungen waren keineswegs von solcher Bedeutung, daß sie Sardinien berechtigten, auf Frankreichs Beistand zu zählen, selbst wenn es seinen übermächtigen Gegner von freien Stücken keck herausforderte. Ja, man muß sogar fragen, warum denn Napoleon überhaupt Sardinien Gelegenheit gegeben hatte, ihm solche Verpflichtungen aufzuerlegen? Denn daß 15,000 Piemontesen, in der Krim, in einem Kampf von solchen Dimensionen, sehr leicht zu entbehren waren, wird wohl keines besonderen Beweises bedürfen. Wir sind berechtigt anzunehmen, daß er, umgekehrt, diese Verpflichtungen ausdrücklich haben wollte, damit ihm der Vorwand nicht fehle, an die Lösung der „italienischen Frage“ zu gehen, und es war daher eigentlich schon zur Zeit des orientalischen Krieges als ausgemacht anzusehen, daß Frankreich sich nächster Tage großmüthig damit beschäftigen werde.

So bleibt denn nur Eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem eigentlichen Grunde, der Frankreichs Beherrscher zum Kriege bestimmte. Er begann den Kampf, um Frankreichs Ansehen in Europa zu steigern, und stufenweise zu einem gebieterischen zu erheben. Unter den Bourbons der älteren Linie sowohl, als unter Ludwig Philipp

Digitized by Google

hatte Frankreich sich eines regen politischen Lebens im Innern, parlamentarischer Formen erfreut, und diese sogar bis zum Mißbrauch benutzt —: nach Außen hin, im europäischen Rath, war seine Stellung eine verhältnißmäßig unbedeutende geblieben, weil die Regierung an der Spitze des Reichs sich schwach fühlte. Die Bourbons wußten sich durch die auswärtigen Mächte zurückgeführt und gehalten, und auch Ludwig Philipp suchte unter allen Bedingungen in gutem Vernehmen mit den alten Dynastien, den conservativen Staaten Europas zu bleiben, bebte zurück vor dem Gedanken eines ernstlichen Zerwürfnisses mit ihnen, und gab nach, um es zu vermeiden. Die französische Nation, der es an Selbstgefühl am allerwenigsten fehlt, ertrug die Stellung, die ihr so in Europa angewiesen war, mit entschiedenem Unwillen, wurde aber in unverzeihlicher Weise ungerecht, indem sie die Regierung allein dafür verantwortlich machte. Denn die Lage der Regierung wäre, selbst bei der untadeligsten Reinheit des Willens von ihrer Seite, stets eine sehr schwierige, ja von Grund aus verdorbene gewesen, da sie mit durchaus unredlichen Gegnern zu kämpfen hatte; mit Parteien, die, wie Lafayette und sein Anhang, die doppelte und zweideutige Rolle spielten, die gegebenen Zustände, die bestehende Verfassung zwar anzunehmen, aber nur, um sich aus ihr eine Waffe für weitergehende Pläne zu bilden, und unter ihrem Schutz in permanenter Verschwörung an ihrem Sturz zu arbeiten. In beiden Fällen hatte das unerfreuliche Treiben zu dem Sturz der Dynastie geführt. Das Experiment war mißlungen.

Ein gerade entgegengesetztes System, das gerade umgekehrte Verfahren schien besser geeignet, den Thron der Napoleoniden zu befestigen. Ein absolutistischer Druck im Innern sollte mit eiserner Gewalt alle gährenden Elemente nicht nur, sondern auch alle strebenden niederhalten; den Kräften, die sich zu regen, zur Geltung zu kommen verlangten, sollte keine Aussicht bleiben, als sich dem Dienste des Landesherrn willenlos zu weihen —: und daneben sollte eine einflußreiche, glänzende, ja gebieterische Stellung nach Außen, wie man sie lange unwillig entbehrt hatte, der Nation als Ersatz gelten für die verlorene parlamentarische Freiheit und das rege politische Leben im Innern. So blieb das Kaiserthum seinen Traditionen getreu.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Regierung mit einer gewissen Nothwendigkeit in diese Bahnen gewiesen war, von dem Augen-

Digitized by Google

blick an, wo Wiederherstellung und Erhaltung des Kaiserthrons der Zweck ihrer Thätigkeit wurde. Diese Restauration ließ sich nur durch ein entschlossenes Niederschlagen aller politischen Parteien bewirken; und, war das gelungen, wo sollte der Ersatz für alles zum Schweigen Gebrachte gefunden, womit die Leere des Nationallebens ausgefüllt werden, wenn nicht eine nach Außen gewendete Thätigkeit Ruhm, Glanz, Einfluß, vielleicht Herrschaft und das Recht, insolent zu sein, in Europa schaffte?

Insofern aber der Schauplatz seiner nächsten Thaten Gegenstand freier Wahl war, konnte vielleicht Napoleon III. wenigstens in Einer Beziehung besser wählen. Es giebt unter den möglichen Kriegen, die unternommen werden konnten, einen, der, im Lande in hohem Grade populär, die entschiedenste Zustimmung der ganzen Nation für sich hätte: das wäre der Krieg gegen England, so seltsam es klingen mag. Alles, was man den Franzosen als Preis eines Kampfes zeigen könnte, Belgien, der Besitz des linken Rheinufers — das Alles würde der Einbildungskraft des Volks in ziemlich blassen Farben erscheinen und keine große Begeisterung erwecken —: in einem Krieg mit England aber wäre die ganze Nation bereit, alle ihre Kräfte in freiwillig und freudig dargebrachter Thätigkeit aufzubieten. In den höheren, gebildeten Kreisen endigten alle Lamentationen über den Krieg, alle Aeußerungen des Mißbehagens und der Verstimmung regelmäßiger Weise mit den Worten: „Ja, wenn es einen Krieg mit England gälte! das wäre etwas Anderes! da würden wir mit Freuden alle Opfer tragen!" — Und ganz in demselben Sinne sprachen sich selbst die Armee und die Flotte aus; besonders laut die letztere. Der Haß gegen England war zu keiner Zeit größer in Frankreich, als gerade jetzt, wo in Wahrheit gar kein Grund dafür vorliegt.

Indem Napoleon III. die Verhältnisse Italiens zur Veranlassung eines im Innern seines Reichs höchst unpopulären Krieges machte, ging er offenbar Schwierigkeiten entgegen, von denen kaum zu sagen war, wie er sie zu beseitigen und zu umgehen dachte. Zwar, daß Oesterreichs Politik in Italien in ganz Europa von keinem Unbefangenen gebilligt werde, und nirgends lebhafte Sympathien finde, daß vielmehr die Sache der Italiener die Theilnahme aller Gebildeten weit überwiegend für sich habe: — das sind Dinge, die ihm

Digitized by Google

bekannt sein mußten, und er konnte daraus folgern, daß Niemand so leicht einen entschiedenen Beruf fühlen würde, für Oesterreichs Stellung in Italien unbedingt das Schwert zu ziehen. Aber durfte er auch weiter schließen, daß alle Mächte ruhig zusehen würden, wenn in Italien einfach französische Oberherrschaft an die Stelle der österreichischen gestellt werden sollte? Gewiß nicht! War doch der Versuch, Preußens Neutralität durch die lockendsten Anerbietungen für alle Fälle zu gewinnen, schon vor dem unheimlichen Neujahrsgruß entschieden gescheitert!

Ueberhaupt gab es der Bedenken gar viele. Schon die Betrachtung war geeignet, die Freude an dem Unternehmen zu trüben, daß sich sehr wenig Aussicht zeigte, Oesterreich wirklich siegreich aus Italien zu vertreiben, wenn der Krieg auf einen Zweikampf zwischen beiden Kaiserreichen beschränkt bleiben sollte. Die ungemein starke strategische Stellung, die Oesterreich in Italien hat in dem Viereck zwischen dem Mincio, dem Po und der Etsch, war dann sehr schwer zu überwältigen. Sie konnte nicht umgangen werden, wenn neutrales Gebiet nicht betreten werden durfte, und selbst der Boden österreichischer Provinzen, soweit sie dem deutschen Bunde angehören, als neutrales Gebiet gemieden werden mußte. Es blieb dann nichts übrig, als dies befestigte Viereck durch einen unmittelbaren Frontal-Angriff unter harten Kämpfen stückweise zu erobern. Das setzte einen großen Aufwand von Mitteln voraus, große Opfer und sehr viel Glück! — Besonders aber stand, selbst wenn es endlich gelungen war, der Friede, der den Gewinn bestätigen sollte, doch immer noch in großer Ferne. Denn selbst der gänzliche Verlust der italienischen Provinzen war immer noch nicht ein Ereigniß, das den österreichischen Kaiserstaat in seinen Grundtiefen erschütterte, und in die dringende Gefahr versetzte, die den Frieden nach dem Gebot des Siegers anzunehmen zwingt. Und wie konnte man annehmen, daß Oesterreich den Kampf aufgeben und den Frieden um den Preis eines Königreichs erkaufen werde, so lange es sich nicht in eine zwingende Lage versetzt sah, so lange es sich in seinen deutschen Landen sicher wußte, und in der That nichts Großes wagte bei der Fortsetzung des Kriegs gegen einen Feind, der jeden Sieg nur innerhalb sehr enger, vorher bestimmter Grenzen verfolgen durfte?

Auf diese Weise war kein Ende abzusehn. Wollte aber Napo-

Digitized by Google

leon III. mit kühner Hand das Netz zerreißen, das ihn auf einen ungenügenden Kriegsschauplatz beschränkte, wollte er rücksichtslos über die conventionellen Grenzen hinaus in das Innere der österreichischen Staaten vordringen, um dort eine wirkliche, abschließende Entscheidung zu suchen: — so rief ein solcher Entschluß unvermeidlich eine kaum zu berechnende Erweiterung des Krieges hervor und unabsehbare Verwickelungen. Der Kampf gewann eine Ausdehnung, die alle kriegerischen Unternehmungen in Italien zu einer Nebensache herabsinken ließ, und die Entscheidung an den Rhein nach Frankreich oder Deutschland verlegte. Selbst was inzwischen in Italien gewonnen sein mochte, behielt nur einen bedingten Werth, da die bleibende Behauptung dieser Vortheile, wie das Schicksal des Krieges überhaupt, von der Entscheidung des Kampfes am Rhein abhängig wurde.

Das waren Betrachtungen, die wohl den Entschluß wankend machen konnten. Aber es war noch weit mehr zu erwägen. Napoleon III. konnte nicht die Sache der Italiener ernstlich fördern, ohne einem ihm und seinem System feindlichen Princip neue Kräfte zuzuführen, dem freieren politischen Leben der Völker und den Formen, in denen es sich bewegt, einen größeren Raum in Europa zu verschaffen; und da in dieser Welt nichts ist, ohne auch über die unmittelbaren Grenzen des eigenen Daseins hinaus zu wirken, war Napoleon wohl in der Lage, die mögliche Rückwirkung solcher neuen Erscheinungen im europäischen Völkerleben auch auf Frankreich ernstlich zu fürchten.

Und dann — welch' ein Widerspruch, wenn Napoleon III. in die Schranken trat, um eine bessere Zukunft, eine Wiedergeburt Italiens zu erkämpfen, wie er laut ankündigte, und zugleich versprach, die schlechteste und verderbteste, die unmöglichste aller Regierungen der Halbinsel — die päpstliche, zu schonen und aufrecht zu erhalten! Es war eine allerdings aufzuwerfende Frage, ob das möglich sein werde, ob nicht durch den Gang der Ereignisse, oder ohne seinen Willen, unbequeme Geister entfesselt wurden, die Jeder kannte. Sollte dann Napoleon III. diese ihm doch der unmittelbaren Richtung nach verbündeten Mächte selbst bekämpfen? — Oder ließ er sie gewähren, — wohl, so verwickelte er sich in einen neuen, für ihn viel schlimmeren Widerspruch, indem er das Priesterthum, das ihm doch

Digitized by Google

daheim die widerstrebenden, heranwachsenden Generationen zu bequemen, unterwürfigen Unterthanen erziehen sollte, in seinem souveränen Mittelpunkt angriff und damit in seinen Grundfesten erschütterte.

So war denn der Heereszug nach Italien von Anfang an ein Unternehmen, das kein reines Ergebniß versprach, dagegen sehr leicht zu den unberechenbarsten Verwickelungen führen konnte. Um so bedenklicher, da der Sieg für Napoleon eine gebieterische Nothwendigkeit war. Ein unglücklicher Gang des unpopulären Krieges, besonders wenn er einen siegreichen Feind nach Frankreich führte, konnte unmittelbar das Dasein des Kaiserthrons gefährden.

III.

Werfen wir sofort weiter einen flüchtigen Blick auf die Macht, die Napoleon aufbieten konnte, um sie dann später mit den Mitteln und Hülfsquellen Oesterreichs zu vergleichen.

Das Land, der Stand des Nationalreichthums und die Bevölkerung sind die Grundelemente der Macht, die wir beachten müssen gleich der bewaffneten Macht, die aus ihnen hervorgeht —: so, natürlich, daß wir auch nicht entfernt daran denken können, innerhalb der uns hier gezogenen Grenzen auf mehr als eine skizzenhafte Andeutung einzugehen, oder diese Blätter durch die Wiederholung allbekannter Zahlen zu beschweren.

Frankreich ist reich, und bietet in seiner compacten Masse alle Mittel einer furchtbaren Macht!

Zwar ist das Land nicht so reich, als es sein könnte, wenn eine zu stetiger, besonnener, ausdauernder Arbeitsamkeit geneigte Bevölkerung alle Keime möglichen Reichthums in das Leben riefe, welche die Natur hier in den Boden gelegt hat. Das geschieht nicht; der celtische Grundcharakter der Bevölkerung macht sich mehr oder weniger in allen Provinzen geltend, und überall, wo sie aus dem gedankenlosen Betrieb einer herkömmlichen Bestellung des Bodens aufgerüttelt wird, tritt seltener eine intelligente Emsigkeit an die Stelle, als ein ungeduldiges Streben nach schneller Bereicherung und unmittelbarem Genuß.

Am greifbarsten zeigt sich diese Unzulänglichkeit des National-Charakters in Algerien. Welche Zukunft verspräche diese reiche und

Digitized by Google

nahe Kolonie dem Mutterlande, wenn ein den Engländern, den ausdauernden Flamändern, den Deutschen ähnliches Volk sie zu benutzen hätte! Unter Frankreichs Fittigen macht der ehemalige Sitz punischer Cultur zum Verwundern geringfügige Fortschritte, und diese sind, insofern sie irgend Realität haben, ganz überwiegend das Werk nicht-französischer Einwanderer. Ohne allen Vergleich das Meiste und Beste thun die spanischen Einwanderer aus Majorka für den Anbau des Bodens, so daß die Frage aufgeworfen werden kann, ob das Land in einer etwas ferneren Zukunft den Charakter einer französischen oder den einer spanischen Kolonie haben werde. Ein Franzose wandert fast nie im Ernst nach Africa aus, um sich wirklich dort anzusiedeln. In der Regel geht er nur auf einige Jahre hin, um die große französische Civilisations-Anstalt — ein „café“ — zu eröffnen, oder auch einen „salon de coiffure,“ und sich so schnell wie möglich zu bereichern.

So sind denn auch im Innern Frankreichs nur wenige Provinzen in befriedigender Weise, dem heutigen Stande landwirthschaftlicher Kenntnisse entsprechend angebaut, wie z. B. die Normandie und die Lande deutscher Zunge. Der Süden namentlich, der ein blühender Garten sein könnte, wie die gerühmtesten Landstriche alter und neuer Zeit, ist weit zurück und bringt nicht Brot genug für die eigene, keineswegs übermäßige Bevölkerung hervor. Es fehlt dem Boden an Feuchtigkeit; er kann deshalb nur für Pflanzungen benutzt werden, die einen großen Theil anhaltender Dürre vertragen. Der Oelbaum, einst von phokäischen Kolonisten an diese Gestade verpflanzt, entspricht diesen Bedingungen, und bedeckt demgemäß in langen, gleichlaufenden Reihen die Thäler, die Flächen der Provence und zum Theil auch im Languedoc. Aber der Ertrag ist ungewiß, Mißerndten kommen sehr häufig vor. Zwischen den Oelbäumen ziehen sich Reben, denen man nur sehr wenige Pflege angedeihen läßt, ebenfalls in Reihen dahin — und zwischen den Bäumen und Reben wird streifenweise Getreide gesäet, durch den Schatten, dessen es hier bedarf, vor den Alles versengenden Strahlen der Sonne einigermaaßen geschützt. Aber die Ernten sind dürftig, denn die Felder stehen durchaus in sehr geringer Cultur, da, bei der allgemeinen Armuth an Wiesen und Futter, der Viehstand ein sehr ungenügender ist. Größere Gutsbesitzer, die ihre Felder durch gedungene

Digitized by Google

Arbeiter bestellen lassen, gestehen, daß sie nicht immer auf die Kosten des Getreidebaues kommen. Dazwischen stößt der Reisende selbst in der Provence auf eine vollständige Wüstenei, wie die plaine de Crau. Kaum daß Schafheerden, die für den Sommer in die Alpen getrieben werden, hier nur für wenige Wintermonate eine ärmliche Weide finden, und mit Erstaunen erfährt man, daß Wölfe, deren Vertilgung sich Niemand angelegen sein läßt, große Verheerungen unter ihnen anrichten. Im Languedoc vollends liegen fast alle etwas hochgelegenen Bodenflächen, garignes genannt, vollkommen öde und unbenutzt in der Sonnengluth — und wer hat nicht von den landes gehört, von den Heiden, die sich weiter im Westen, in Guienne, unabsehbar ausdehnen?

Welchen unermeßlichen Reichthum hier künstliche Bewässerung erzeugen könnte, das beweisen die wenigen Landstriche, die hinreichend bewässert sind, wie die sogenannte Camargue, d. h. das Rhone-Delta. Dort bringt der Waizen das zwanzigste Korn und mehr. Auch wäre es wohl möglich, fast überall Wasser hinzubringen. Es handelt sich darum, die Hochwasser der Ströme, die jetzt nur überschwemmen und verwüsten, Bäume und fruchtbare Erde mit sich fortreißen in das Meer, in Teichen aufzufangen und von dort aus den Sommer über zu nutzen. Aber für dergleichen ist das Interesse der Geldmänner nicht zu gewinnen, die Landleute selbst denken nicht daran, sich zur Ausführung solcher Anlagen zu vereinigen, und wenden lieber, was sie an Capital besitzen, dem Börsenspiel zu. Da kann man schnell, ohne Anstrengung, durch einen einzigen glücklichen Coup reich werden, ja fabelhafte Summen gewinnen, und in den Vollgenuß des Lebens eintreten! Der Landbau bleibt in ganzen Provinzen, was er schon seit Jahrhunderten ist.

Indessen, so ungenügend auch die natürlichen Hülfsquellen des Landes genutzt werden: Frankreich ist auch in seinem jetzigen Zustande reich, und liefert der Regierung ohne allzu große Anstrengungen ein Jahres-Einkommen, wie keine andere auf dem europäischen Festlande es aufzuweisen hat. Leicht, fast spielend vermag das Land die Kosten eines Krieges zu tragen, so daß des Kostenpunktes eigentlich nie gedacht wird, so unpopulär auch der Krieg sein mag.

Freilich geht denn auch hier wieder unendlich viel ganz unge-

Digitized by Google

nutzt verloren, denn es wird mit dem reichen Einkommen des Staates nichts weniger als weise oder sparsam hausgehalten; ja, die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände des Landes machen eine gewissenhafte Verwaltung des Staatsvermögens geradezu unmöglich, denn es fehlt — das Gewissen. Zu den Dingen, die in Frankreich gar seltsam auffallen, gehört, daß bei einem Jahresbudget, das sich in so gewaltigen Zahlen ergeht, doch Alles, was von der Regierung besoldet wird, nach einem sehr ärmlichen Maaßstab nur einen geradezu kümmerlichen Lohn erhält. Selbst die Armee. Das Gehalt der Offiziere beträgt, in einem Lande, wo das Leben theurer ist als in Deutschland, die Anforderungen des Luxus höher steigen, buchstäblich kaum die Hälfte dessen, was ihnen in Preußen gewährt ist. Und nach demselben Maaßstab werden alle anderen Stände, Richter, Beamte und Lehrer dürftig abgefunden. — Wo bleibt denn das viele Geld? muß man verwundert fragen. Die Vielregiererei, die kaum zu übersehende Beamtenmasse erklärt die Erscheinung bei Weitem nicht. Aber sowie man sieht, welche kaum glaubliche Summen der Regierung jede Lieferung, jeder Ankauf, jeder Bau, jede Miethe, jedes Unternehmen kostet, mit welcher Unredlichkeit dabei Alles zu Werke geht; wie vortrefflich Lieferanten, Unternehmer, Intendantur-Beamte, Civil-Ingenieure und dergleichen gedeihen —: da ist sofort einem Jeden das Räthsel gelöst. Welch' einen Abgrund von Corruption hat so mancher Prozeß schon zur Zeit Ludwig Philipps dem erstaunten Auge aufgethan! — Aber „il n'y a que les maladroits de pris!“ Von dem kolossalen Unterschleif bei der Versorgung der Armee in der Krim wird eigentlich nie mit Entrüstung gesprochen, sondern fast immer und überall mit ein wenig Ironie und vielem Behagen, als sei von einem etwas gewagten, aber an sich doch sehr ergötzlichen Spaß die Rede. Wie viel und wie dreist gewagt wird, sollte man kaum glauben. So gehört es namentlich zu den gewiß sehr auffallenden Erscheinungen, daß in Frankreich öffentliche Vorrathshäuser mit allen Vorräthen so gar häufig verbrennen, ohne daß gerade immer der Blitz eingeschlagen hätte! — Eine solche Feuersbrunst macht freilich jedesmal einen sehr bündigen Abschluß der Rechnungen! Daß die Vorräthe wirklich vollständig da waren, wie sie in den Büchern stehen, kann nachher nicht wohl Jemand mehr bestreiten! —

Was den zweiten Hauptfactor der Nationalmacht, den ersten der

Digitized by Google

Kriegsmacht betrifft —: die Bevölkerung, so hört man in Beziehung auf diese, auf ihre physische Beschaffenheit, vielfache Klagen; es wird von Entartung gesprochen; es sei nothwendig geworden, das Militärmaaß herabzusetzen; das gegenwärtige Geschlecht sei kleiner und schwächer, als das frühere. Im Allgemeinen ist freilich auf solche Klagen nicht viel zu geben, denn man hört sie auch wohl anderswo, mitunter selbst in Gegenden, wo sie notorisch ungegründet sind, und zu allen Zeiten sind ähnliche geführt worden. Sie gehören wesentlich zu dem Gerede von der guten alten Zeit, das auch schon in den ältesten Zeiten üblich war. Aber etwas Wahres liegt selbst im Allgemeinen diesen Aeußerungen dennoch zu Grunde. Zu Zeiten eines rauhen Lebens ist die Sterblichkeit unter den Kindern furchtbar; nur Individuen, die mächtig ausgerüstet zur Welt kommen, überleben die ersten Jahre, und was überhaupt groß wird, trägt natürlich den Stempel körperlicher Tüchtigkeit an sich. Zeiten einer vorgeschrittenen Cultur pflegen auch manches schwächer angelegte Leben heran und bringen es zur Entfaltung; auch schwächliche Individuen durchlaufen eine vollständige Lebensbahn und haben Nachkommen. Wie dann auch der Einfluß so mancher schädlichen Lebensweise eingreift, ist vielfach und vielleicht sogar mit einiger Uebertreibung besprochen worden. Möglich ferner, daß gerade in Frankreich noch andere Factoren eingewirkt haben. Man erwäge nur, welch' einen gewaltigen Verbrauch von Menschenleben die Kriege des ersten Kaiserthums herbeigeführt haben, und daß die Hunderttausende, die in Spanien, in Rußland, an der Elbe einen frühen Tod fanden, die Blüthe der Nation, die kräftigsten jungen Männer waren; daß Frankreich deren in den Jahren 1812 bis 1814 allein nahezu eine Million verlor. — Das gegenwärtige Geschlecht besteht demnach wohl in einem stärkeren Verhältniß, als bei einer nicht so gewaltsam unterbrochenen Bewegung der Bevölkerung der Fall wäre, aus Nachkommen der schwächeren, zum Kriegsdienst nicht tauglichen Individuen, die zu Hause bleiben durften.

Wie dem aber auch sei: Eine Erscheinung auf diesem Gebiet ist jedenfalls geeignet, großes Bedenken zu erregen und nicht zweifelhaft. Sehr oft, wenn man in Frankreich die Frage aufwirft, warum diese oder jene Verbesserung der Bodencultur, deren Nothwendigkeit von allen Urtheilsfähigen ohne Widerrede anerkannt wird, nicht zur Ausführung kommt, erhält man die überraschende Antwort: es fehlt uns

Digitized by Google

an Arbeitern! — „L'agriculture manque de bras en France!“ — In einem dicht bewohnten Lande, in welchem die Fabrikthätigkeit doch noch lange nicht den überwiegenden Theil der Bevölkerung in Anspruch nimmt! — Man ist im ersten Augenblick geneigt, das für eine ungegründete Ausrede zu halten. Bei näherer Untersuchung indeß ergiebt sich, daß die Bevölkerung Frankreichs schon seit längerer Zeit stationär geworden ist, und sich nur sehr unbedeutend oder gar nicht vermehrt —: eine Erscheinung, die um so seltsamer auffällt, da Frankreich von seiner Bevölkerung so gut wie gar nichts abgiebt an die Kolonisation auswärtiger Länder, nicht, wie die Völker germanischen Stammes, mit dem Ueberschuß seiner Bevölkerung einen ganzen Welttheil belebt. In der fünfjährigen Periode, die mit dem Jahr 1856 schließt, hat die Bevölkerung des Reichs sich sogar um etwas vermindert, was die offiziellen Berichte vergebens durch wohlklingende Redensarten zu verbergen suchen. Freilich fällt der Krieg in der Krim in diese Zeit: aber was wollen die dort erlittenen Verluste sagen, wo von der fünfjährigen Bewegung einer Bevölkerung von vierunddreißig Millionen Menschen die Rede ist?

Während nun aber im Ganzen die Bevölkerung stillsteht, oder selbst zurückgeht, ist die der großen Städte in einem raschen Zunehmen begriffen. So war selbst in den fünf Jahren von 1851 bis 1856 — abgesehen von Paris — die Einwohnerzahl von Lyon um nicht weniger als fünfunddreißigtausend Individuen gewachsen — und die von Marseille, Rouen, Nantes, Toulouse, kurz aller größeren Mittelpunkte städtischen Lebens ungefähr in demselben Verhältniß. Es hat eine Entvölkerung des flachen Landes zu Gunsten der großen Städte begonnen. Fragt man nun nach den Ursachen dieser Erscheinungen, so wissen Aerzte und sonst verständige Beobachter wohl Auskunft darüber zu geben. Sie sehen den Grund in einer allgemeinen, tief und weit greifenden Entsittlichung; in einer Entsittlichung, die sich überall und namentlich auch in der Ehe geltend macht. —

So sehen wir denn überall in Frankreich die Zeichen krankhafter Zustände, innerer Fäulniß, eines beginnenden, ja eines rasch fortschreitenden Verfalls. Daraus folgt aber ganz und gar nicht, daß Frankreich nicht, auch in seinem jetzigen Zustand, und vielleicht mehr

Digitized by Google

als je, für jedes Volk der Welt ein sehr gefährlicher Gegner wäre. — Je nachdem der Genius eines Volks geschaffen ist, kann eine furchtbare und gefährliche Macht nach Außen, innerer Krankheit ungeachtet, gar wohl bestehen. Man erinnere sich nur, welche unsägliche Corruption schon zu den Zeiten der Gracchen im alten Rom eingerissen war, und alle Elemente eines gesunden staatlichen Daseins unheilbar angegriffen hatte, und wie lange nachher noch Rom der ganzen Welt furchtbar blieb. In Frankreich steht es aber jetzt noch bei Weitem nicht so schlimm wie damals im römischen Weltreich; noch haben da keine Latifundien den kleinen Besitz des Landmanns absorbirt. Wie das Grundeigenthum vertheilt ist, wird ein zahlreiches Landvolk noch auf lange Zeiten hinaus vortreffliche Soldaten liefern, — und sollte den Franzosen überhaupt auch die Größe und Reinheit des Characters fehlen, die erfordert werden, um ein freies und erfreuliches Staatswesen für die Dauer zu gründen, fehlt auch der lebendige und wahrhafte Sinn für das Ideale, den edle Naturen unter ihnen so schmerzlich vermissen, so sind sie doch geistreich, klug, gewandt und tapfer, mit großer Energie ganz auf die unmittelbare Gegenwart, auf Benützung des Augenblicks und der Umstände, auf den unmittelbaren Vortheil gerichtet. Ihre Ansprüche in Beziehung auf die Stellung, die Frankreich in Europa zukommt, gehen sehr weit, ihre Zuversicht, die Vorstellung von dem, was Frankreich vermag, fast noch weiter.

Die Schichten der Gesellschaft, aus denen die bewaffnete Macht hervorgeht, sind weder entnervt noch verweichlicht, und so ist denn auch die bewaffnete Macht Frankreichs durchaus in einem Achtung gebietenden, vortrefflichen Zustand. Es ist kein Kinderspiel sich mit ihr zu messen: darüber darf man sich nicht täuschen.

Es ist hier nicht der Ort, alle Zahlen zu wiederholen, die auch anderswo zu finden sind, und eben so wenig können wir auf alle technischen Einzelnheiten eingehen, deren Bedeutung doch am Ende nur einem ganz militärischen Publicum verständlich ist. Nur die allgemeinen Züge des Bildes, und die Endergebnisse einer Durchmusterung des französischen Heers dürfen hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wir wenden uns hier zunächst zu der Waffe, die immer den eigentlichen Kern und die Hauptmacht jedes Heeres ausmachen wird, zu der Infanterie, und bemerken, daß der Unterschied zwischen

Digitized by Google

Linien- und leichter Infanterie, nachdem er längst thatsächlich verschwunden war, und jede Bedeutung verloren hatte, vor einigen Jahren auch der Form nach aufgehoben worden ist. Die 75 Linien- und 25 leichten Regimenter der früheren Zeit sind zu 100 Infanterie-Regimentern ohne weitere Bezeichnung geworden, deren Uniform (blaue Röcke mit gelben Kragen und krapp-rothen Aermel-Aufschlägen) aus den früheren, in sich verschiedenen, zusammengesetzt ist.

Die Leute sind im Allgemeinen klein und unansehnlich, da die französische Armee überhaupt keinen Ueberfluß an großen, schönen Männern hat, und die kräftigsten Individuen selbst mehr als billig, nicht nur für die Artillerie sondern auch für die Reiterei in Beschlag genommen werden. Selbst die Infanterie der Kaisergarde imponirt nicht durch schöne Leute. Ja, wenn man sich die Mannschaft betrachtet, ist man fast versucht zu lächeln in der Erinnerung an die kaiserlichen Worte „daß das Bayonet immer die furchtbarste Waffe der französischen Infanterie sein werde" — und wenn man dann diese kleinen, zum Theil sehr jugendlichen Gesellen sich in einem Handgemenge, etwa mit der englischen Garde, oder einem ungarischen Grenadier-Bataillon aus der Zeit vor 1848, oder mancher deutschen Schaar denkt. — Doch, so ziemlich jede Armee rühmt sich einer ganz besonderen Vorliebe für den Kampf mit der blanken Waffe — und, kommt es zur Sache, so sucht ihn Niemand, so lange er vermieden werden kann. Die fortschreitende Verbesserung der Feuerwaffe wird jedenfalls den Bayonetkampf zu einer noch seltneren Erscheinung machen als er von je her war; immer weniger wird darauf ankommen, wer eigentlich Recht hat, und die französische Infanterie immer sicherer in der Intelligenz und Gewandtheit der Leute im Tirailleur-Gefecht, einen mehr als genügenden Ersatz finden für das, was ihnen etwa an Muskelkraft fehlt.

Mehr Bedenken könnte erwecken, daß die französische Infanterie jetzt wohl kaum mehr die Ausdauer im Ertragen von Beschwerden, namentlich nicht mehr die Ausdauer auf Märschen hat, die ihr ehemals nachgerühmt wurde. Wenigstens haben wir selbst auf Friedensmärschen von einer Garnison zur anderen, mitunter ziemlich viel Marode bemerkt. Noch dazu bei Regimentern, die vor Kurzem aus Algerien zurückgekehrt waren, die man also für abgehärtet halten mußte. In dieser Beziehung möchte die französische

Digitized by Google

Infanterie wohl kaum etwas vor den meisten anderen Armeen voraus haben.

Die Kleidung und Ausrüstung ist im Allgemeinen gut zu nennen, wenn auch zugegeben werden muß, daß ein Waffenrock mit zwei Reihen Knöpfen, wie der belgische, zweckmäßiger wäre als der mitten auf der Brust knapp mit einer Reihe Knöpfe schließende. Nur die Kopfbedeckung, der Keppy, ist unbequem und schützt nicht. Dagegen ist der Paletot mit Kapuze, der über Kopf und Keppy gezogen werden kann, ein sehr zweckmäßiges Kleidungsstück.

Die Bewaffnung ist ebenfalls gut, da das Minié-Gewehr, das in der Krim, so viel Rühmens auch davon gemacht wurde, den Erwartungen nicht entsprochen hatte, seither manche zweckmäßige Veränderungen erfahren hat.

Die taktische Ausbildung der französischen Infanterie aber wäre kaum zu loben, wenigstens was die Manoeuvres in Linie anbetrifft, wenn man sie ausschließlich nach dem beurtheilen wollte was auf dem Exercierplatz geübt wird. Da wird in Frankreich bei Weitem mehr als in Deutschland, unnützes Zeug getrieben, ja man könnte dreist so weit gehen zu behaupten, daß auf dem Exercierplatz, namentlich sobald eine größere Anzahl Bataillone beisammen ist, nur Dinge getrieben werden, die auf dem Schlachtfelde gar keine Anwendung finden können. Die französische Infanterie hat nämlich im Wesentlichen noch immer das Exercier-Reglement von 1791, als dessen eigentlichen Verfasser wir Guibert betrachten müssen, der als militärischer Schriftsteller, als geistreicher Zuschauer bei den Friedens-Manoeuvres Friedrich's des Großen, einen gewissen Ruf hatte, und für das schwärmte, was man damals preußische Taktik nannte. Selbst bei der Handhabung des Gewehrs, in den sogenannten Handgriffen, sind eine Menge Vielfältigkeiten und Umständlichkeiten beibehalten, von denen in den deutschen Armeen schon seit vielen Jahren nicht mehr die Rede ist — und bei den Uebungen einer größeren Anzahl vereinter Bataillone wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß ein ganzes Heer, wie das zur Zeit des siebenjährigen Krieges geschah, als Ein einziges untrennbares taktisches Ganze, ohne Gliederung in selbständige, in ihren Evolutionen von einander unabhängige Theile, gehandhabt werden müsse. Man beschäftigt sich hauptsächlich damit, eine lange Linie von mehreren Bataillonen auf jeden gegebenen Zug bald

Digitized by Google

in diesem bald in jenem Bataillon ployiren, d. h. zu Einer einzigen langen Colonne zusammen rücken zu lassen, um dann wieder umgekehrt eine solche lange Colonne auf jeden gegebenen Zug — bald der Spitze, bald dem Schweif, bald der Mitte nahe — vorwärts und rückwärts deployiren, d. h. sich in Linie entfalten zu lassen —: Alles genau so, wie es in Guibert's Essay sur la tactique steht, und wie es nie ein menschliches Auge auf dem Schlachtfelde gesehen hat. Noch dazu geht es bei der Ausführung dieser Künstlichkeiten nicht selten etwas langsam und unsicher zu; die Evolutionen werden nicht mit der größten Präcision ausgeführt. [1])

Aber man hätte Unrecht, danach zu urtheilen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß hier Manches anders und sehr viel zweckmäßiger eingeleitet sein könnte; die eigentliche Schule der französischen Infanterie ist in dem kleinen Krieg in Africa zu suchen, und im Felde sind die Leute gerade ungemein praktisch. Jene größeren Uebungen haben wenigstens das Gute, daß sie nicht im Entferntesten Anspruch darauf machen, die Wirklichkeit, den Krieg dramatisch darzustellen, wie das z. B. in Rußland der Fall war, bei den, vor dem Krim-Kriege keineswegs zweckmäßig geleiteten Feldmanövern; daß sie sich nicht für Recepte ausgeben, die vorkommenden Falls ohne Weiteres angewendet werden könnten. Die Uebungen auf dem Exercierplatz werden nicht betrieben, um hier etwas zu lernen, was gerade so unmittelbar vor dem Feinde wiederholt werden könnte, sondern als eine Vorübung, welche Beweglichkeit und Verständniß der Evolutionen an sich bezweckt, ohne Rücksicht auf die Anwendung im Felde; — ungefähr so, wie ein Tänzer täglich seine Battements übt, die nicht die Bestimmung haben, dem Publicum vorgemacht zu werden. Es fällt keinem Menschen ein, auf dem Schlachtfelde irgend etwas Anderes aus dem Reglement in Anwendung zu bringen als die école de bataillon, den Theil, der sich auf die Evolutionen eines Bataillons in sich, isolirt als taktische Einheit hingestellt, bezieht; alles Andere wird ignorirt als wäre es nie gewesen.

Der Tirailleur-Dienst dagegen wird schon auf dem Exercierplatz — so weit das da möglich ist — in durchaus zweckmäßiger Weise geübt, wobei sogleich als eigenthümlich auffällt, daß die Franzosen immer sehr dichte Schützenlinien bilden, bedeutend dichtere namentlich, als man bei den Feldübungen österreichischer Truppen bilden sieht.

Digitized by Google

Zu den 100 aus früheren Zeiten übernommenen Infanterie-Regimentern sind dann unter der jetzigen Regierung noch 2 Divisionen Kaisergarde gekommen (4 Grenadier-Regimenter mit 1 Jäger-Bataillon; 4 Voltigeur- und 1 Zuaven-Regiment). Sie unterscheiden sich natürlich durch einen größeren Luxus der Ausrüstung von denen der Linie — und nebenher durch einen ziemlichen Uebermuth und eine bedenkliche Verwöhnung, die wohl nach Gelegenheit in ein Prätorianer-Unwesen ausschlagen könnte.

Die Zuaven sind durch ihre orientalische Tracht als vorzugsweise für den Dienst in Algerien bestimmt bezeichnet; viel Kriegserfahrung, ein ausgezeichneter Ruf, der die Aufforderung enthält, ihn aufrecht zu erhalten, ein kriegsgewohntes Officiercorps und großes Selbstvertrauen machen sie zu einer hervorragenden Truppe. Zu den besten Bataillonen des Heeres werden dann auch allgemein die 2 Regimenter der Fremdenlegion gerechnet, deren vielfache und sehr tüchtige Dienste in Africa man nicht nach dem consequenten Stillschweigen beurtheilen darf, das die officiellen Berichte darüber beobachten. Denn Alles zu ignoriren, was Fremde unter Frankreichs Fahnen für Frankreich thun, allen und jeden Ruhm für Frankreichs Söhne allein in Beschlag zu nehmen, ist jetzt System, wie zu den Zeiten des Rheinbunds. „Ce sont de fameux soldats, ceux-là!“ sagt dagegen mit den bedeutungsvollsten Mienen und dem gewichtigsten Nachdruck jeder französische Soldat, der mit ihnen zusammen gefochten hat. Aber natürlich ist die Disciplin schwer aufrecht zu erhalten in dieser Legion, die aus Abenteurern der verschiedensten Art, zum Theil aus sehr wilden Gesellen besteht. Wie mancher verlorene Sohn steckt in ihren Reihen, wie mancher junge Mann, der einst den höheren Ständen angehörte und nun in wüstem Treiben seine Vergangenheit zu vergessen, über seine Zukunft sich zu betäuben sucht!

Schlimmeres noch hat ohne Zweifel Feindes- — oder auch Freundesland von den „Turcos“ zu erwarten, von den 3 Bataillonen Tirailleurs indigènes, wie sie offiziell heißen — den mehr oder weniger disciplinirten Söhnen Africas. Italien hat sie vor Kurzem kennen gelernt — schwerlich zu gegenseitiger Befriedigung.

Doch alle diese kleinen Anhängsel des Heeres wollen wenig bedeuten: die Jäger zu Fuß dagegen sind für die Regierung ein Gegenstand sorgfältiger Pflege, und werden sehr wichtig genommen.

Digitized by Google

Zuerst Chasseurs d'Orléans, oder nach dem Ort, wo sie gebildet wurden Chasseurs de Vincennes genannt, wurden diese Bataillone, 10 an der Zahl, unter der Leitung des letzten Herzogs von Orleans den österreichischen Jägern nachgebildet. Mit gezogenen Büchsen bewaffnet, vorzugsweise im Scheibenschießen geübt, leisteten sie vorzügliche Dienste. Dadurch sah man sich veranlaßt, sie nach und nach bis auf 25 zu vermehren, damit jeder Infanterie-Division eine solche Jägerschaar beigegeben werden könne — und die Folgen waren, wie man sie erwarten mußte. Es konnte nun mit der Auswahl der Mannschaften, die dieser Truppe überwiesen wurden, nicht mehr so genau genommen werden — und die Jäger-Bataillone sind nicht mehr, was die ersten 10 waren. Man ist einig darüber, daß der Abstand sogar ein sehr großer ist. Noch eine solche Vermehrung, und man hätte wohl wieder Grund, sie in Linien-Regimenter zu verwandeln, gleich der früheren leichten Infanterie. Ihre Geschichte würde dann noch vollständiger lehren, was auch jetzt schon einleuchtend ist: nämlich, daß eine solche Schaar die immer eine erlesene bleiben muß, wenn sie sein und leisten soll, was man von ihr fordert und erwartet, nicht ganz willkürlich vermehrt werden kann, über das Maaß des Materials hinaus, das sich wirklich dazu vorfindet. —

Viel mehr als die Infanterie läßt natürlich die Reiterei zu wünschen. Daß sie sehr unzweckmäßig gekleidet ist, besonders die leichte, könnte noch hingehen; aber es läßt sich mit dem besten Willen nicht läugnen —: sie reitet unter aller Kritik! Man traut wirklich seinen Augen kaum, wenn man so einen Husaren oder reitenden Jäger — nicht selten in einem langen und einem kurzen Steigbügel — in wahrhaft phantastischer Weise im Sattel herumfliegen sieht. Und doch muß man dabei eine gewisse Seiltänzer-Gewandtheit bewundern; ein Deutscher könnte unmöglich auch nur hundert Schritte weit so galoppiren, ohne, über die Ohren seines Pferdes hinweg, Gott weiß wohin zu fliegen: der Franzose bleibt doch immer oben auf seinem Thier. Zäumung, Beschlag, Wartung der Pferde: das Alles wird mit einer gewissen genialen Rücksichtslosigkeit betrieben; das Pferd mag sich dabei befinden, wie es kann. Nur die Garde-Regimenter, bei denen auf den inneren Dienst in den Schwadronen gar sehr gesehen wird, machen in dieser Beziehung eine Ausnahme.

Und überhaupt soll damit nicht apodiktisch behauptet werden,

Digitized by Google

daß diese Reiterei nicht in mancher Beziehung gute Dienste leisten, daß sie nicht, besonders im Anfange eines Feldzugs, so lange die Pferde noch nicht ganz zu Grunde gerichtet sind, gelegentlich selbst glänzende Angriffe machen könnte: die Leute sind tapfer; selbst der Fechtunterricht, den sie erhalten, trägt dazu bei, ihr Selbstvertrauen zu steigern; sie glauben sich jedem Gegner gewachsen; und eben, weil sie nur sehr unbestimmte Begriffe von dem haben, was ein Pferd vermag, was nicht, oder welche Gefahr man läuft, wenn man ihm mehr zumuthet, als es leisten kann, sind sie stets bereit, verwegen darauf los zu jagen. Wir sind sogar überzeugt, daß die französische Reiterei sich, trotz aller Mängel, bei längerer Fortsetzung des Krieges in der Krim, der russischen auf dem Schlachtfelde ganz entschieden überlegen gezeigt hätte. Denn die russische Cavallerie war unzweckmäßig beritten, saß auf großen, durch verkehrte Dressur ruinirten Pferden, und hatte sich unter dem Kaiser Nicolaus gewöhnt, mit ängstlich, mit übermäßig verkürztem Zügel zu reiten, wodurch alle Gangarten langsam, alle Angriffe ohnmächtig wurden.

Die möglichen Leistungen der französischen Reiterei sind demnach nicht ohne Weiteres ganz im Allgemeinen gering anzuschlagen — aber es ist auch nicht unter allen Bedingungen darauf zu rechnen. Die Mängel dieser Cavallerie werden sich wohl hauptsächlich dadurch fühlbar machen, daß sie im Felde, in Folge einer Art zu reiten, welche schon an sich die Pferde zu Grunde richtet und mehr noch durch die mangelhafte Pflege und Wartung der Thiere, durch die Sorglosigkeit, mit der man sie vom Sattel gedrückt und wund werden läßt, sehr große Verluste erleiden und sehr schnell zusammenschwinden wird. Zum Theil scheinen sich das auch die leitenden Behörden in Frankreich zu sagen, und Maaßregeln danach zu nehmen. Die Reiterei ist überhaupt zahlreich im Verhältniß zur ganzen Armee — und dann sind auch die Regimenter und Schwadronen auf solche Zahl der Mannschaft angelegt, daß selbst bedeutende Verluste nicht so bald die Auflösung der Schaaren herbeiführen können.

Am meisten entspricht dem Zweck ohnstreitig die schwere Reiterei (Cavalerie de Reserve, 10 Cürassier-, 2 Carabinier-Regimenter), wie sie denn auch am gleichförmigsten beritten ist. — Von der leichten Reiterei (12 reitende Jäger-, 8 Husaren-Regimenter) kann man auch nicht sagen, daß sie schlecht beritten wäre; im Gegentheil, sie hat

Digitized by Google

großentheils recht gute Pferde, die aber ohne alles Verständniß auf die verkehrteste Weise von der Welt assortirt sind. Thiere sehr verschiedenen Schlages und Temperaments, Mecklenburger, kleine lebhafte Pferde aus den Ardennen, edle Rosse aus Africa — und hin und wieder ein paar schwerfällige Karrengäule: das steht Alles bunt durcheinander in einem und demselben Zuge! Der Krieg, der von der leichten Reiterei vielfältigere Dienste fordert als von der schweren, fortwährende Thätigkeit, rasche, weit ausgreifende Bewegungen, wird sie auch vor Allen schnell zu Grunde richten.

Am wenigsten befriedigend ist wohl das Cavalerie de ligne genannte Mittelding zwischen leichter und schwerer Reiterei zu nennen, das man in den Dragonern (12 Regimenter) und Lanzenreitern (8 Regimenter) zu schaffen bemüht gewesen ist; denn offenbar ist dabei nicht ein klar gefaßter Gedanke maaßgebend gewesen, und Niemand weiß recht bestimmt zu sagen, was die Sache eigentlich bedeuten soll. Da diese mittlere Reiterei weder so schwer beritten sein durfte als die Küraſſiere, noch bei der Schwerfälligkeit der Mannschaft so klein als die leichte, ist sie — aus keinem anderen Grunde, als eben, weil sie mittlere Cavallerie ist — in den Besitz hochbeiniger Thiere gekommen, die wenig Ausdauer versprechen.

Im Ganzen — 4 Regimenter Garde, 4 chasseurs d'Afrique und 2 Spahis, die letzteren Waffenarten für den Dienst in Africa bestimmt, mit gerechnet, — zählt die französische Reiterei 62 Regimenter zu 6 Schwadronen.

Am schwersten war wohl vor dem Kriege ein sicheres Urtheil über die Artillerie zu fällen; es konnte eigentlich erst durch den Krieg festgestellt werden. Denn vieles zwar ließ sich auch vorher richtig nach seinem wahren Werth anschlagen, namentlich die Mannschaft. Man sah, sie ist gewandt und intelligent; das Officiercorps, aus den Zöglingen der polytechnischen Schule oder der Artillerie-Schule zu Metz hervorgegangen, hinreichend unterrichtet; die Bespannung genügend: aber das todte Material, die neuen Geschütze mit gezogenen Rohren, was sind sie wirklich werth? Louis Napoleon ist in Beziehung auf neue Erfindungen mitunter wohl ein wenig sanguinisch; ein Mißgriff gehört nicht zu den unmöglichen Dingen.

Die bedeutenden Wirkungen der neuen Geschütze wollen wir nicht bestreiten, denn sie sind darauf von competenten Sachverständigen

Digitized by Google

geprüft worden, und wir haben dem Ergebniß der Prüfung keine Erfahrungen gegenüber zu stellen. Es ist aber, abgesehen davon, daß sich die Sache auf dem Schlachtfelde zuweilen etwas anders stellt, als auf dem Schießplatz, auch noch Anderes zu bedenken, zumal, ob sie auch den nöthigen Grad von Dauerhaftigkeit haben. Nach Allem, was wir davon wissen, ist uns das sehr zweifelhaft. Das Gejammer der französischen Zeitungen aber über die eine, bei Magenta verlorene Kanone und das dadurch verrathene Geheimniß war — beiläufig — ein sehr müßiges; denn was wäre in Frankreich für Geld nicht zu haben? Wir zweifeln nicht, daß so ziemlich alle Kriegsministerien in Europa schon vor dem Ausbruch des Krieges im Besitz sehr genauer Zeichnungen dieser neuen Geschütze waren, und namentlich die österreichischen Militärbehörden waren in diesem Fall.

Man erwäge: die Geschützrohre haben drei Züge, werden, gleich den gewöhnlichen, von vorn geladen, und sind von gewöhnlichem, weichem Kanonenmetall; die konisch zugespitzten Geschosse haben drei Saillants, die in die drei Züge des Rohrs passen: aber sie mit der gehörigen Genauigkeit in die Züge einzufügen, dazu gehört doch eine Ruhe und Besonnenheit, wie sie auf dem Schlachtfelde nicht immer zu Gebote steht. Nun wird das Rohr bei raschem Feuern rasch erhitzt, das Metall erweicht; rasches Laden, bei dem es etwas wild zugeht, kann dann sehr leicht den Bau der Züge merklich stören, und es ist nichts weniger als undenkbar, daß die inneren Wände eines Geschützrohrs nach einem anhaltenden lebhaften Feuer von den Saillants der Geschosse etwas unregelmäßig durchpflügt sein könnten. Es wäre sehr belehrend, genau zu wissen, in welchem Zustande sich das Material der französischen Artillerie nach der Schlacht bei Solferino befand; unsere Vermuthung ist, daß sie viele unbrauchbar gewordene Stücke zählte. Ja, es würde uns wenigstens nicht befremden, wenn das auch ein kleines Item gewesen wäre auf der Liste der Gründe, die zu dem Frieden von Villafranca geführt haben*).

Was die Zahlen betrifft, auf welche diese jedenfalls furchtbare Kriegsmacht sich bringen läßt, so erinnert sich wohl ein Jeder der Berechnungen, die zu Tage kamen, als die französischen und österreichischen Tagblätter sich darin zu überbieten suchten; doch ist die Sache selbst damit noch nicht gethan; es gehören immer noch große Anstrengungen dazu, das Mögliche zu verwirklichen, ja die Wirklich-

Digitized by Google

keit hat in den meisten Fällen einige Mühe, der kühn rechnenden Phantasie nachzukommen. Die 360 Bataillone Infanterie zu 952 Combattanten für die Linie und 1288 für die Jäger bilden allein ein Ganzes von 351,000 Mann, und da die Schwadron der schweren Reiterei 178, die der Linien-Reiterei 188, die der leichten 198 Combattanten zählen sollen, so lassen sich, die Spahis mit einbegriffen, in runder Zahl 64,000 Reiter zusammenrechnen. Werden, des größeren Effects wegen, nun auch noch die sehr zahlreichen Regimentsstäbe hinzugezählt, z. B. die 52 Musikanten, die jedes Infanterie-Regiment hat; ferner die compagnie hors rang, die auch, 76 Mann stark, zu jedem Regiment gehört, aber nicht aus Streitern, sondern aus Schreibern, Waffenschmieden, Schneidern und Schuhmachern besteht, oder vollends die Depots- (Ersatz-) Bataillone und Schwadronen, die es noch nicht gab, die beim Ausbruch des Kriegs erst geschaffen werden mußten; endlich 57,000 Artilleristen und 8000 Pioniere u. s. w., — so ergiebt sich freilich eine sehr imposante Summe.

In der Wirklichkeit stellt sich die Sache etwas anders. Jede der 8 Compagnien eines Bataillons zählt auf dem Friedensfuß (Officiere, Unterofficiere, Alles mitgerechnet) nur 79 Mann anstatt 118; sie sollen für den Krieg durch schon geübte, auf Urlaub entlassene Reserve-Mannschaft ergänzt werden; dies Reserve-System ist aber noch zu neu in der französischen Armee, um schon ausreichende Mittel dazu zu gewähren; und daß die in den früheren Jahren ausgehobenen, aber nur als Reserve-Mannschaft bezeichneten, nicht wirklich in die Regimenter eingereihten und geschulten Leute nicht fertige Soldaten waren, bedarf keiner Erklärung. So konnten denn die Infanterie-Regimenter zunächst nur mit 2 Bataillonen ein jedes in das Feld rücken; die dritten Bataillone mußten daheim bleiben, um sich erst selbst zu ergänzen, dann die Ergänzung der Truppen im Felde und die Bildung vierter Bataillone möglich zu machen. Auch die Reiter-Regimenter vermochten nur 4 vollständige Schwadronen ein jedes in das Feld zu stellen.

Die Berechnungen der Tagespresse wollen natürlich nicht viel bedeuten: in wohlunterrichteten Kreisen wußte man, daß bis Ende Mai 175,000 Mann französische Truppen nach Italien gesendet worden waren, und daß außerdem, die Truppen in Algerien und die Besatzung in Rom natürlich nicht gerechnet, noch 148,000 Mann

Digitized by Google

schlagfertig im Innern des Reichs zur Verfügung standen. Dazu konnten dann im Lauf einiger Monate noch 100 vierte Bataillone kommen und die fünften und sechsten Schwadronen der Reiter-Regimenter, die aber aus Mangel an Pferden wahrscheinlich sehr schwach blieben.

Von dem Officiercorps, wie dasselbe zu zwei Dritteln aus Zöglingen der Militärschulen, zu einem Drittel aus Leuten, die von der Pike an dienen und natürlich zum Theil den unteren Ständen angehören, ergänzt und dadurch zu einem Stande wird, der an die Condotieri und Söldner des späteren Mittelalters erinnert, haben wir bereits gesprochen.[3])

Wurden dann endlich alle einzelnen Züge des Bildes zusammengefaßt, so ergab sich als Endergebniß der erwägenden Betrachtung für den Unbefangenen schon vor dem diesjährigen Feldzug in Italien die Ueberzeugung, daß die französische Armee der österreichischen an kriegerischem Werth um etwas überlegen sei, und die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich habe.

Schon die taktische Zusammenstellung der Heereskörper schien in mancher Beziehung besser; schon das französische Bataillon von 8 Compagnien und eben so viel Zügen ist beweglicher, als das etwas schwerfällige österreichische Bataillon mit seinen 6 Compagnien und 24 Zügen. Besonders aber ist überhaupt mehr Leben, mehr strebender Sinn in der französischen Armee — wie wir denn einen Hauptfactor ihrer Ueberlegenheit in der unstreitig mehr ausgebildeten militärischen Intelligenz des französischen Officiercorps suchen möchten. Ohne hier darauf eingehen zu können, in wiefern diese schon in den Militärschulen vorbereitet sein mag, dürfen wir nur daran erinnern, welch' eine vortreffliche Schule für die jüngeren Officiere der kleine Krieg in Afrika ist; wir fügen hinzu: für die Subalternen ist derselbe in manchen Beziehungen eine viel bessere, als irgend ein anderer Krieg sein könnte. Der Subaltern selbst ist da beständig darauf angewiesen, selbständig zu handeln. Und es giebt keinen Schlendrian. Man befindet sich da stets in neuen, eigenthümlichen Lagen, in denen von dem mechanischen, gedankenlosen Befolgen eines herkömmlichen Verfahrens nicht die Rede sein kann; in denen selbst der Führer kleiner Abtheilungen beständig aufgefordert ist, die Mittel dem Zwecke selbständig anzupassen.

Digitized by Google

Auf durchaus gesunde Zustände deutet dann auch die unbedeutende Rolle, die der Generalstab in der französischen Armee spielt. Er ist hier in der That auf die subalterne Thätigkeit, auf die Handlangerei, die nach den bestehenden Vorschriften seines Amtes ist, angewiesen, ohne sich eines weiter reichenden Einflusses zu erfreuen; die Brigade-Generale, Divisions-Generale und höheren Führer sind alle wirklich das, was sie vorstellen; sie sind selbständig; das leidige faiseur-Wesen oder Unwesen, das mehr oder weniger in fast allen Armeen in Europa eingerissen ist, und sich in einigen bis zur Caricatur gesteigert hat —: das existirt nicht in der französischen.[1])

Was die höheren Führer betrifft, so brauchen wir derjenigen gar nicht zu gedenken, die, wie Magnan, Marschälle von Frankreich geworden sind, blos um sie für ihre früheren Dienste als Conspirateurs zu belohnen. Der Marschallsstab hat ihnen kein höheres Ansehen in der Armee verschafft. Auch Baraguay d'Hilliers gilt da nicht viel. Er mag wohl auch nur Marschall geworden sein, um ein Unrecht auszugleichen, das Napoleon I. sich gegen den Vater des Generals hat zu Schulden kommen lassen. Auch Pelissier und Canrobert gelten im Grunde wenig, obgleich man von dem ersteren sagt, daß er entschlossen und listig sei. Von dem Marschall Canrobert weiß man, daß er dem Eroberer von Sebastopol, dem Herzog von Malakoff, an Kenntnissen, an Geist und militärischer Einsicht unendlich überlegen ist; man rechnet es ihm — zwar nicht in der Armee, wohl aber außerhalb derselben in wohlunterrichteten Kreisen — sehr hoch an, daß er den Muth des Heeres in der Krim den langen Winter über aufrecht zu erhalten wußte —: aber, so lautet doch immer der Schluß: er ist ein Mann, den das Bewußtsein einer großen Verantwortlichkeit zu Boden drückt. Bosquet, der allerdings in der Krim die Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn beurkundet, und Freund und Feind imponirt hat, ist durch den Zustand seiner gänzlich zerrütteten Gesundheit für die Armee verloren — und so war denn Mac Mahon schon vor dem Kriege die eigentliche Hoffnung derselben, der Mann, von dem unbedingt galt, daß ihm eine große Zukunft bevorstehe. Dennoch darf man die Bedeutung auch seines Rufes nicht überschätzen. Niemand zweifelt, daß sich irgend ein Anderer finden würde, wenn er nicht wäre. Das eigentlich Charakteristische und Beachtenswerthe ist gerade, daß die französische

Digitized by Google

Armee von einer großen Siegeszuversicht an sich beseelt ist, die sich nicht an bestimmte Namen knüpft, sondern ganz unabhängig von solchen dasteht. Der Sieg ist in den Augen des französischen Heeres etwas, das sich ganz von selbst versteht, — gleichviel, wer an der Spitze stehen mag.

VI.

Dem Frankreich, dessen heutige Zustände wir versucht haben, in den früheren Abschnitten dieses Aufsatzes anschaulich zu machen, stand nun, zunächst in der lombardischen Ebene, der Oesterreichische Kaiserstaat kampfgerüstet gegenüber.

Ein aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen gar eigenthümlich zusammengefügter Staat, wie die Weltgeschichte kaum einen zweiten aufzuweisen hat! — um so eigenthümlicher, weil er nicht, wie andere verschiedene Völkerschaften umfassende Staaten, aus einer Reihe von Eroberungen hervorgegangen war, und folglich auch nicht ein eroberndes Volk, vermöge des Rechtes, welches der Sieg verleiht, und der Ueberlegenheit, die er voraussetzt, als das herrschende in ihm zu betrachten war.

Die Anfänge dieses Staats waren, wie Hormayer das Verhältniß ausdrückt, am Kreuzweg der Nationen, aus bayerischen und slavischen Marken entstanden; durch Heirathen und Erbschaften wurden Königreiche nichtdeutscher Zunge, Böhmen und Ungarn, diesem Kern angefügt, den sie an Bedeutung weit überwogen; deutsche Grafschaften und italienische Fürstenthümer, endlich auch Theile des polnischen Reichs kamen hinzu, und wenn dann auch mächtige Empörungen, gewaltige Versuche einzelner Völker, sich aus diesem unnatürlichen Verbande wieder loszuringen, Oesterreich mehr als einmal in den Fall gebracht haben, sich selbst wiedererobern zu müssen, so blieben doch alle die einst selbständigen Elemente des Gesammtreichs gesondert neben einander stehen. Sie waren nur durch eine Personal-Union, nur dadurch verbunden, daß der Oberherr, der den Einen als Erzherzog von Oesterreich oder als Graf von Tirol gebot, zugleich König von Ungarn und Böhmen war; sie blieben mechanisch aneinander gereiht, ohne je organisch zu einem Ganzen zusammen zu wachsen.

Es wäre gewiß unter allen Bedingungen nichts weniger als leicht

Digitized by Google

gewesen, diese Masse zufällig zusammengewürfelter Provinzen zu einer wirklichen Einheit heran zu bilden; denn wo sollte für ein gemeinsames Staatsleben der lebendige Inhalt hergenommen werden? — für ein gemeinsames Staatsleben von Stämmen und Völkern, die in Abstammung und Sprache, in Sitten, Rechten und Ideen auseinandergingen, deren geschichtliche Erinnerungen zum Theil geradezu auf unausgeglichene feindliche Gegensätze zurückführten?

Einmal freilich schien der Gang der Weltgeschichte dem Hause Habsburg die Möglichkeit nahe zu legen, auf der Grundlage seiner deutschen Besitzungen eine mächtige, wahrhaft einheitliche Monarchie zu gründen, wenn auch vielleicht nicht genau in dem Umfang des heutigen österreichischen Staats. Diese Möglichkeit war gegeben, wenn es sich an die Spitze der großen und echt deutschen geistigen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts, an die Spitze der Reformation stellte. Sehr unmittelbar, in der That, sahen sich die Fürsten dieses Hauses dazu aufgefordert, denn nirgends in deutschen Gauen fand die Kirchen-Reformation einen besseren Boden und willigere Aufnahme als gerade in den österreichischen Landen und in Böhmen. Ja, diese Lande wurden im Wesentlichen protestantisch, trotz alles Widerstrebens ihrer Fürsten. Aber diese Gelegenheit wurde versäumt, die Habsburger suchten ihren Vortheil in einer gerade entgegengesetzten Politik, und daraus entsprang, in der Folge der Zeiten, wie auf der einen Seite der gänzliche Ruin Spaniens, so auf der anderen eine kränkelnde Ohnmacht Oesterreichs und unsägliches Unheil für Deutschland. Zu Deutschlands Unglück war zur Zeit der Reformation das Haupt der Habsburger, der Herr der österreichischen Länder, der zugleich die deutsche Kaiserkrone trug, ein Fremder, der für deutschen Geist und deutsches Leben kein Verständniß hatte und sich mit Stolz einen Spanier nannte. Aber auch übrigens konnte dieser Fürst der Reformation nur feindlich gegenüberstehen, denn er war ein Fürst despotischer Art, seine Thätigkeit und sein Streben waren durchaus auf die Gründung eines absolutistischen Staatswesens gerichtet, und er glaubte des Papstes und der Inquisition zu bedürfen, um in Spanien Alles, was sich dort noch von ständischer und städtischer Freiheit erhalten hatte, siegreich niederzutreten. Damit war das Loos geworfen; die schwierige Stellung an der Spitze auseinanderstrebender Völker war verschlimmert durch dies feindliche Verhalten gegen Alles,

Digitized by Google

was sich lebendig und belebend in ihnen regte; mehr und mehr mußten in dieser Lage, in den Gefahren, die sie mit sich brachte, die Sorge für sich selbst der eigentliche Inhalt der Politik des Habsburgischen Hauses werden. Sich selbst im Besitz der Macht zu behaupten, die eigene Herrschaft nach Innen wie nach Außen fester zu gründen und weiter auszudehnen war und blieb die Aufgabe der Dynastie, und nicht der Werth der Dinge an sich, sondern das Verhältniß, in dem sie förderud oder hinderud zu diesem Streben standen, entschied darüber, was gestattet und was unterdrückt werden müsse.

Unter den meist schwachen Fürsten, die Karl V. und seinem Bruder Ferdinand auf den Habsburgischen Thronen an der Donau folgten, blieben die Verhältnisse schwankend, ja sie gestalteten sich immer bedenklicher für die Dynastie. Erst als die jüngere, steiermärkische Linie in der Person jenes zweiten Ferdinand, zu dem in wichtigen Augenblicken hölzerne Crucifixe vernehmbare Worte sprachen, aber nie der lebendige Geist, — erst seit dieser zur Regierung gekommen war, wurde unter der Leitung der Jesuiten und durch die Waffen der katholischen Reichsfürsten und Spanier, der Sieg der Dynastie über ihre deutschen und böhmischen Unterthanen erfochten. Mit welchen Mitteln jedoch und um welchen Preis! Ferdinand II. bebte in seiner finsteren Frömmigkeit vor keinem Mittel zurück, das sein Beichtvater zweckmäßig fand. — Nicht nur Sagen und Mährchen, die im Munde des Volks fortleben, sondern auch sprichwörtliche Redensarten, die sich Jahrhunderte lang erhalten, können zuweilen Aufschluß über die Geschichte der Vergangenheit geben. Das Volk ist heutzutage gut katholisch in Oesterreich, und war es bis auf sehr neue Zeiten herab, ohne daß ein abweichendes Element geduldet worden wäre; eine Redeweise aber, die noch heute unter diesen guten Katholiken mit einer gewissen Gedankenlosigkeit wiederholt wird, bezeugt, in welcher Weise der gegenwärtige Zustand herbeigeführt worden ist. Wenn ein Oesterreicher sagen will, daß Jemand ganz über alles Maaß in unerhörter Weise mißhandelt worden ist, ruft er aus: „Den haben sie katholisch gemacht!“ „Wart'! ich werde dich katholisch machen!“ ist die ärgste Drohung, die der katholische österreicher Bauer seinem katholischen Sohn oder Knecht zuzurufen weiß. Bekannt ist, daß unter diesem Ferdinand der ganze steiermärker Adel bis auf sieben Familien ausgerottet wurde, um die Gegen-Reformation zu erzwingen. Um

Digitized by Google

in Böhmen die Herrschaft der römischen Kirche und eine unumschränkte Herrschermacht zu gründen, wurde die alte Aristokratie des Landes, mit Ausnahme weniger Anhänger des hohen Erzhauses Oesterreich auf dem „blutigen Landtag" zu Prag vernichtet. Man begnügte sich nicht damit, die adeligen Herren hinrichten zu lassen: auch ihre Güter wurden eingezogen und an die „kaiserlichen Feldobristen", — Reißlaufer aus allen Ländern Europa's verschenkt. So blieb nicht nur das Volk in Böhmen ohne Führer, sondern man hatte da auch noch eine neugebildete Aristokratie, die dem Lande und Volke fremd, ihre Stütze nur in der Dynastie suchen konnte. Dieser neue Adel Böhmens besteht überwiegend aus einem seltsamen Gemisch von Spaniern, Italienern, Wallonen und einer ganz besonders großen Anzahl von Irländern. [5])

Ferdinand's Nachfolger, die letzten Habsburger, wirkten fort in seinem Geist. Die Geschichte zeigt sie uns als düstere, unheimliche Gestalten, umgeben und bewacht von Priestern, abgeschlossen in den wunderlich pomphaften Formen byzantinisch-burgundischer Etiquette und schon durch diese fern gehalten von aller Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens, gebannt in einen engen Kreis conventioneller Ideen; unfähig und beschränkt, beseelt von einem unermeßlichen Stolz und einem kirchlichen Fanatismus, der nicht weniger in einem despotischen Instinct als in wirklicher Ueberzeugung wurzelte; unerbittlich in Allem, was dem herrschenden System widerstrebte. Und erreicht, wie gesagt, war der Zweck; die Gegenreformation war gelungen: aber das geistige Leben der Völker Oesterreichs war auf Jahrhunderte hinaus gebrochen! Wie gering ist seither der Antheil Oesterreichs an dem Gesammtleben der Nation gewesen, wie unbedeutend ist sein Antheil an den Ergebnissen der intellectuellen Thätigkeit des deutschen Volks geblieben! Alles, was Oesterreich zu den Schätzen deutscher Kunst und Wissenschaft beigetragen hat, könnte fehlen, und man würde nirgends eine Lücke gewahren. Die weitere Folge aber dieser gewaltsamen Stauung des Lebens war, daß Oesterreich nie eine Macht zu entfalten vermochte, die den durch die Natur und die frühere Geschichte gegebenen Elementen der Macht entsprochen hätte; denn die materiellen Elemente wie des National-Reichthums so der Macht überhaupt, sind an sich todt; erst die Intelligenz und Energie

Digitized by Google

des Menschen, der sie zu beleben und zu verwerthen weiß, erheben sie zu thatsächlicher Wirksamkeit und Bedeutung.

Der Majestäts-Brief der Böhmen war, nach ihrer Niederlage am Weißen Berge, glücklich zerrissen, aber es blieb noch eine andere Aufgabe zu lösen, welche die österreichische Regierung bis vor wenigen Jahren beschäftigt hat, und die vielleicht selbst jetzt nicht für abschließend gelöst gelten kann. Die Verfassung des Königreichs Ungarn, eine allerdings seltsame Schöpfung eigenthümlicher Verhältnisse, war zu beseitigen; denn, in gar mancher Beziehung hinderlich, gestattete sie dem König des Landes weder willkürlich zu schalten, noch die Finanzkräfte des von der Natur reich begabten Landes gehörig in Anspruch zu nehmen, und für die Zwecke der Dynastie vollständig auszunützen. Selbst daß sie den Protestanten Schutz gewährte, war den Habsburgern nichts weniger als gleichgültig. Die Empörungen zwar, welche die rücksichtslose Härte der österreichischen, dem Lande fremden Regierung, nur zu oft hervorrief, konnten, wenn sie besiegt waren, als ein willkommener Vorwand dienen, das Land als ein erobertes, seine Verfassung als verwirkt zu betrachten: aber die Furcht vor neuen, allgemeinen, übermächtigen Aufständen gebot dann doch wieder eine gewisse Mäßigung, so lange namentlich, als jede Empörung in Ungarn auf den nahen und furchtbar geachteten Schutz der Osmanen rechnen durfte, die ohnehin einen großen Theil des Landes als Eroberer besaßen.

Mehr als einmal schon namentlich unter Leopold I. hatte sich die österreichische Regierung mächtig genug geglaubt, Landesverfassung und Recht ohne Umstände zu beseitigen, deren Dasein ignorirt und mit unsanfter, unbegrenzter Willkür in Ungarn geschaltet: aber immer wieder (: u. a. 1741:) war dann eine Zeit gekommen, wo dringende Gefahr, die sie bedrohte, und die Schwierigkeiten der Lage, in der sie sich eben befand, sie zwangen, den Reichstag der Magyaren wieder zusammenzurufen, die Gemüther nach Möglichkeit zu beschwichtigen, und für die Zukunft das Allerbeste zu versprechen.

In neuerer Zeit ging freilich einer dieser mißglückten Versuche, sich der lästigen Verfassung zu entledigen, aus einem anderen Geist hervor. Er bezweckte mehr und Anderes als etwa bloß die bessere fiscalische Benutzung des Königreichs Ungarn. Das war, als nach dem Aussterben der Habsburger mit dem Hause Lothringen ein neues

Digitized by Google

frischeres Leben auf die Throne Oesterreichs gelangt schien. Es war diesmal Joseph II., der Hand an die ungarische Verfassung legte wie an die ständischen Rechte seiner belgischen Unterthanen, aber nicht, wie früher geschehen war, im engsten Einverständniß mit der römischen Kirche, und unter der Leitung der Jesuiten, sondern im offenen Widerspruch mit diesen Mächten; nicht um ein Staatswesen von byzantinischem Charakter fester zu begründen und eine vergehende Zeit festzuhalten, sondern um die Völker, die seinem Scepter unterworfen waren, in das Leben einer werdenden Zeit einzuführen, — gewaltsam freilich und in revolutionärer Weise. Mochte dabei auch manches Mißverständniß obwalten, mochte Joseph II. sich selbst von dem Wesen und Streben dieser neuen Zeit nur einen einseitigen Begriff gebildet haben: immerhin war ihm nicht wie seinen Habsburgischen Vorgängern die Gründung einer nirgends beschränkten despotischen Gewalt an sich höchstes und letztes Ziel, sondern diese Gewalt sollte in seinen Händen anderen, weiter gehenden Zwecken dienen. So empörte sich denn auch gegen ihn nicht etwa Alles, was wahrer geistiger und politischer Freiheit zustrebte, sondern umgekehrt, was in Kirche und Staat den Ordnungen der Vergangenheit anhing, und sein Versuch scheiterte an dem Widerstande der Kirche und der Feudalstände, wie an dem Unverstand der Massen, die für solche Neuerungen nicht reif genug waren.

Nach Joseph's Tode suchte sein Nachfolger überall zu beruhigen und zu begütigen; auch die Ungarn erhielten ihre Verfassung wieder, und behielten sie noch länger als ein halbes Jahrhundert, so wenig sie auch den Wünschen und Ansichten der Regenten entsprach.

Der Schrecken und die Besorgnisse, welche die französische Revolution verbreitete, hatten auch die Lothringischen Prinzen auf dem österreichischen Thron vollends bestimmt, die Wege Joseph's II. zu verlassen und in die Bahnen der Habsburger einzulenken, um, soweit ihre Macht reichte, eine Weltordnung aufrecht zu erhalten oder herzustellen, die der Vergangenheit angehörte. Nur mußte, namentlich was die Mittel der Ausführung anbetrifft, unter den veränderten Umständen, da Manches, was Joseph II. verfügt hatte, nicht ungeschehen zu machen, das Heer von Ordensgeistlichen nicht gleich wieder zu schaffen, das eingezogene reiche Klostergut im Drang der Zeiten nicht zu entbehren war, das Ganze einen weniger kirchlichen, einen

Digitized by Google

mehr polizeilichen Charakter annehmen. Die Bedeutung, welche ehemals der Beichtstuhl als Werkzeug der Regierung gehabt hatte, mußte nun großentheils auf die weltliche geheime Polizei übergehen. Die Polizei wuchs überhaupt zu solcher Alles umfassenden Wichtigkeit heran, daß man sagen könnte, sie war die Regierung; wenigstens war sie deren Schlußstein und Mittelpunkt.

Zwei Jahrzehente lang nahmen die auswärtigen Verhältnisse und Bedrängnisse die Regierung in so ausschließlicher Weise in Anspruch, daß von durchgreifenden Umgestaltungen im Innern schon deshalb nicht die Rede sein konnte; aber auch als endlich der Weltfrieden hergestellt war, lag es in dem System, welches Kaiser Franz und Metternich angenommen hatten, dergleichen im Gegentheil zu vermeiden. Der Widerspruch, in dem sie sich auch zu den berechtigten und vernünftigen Forderungen der Zeit befand, war jetzt wie im siebzehnten Jahrhundert das eigentlichste Wesen der österreichischen Regierung; wie damals der Kampf mit der Reformation, so war jetzt Bekämpfung alles dessen, was in Wien Revolution, revolutionär und liberal genannt wurde, der maaßgebende Inhalt ihrer Thätigkeit. Doch aber vermochte sie sich jetzt nicht zu der hochfahrenden Zuversicht zu erheben, die im siebzehnten Jahrhundert mehr als einmal in ihren Maaßregeln hervorgetreten war, und mied den Schein rücksichtsloser Gewaltsamkeit, den sie damals nicht gescheut hatte. Sie mied ihn schon, um sich auch in dieser Beziehung als der entschiedene Gegensatz zu der Revolution zu bewähren, die ihre Ziele so oft auf den Wegen der Gewalt zu erstreben suchte, und die Schranken des zufällig bestehenden formalen Rechts nicht anerkannte.

Denn der Gegensatz war jetzt wie im siebzehnten Jahrhundert anerkannt, laut ausgesprochen und verkündet; man berühmte sich dieses Gegensatzes, indem Alles, was dem herrschenden System gegenüber stand, geflissentlich, ohne Unterschied, als Frevel gegen göttliches und menschliches Gesetz, und nothwendiger Weise verderblich in seinen Wirkungen und Folgen bezeichnet und verworfen wurde. Wollte die Revolution nur ein reales Recht als solches anerkennen, nur das, was eben seinem Inhalt nach dem philosophischen Rechtsbewußtsein entsprach, so schrieb Oesterreich das formale Recht auf seine Fahnen; das geschichtlich begründete und verbriefte Recht, gleichviel, wie sein

Digitized by Google

Inhalt beschaffen und wie es entstanden sein mochte, — und damit war alles in einem gegebenen, oder vielmehr ziemlich willkürlich gewählten Augenblick zufällig gerade Bestehende für unwandelbar und geheiligt erklärt.

Die ungarische Verfassung konnte, wie sich von selbst versteht, sobald ein solches Princip proclamirt war, nicht gewaltsam angetastet werden, so wünschenswerth ihre Beseitigung auch scheinen mochte, so verdrießlich es auch war, daß unbeschränkte fiscalische Benutzung des reichen Landes der Regierung versagt blieb. Im Allgemeinen aber hatte sich die Regierung eine Aufgabe gestellt, deren Lösung bisher doch eigentlich nur in China gelungen ist: die Aufgabe, ein regungsloses Staatswesen, und was dabei vorausgesetzt werden muß, stillstehende gesellschaftliche und Cultur-Zustände zu gründen.

Wie das in der Natur der Sache liegt, wurden die Mittel, das Ideal der Regierung zu verwirklichen, vorzugsweise in der Erziehung und Bildung der Jugend gesucht; auf diesem Gebiet daher wurde der gerade Gegensatz jeder naturgemäßen, gesunden und lebensfrohen Entwickelung der Intelligenz und aller geistigen Kräfte, eine stetige, polizeiliche Ueberwachung und gründliche Zähmung und Disciplinirung des Geistes der Zweck alles Strebens. Alle Schulen, selbst die Universitäten, blieben nach dem Muster geistlicher Seminarien zugeschnitten, nur daß die unablässig überwachende und bevormundende Leitung nicht einen geistlichen, sondern einen polizeilichen Charakter hatte. Der von Stufe zu Stufe genau vorgeschriebene und streng eingehaltene Studienplan, die unaufhörlich wiederholten Examina bezweckten eine Abrichtung zur Brauchbarkeit für bestimmte, natürlich beschränkte und genau abgegrenzte Berufsthätigkeiten, wie sie dem Staat genehm waren. Der gleichfalls sehr genau überwachten Lehre stellte die Regierung die Aufgabe, die Wissenschaft so viel als möglich auf ein auswendig zu Lernendes zurückzuführen, sich genau innerhalb eines willkürlich, aber bestimmt gezogenen engen Kreises zu halten, jede Aussicht über diesen Kreis hinaus in das Gebiet der wirklichen, lebendigen Wissenschaft zu verbauen, und bei den Schülern die Täuschung hervorzurufen, dieser enge Kreis umschreibe wirklich das ganze Gebiet der Wissenschaft, und es gebe außerhalb desselben nichts. Es wurde weiter Sorge getragen, daß nicht ein böser Geist aus der Fremde die Gemüthsruhe derjenigen Staatsbürger Oesterreichs störe, die der

Digitized by Google

Schule, aber keineswegs der Bevormundung entwachsen waren; streng suchte sich Oesterreich durch die Censur, durch die vervielfachte Thätigkeit der öffentlichen Polizei und noch mehr durch die der geheimen gegen revolutionäre Einflüsse und deutsche Bildung abzusperren. Das Reisen österreichischer Unterthanen in die Fremde wurde erschwert. Wie selten begegnete man einem Oesterreicher auf Reisen! Wer ein Verlangen bezeigte, sich „draußen“ umzusehen, war schon dadurch verdächtig, und selbst als durchaus zuverlässig und gesinnungstüchtig bekannte Leute bekamen nicht immer ohne Weiteres einen Paß. Was wollten sie denn in der Fremde? wurde unmuthig gefragt; — man sah dergleichen nun einmal nicht gern!

Dem Unbefangenen aber konnte es nicht entgehen, daß dieses System eben durch die Folgerichtigkeit, mit der es durchgeführt wurde, sich selbst auf die Länge unmöglich machen mußte; denn es bedurfte, wie Alles, was möglich und lebensfähig sein soll, tüchtiger, brauchbarer Organe: auf diesem Wege aber wurden die Menschen in Masse zur Unfähigkeit und Charakterlosigkeit herangebildet. Mehr aber als das. Die ängstliche Sperre, die gegen Deutschland und den ganzen Westen aufrecht erhalten wurde, verfehlte auch ihren Zweck; ja sie führte Folgen herbei, die zu den beabsichtigten einen entschiedenen Gegensatz bildeten. Gegen den Einfluß ächter und gesunder deutscher Bildung im Allgemeinen, die Ergebnisse redlicher Forschung und ernsten Denkens auf dem Gebiet der politisch-moralischen Wissenschaften insbesondere, vermochte sich Oesterreich durch solche Mittel wohl abzuschließen, nicht aber gegen die Wirkungen jener frechen und flachen Abenteurer-Literatur, die während der letzten Jahrzehnte, durch mancherlei beklagenswerthe Verhältnisse begünstigt, nebenher wucherte. Die Producte dieser Literatur fanden ihren Weg nach Oesterreich trotz aller Sperre und Censur, sie fanden hier sogar ihren eigentlichen Markt und wurden gierig verschlungen wie nirgend sonstwo. Das schriftstellernde junge Deutschland lebte im Wesentlichen von dem Absatz, den seine Werke in Oesterreich fanden. Diese verbotene Literatur übte dann auch ihren Einfluß in einem Umfang, wie er anderswo kaum möglich war. Denn ein großer Theil der gebildeteren Stände fühlte sich denn doch gedrückt in den herrschenden Zuständen, in denen Zwang und kleinlich ängstliche Ueberwachung auf jedem Schritt selbst dem blödesten Auge sichtbar wurden. Das

Digitized by Google

machte empfänglich für die Lehre, die hier so keck und anscheinend geistreich auftrat, und bei der im Allgemeinen dürftigen, verkümmerten Bildung, fehlten die Elemente einer durchgreifenden Kritik, die ihre nichtige Hohlheit durchschaut hätte. Nirgends ist im Augenblick der großen Krisis von 1848 mehr in Fäulniß übergegangene Unreife, mehr revolutionsselige Ohnmacht zu Tage gekommen, als in Oesterreich.

Daß die verschiedenen Kronländer und Nationalitäten des Kaiserstaats gesondert neben einander stehen blieben, verstand sich in dem System der Regierung von selbst; die gesonderte Existenz der Einen und der Anderen war ja das geschichtlich Gegebene, und als solches Rechtens, — sie gewährte außerdem noch den unschätzbaren Vortheil, daß man je ein Volk durch das andere niederhalten konnte, wenn es Noth that.

Die Polizei und die Armee waren dann die Mächte, welche die Einheit der Monarchie repräsentirten und das Ganze zusammenhalten sollten. Wo die Polizei nicht mehr ausreichte, mußte das Heer eintreten; seine eigenthümliche Organisation schien in dieser Beziehung große Vortheile zu versprechen, und eine unbedingte Zuverlässigkeit zu verbürgen. Dadurch, daß die verschiedenen Nationalitäten, was die Mannschaft betrifft, eine jede in eigenen Regimentern neben einander standen, war die Möglichkeit gegeben, gegen jedes der unter österreichischem Scepter vereinigten Völker im Nothfall einen Theil des Heeres zu verwenden, der vermöge seiner Nationalität dem betreffenden Volk durchaus fremd, vielleicht sogar feindlich gegenüber stand. Dadurch, daß dann umgekehrt in dem Officiercorps jedes einzelnen Regiments die verschiedenen Nationalitäten bunt durcheinander gemischt, noch dazu in germanisirter Gestalt, auftraten, und das deutsche Element überhaupt bei Weitem überwog, schien daneben die Einheitlichkeit und Zuverlässigkeit des Heers genügend verbürgt.

Bedenklich war nun aber, daß die Regierung selbst ihr laut verkündetes Princip, dem zufolge nur das formale Recht, nur das geschichtlich Gegebene Geltung haben sollte, nicht durchaus folgerichtig, nicht mit vollkommener Wahrheit und Redlichkeit durchführen konnte oder wollte. Denn auch gewisse Elemente des Bestehenden, geschichtlich Gegebenen, standen ihrer Natur nach im Widerspruch mit dem Geist und den Wünschen der Regierung,

Digitized by Google

waren unbequem, und konnten gar leicht einem unheimlichen Streben dienstbar werden. Zwar in den deutschen Landen blieb dem Anschein nach nichts zu wünschen. Was konnte schöner sein als ein böhmischer Postulaten-Landtag, oder die tiroler Landesvertretung, wo bei feierlichen Gelegenheiten Landleute in Waffen, zu ihrer großen Befriedigung, als harmlose Statisten neben dem Thron standen? Galizien und die italienischen Provinzen konnte man als eroberte Länder nach Gutdünken beherrschen und verwalten, ohne sich darum zu bekümmern, was da früher Rechtens gewesen sein mochte. Anders jedoch verhielt sich die Sache in Ungarn und Siebenbürgen, besonders da sich hier nach und nach ein Geist zu regen begann, der die alte Landesvertretung wieder in ihrem ganzen Umfang zu einer lebendigen Wirklichkeit zu machen strebte.

Gewaltsam umgestaltet konnte zu Recht Bestehendes nicht werden, das verstand sich von selbst: damit war aber nicht gesagt, daß man es sich versagen könne oder wolle, das formale Recht ganz in der Stille ein wenig zu beugen, wo das Noth that, und geschichtlich begründete, aber unbequeme Institutionen ohne Geräusch zu untergraben und ihren Geist zu fälschen, wenn sich das thun ließ. Ein solches Verfahren hatte der Fürst Metternich schon im Anfang der zwanziger Jahre mehreren süddeutschen Regierungen, namentlich der badenschen, in einer bekannten Note in Beziehung auf die parlamentarischen Verfassungen ihrer Länder angerathen. In Oesterreich war es nicht neu; man war da auch schon früher auf einen solchen Ausweg verfallen. Auch Zwistigkeiten der Leute untereinander konnten unter Umständen sehr gelegen kommen, und die erwünschtesten Gründe an die Hand geben, dieses oder jenes veraltete Recht, das zu den Verhältnissen nicht mehr paßte, im Interesse der Ordnung ganz zu beseitigen, und dadurch die Ruhe und allgemeine Befriedigung im Lande neu zu begründen. Die Regierung sah es daher sehr gern, daß die kleinen Nationalitäten slawischen Ursprungs in den ungarischen Nebenländern sich auch zu regen begannen, und nicht durch die Magyaren unterdrückt, oder auch nur bevormundet sein wollten. Der Zwist dieser einander widerstrebenden Nationalitäten wurde von der Regierung absichtlich und mit Berechnung genährt und in Gang erhalten. Der kaiserliche Hof erwartete von diesen fortwährend gesteigerten Reibungen die schönste Gelegenheit, nun endlich auch hier im

Digitized by Google

Interesse der Ruhe und Ordnung vermittelnd einzuschreiten, die ungarische Verfassung zweckmäßig zu verbessern, den Unterdrückten gerecht zu werden, und zu der lang ersehnten willkürlichen Benutzung der Steuerkräfte des schönen Landes zu gelangen. Das Scherzwort, daß die österreichische Regierung zu solchem Ende gewisse Nationalitäten erst erfunden habe, um sie der magyarischen entgegenzustellen, ist nicht ohne gewissen Grund. Das Gefährliche dieses Spiels scheint man in Wien keineswegs nach einem richtigen Maaßstab gewürdigt zu haben; daß die Bewegung je mächtig genug werden könnte, den Thron der Habsburger in seinen Grundfesten zu erschüttern, ja nahezu ganz zu überfluthen und wegzureißen: davon wenigstens hatten die leitenden Staatsmänner keine Ahnung.*)

Indem nun aber das thatsächliche Thun und Streben der österreichischen Regierung mit ihren ostensiblen Principien nicht selten in einem ziemlich durchsichtigen Widerspruch stand, erschien sie ihren eigenen Unterthanen gegenüber nicht redlich und nicht wahrhaft, und daß man ihr gerade diesen Vorwurf machen konnte, steigerte natürlich ihr moralisches Ansehen nicht. Und ferner. Je weiter sie auf diesen Wegen ging, desto gewichtiger wurde auch das Unheil fühlbar, das sie sich selbst durch das geflissentliche Niederhalten aller ächten, belebenden Bildung bereitet hatte. Eine Regierung, die sich, den eigenen Völkern gegenüber, eine solche Stellung gab, und in solcher Weise nichts aus der Hand geben, Alles und Jedes leiten und bevormunden wollte, mußte gewiß mehr als jede andere in allen ihren Organen durch eine überlegene Intelligenz imponiren, wie durch energische Tüchtigkeit und einen raschen und entschiedenen Gang ihrer Geschäftsthätigkeit. Anstatt dessen beurkundete, wie schon angedeutet, das österreichische Mandarinenthum in fast allen Zweigen der Verwaltung einen kaum glaublichen Grad allgemeiner Unfähigkeit, und neben peinlicher, unleidlicher Polizei-Quälerei im Kleinen, doch eigentlich eine große Schlaffheit in den wirklich wichtigen Dingen. Es kamen in seinen Maaßregeln und Verfügungen mitunter gar seltsame Mißgriffe vor; hin und wieder traten Erscheinungen zu Tage, wie sie der Volkswitz von Schilda und Schöppenstedt erzählt. Wir übertreiben weder, noch scherzen wir. Man sehe nur bei Schönhals nach und bei dem „Veteranen“, der uns Radetzky's Leben erzählt, was für wunder-

Digitized by Google

liche Antworten auf des greisen Feldmarschalls Mahnungen und Warnungen von den höchsten Hofstellen „erflossen".

Am Schlagendsten und Erkennbarsten offenbarte sich die Unfähigkeit der Verwaltung in dem Zustand der Finanzen, der trotz des langen Friedens immer ein sehr schlimmer und bedenklicher blieb, ja in mancher Beziehung bei reicher fließenden Hülfsquellen immer schlechter wurde.

Das unübersehbare Heer der subalternen Beamten flößte dann auch noch darum wenig Achtung ein, weil man die Leute als käuflich kannte; selbst dem Richterstande wollte man in dieser Beziehung nicht ganz trauen. Unter den höheren Beamten, Hofräthen und dergleichen, kannte man gar viele, welche geheime Polizei als einträgliches Nebengewerbe trieben.

So stand es um die Moralität des regierenden Personals. Das waren die Zustände, die Oesterreich den Freveln und der Verworfenheit der Umsturz-Partei entgegenzuhalten hatte!

Unter diesen Umständen war es gewiß kein Wunder, daß die Regierung nach und nach einer ziemlich allgemeinen Mißachtung verfiel, und trotz aller polizeilichen Anstalten und Maaßregeln wuchsen ihr die Dinge nachgerade über den Kopf. Anstatt daß alle Verhältnisse sich während des langen Friedens hätten neu befestigen sollen, fand man sich auf Wegen, die zu einer vollständigen Auflösung zu führen drohten. Wie weit man schon in den dreißiger Jahren auf dieser Bahn gekommen war, wie sich damals schon die Zukunft ankündigte, darüber spricht sich ein österreichisches Actenstück jener Zeit in merkwürdiger Weise aus.

Zwei in Oesterreich sehr bedeutende Männer, die Generale Clam-Martinitz und Langenau, hatten im Jahre 1836 eine Denkschrift über eine verbesserte Armee-Organisation ausgearbeitet. In der Einleitung sagt Langenau, die österreichische Monarchie umfasse drei verschiedenartige Elemente, denn sie bestehe aus dem constitutionellen Ungarn und Siebenbürgen, aus dem eroberten Italien und Galizien und aus den übrigen Erblanden, die als ein Ganzes zu betrachten seien (dessen Natur der General nicht näher bezeichnet). „Nur die aus diesen drei Hauptelementen zusammengesetzte Armee bildet heute noch eine vollkommene Einheit", heißt es dann weiter „und bei ihr allein, ich wage es zu behaupten, kann der Kaiser mit aller Zu-

Digitized by Google

versicht auf unbedingten Gehorsam, treue Ergebenheit für jeden Zweck der Regierung rechnen." Die österreichische Armee, meint Langenau, sei die Hauptstütze der „legitimen Interessen" in Europa, da das entfernte Rußland nicht leicht zahlreiche Heere zur Bekämpfung der Revolution an den Rhein bringen könne, Preußen aber nur unter der Bedingung Bedeutendes leisten könne, daß es daheim ganz Herr der Stimmung im Lande sei. Noch wichtiger sei die Rolle der österreichischen Armee im Innern des Reichs, eben weil sie allein die Einheit der Monarchie darstelle; ihr Verhältniß zum Lande sei mit dem keines anderen Heeres zu vergleichen; ihre Aufgabe im Innern lasse sich in kurzen, inhaltsschweren Worten bezeichnen: „Die österreichische Armee kann und soll allein die drei heterogenen Elemente zusammenhalten, aus welchen die Monarchie zusammengesetzt ist; d. h. sie soll in Italien und Galizien durch ihre Existenz jeden Gedanken an das Gelingen einer Empörung, und durch ihre Waffen jeden möglichen Aufruhr im ersten Keime unterdrücken. Sie soll in Ungarn und Siebenbürgen, wenn es einst Noth thun möchte, dem Willen der Regierung Achtung verschaffen. Sie soll endlich für alle Theile der Monarchie, nur immer den Gesammtzweck vor Augen habend, überall den Gesetzen Gehorsam, dem monarchischen Princip aber die Oberhand verschaffen, und, man möge mir die Meinung gestatten, daß selbst in den deutschen Provinzen für die entgegengesetzten Grundsätze kein schwächerer Damm zulässig sein dürfte."

Gewiß ist ein Staat, dessen Zustand uns von den bedeutendsten Generalen seiner eigenen Armee in solcher Weise geschildert wird, eine eigenthümliche und ziemlich anomale Schöpfung zu nennen, gewiß ist sie nichts weniger als ein naturgemäßer, gesunder Organismus. Das Heer aber betreffend, so hat sich dasselbe, wer wollte es nicht anerkennen, unter sehr schwierigen Bedingungen in sehr ehrenwerther Weise als zuverlässig erwiesen; wenn aber General Langenau etwa meinte, daß sich in dieser Armee gar keine Unzufriedenheit regte, so war das ein Irrthum. Lange vor 1848 circulirte ein kleines handschriftliches Werkchen, genannt „das Rieblinger Reglement", das, wenn wir nicht irren, schon aus den Zeiten unmittelbar nach dem Kriege von 1809 herrührte, durch gelegentliche Zusätze erweitert, von einer Generation Officiere auf die andere über-

Digitized by Google

ging, und immer mit einer Art von bitterem Behagen genossen wurde. Der Verfasser dieser Blätter hat dies Schriftchen, „Dienst-Reglement für die Armee der freien Reichsstadt Rieblingen" vor Jahren gelesen; es wurde ihm damals von befreundeten österreichischen Officieren mitgetheilt. Der Witz der Satire lag darin, daß alle Unbilden und Verkehrtheiten, die in der österreichischen Armee vorkamen, hier in der ernsten Form von Dienst-Vorschriften, ausdrücklich anbefohlen wurden. Der erste Paragraph verfügte für ewige Zeiten, daß der Oberbefehlshaber der Rieblinger Armee stets aus dem Patriziergeschlecht „von Kraftlos" zu wählen sei; als Zeichen seiner Würde und Zeugniß seiner Verdienste, solle ihm sein Stammbaum auf den Rock gestickt werden. Was die Officiere betrifft, wurde kärgliche Besoldung und schnöde, rücksichtslose Behandlung derselben durch die Obern, grobes Ausschelten in Gegenwart ihrer Untergebenen, wo möglich auf dem Exercierplatz, vor der Fronte, und dergleichen vorgeschrieben; doch sollten die Herren Generale, um die nöthige Popularität zu gewinnen, wenn sie gerade bei guter Laune seien, auch wieder herablassend und familiär auftreten: nur habe sich die gnädige Familiarität stets vorzugsweise an die schlechtesten Subjecte und lockersten Taugenichtse zu wenden; deren galante Abenteuer und lose Streiche könnten dann, — etwa auf der Wachtparade — als der passendste Gegenstand für beifällig neckenden Scherz besprochen werden. Weiter war Nepotismus vorgeschrieben, rücksichtslose Protection und rasche Beförderung windiger junger Herren von vornehmer Geburt, Zurücksetzung altgedienter und verdienter Officiere, Unredlichkeit, Unfähigkeit und ein langsamer, schwerfälliger Gang des Verwaltungswesens, — genug, das Ganze liefert den Beweis, daß die Armee gar manches Gebahren der Regierung bitter genug empfand. Während der kurzen Zeit der Preßfreiheit in Oesterreich erhoben sich dann auch klagende und tadelnde Stimmen alter Officiere: die Regierung sah sich dadurch veranlaßt, die bekannte österreichische militärische Zeitschrift, die so lange Jahre bestanden hatte, Ende 1849 zu unterdrücken. Daß trotz dem allen die Armee sich fest und treu bewährte, ist ein Beweis von Pflichtgefühl und Disciplin, der ihr doppelt zur Ehre gereicht.

Langenau hatte die oben angeführten Worte im Jahr 1836 geschrieben; später hatten sich die Zustände, die er andeutet, natürlich

Digitized by Google

fort und fort gesteigert, und die Regierung war schon einige Jahre vor 1848 in einen Zustand des Verfalls und der Rathlosigkeit versunken, der ziemlich hoffnungslos schien. Man glaubte den Augenblick vorherzusehen, wo die Sache gar nicht mehr gehen werde. Ein hoher österreichischer Beamte bediente sich gegen den Verfasser dieses Aufsatzes des Ausdrucks: es sei schon lange vor 1848 „Alles aus dem Leim gegangen".

Der Sturm brach herein, das bisherige, so überaus fein und consequent angelegte, sogar etwas marktschreierisch als untrügliches Universalmittel gegen alle und jede Revolutionen angepriesene Regierungs-System erlitt den vollständigsten Schiffbruch, und fast wäre auch das Reich der Habsburger selbst darüber zu Grunde gegangen! Wir erfahren zum Theil erst jetzt, bis zu welchem Grade die Gefahr in manchem Augenblick gesteigert war. Ging die Schlacht bei Sta. Lucia (unter den Mauern von Verona) am 6. Mai 1848 verloren, so blieb die Rettung des Staats kaum noch wahrscheinlich, — und nun erfahren wir, daß das Schicksal dieser Schlacht an einem Haar hing. Oesterreichische Quellen belehren uns, daß der F. Z. M. d'Aspre (sonst doch ein entschlossener Mann) schon an dem Gelingen verzweifelte und auf dem Punkt stand, den ferneren Widerstand aufzugeben. Ein subalterner Officier, der damalige Hauptmann Kuhn vom Generalstab, bewog ihn auszudauern, und das führte zum Sieg, weil nun Karl Albert von Sardinien, der ein tapferer Soldat, aber kein Feldherr war, die Schlacht abbrechen ließ. Der Umstand, daß der verabredete und erwartete Aufstand in Verona nicht ausbrach, bestimmte ihn dazu. Daß man auch ohne diesen einen Sieg erfechten, und welche Folgen ein solcher an sich haben könne, scheint sich Karl Albert nicht gesagt zu haben; er gab die Sache auf, — damit seine Krieger abkochen konnten, was vor dem Gefecht nicht geschehen war.

Bedenklicher noch war der Kampf mit den Ungarn; Oesterreich unterlag in diesem, und vermochte nicht sich selbst zu retten; es wurde durch fremde Hülfe, durch die Hand des Kaisers von Rußland im Sturz aufgehalten und wiederhergestellt. Die Regierung war dadurch nicht nur dem Untergang entgangen: es fielen ihr nun auch noch alle Vortheile eines Sieges zu, wenn sie denselben auch sehr theuer bezahlt hatte. Vor Allem hatte der in Ungarn angefachte Bürgerkrieg, wenn auch auf gefährlichen Wegen, doch zuletzt im Wesentlichen seinem

Digitized by Google

Zweck entsprochen; man stand nun endlich an dem seit Jahrhunderten erstrebten Ziele, — das Haus Oesterreich herrschte als Eroberer in dem schönen, weiten Königreich und brauchte sich an die alte Landesverfassung nicht weiter zu binden!

Hier war eine Umgestaltung alles bisher Bestehenden durch die augenblicklichen Umstände wie durch die Tradition des regierenden Hauses geboten, als etwas, das sich von selbst verstand: aber auch in den anderen Ländern des Kaiserstaats sah man sich in keiner Weise veranlaßt, das Alte, das in Trümmern lag, wieder aufzurichten und herzustellen. Die Maschine hatte sich als eine höchst unbehülfliche erwiesen; man hatte zu seinem Schaden erfahren, wie schlecht das alte Räderwerk ineinander griff: kurz, das System hatte sich selbst gerichtet; es war an seinen eigenen Mängeln zu Grunde gegangen. Es hatte sich gezeigt, welche Gefahren es mit sich brachte, die verschiedenen Nationalitäten nach dem bisherigen Grundsatz geflissentlich auseinander zu halten. Sobald sie zu wirklichem Leben erwachten, war die bloße Personal-Union, wie sie bisher bestanden hatte, kein genügendes Band.

Es war also kein Grund, die Gelegenheit zu Neugestaltungen zu versäumen und die Macht dazu aus der Hand zu geben. In der That wurde die Absicht, einen Neubau von Grund aus aufzuführen, laut und entschieden ausgesprochen; Neu-Oesterreich wurde der Welt verkündet, und sollte wie Minerva jugendlich und geharnischt in das Leben treten, in gewissem Sinn als der gerade Gegensatz des Alten. War es bisher Grundsatz gewesen, die einzelnen Kronländer getrennt, und ein jedes derselben in seinem althergebrachten Wesen fortschlummern zu lassen, so schrieb jetzt Neu-Oesterreich die Einheit des Staats, viribus unitis, auf seine Fahnen; alle bisher nebeneinander bestehenden Staaten sollten ineinander aufgehen und zu einer fest zusammengefügten Einheit werden.

Von dem formalen, geschichtlichen Recht, dem bisherigen Princip Oesterreichs, durch dessen Heilig-Erklärung, wenn auch nicht immer Heilig-Haltung sich dieses Reich als der conservative Gegensatz zur Revolution beurkundet hatte, mußte sich die Regierung zu solchem Ende natürlich lossagen. Es geschah, und zwar nicht etwa blos thatsächlich und stillschweigend, sondern in laut ausgesprochener Weise. Als die Sonderrechte der einzelnen Kronländer in Bausch und Bogen

Digitized by Google

beseitigt wurden, mußten wir in den officiellen und halbofficiellen Zeitungen (1851) mehrfach wiederholt die überraschende und bedenkliche Erklärung lesen, „soweit die Geschichte reiche, habe das historische Recht stets der politischen Nothwendigkeit weichen müssen; der politischen Nothwendigkeit gegenüber verliere das historische Recht seine Geltung“.

Neu-Oesterreich trat mithin als ein entschieden und eingestandener Weise revolutionärer Staat auf. Ein solches Auftreten und solche Erklärungen waren aber in dem österreichischen Staate offenbar noch viel bedenklicher, als sie in jedem anderen gewesen sein würden. Denn die österreichische Monarchie hat bekanntlich nicht die sichere Grundlage einer Nationalität; ebenso wenig läßt sich ein geographischer Grund ihres Daseins nachweisen; die Donauländer, das Flußgebiet der oberen Elbe, das auf die Verbindung mit der Nordsee angewiesen scheint, Galizien jenseits der Karpathen und die Po-Ebene jenseits der Alpen gehören sicher nicht vermöge einer geographischen Nothwendigkeit unbedingt zusammen. Einzig und allein in dem so verläugneten und mißachteten historischen Recht liegt für Oesterreich eine mögliche Rechtfertigung seines Daseins, — und diese wurde aufgegeben!

Die Auseinandersetzungen, welche die willkürliche Neugestaltung des Reichs, die rücksichtslose Vernichtung jeder besonderen National-Existenz innerhalb derselben vertheidigen sollten, mußten, der Natur der Sache nach, an einer großen Schwäche der Argumentation leiden, die selbst eine glänzende Rhetorik nicht verkleiden konnte. Die „politische Nothwendigkeit“, auf die man sich berief, vor der Alles, auch das Recht, weichen sollte, mußte doch vor allen Dingen näher bezeichnet, bestimmt nachgewiesen, und als höchstberechtigtes Gesetz bewiesen werden: davon war aber nicht die Rede; diese politische Nothwendigkeit und ihre Berechtigung wurde als selbstverständlich und erwiesen vorausgesetzt, um dann alles Beliebige aus ihr zu folgern.

Anfänglich, unter dem Minister Stadion, schien, wie bekannt, der Neubau mit Benutzung einiger constitutionellen und liberalen Ideen ausgeführt werden zu sollen. Die Unterthänigkeit des Bauernstandes, Patrimonial-Gerichte, gutsherrliche Polizei, Frohndienste und Zehnten wurden in summarischer Weise, nicht ohne Opfer für die Berechtigten, beseitigt, und damit waren so ziemlich alle Parteien ein-

Digitized by Google

verstanden, wenigstens was die Abschaffung der realen Verpflichtungen der Bauern betraf; denn selbst die Berechtigten hatten zum Theil eingesehen, daß diese Verhältnisse nicht ohne die schlimmste Gefahr aufrecht zu erhalten waren; die Ereignisse des Jahres 1846 in Galizien und die neuesten Erfahrungen hatten ihnen diese Einsicht sehr nahe gelegt. Die Regierung hoffte dadurch den Bauernstand, der nun für sich selbst nichts weiter zu verlangen hatte, dem Einfluß aller revolutionären Wühlerei zu entziehen, und selbst in ihm eine Stütze gegen die weiter gehende Revolution zu gewinnen.

In der Verwaltung des Reichs war allerdings eine entschiedene, scharf angezogene Centralisation beabsichtigt, wie sie bisher nicht bestanden hatte, geeignet, eine energische Verwendung aller Mittel der Macht, die das Gesammtreich darbot, für die Zwecke der Regierung zu vermitteln, sowie eine rasche und vollständige Ausführung aller Ministerial-Verfügungen, die nirgends mehr durch die Friction im Innern der Staatsmaschine selbst aufgehalten werden sollte.

Daneben aber sollten freie Institutionen sich lebendig entfalten; vor Allem schien eine vollständige Selbstregierung der Stadt- und Landgemeinden beabsichtigt zu sein; das Gesetz vom Jahre 1849, bestimmt, sie zu regeln, ging von dem mächtigen, großartigen Grundsatz aus: „Die freie Gemeinde ist die Grundfeste des Staats!“ Eine parlamentarische Verfassung, am 4. März 1849 octroyirt, nachdem die revolutionären Verfassungsgeber zu Kremsier ihren 18. Brumaire erlebt hatten und auseinandergejagt waren, krönte den Neubau.

Daß die Gemeinde-Verfassung nicht ausgeführt werden könne, mußte Jedem einleuchten, der wußte, in welcher Unmündigkeit das Landvolk in Oesterreich vegetirte; besonders Jedem, der je ein galizisches oder auch nur ein stockböhmisches Dorf gesehen hatte. Die Schwierigkeit wurde dann selbst in den Kronländern, wo die Sache an sich allenfalls gehen konnte, durch den Widerwillen und den stillen Widerstand der Stände, die bald wieder die wichtigsten im Staate sein mußten, bis zur Unmöglichkeit gesteigert. Wie sollten die reichen und mächtigen Fürsten und Herren auf ihren Gütern unter der Polizei-Gewalt ihres eigenen, bisher unterthänigen Dorfschulzen stehen! Das ging nicht, und wenn der Dorfschulze für jetzt auch noch so unterthänig, Hut in der Hand, alle Befehle hinnahm, die der ehemalige Guts- und Gerichtsherr ihm ohne alle Befugniß ertheilte.

Digitized by Google

Auch das war leicht vorherzusehen, daß die parlamentarische Verfassung des einheitlichen Reichs unmöglich und unausgeführt bleiben werde. Wer konnte glauben, daß man je wirklich den Versuch machen würde, diesen Reichstag zusammen zu berufen, auf dem Italiener, Ungarn, Polen, Klein-Russen, Rumänen, Czechen, Slowaken, Jazygen und Cumanen sich widerwillig in deutscher Sprache über gemeinsame Interessen verständigen sollten, die großentheils erst geschaffen werden mußten. Dadurch, daß die Regierung, in der frischen Erinnerung ihrer neuesten Erlebnisse, aus Furcht vor dem kaum niedergekämpften Geist, daneben „die Selbständigkeit der einzelnen Kronländer und die Gleichberechtigung der Nationalitäten" als Grundsatz aufgestellt, Landtage in den einzelnen Theilen des Reichs versprochen hatte, wurde das an sich kaum Denkbare gewiß nicht erleichtert. Ohne Zweifel sollte dieser Grundsatz benutzt werden, das gefährliche und gefürchtete Ungarn in ohnmächtige Theile zu zerlegen; aber offenbar war damit der Versuch angekündigt, aus Elementen, die sich gegenseitig aufhoben, ein Ganzes zu bilden.

Ob es damit, namentlich mit der parlamentarischen Verfassung, je wirklich Ernst war, bleibt die Frage. Jedenfalls wurden diese liberalen Ornamente wieder abgelegt, sobald man vollständig Herr der Situation zu sein glaubte. Nach zwei Jahren eines in seiner Ungewißheit peinlichen provisorischen Zustandes, wurde die Unmöglichkeit der Ausführung eingestanden und das Unmögliche durch neue rettende Thaten beseitigt. Die „freie" Gemeinde und ihre Selbstregierung verschwanden, um Alles und Jedes einer Unzahl kaiserlicher Beamten zu überlassen; was dem Zeitgeist zu Liebe verfügt war, Schwurgerichte, Trennung der Justiz und Polizei, wurde widerrufen, die parlamentarische Verfassung aufgehoben. Es erschien 1851 ein neuer Organisations-Plan des Reichs, von unverholen absolutistischem Gepräge, der das Princip der Reichseinheit zu ganz unbedingter Geltung bringen sollte.

Wir übergehen hier das Einzelne, da es schon in einem früher, von andrer Hand geschriebenen Aufsatz der Preußischen Jahrbücher*) dargelegt worden ist. Nur von der eigentlichen Bedeutung der Zustände, deren Bild uns dort vorgeführt ist, haben wir uns Rechen-

*) Oesterreich in den Jahren 1848 bis 1858; Juniheft, S. 617 ff.

Digitized by Google

schaft zu geben. Fragt man, worin sich denn eigentlich Neu-Oesterreich von der alten Monarchie der Habsburger unterscheidet, wie sie zuletzt in Metternich'scher Vollendung vor uns stand? so kann sich aus der unbefangenen Prüfung nur die Eine Antwort ergeben: Es ist, was den eigentlichen Inhalt des Staatslebens anbetrifft, eben schlechthin gar kein Unterschied zwischen dem neugeborenen Oesterreich und dem alten; der letzte und höchste Zweck alles Strebens, dem der gesammte Organismus dienstbar gemacht wird, ist durchaus derselbe geblieben: nur die Mittel, vermöge welcher dieser Zweck erreicht werden soll, sind andere, moderne geworden.

Es gilt jetzt, wie ehemals, die Interessen der Dynastie, und zwar im Sinn einer gewissen einseitigen Partei-Auffassung, aufrecht zu erhalten, den Absolutismus zu wahren und die Sonder-Interessen der bevorrechteten Stände in der Form, in welcher sie sich mit dieser in höchster Instanz maaßgebenden Tendenz vertragen; mit einem Worte, die Aufgabe ist jetzt, wie ehemals, alles das zu schützen und geltend zu machen, was man in den betreffenden Kreisen, sehr willkürlich, ausschließlich als „die legitimen Interessen" bezeichnet. Dasjenige, was eine andere Weltanschauung wohl vor Allem unter die legitimen Interessen rechnen könnte, das Interesse für die geistige Entwickelung der Völker und die Steigerung ihrer moralischen Würde, mußte natürlich auch jetzt wieder als ein feindliches Element abgewehrt und niedergehalten werden.

Die Verschiedenheit der Mittel aber, zu welchen man seine Zuflucht nahm und nimmt, ist allerdings eine durchgreifende. An die Stelle der seltsam verschiedenen und veralteten Einrichtungen, welche die frühere Regierung unwandelbar zu erhalten bemüht war, sollte eine in allen Theilen gleichförmige, streng centralisirte und disciplinirte Verwaltung nach dem Muster des französischen Präfecten-Wesens treten, und in allen Provinzen gleichmäßig Alles umfassen und besorgen.

Das alte Oesterreich stand als ein Absolutismus von byzantinisch-mittelalterlichem Anstrich da, wie er aus den Bewegungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen war. Das Ideal, dem das verjüngte Oesterreich zustrebte, war ein Absolutismus nach Napoleonischem Zuschnitt, der gar keine Geschichte hinter sich hat, kein Bestehendes zu berücksichtigen braucht und das ganze Reich

Digitized by Google

als eine reine Tafel behandeln kann, auf der es außer ihm selbst keine bewegende Macht, und eben so wenig irgend etwas seine Wirksamkeit Bedingendes giebt.

Aber auch diese Schöpfung ist nicht gelungen, wie die Regierung jetzt, nach einer langen Reihe jahrelang vergeblich wiederholter Experimente, selbst eingesteht. Gutes hätte sich in Oesterreich wohl unter allen Bedingungen von einer solchen Organisation kaum erwarten lassen; denn welche Intelligenz, Urbanität und makellose Redlichkeit des Beamtenstandes gehört nicht dazu, einen solchen Zustand bureaukratischer Vielregierung, allgemeiner und allseitiger Bevormundung erträglich zu machen, und in zweckmäßiger Weise im Gang zu erhalten? Und was für Werkzeuge stehen der Regierung zu Gebote? Keine anderen als immer wieder dieselbe Beamtenschaar, deren Unfähigkeit und Mangel an sittlicher Würde so viel dazu beigetragen hat, das frühere System, das doch die Macht des Gewohnten, Hergebrachten für sich hatte, unhaltbar zu machen. Wir lesen in Mittheilungen, die aus den österreichischen Regierungskreisen hervorgehen, das Geständniß, daß es an „geeigneten Subjecten“ für die Beamtenstellen fehlt.

Schon in diesen Verhältnissen lagen schwer zu besiegende Schwierigkeiten; dann aber mußten die neuen Einrichtungen auch deshalb in der Ausführung auf den mächtigsten Widerstand stoßen, weil eben die „legitimen Interessen“ in ihnen nicht alle ihre Befriedigung fanden. Weder der alte Adel noch zumal die Geistlichkeit konnte mit einer Verwaltungsweise einverstanden sein, der zufolge eine streng centralisirte Bureaukratie alle Elemente des Lebens ohne Ausnahme beherrschen wollte, ohne für irgend eine andere Macht irgendwo Raum zu lassen, und wie die gesellschaftlichen Verhältnisse in Oesterreich beschaffen sind, konnte es weder der Aristokratie noch dem Clerus und seiner Partei an den Organen fehlen, vermöge welcher Ansprüche und Bedenken geltend zu machen waren.

Die Aristokratie, die ihre alte grundherrliche Stellung daheim auf ihren Gütern nicht verschmerzen kann, hat ihre Vertretung in dem neu geschaffenen Reichsrath gefunden, dessen negative Wirksamkeit wenigstens eine sehr große geworden ist, da er die consequente Durchführung des neuen Systems in beständigem und hartnäckigem Kampf mit dem Ministerium unmöglich gemacht hat. Sein eigent-

Digitized by Google

liches Ideal, die Rückkehr zu den „patriarchalischen Zuständen" der Vergangenheit, hat er dagegen nicht zu verwirklichen vermocht, und da somit Alles und Jedes in der Schwebe geblieben ist, hilft man sich in einem endlos provisorischen Zustand ohne sichtbaren Ausgang mit provisorischen Anordnungen und Verfügungen, mit eilig in der Verlegenheit zusammengeflickten Lückenbüßern von Verordnungen, von Einem Tage zum andern fort, — und wo alles Andere fehlt, tritt die Willkür der Beamten ein; die Dinge gehen wie sie können; bald so, bald anders; bald schlecht, bald gar nicht.

Dem Clerus und der ultramontanen Partei gelang es noch besser. Es fand sich eine Macht, die ihnen zu dem vollständigsten positiven Erfolge verhalf. Diese Macht stand ganz außerhalb des Ministeriums, außerhalb der officiellen, ostensiblen Regierung; sie war dem ähnlich, was man sich zur Zeit der Restauration gewöhnt hatte in Frankreich eine Camarilla zu nennen, und nicht ohne Verwandtschaft mit der viel berufenen „Congregation". In Oesterreich wurde dieser Kreis hin und wieder als „die Grafen-Coterie" bezeichnet, wenn auch in der That nicht ein Graf den Vorsitz darin führte, sondern eine Dame, deren lebendiges Interesse für das Kaiserhaus Lothringen im Allgemeinen, für den Kaiser Franz Joseph insbesondere, nicht zweifelhaft sein konnte.

In diesem Kreise war man ganz einstimmig und entschieden der Ueberzeugung, daß die Polizei, und wenn sie noch so vortrefflich organisirt wäre, nicht genüge, die Revolution zu bändigen; dazu bedürfe es der neu belebten Macht der Kirche. Man hatte es ja mit der Polizei allein versucht; das Unglück war ja eben dadurch herbeigeführt worden, daß der Kaiser Franz und Metternich sich ausschließlich auf diese verließen, und in Beziehung auf die Kirche bei den sogenannten Josephinischen Grundsätzen stehen blieben; dadurch war man zu der Revolution von 1848 gekommen. Nur die Kirche, sagte man, vermag die Menschen zu willigem Gehorsam und gläubiger, gedankenloser Unterwürfigkeit zu erziehen: nur sie vermag die Menschen zu dem heranzubilden, was sie sein müssen, wenn die „legitimen Interessen" gesichert bleiben sollen. Um das zu können, muß sie selbst erst wieder in mittelalterlicher Macht und Herrlichkeit hergestellt werden. Joseph II. hat der Revolution in Oesterreich die Bahn gebrochen; was er in dieser Beziehung gethan hat, muß ungeschehen gemacht werden.

Digitized by Google

Ueber das Concordat, das der Kirche eine richterliche Gewalt (in Ehesachen) verleiht, und Schule, Erziehung und Familien-Leben unter die strengste kirchliche Polizei stellt, ist ganz ohne alle und jede Betheiligung des Ministeriums mit Rom verhandelt worden. Als merkwürdig müssen wir dabei noch bemerken, daß dieser gewichtige Vertrag zwischen Staat und Kirche schon zwei Jahre vor der Zeit, zu welcher er Gesetzeskraft erhielt und bekannt gemacht wurde, vollkommen fertig war. Schon im Jahre 1853 besaß ein hochgestellter deutscher Staatsmann eine Abschrift des Concordats und machte dem Minister Bach Vorstellungen über das Unheil, das daraus entstehen müsse. „Sorgen Sie nicht!" antwortete damals Herr von Bach; so lange ich Minister bin, wird dieses Concordat weder unterzeichnet noch publicirt!" Und wirklich, scheint es, wußte der Widerstand des Ministers das Concordat noch zwei Jahre lang abzuwehren. Auf welche Weise, durch was für Gründe dieser Staatsmann zuletzt doch umgestimmt und für die Maaßregel gewonnen wurde, — können natürlich nur die wenigen unmittelbar betheiligten Personen wissen.

Als erst alle widersprechenden Stimmen in der Nähe des Throns schwiegen, konnte natürlich die leitende Autorität, um welche sich die Grafen-Coterie schaarte, leicht an maaßgebender Stelle in eindringlichen und überzeugenden Worten geltend machen, daß man sich der Kirche anvertrauen müsse, um der Revolution Herr zu bleiben; daß dieser Weg der einzig richtige sei. Auf diese Darstellung, auf Treu und Glauben hin, wurde das Concordat unterschrieben, ohne daß man es auch nur gelesen und sich von seinem Inhalt Rechenschaft gegeben hätte. Der ultramontane Clerus stand am Ziel seiner Wünsche.

Das auf solche Art begründete neue Kirchenrecht ist merkwürdiger Weise das einzige Definitive geblieben, das in Oesterreich im Lauf von zehn Jahren überhaupt zu Stande gekommen ist.

Von den Finanzen sprechen wir nicht; der Jammer ist bekannt genug. Er bedarf um so weniger einer Erläuterung, da wir ja auch außerhalb Oesterreichs Familien genug um uns her sehen, deren Wohlstand theils zerrüttet, theils wenigstens ernstlich bedroht ist, weil sie thöricht genug gewesen sind, einen Theil ihres Vermögens den hoffnungslosen österreichischen Finanzen anzuvertrauen.

Die Zerrüttung war so gründlich, daß selbst ein so ausgezeich-

Digitized by Google

neter Finanzmann, wie Bruck, ihr nicht abzuhelfen vermag. Es ist um so weniger Aussicht, daß ihm dies je gelingen werde, da die Weltgeschichte natürlich nicht so gefällig ist, still zu stehen und zu warten, bis Oesterreich mit der Regelung seiner Finanzen fertig ist. Es kamen immer wieder Ereignisse, die den Staat in die zwingende Nothwendigkeit versetzten, das kaum Angebahnte wieder zu stören und zu vernichten und abermals zu verzweifelten Mitteln zu greifen, um sich für den Augenblick Geld zu verschaffen, ohne Rücksicht darauf, was in Zukunft für Unheil daraus entstehen mußte.

So gestaltete sich gar Manches von Tag zu Tag bedenklicher, verworrener. Man hörte im Lauf der letzten Jahre nicht selten, daß sich die Leute in die Zeiten und Zustände unmittelbar vor 1848, unter dem Kaiser Ferdinand zurücksehnten. Es sei zwar auch damals schlecht genug gegangen, sagten sie: aber so arg wie jetzt sei doch die Verwirrung, die haltungslose Zerfahrenheit aller Verhältnisse nicht gewesen. Und in Mitten dieser schlimmen, kaum zu übersehenden Verwirrung, während in mehr als einem Kronland ein gewaltiger drohender Unmuth gährte, — ließ sich Oesterreich in dem ganzen südlichen Deutschland durch bezahlte Lohnschreiber als einen in der bewundernswerthesten Weise jugendlich kräftig, schön und hoffnungsreich aufblühenden und aufstrebenden Staat verherrlichen und lobpreisen; als einen Staat, in dem die beglückende Gegenwart eine noch viel glänzendere Zukunft verbürge. Durch solche Zeitungs-Dithyramben, die bei jeder Gelegenheit immer wieder von vorn anfingen, ließ Oesterreich für sein Geld öffentliche Meinung für sich machen. So bedenklich es auch um die zerrütteten Finanzen des Reichs stand, so wenig die vorhandenen Mittel ausreichen wollten, verwendete doch die Regierung jährlich gegen eine halbe Million in gutem Silbergeld auf die Besoldung der süddeutschen Presse. Selbst der Zug nach Holstein war mit großer Gewandtheit benutzt worden, um Verbindungen im nördlichen Deutschland anzuknüpfen, und auch dort dem Einen und dem Anderen, der von seinem Witz und seiner Feder lebt, begreiflich zu machen, was durch ein „inniges Zusammengehen" mit Oesterreich zu gewinnen sei. Napoleon III. muß schlecht unterrichtet gewesen sein in Beziehung auf den Maaßstab, nach welchem Oesterreich die süddeutsche Presse belohnte; denn als er seinerseits, nachdem der Zwist ausgebrochen war, Schritte that,

Digitized by Google

diese Presse zu gewinnen oder wenigstens milder zu stimmen, war Alles, was zu diesem Ende in seinem Auftrag geschah, so dürftig zugeschnitten, daß der Erfolg, von allem Anderen abgesehen, auch deshalb schon ganz außer dem Bereich der Möglichkeit blieb. So sendete er z. B. der Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung 40,000 Franken! Die wurden natürlich sehr schnöde zurückgewiesen, und in der tugendhaftesten Entrüstung brachte die Redaction die Sache zur Anzeige bei der bayerischen Regierung.

Die große unruhige und kostspielige Thätigkeit Oesterreichs in dieser Richtung war natürlich nichts weniger als ein Beweis der Macht und Sicherheit, von deren Dasein man die Welt überzeugen wollte. Im Gegentheil, es sprach sich darin das Bewußtsein aus, daß man gar wohl in den Fall kommen könne, fremder Machtmittel zu bedürfen, um die eigenen zu ergänzen. Der kaiserliche Hof wollte Deutschland nicht aus der Hand geben, den maaßgebenden Einfluß „draußen im Reich" behaupten, natürlich nicht in ganz uneigennütziger Weise zu Deutschlands Nutzen und Frommen, sondern theils um da so viel als möglich alle „revolutionären" Elemente niederzuhalten, die so leicht von dort auf Oesterreich Einfluß üben konnten, theils um, nach guter, alter habsburgischer Sitte, Deutschlands Gut und Blut im Interesse der „Hausmacht" Oesterreichs verwenden zu können.

Deshalb predigen denn auch alle Oesterreich ergebenen Blätter ihren Lesern stets auf das Eindringlichste, daß alle und jede Interessen Oesterreichs ohne Weiteres und ohne Unterschied auch deutsche sind. Daß umgekehrt alle deutschen Interessen nicht auch ohne Weiteres für österreichische zu nehmen sind, hat der Wiener Hof allerdings mehrfach durch die That bewiesen, als z. B. in dem deutsch-dänischen Zwist: — indessen davon wird natürlich nicht gesprochen, und es läßt sich nicht läugnen, daß die publicistischen Anstrengungen Oesterreichs, gut berechnet, im Allgemeinen einen bedeutenden Erfolg gehabt haben.

V.

Der Krieg, den Oesterreich mit Bestimmtheit voraussehen mußte, seitdem Sardinien in der Krim mitkämpfen, und dann auf dem Pariser Friedenscongreß die „italienische Frage" zur Sprache bringen durfte, rückte Schritt vor Schritt heran.

Digitized by Google

Schon lange vor dem unfreundlichen Neujahrsgruß, der Europa in Bewegung brachte, hatte Napoleon III. gesucht sich der Neutralität Preußens zu versichern, Rußland aber zu einem Bündniß gegen Oesterreich zu bestimmen.

Beides mußte möglich scheinen. Die Feindseligkeit gegen Preußen, die der Wiener Hof seit vielen Jahren und bis auf die neueste Zeit herab, mehr oder weniger nach des Fürsten Felix Schwarzenberg bekanntem Grundsatz, überall und namentlich in allen deutschen Bundesverhältnissen, wie in Beziehung auf Preußens Händel mit der Schweiz beurkundet hatte, berechtigten in gewissem Sinn wohl zu der Vermuthung, daß man in Berlin geneigt sein könnte, dem bevorstehenden Zwist fremd zu bleiben. Der Preis der für Preußens Neutralität geboten wurde, war ein sehr hoher; er war namentlich darauf berechnet, wichtige Interessen des gesammten Deutschlands zu befriedigen. Er wurde aber zurückgewiesen, wie es die Würde des preußischen Staats gebot, und die Pflicht, noch wichtigere Interessen Deutschlands im Nothfall wahren zu können.

Was das Bündniß mit Rußland betrifft, so schien die Erbitterung, die dort seit dem orientalischen Krieg gegen Oesterreich herrschte, die Unterhandlungen erleichtern zu müssen. Dennoch wird von beiden Seiten so gesprochen, als sei nie der Versuch zu solchen Unterhandlungen gemacht worden, und beide Höfe haben das Dasein des allgemein vermutheten Verhältnisses in fast officieller Form geläugnet. Nicht eigentlich mit Unrecht, — denn die Diplomatie weiß sich in solchen Fällen so einzurichten, daß man die Wahrheit läugnen kann, ohne doch geradezu eine Unwahrheit zu sagen. Ein eigentliches Bündniß war allerdings nicht geschlossen worden; man hatte sich darauf beschränkt, zu Stuttgart schriftliche Erklärungen auszutauschen, die von beiden Theilen als bindend angesehen wurden. Frankreich hatte sich darin verpflichtet, den Petersburger Hof in den Donau-Fürstenthümern schalten zu lassen, seine Pläne dort, die eingeleitete Wahl eines gemeinschaftlichen Hospodars der Moldau und Wallachei zu unterstützen u. s. w., wogegen Rußland die Verpflichtung übernahm, Oesterreich in dem bevorstehenden Kampf so viel als möglich isolirt zu erhalten, indem es durch Ermahnungen, die Drohung daß man Rußlands Freundschaft darüber verlieren könne und Demonstrationen jeden möglichen Bundesgenossen der süddeut-

Digitized by Google

schen Großmacht von einer thatsächlichen Betheiligung an dem Kampf abzuhalten suchte. Mehr als Ermahnungen und Demonstrationen versprach die russische Regierung nicht; die Lage des eigenen Reichs war zur Zeit nicht von der Art, daß man geneigt sein konnte, sich muthwilliger Weise in einen europäischen Krieg von ganz unberechenbarer Tragweite zu stürzen.

Diese diplomatischen Vorbereitungen konnten der französischen Regierung genügend scheinen, da nichts weniger als wahrscheinlich war, daß England je für Oesterreich in die Schranken treten werde. Selbst vorausgesetzt, daß die Staatsmänner des britischen Reichs die Nothwendigkeit eingesehen hätten, dem Napoleonischen Verlangen nach einer gebietenden Stellung in Europa sogleich entgegenzutreten und seine ersten Regungen zu durchkreuzen, auch wenn dabei manches nicht gerade Lobenswerthe oder Erwünschte mit vertheidigt werden mußte, war doch ziemlich darauf zu rechnen, daß die öffentliche Meinung in England sich einem Eingreifen in die Angelegenheiten des Continents, zu Gunsten Oesterreichs, mit bedeutendem Gewicht widersetzen werde. Ein Krieg war unbequem; Oesterreich und sein geistloser, schwerfälliger Absolutismus waren in England nicht geliebt, die Sache Italiens begegnete dort sehr lebhaften Sympathien; an Einsicht in das wirkliche Wesen und die Bedeutung der Dinge, die auf dem Continent vorgehen, fehlt es in dem Inselreich mitunter nur allzusehr. Das Alles konnte man in Frankreich wie in Osterreich von 1848 her wissen. —

Nachdem Alles so weit vorbereitet war, mußte der sehr natürliche, aber kaum ganz redliche Wunsch Napoleon's III., nun endlich, nach zehn Jahren, seine Truppen aus Rom zurückziehen zu können, die nächste Veranlassung zu dem Bruch bieten, auf den seine Regierung mit Berechnung und Methode zusteuerte. Natürlich konnten die französischen Krieger nicht Rom verlassen, wenn nicht gleichzeitig auch die österreichischen Besatzungen aus den Legationen zurückgezogen wurden, und Beides konnte nicht geschehen, so lange die Entfernung der fremden Streitkräfte unfehlbar den Sieg der Revolution in den päpstlichen Staaten und den Sturz des päpstlichen Stuhls herbeiführte. Es mußten also vom Papst Reformen verlangt werden, die das Fortbestehen seiner Macht ohne die Stütze geliehener Gewalt, und auf diesem Umwege die Erfüllung des kaiser-

Digitized by Google

lichen Wunsches möglich machten. Dazu mußte auch Oesterreich seine Einwilligung geben, und dann konnte die Ruhe im Kirchenstaat doch nie gesichert scheinen, so lange sie es nicht auch im übrigen Italien war; und zwar in solcher Weise, daß die Staaten der Halbinsel auf ihrer eigenen Schwerkraft ruhen konnten, ohne daß ihre Regierungen in gewaltsamer Weise durch eine auswärtige Macht aufrecht erhalten zu werden brauchten. Also auch hier Reformen. So knüpfte sich wie von selbst eine lange Reihe von Forderungen an den einfachen Wunsch Napoleon's III.

Von Oesterreich wurde verlangt, es solle, um so wünschenswerthe Zustände möglich zu machen, den Sonderverträgen mit den einzelnen italienischen Staaten entsagen, vermöge welcher es das Besatzungsrecht in festen Plätzen außerhalb seiner eigenen Grenzen erhalten hatte; das Recht, in diesen Staaten nach Gutdünken zu „interveniren," sobald ihm Ruhe und „Ordnung" und die „legitimen Interessen" in den betreffenden Staaten gefährdet schienen; und endlich das Versprechen ihrer Regierungen, keinerlei bedenkliche Neuerungen einzuführen, dem sogenannten Zeitgeist, den Forderungen der Bevölkerung keine „Concessionen" zu machen. Um diesen Preis hatte nämlich Oesterreich den kleinen Dynastien ihr Dasein in ungeschmälertem Glanz zugesichert.

Ein eigentliches Recht, diese Forderung zu stellen, hatte Napoleon III. allerdings in keiner Weise; aber sie ließ sich doch so darstellen, als ob sie mit dem berechtigten Wunsch Frankreichs seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, in einem gewissen Zusammenhang stehe.

Daß Oesterreich sie ablehnte, war natürlich; die Forderung konnte, sobald sie in peremtorischer Weise gestellt wurde, als eine Verletzung seiner Souveränetätsrechte gedeutet werden, als ein Attentat gegen seine Unabhängigkeit. Aber es lagen auch noch andere Gründe vor, die Zumuthung zurückzuweisen; — sie lagen in der Bedeutung, welche die angefochtenen Verträge für das in Oesterreich herrschende System hatten, und diese Gründe waren in den Augen des Wiener Hofs ohne Zweifel die eigentlich entscheidenden.

Das System nämlich, in welchem Oesterreichs Regierung ihr Heil suchte, konnte schwerlich im Innern des Reichs auf die Länge aufrecht erhalten werden, wenn in den angrenzenden Ländern —

Digitized by Google

und zumal an Oesterreichs verwundbarster Seite, an seiner italienischen Grenze — ein entgegengesetztes herrschte; wenn Regierungen, die alsdann wahrscheinlicher Weise eine Oesterreich feindliche Gesinnung hegten, über die Streitkräfte und Reichthümer dieser benachbarten Lande verfügten. Welche unerträgliche Last steter Kriegsbereitschaft wäre, von allem Uebrigen abgesehen, dem Reich dadurch aufgebürdet worden; welche nie ruhende, gespannte Wachsamkeit nach Innen wie nach Außen! Und ob selbst die äußersten Anstrengungen genügen würden? das blieb dennoch eine Frage, die Niemand mit Zuversicht bejahend beantworten konnte. Da nun aber die österreichische Regierung keineswegs nur die Wohlfahrt des Reichs an sich, in solcher Weise zum Ziel ihres Strebens machte, daß sie etwa die Formen, in welchen es erreicht werden soll, als etwas Untergeordnetes von der Zweckmäßigkeit derselben abhängig machte; da sie vielmehr umgekehrt selbst die Wohlfahrt des Reichs nur in Einer bestimmten Form, innerhalb ihres Systems, und überhaupt nur insofern wollte, als sie sich mit diesem System vertrug; da die entscheidenden Stimmen — die Grafencoterie und ihr Haupt, der ultramontane Klerus und was sich diesen Mächten anschließt — die Erhaltung dieses Systems, der „legitimen Interessen,“ der Weltordnung, der kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände, die es umfaßt, hoch erhaben über alle anderen Rücksichten stellten und zu dem machten, wofür vor Allem gekämpft werden sollte: — da war selbstverständlich nicht zu erwarten, daß der Wiener Hof irgend welche Zugeständnisse machen werde. Er mußte vielmehr suchen, seinen Ordnungen noch weiter über seine Grenzen hinaus Geltung zu verschaffen.

Daß die österreichische Regierung entschlossen war, mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, für diese Verträge zu kämpfen, ist demnach natürlich genug; die Zumuthung dagegen, daß auch die Völker anderer Länder Gut und Blut für diese Sache opfern sollten, hatte gewiß ihre sehr bedenkliche Seite; — und doch gingen die Forderungen des Kaiserhofs sogar noch bedeutend weiter, wie wir demnächst sehen werden.

Preußen mußte vor Allem daran gelegen sein, den Ausbruch des Krieges wo möglich zu verhindern; denn daß es ihm auf die Länge nicht werde fremd bleiben können, wenn er einmal ausgebrochen war, das ließ sich vorhersehen. Durfte man doch gewiß

Digitized by Google

Frankreich unter seinem gegenwärtigen Beherrscher am wenigsten ein entschiedenes Uebergewicht gewinnen lassen. Und doch war der Preis, der erkämpft werden sollte, wenn Oesterreichs Politik unverändert blieb, ein solcher, daß der Sieg des Verbündeten für Deutschland und Preußen kaum weniger bedenklich und gefährlich blieb als der des Feindes.

Der natürlichste Gedanke war für die preußische Regierung in solcher Lage, im Verein mit England eine imposante Macht zu bilden, die für die Erhaltung des Friedens eintrat, sich zwischen die streitenden Parteien stellte und den Frieden vor dem Kriege auf billige Bedingungen vermittelte, auf Bedingungen, die einige Aussicht auf Dauer gewährten, um so Europa und vor Allem Deutschland Gefahren zu entziehen, die ihm keineswegs bloß von Einer Seite drohten.

Aber wie die Sachen zur Zeit wirklich standen, war auch davon kaum ein wirklicher Erfolg zu hoffen. Was für Ansichten in England die herrschenden waren, welche Wendung die öffentliche Meinung dort genommen hatte, haben wir bereits erwähnt; es war wenig Aussicht, solchen Staatsmännern wie Lord Derby und d'Israeli begreiflich zu machen, um was es sich auf dem europäischen Festlande eigentlich handelt. Die Herren waren in einen Kampf um ihre Stellen verwickelt, und da war ihre Aufmerksamkeit ganz überwiegend von inländischen Verhältnissen in Anspruch genommen, besonders von den Wahlumtrieben. Man stritt hin und her über eine Parlamentsreform, von der jeder Unterrichtete sehr gut wußte, daß sie durchaus keine wirkliche, praktische Bedeutung habe, da Jeder ohne Ausnahme zugab, daß ein reformirtes Parlament ganz in demselben Geist auftreten und handeln werde, wie das gegenwärtige. Auch war den Leitern der streitenden Parteien an der Sache selbst nicht das Allermindeste gelegen; sie war ein bloßer Vorwand in dem Kampf um die Regierungsgewalt. In solche kleinliche Intriguen verloren, hatte man für die großen Angelegenheiten des Welttheils weder Zeit, noch Aufmerksamkeit, noch Energie in hinreichendem Maaße übrig. England trat zwar, im Verein mit Preußen, als vermittelnde Macht auf, aber es erklärte zugleich, unter allen Bedingungen neutral bleiben zu wollen, — und damit verlor die Vermittelung ihre Macht.

Vielleicht mußte auch noch eine andere Schwierigkeit von Anfang an fast unbesiegbar scheinen. Wenn man erwog, daß man es

Digitized by Google

in Oesterreich nicht bloß mit einer Regierung zu thun hatte, sondern mit dem mächtigen Einfluß eines ultramontanen Klerus, dessen Interessen kosmopolitische sind, der kein Vaterland hat als die Kirche, dem jeder einzelne Staat nur Werkzeug ist für seine höheren Zwecke, und dessen unübertreffliche Zähigkeit die Welt kennt, so durfte man wohl keinen Erfolg hoffen, wenn man nicht darauf gefaßt war, sich im Nothfall drohend auch gegen Oesterreich zu wenden, — und wie hätte Preußen das wollen können!

Indessen, wie schwierig die Sache auch sein mochte: England und Preußen gingen mit dem redlichsten Eifer an das Werk. Man glaubte viel gewonnen zu haben, als man zu Paris die Zustimmung der französischen Regierung zu vier Punkten erlangt hatte, die der Friedensvermittelung zur Grundlage dienen sollten. Freudig eilte der englische Botschafter, Lord Cowley, damit nach Wien: aber die Art, wie man ihn hier empfing, die bekannten Worte, in denen ihm vorgehalten wurde, daß „Oesterreich keine Vermittler brauche, sondern Verbündete", bewiesen gleich bei dem allerersten Schritt, daß in Wahrheit gar nichts gewonnen sei.

Die österreichische Regierung ließ zwar am Ende sich bewegen, die vier Punkte auch ihrerseits anzunehmen, aber die Bedingungen, unter welchen die Zustimmung des Kaiserhofes erlangt wurde, der Commentar, vermöge dessen Graf Buol diese Punkte in seinem Sinn erläuterte und erweiterte, in Wahrheit theils aufhob, theils geradezu umkehrte, mußten auch jetzt wieder jeden Unbefangenen überzeugen, daß diese Unterhandlungen von Anfang an vollkommen hoffnungslos waren.

Die vier Punkte sowohl als der österreichische Commentar dazu sind allgemein bekannt, sie sind in unzähligen Tagblättern und Schriften aller Art abgedruckt worden; dennoch müssen wir sie auch hier wieder dem Leser in das Gedächtniß rufen, um ihren innigen Zusammenhang mit tiefer liegenden Plänen nachzuweisen, die nicht so allgemein bekannt, oder öffentlich besprochen worden sind. Wir lassen hier demnach die vier Punkte folgen:

1. Mittel, die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Sardinien zu sichern.

2. Räumung der römischen Staaten von den fremden Occupationstruppen und Erwägung der Reformen in den italienischen Staaten.

Digitized by Google

(Hierzu bemerkte Graf Buol: „Man wird die Frage der Räumung der päpstlichen Staaten discutiren können. Der Congreß wird den drei direct betheiligten Mächten die Details der Ausführung überlassen. Man wird die Frage der Verwaltungs-, — wohl zu merken, nicht Verfassungs- — Formen berathen können, um sich über die zu ertheilenden Rathschläge zu verständigen; aber ihre definitive Annahme bleibt an die Entscheidungen der direct betheiligten Staaten gebunden.")

3. Eine Combination, welche die Special-Verträge zwischen Oesterreich und den italienischen Staaten ersetze. (Graf Buol: „Die Gültigkeit unserer Verträge würde keiner Discussion unterzogen werden können, aber wenn alle auf dem Congreß vertretenen Mächte unter sich übereinkommen, ihre politischen Verträge mit den italienischen Staaten vorzulegen, so wird Oesterreich sich dazu ebenfalls herbeilassen. Es wird sich mit den betheiligten Staaten verständigen, um ihre gemeinsamen Verträge dem Congreß vorlegen zu können und zu prüfen, in welchem Maaße ihre Revision für nützlich anerkannt werden mag.")

4. Die Territorialverhältnisse oder die Verträge von 1815 werden nicht berührt werden. —

Man sieht, daß die österreichische Regierung selbst, was den zweiten und dritten Punkt betrifft, nur eine sehr bedingte Discussion gestattete, ohne in Beziehung auf die Sache selbst das Allermindeste einzuräumen. Noch bedenklicher aber mußte die Wendung scheinen, die sie dem ersten und vierten Punkt zu geben suchte.

In Beziehung auf diesen letzteren bemerkte nämlich Graf Buol: „Wir sind vollkommen einverstanden, daß weder die bestehenden Territorialverhältnisse, noch die Verträge von 1815, noch diejenigen berührt werden, welche in Ausführung dieser Acte geschlossen sind." — Der erste Punkt vollends wurde von der österreichischen Regierung in folgender Weise umgedeutet: „Der Congreß wird die Mittel prüfen, Sardinien zur Erfüllung seiner internationalen Pflichten zurückzuführen, und er wird sich mit den Maaßregeln beschäftigen, welche die Wiederkehr der gegenwärtigen Verwickelungen verhüten können."

Weit entfernt, auch nur das geringste Zugeständniß machen zu wollen, forderte Oesterreich vielmehr, daß die Verträge, die ihm das Besatzungsrecht in festen Plätzen außerhalb seiner Grenzen gewährten,

Digitized by Google

von vorn herein unter die geheiligten und unantastbaren eingereihet würden: mit anderen Worten, die angefochtene Befugniß, die hohe Polizei in ganz Italien zu üben, sollte bestätigt, der Besitz der Mittel dazu ihm von Neuem feierlich zugesichert werden. Es verlangte ferner nicht mehr und nicht weniger, als daß auch Sardinien gezwungen werde, sich, gleich den anderen italienischen Staaten, seinem System zu unterwerfen, und seinen Geboten zu fügen.

Sehr deutlich trat schon hier hervor, daß Oesterreich sich auch nicht darauf beschränkte, seine Stellung einfach zu behaupten, daß es vielmehr über das hinaus, was es bereits besaß, ein Mehr, einen positiven Gewinn im Interesse seines Systems verlangte. Dazu sollten ihm die vermittelnden Mächte, als seine Verbündeten, verhelfen.

Uebrigens kam es, wie bekannt, gar nicht zu dem etwas abenteuerlichen Versuch, ob von einer so verschieden gedeuteten Grundlage aus zum Frieden zu gelangen sei. Rußland leistete seinem Halbverbündeten, Napoleon III., einen erwünschten Dienst, indem es Alles durchkreuzte, was allenfalls für eingeleitet gelten konnte. Anstatt sich den Vermittelungs-Versuchen Englands und Preußens anzuschließen, worauf ein redliches Streben, den Frieden zu erhalten, unmittelbar führen mußte, schlug die russische Regierung, als ob noch gar nichts geschehen wäre, in Paris einen Congreß der europäischen Großmächte vor, um die „italienische Frage" zu schlichten.

Napoleon III. bewährte seine bekannte Friedensliebe auch hier wieder auf das Glänzendste; er ging sofort auf den Vorschlag ein, der ihn aller gegen England bereits eingegangenen Verpflichtungen enthob, von den vier Punkten, zumal von der Verpflichtung, die Verträge von 1815 zu achten erlöste, und die unbequeme Vermittelung ohne Bruch mit den Vermittlern beseitigte, mit einem Wort, die französische Regierung in das Element vollkommener Freiheit zurückversetzte, ohne daß sich irgend Jemand deshalb über Frankreich beklagen konnte. Dieser Vorschlag Rußlands kam so gelegen, so zu rechter Zeit, daß es — die Frage ist, ob er Napoleon III. überrascht hat; er konnte möglicher Weise zwischen Paris und Petersburg verabredet sein.

Die österreichische Regierung dagegen konnte von dieser unerwarteten Combination nur sehr unangenehm berührt, und sie mußte wenig geneigt sein, ihre Interessen der Entscheidung eines Congresses

Digitized by Google

zu unterwerfen, auf dem sie gewiß war, nur sehr geringen Sympathien zu begegnen. Sie konnte außerdem glauben, dem Rang und der Würde des Staats überhaupt etwas zu vergeben, wenn sie in gewissem Sinn ein europäisches Tribunal über sich anerkannte; denn bisher waren doch eigentlich nur die Angelegenheiten der Mächte zweiten Ranges durch Congressesspruch geregelt worden. Die Zumuthung, das verhaßte Sardinien schon zum Voraus als ein gleichberechtigtes Mitglied dieser Versammlung anzuerkennen, stand in einem zu grellen Gegensatz zu dem, was man im Rath des Kaisers beabsichtigte, und in dem Commentar zu den vier Punkten so eben gefordert hatte; sie verletzte den Stolz der feindseligen Gefühle, mit dem man bisher auf den Gegner herabgesehen hatte: und wirklich beleidigt durfte sich die kaiserliche Regierung glauben, als Rußland mit dem ganz unerhörten Vorschlag hervortrat: wenn der Wiener Hof sich weigere, möge man sich ohne Oesterreich zum Congreß versammeln, um da im europäischen Areopag das Urtheil über die Großmacht an der Donau gleichsam in contumaciam zu fällen!

Das waren ohne Zweifel sehr gewichtige Bedenken; sie waren aber in dem Augenblick durch Rücksichten einer höheren Ordnung so vollständig überwogen, daß sie in der That nur der Form wegen geltend gemacht wurden. Die Dinge gediehen gar nicht so weit, daß dergleichen im Ernst und wirklich als das eigentlich zu beseitigende Hinderniß in das Gewicht fallen konnte; — wie die Sachen wirklich standen, würde Oesterreich nicht weniger gesucht haben, sich um jeden Preis dem Congreß zu entziehen, wenn diese Schwierigkeiten auch sämmtlich aus dem Wege geräumt waren.

Die Politik Oesterreichs hatte nämlich von dem Augenblicke an, wo dem Zwist nicht mehr auszuweichen war, eine Wendung genommen, in Folge welcher diese Macht ganz entschieden nicht mehr einfach als der angegriffene Theil betrachtet werden konnte, der sich lediglich in seinem wohl oder übel erworbenen Besitz erhalten will.

O e s t e r r e i c h w u r d e d e r a n g r e i f e n d e T h e i l, u n d z w a r n i c h t b l o s d e r F o r m, s o n d e r n a u c h d e m W e s e n u n d d e r A b s i c h t n a c h. Das ist bisher der allgemeinen Aufmerksamkeit meist entgangen; die Andeutungen einzelner Wohlunterrichteter, wie des Herrn v. B e n n i g s e n in der hannöverschen Kammer und des Verfassers der Schrift „Preußen und der Friede von Villafranca“, sind nicht

Digitized by Google

verstanden oder doch nicht, wie sie sollten, beachtet worden, und in Folge dessen hat auch das allgemeine Urtheil über die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland und Preußen meist etwas Unvollständiges behalten, ja etwas Schiefes, das nicht den entscheidenden Punkt trifft.

Man sagte sich nämlich im Rath des Kaisers zu Wien, was sich Jeder sagen mußte, der die allgemeine Lage der Dinge mit unbefangenem Blick übersah, daß nämlich die Vertheidigung in keiner Weise ein irgend genügendes Ergebniß herbeiführen konnte. Was konnte es viel helfen, dem gegenwärtigen Andrang zu widerstehen, sich lediglich der augenblicklichen Gefahr und Verlegenheit zu entziehen, selbst wenn man keine Zugeständnisse zu machen brauchte? Das war doch immer nur ein Palliativ, dessen Wirkung nicht sehr weit reichte. Wenn die allgemeinen Verhältnisse Europas unverändert blieben, mußte man nach wenigen Jahren eines neuen Angriffs gewärtig sein. Und selbst für die Zwischenzeit unsicheren Friedens wurde aller Wahrscheinlichkeit nach ein Grad der Kriegsbereitschaft nothwendig, der die Mittel des Landes weit überstieg.

Hier war kein Ausweg; man mußte zum *Angriff* übergehen. Damit das System, von welchem die österreichische Regierung nicht lassen wollte, in dem sie das Heil der Welt, *ihrer* Welt nämlich, sah, im eigenen Lande mit Sicherheit aufrecht erhalten werden könne, mußte es zum siegreichen und herrschenden in ganz Europa gemacht werden; das Princip, das ihm feindlich gegenübersteht, mußte überall niedergeworfen und unterdrückt werden, und darauf, *darauf in der That war es abgesehen.* So erhoben sich die Ansichten und Pläne Oesterreichs zu einer Großartigkeit und Höhe, — von der sich die süddeutsche Begeisterung nichts träumen ließ.

Natürlich gehörte in diesen Plan auch, daß Sardinien „unschädlich gemacht" werde. Zu diesem Ende hätte sich Oesterreich gern die Lomelina, den schönen, fruchtbaren Landstrich zwischen dem Ticino und der Sesia, abtreten lassen. Das könnte befremden; man könnte denken, Oesterreich habe italienische Unterthanen genug, und hinreichende Noth mit ihnen; in der That aber wurde die Schwierigkeit, diese unruhigen Unterthanen in Ordnung zu halten, durch die Erwerbung der Lomelina nicht gesteigert, sondern im Gegentheil sehr wesentlich vermindert. Dieser Landstrich ist nämlich ein in früheren Verträgen abgetretener Theil des alten Herzogthums Mailand, und

Digitized by Google

ein großer Theil des reichen mailänder Adels hat, wie sich daraus erklärt, bis auf den heutigen Tag dort einen großen Theil seiner Besitzungen. Mehrere einflußreiche mailänder Familien haben sogar geradezu den Hauptttheil ihrer Güter in der Lomelina; in diesem Fall ist namentlich die Familie Boromeo, deren Name in der Lombardei in hoher Achtung steht, wozu die zahlreichen und großartigen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, die von ihr unterhalten werden, und selbst religiöse Ideenverbindungen, Erinnerungen an den Heiligen Karl Boromeo und den fast heilig geachteten, edlen und menschenfreundlichen Cardinal Federigo Boromeo nicht wenig beitragen. Dasselbe gilt von den Familien Litta, Anone, Arese, Trivulzio (Fürstin Belgioioso) und anderen Trägern berühmter Namen. So lange die Lomelina sardinisches Land blieb, so lange die schwarzgelben Grenzpfähle nicht bis an die Sesia vorgerückt waren, durfte Oesterreich nicht hoffen, des mailänder Adels und seines Einflusses vollständig Herr zu werden. Die Regierung hatte nicht eine unbedingt zwingende Gewalt über ihn. Selbst eine Confiscation ihrer Güter, soweit sie im österreichischen Gebiet liegen, zwang, wie die Erfahrung gelehrt hatte, die Herren nicht unbedingt, sich der österreichischen Herrschaft zu fügen; sie waren selbst dadurch nicht zu Grunde gerichtet; nicht einmal der Mittel beraubt, ein standesmäßiges Leben fortzuführen.

Aufhebung der parlamentarischen Verfassung in den sardinischen Staaten; Auflösung des piemontesischen Heeres, das nur in sehr verkleinerter Gestalt fortbestehen durfte; österreichisches Besatzungsrecht in Alessandria; das Recht, zu interveniren, wenn es wieder unruhig würde in Piemont, und die „legitime Ordnung" wieder herzustellen: das Alles verstand sich von selbst. Ließ sich Victor Emanuel dahin drängen, gleich seinem Vater die Krone niederzulegen, so war das um so besser; dem sehr jungen, unmündigen Fürsten, der ihm auf dem Thron folgen mußte, konnten dann gar wohl ein einheimischer, ultramontan gesinnter Kirchenfürst und ein österreichischer General als permanente Rathgeber zur Seite stehen.

Doch das Alles waren Nebensachen, untergeordnete Theile des Plans. Warum es sich eigentlich handelte, das war: Deutschland und zumal Preußen in den Krieg zu verwickeln, den Krieg an den Rhein zu verlegen, mit gewaltiger, überlegener Heeresmacht

Digitized by Google

in Frankreich einzudringen, den Napoleoniden zu Boden zu werfen und zu vertreiben, Heinrich V. und seine befreundete klericale Umgebung auf den Thron seiner Väter zurückzuführen. Ein inniges Bündniß der beiden katholischen Großmächte mußte sich dann wie von selbst ergeben, und die Rückwirkung auf Deutschland konnte nicht ausbleiben. Auch hier mußte dann den „legitimen Interessen" ihr volles Recht, Oesterreichs Gebot unbedingt maaßgebend und sein System durchaus das herrschende werden.

Heinrich V., an den, wie wir früher gesehen haben, selbst die Legitimisten nicht mehr im Ernst denken, wollte man wieder zum allerchristlichsten König von Frankreich machen; in die Hände der Geistlichkeit wollte man die eigentlich maaßgebende und bestimmende Gewalt legen, zu einer Zeit, wo die Begünstigung der Kirche durch Napoleon III. sehr sichtbar böses Blut in Frankreich machte! — Das Alles in dem Wahn, daß diese Restauration nicht der Ausgangspunkt neuer ganz unberechenbarer und gewaltiger Revolutionen sein werde, daß vielmehr von ihr dauernde, zuverlässig friedliche Zustände zu erwarten seien! Ein seltsamer Wahn, der sich gewiß nur durch die Verblendung der Leidenschaft erklären läßt! — ein Wahn, doppelt thöricht, weil er mit der Zumuthung verbunden war, daß das gesammte Deutschland für ihn Gut und Blut opfern solle!

In allen Erlassen, Schriften und Zeitungsartikeln, die für das große Publicum bestimmt waren, durfte vor der Hand natürlich nur von „Vertheidigung unseres guten Rechts," „gewissenhafter Beobachtung der Verträge" u. dergl. die Rede sein: in den diplomatischen Kreisen jedoch waren die eigentlichen Pläne Oesterreichs schon unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs ziemlich durchsichtig geworden. Die Schritte, welche die österreichische Regierung am deutschen Bundestag that, boten mehr als Eine Gelegenheit, sie ziemlich zu durchschauen, und als Graf Rechberg Ministerpräsident geworden war (im Mai), sprach er es zu Wien amtlich ganz unverholen aus, daß der Sturz Napoleon's III. und die Restauration Heinrich's V. der eigentliche Zweck des Krieges sei. Da einer der hochgestellten Staatsmänner, denen Graf Rechberg diese gewichtige Eröffnung machte, dabei vielleicht so aussah, als ob er seinen Sinnen nicht recht traute, fügte der Minister Oesterreichs mit

Digitized by Google

einer gewissen berechneten Ruhe und selbstgefälligen Bestimmtheit hinzu: „Oui! c'est ce que nous voulons! ni plus, ni moins!“

Auch die officiösen Zeitungen in Oesterreich scheinen damals ihre Verhaltungsbefehle in Uebereinstimmung mit den Plänen der Regierung erhalten zu haben. Dem anderweitig einigermaaßen Orientirten konnte wenigstens nicht entgehen, daß die Sprechweise der Zeitungen, in Beziehung auf den gerade in Wien einst so hoch gefeierten Napoleoniden, eine Umwandlung erfuhr, weit über das Maaß dessen hinaus, was der Krieg mit sich bringt oder erklären könnte. Er wurde in den österreichischen Blättern nie mehr „Napoleon III.“ oder „Kaiser der Franzosen“ genannt, wie bisher; sondern „Ludwig Napoleon“, und bezeichnender „der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs.“ Einige ganz besonders eifrige Tagesblätter verstiegen sich sogar bereits bis zum „Usurpator.“ Das Alles hatte seinen Sinn und seine Bedeutung; es leuchtete auch daraus hervor, daß Napoleon III. in Wien nicht mehr anerkannt sei.

Ueber die Art und Weise, wie die Ausführung des großen Planes herbeigeführt werden sollte, scheinen die verschiedenen Mächte, die wechselnd, eine um die andere, zu Wien den entscheidenden Einfluß übten, nicht ganz Eines Sinnes gewesen zu sein.

Die eine Partei, die im Ministerium eine gewisse Macht übte, hätte gern Rücksichten gegen die Mächte beobachtet, die man zu Verbündeten haben wollte, und das gewünschte Ergebniß der Unterhandlungen mit ihnen ohne allzu starke Reibungen herbeigeführt. Sie wollte England nicht geradezu verletzen und, da man der übrigen deutschen Staaten gewiß zu sein glaubte, Preußen womöglich mit Gutem dahingebracht sehen, daß es sich dem Willen Oesterreichs fügte, Lehnfolge leistete und sein Heer der österreichischen Regierung zur Verfügung stellte, um deren Pläne durchzufechten, — wenn auch, ohne sie ganz zu erfahren. So wurde, da der erste am Bundestag gemachte Versuch, Preußen durch einen Majoritätsbeschluß der Versammlung unversehens mit in den Krieg hinein zu verflechten, mißlungen war, die Sendung des Erzherzogs Albrecht nach Berlin herbeigeführt (Mitte April).

Eine andere, viel leidenschaftlichere Partei, die ganz rücksichtslos auf ihr Ziel zuschreiten wollte, fand ihre eigentliche Vertretung auch diesmal wieder außerhalb der officiellen und anerkannten Organe

Digitized by Google

der österreichischen Regierung, in der Grafencoterie und ihrem Oberhaupt. Diese Partei wollte stets auf ihren ersten Plan zurückkommen, Preußen, ohne daß man es fragte oder auf seine Zustimmung wartete, einfach durch einen Frankfurter Majoritätsbeschluß in den Krieg zu verwickeln. Sie wollte das, weil sie Zeit und Verhältnisse günstig wähnte, Deutschland — Preußen nicht ausgenommen — zu einem Complex von Oesterreich abhängiger Vasallenstaaten zu machen, deren Interessen durch Oesterreich beherrscht würden, und die ihrerseits für alle und jede Interessen Oesterreichs ohne Erörterung unbedingt einzutreten hätten. Einen Majoritätsbeschluß glaubte man jederzeit herbeiführen zu können; dafür bürgte, was schon vor Jahren zu Bregenz verabredet war. Und Preußen, meinte man, müsse dem Spruch des Bundestages gehorchen; die schöne Begeisterung, die in einem großen Theil von Deutschland aufloderte, werde es dazu zwingen; es könne sich weder vom Bunde losreißen und sich des Verraths am allgemeinen Vaterlande zeihen lassen, noch dem Kampf entziehen, wenn er erst — und wäre es gegen seinen Willen — an den Rhein verlegt sei. So rechnete man in Wien auf den Einfluß der herrschenden Stimmung und den Druck der Verhältnisse! Es kam dieser Partei in ihrem leidenschaftlichen Eifer selbst darauf nicht an, gelegentlich einen Erzherzog blos zu stellen, und ihn eine etwas zweideutige Rolle spielen zu lassen, ja man scheute sogar den Bund mit Mächten bedenklichster Art nicht, um zum Ziele zu gelangen. Einer der bedeutendsten und einflußreichsten Staatsmänner Oesterreichs wurde verschiedentlich von befreundeter Seite auf die Schwierigkeit des Beginnens aufmerksam gemacht; man fragte, ob denn auch wirklich die Zustimmung der deutschen Fürsten sicher sei? und verwies auf einen der bedeutendsten dieser Fürsten, von dem man glaubte, daß er für seine Person nichts weniger als österreichisch gesinnt sei. Die Antwort war: gerade dieses Fürsten sei man gewisser als jedes anderen; man kenne die mit gutem Bedacht wohl vorbereitete Stimmung, die in seinem Lande und seiner Armee herrsche; wenn er nicht unbedingt mit Oesterreich gehen wolle, laufe er Gefahr, das Schicksal des Großherzogs von Toscana zu erleben und den Thron einem Agnaten in aufsteigender Linie einräumen zu müssen.

Der Erzherzog Albrecht äußerte sich inzwischen in Berlin mit vieler Mäßigung, indem er von dem eventuellen Krieg Deutschlands

Digitized by Google

gegen Frankreich sprach, wenn er auch allerdings ankündigte, daß sein Hof die Absicht habe, sich mit einem Ultimatum unmittelbar an den König von Sardinien zu wenden. Der Krieg in Italien werde, meinte er — wenn nämlich Preußen diesen Plänen beistimmte — stets nur eine Nebensache sein und Oesterreichs Heer dort mit Leichtigkeit das Feld siegreich behaupten. Der Schwerpunkt der Entscheidung liege in dem Heereszug Deutschlands über den Rhein nach Frankreich, darum werde auch der Kaiser Franz Joseph nicht nach Italien gehen, sondern für seine Person auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz bei seinem Heer am Rhein auftreten. Für diesen Krieg habe Oesterreich nicht weniger als 260,000 Mann in Bereitschaft.

Diese Behauptung war, beiläufig bemerkt, etwas gewagt; man wußte in Berlin sehr gut, daß Oesterreich zur Zeit in Böhmen, wo der größte Theil dieser Armee schon vereinigt sein sollte, selbst mit Einschluß der ganz unsicheren italienischen Regimenter, nur etwa 80,000 Mann beisammen hatte; die sechsten und siebenten Bataillone der Infanterie-Regimenter, die immer mitgerechnet wurden, um auf recht imposante Zahlen zu kommen, waren eine bloße Vorstellung, eine Idee, zu deren Ausführung man noch nicht einmal die Rekruten beisammen hatte. Auch wurden die Streitkräfte, über welche Oesterreich verfügen konnte, noch dadurch vermindert, daß Ungarn, wo sich vielerlei gefährliche Elemente regten, nicht ganz von Truppen entblößt werden durfte.

Ferner ging der Erzherzog von der Ansicht aus, daß die Bundeskriegsverfassung, auf die Oesterreich sich ein paar Monate später wieder sehr entschieden berief, nicht ausführbar sei; sein Hof, erklärte er, wolle von ihren Bestimmungen absehen; die beiden norddeutschen Armeecorps sollten unter preußischen, die süddeutschen unter österreichischen Heerbefehl gestellt, und die Einheit der Leitung im Ganzen nicht durch die Ernennung eines Bundesfeldherrn vermittelt werden, sondern durch die Bildung eines Hauptquartiers, in welchem der Kaiser Franz Joseph und der Prinz-Regent von Preußen sich über die Operationen zu verständigen hätten.

Daß Napoleon III. gestürzt und aus Frankreich vertrieben werden sollte, wie Graf Rechberg schon etwas früher angedeutet hatte, und wenig später zu Wien unumwunden, auch gegen den General v. Willisen, aussprach, sagte der Erzherzog in Berlin

Digitized by Google

nicht; er sprach sich gar nicht darüber aus, was denn eigentlich der Zweck des Zuges nach Frankreich sein sollte. Ueberhaupt aber stellte er alle diese Pläne nur hypothetisch hin; nach seiner Darstellung dachte Oesterreich an deren Ausführung überhaupt nur, insofern Preußen ihnen beistimme.

Preußen stimmte ihnen bekanntlich nicht bei, und widerrieth das Ultimatum sowie den Angriff auf Sardinien, den jenes nothwendig zur Folge haben mußte; man suchte den Erzherzog davon zu überzeugen, daß jedes offensive Vorgehen Oesterreichs dessen politische Lage verschlimmern, und ihm namentlich England zum Feinde machen werde, und da Großbritanien sich eben zu der Zeit erbot, auf dem bevorstehenden Congreß für Oesterreichs ungeschmälerten Länderbesitz, wenn auch natürlich nicht für die Specialverträge mit den italienischen Fürsten, einzustehen und jede Einmischung in dessen innere Angelegenheiten, und damit jede Zumuthung, seinen italienischen Provinzen eine selbständige italienisch-nationale Regierung zu geben, abzuwehren, — so schien der erlauchte Botschafter Oesterreichs wirklich überzeugt. Er schied mit Friedensversicherungen.

Und was war der Erfolg? — Sowie man in Wien einigermaaßen übersehen konnte, daß die Sendung nach Berlin nicht unbedingt zu dem gewünschten Ziel führen werde, ließ man den Erzherzog Albrecht fallen. Der Kaiser Franz Joseph wurde bestimmt, ohne jede weitere Rücksicht sein Ultimatum nach Turin zu senden und am Bundestage neue Schritte in dem früheren Sinne thun zu lassen, um Preußen zum Gehorsam, zu einem Frohndienstkrieg für Oesterreich zu zwingen. Mehr als je wollte der jugendliche Kaiser an der Spitze des Heeres am Rhein, als das sichtbare Oberhaupt Deutschlands, erscheinen.

Graf Buol war gegen diesen übereilten Bruch mit Sardinien, durch den man dem Kaiser der Franzosen den größten Gefallen that. Er machte Vorstellungen; aber der Monarch war durch Stimmen gewonnen, die ihm näher standen und größere Macht über ihn hatten. Wenn wir recht unterrichtet sind, kam es dahin, daß der Kaiser in etwas leidenschaftlicher Aufregung die Scheide seines Säbels gegen das Parquet stieß und sehr bestimmt Gehorsam vorschrieb. Graf Buol erwiderte, daß er allerdings gehorchen, dann aber auch sich von den Geschäften zurückziehen müsse, und als er dann noch veranlaßt hatte, daß einem letzten Vermittelungsversuche Englands zu Liebe

Digitized by Google

die Eröffnung der Feindseligkeiten um einige Tage verschoben wurde, mußte er wirklich dem Einfluß der leidenschaftlicher gesinnten intimen Umgebung des Kaisers weichen.

Preußens Aufgabe konnte fortan keine andere sein, als dahin zu trachten, daß der nunmehr ausgebrochene Krieg einen veränderten Charakter annahm, daß seine Tendenz, die zu Grunde gelegte Absicht, eine andere wurde, daß er auf die Abwehr französischer Suprematie, nicht auf die Restauration des Metternich'schen Systems in ganz Europa gerichtet werde. Es mußte suchen, erst dann, wenn dies gelungen war, in den Kampf einzutreten und lediglich zur Wahrung wirklich deutscher Interessen.

Die Aussichten auf Erfolg waren freilich gering. Man rechnete in Wien noch immer viel zu sicher darauf, daß die Macht der Ereignisse Preußen unbedingt, und ohne daß man deshalb Zugeständnisse zu machen brauchte, zwingen werde, Antheil an dem Kampf zu nehmen. Als der Kaiser nach Italien aufbrach, ermahnte ihn der Cardinal Rauscher zum Abschied, sich weder durch die Ereignisse noch durch Rathschläge der Halbheit irre machen zu lassen und auf dem bisherigen Wege auszuharren; dieser Weg sei allein der rechte, der hienieden zur Besiegung der Revolution und jenseits zur ewigen Seligkeit führe. Franz Joseph selbst erklärte in absichtlich geräuschvoller Weise: er wolle lieber eine Provinz abtreten, als die Specialverträge, d. h. Oesterreichs bisheriges System, aufgeben.

Preußens Bemühungen blieben fruchtlos. Wie Oesterreich nach langen Unterhandlungen zu versprechen schien, daß es auf die Unterjochung Sardiniens und die permanente Intervention in Italien verzichten wolle, und wie dann plötzlich Graf Rechberg Alles, was man bereits erlangt zu haben glaubte, alle schon gemachten Zugeständnisse ignorirte, als seien sie nie gewesen, um auf die allererste Forderung Oesterreichs, auf die einer unbedingten Lehnfolge Preußens und Deutschlands zurückzukommen: — das ist bereits durch die veröffentlichten Actenstücke vor den Augen der Welt dargethan worden.

VI.

Der österreichische Kaiserstaat umfaßt ein Ländergebiet, das in seiner Gesammtheit, vor der Abtretung des Mailändischen, um ungefähr 2000 Quadratmeilen größer war als ganz Frankreich; die Ge-

Digitized by Google

sammtzahl der Bevölkerung ist gleichfalls um zwei bis drei Millionen größer als die des französischen Reichs. Die Länder dieses Gebiets gehören, mit wenigen Ausnahmen, in einer oder der anderen Weise zu den schönsten, reich begabtesten Europas, die Völker, die sie bewohnen, sind meist tüchtig, sie sind fast sämmtlich als tapfer und kriegerisch bekannt, und gehören zum Theil den unstreitig intelligentesten Volksstämmen der Erde an: und dennoch ist bei dem Ausbruch des diesjährigen Krieges gewiß keinem Menschen eingefallen, daß Oesterreich für sich allein seinem Gegner etwa überlegen sein könnte. Gerade seine eifrigsten Anhänger vielmehr gaben zu erkennen, daß sie den Kaiserstaat dem Reich Napoleon's III. nicht gewachsen hielten, denn sie riefen vom allerersten Augenblick an überlaut und leidenschaftlich nach fremder Hülfe, obgleich öffentlich immer nur von Vertheidigung des Besitzes und des guten Rechts Oesterreichs die Rede war, nicht von weiter gehenden Plänen. Und in der That: in Einer Beziehung wenigstens lag das große Uebergewicht Frankreichs sehr deutlich zu Tage. Während in Frankreich, so ungemein unpopulär der Krieg auch war, des Kostenpunktes gar nicht gedacht wurde, wußte Niemand zu sagen, wo Oesterreich das Geld zur Führung dieses Krieges hernehmen solle oder könne.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese finanzielle Hülflosigkeit im Wesentlichen das eigene Werk der Regierung war. Denn hatten auch die früheren Kriege zur Zeit der französischen Revolution und des ersten französischen Kaiserreichs dem Wohlstand des Landes tiefe Wunden geschlagen, so war doch die lange Friedenszeit von 1815 bis 1848 nicht vorübergegangen, ohne eine heilende Wirksamkeit zu üben. Der allgemeine Wohlstand hatte sich bedeutend gehoben, obgleich die Regierung, aus einem Uebermaaß conservativer Weisheit, nicht fördernd, sondern hindernd und lähmend eingriff. Auch die neuen Wunden, die aus den schlimmen Jahren 1848 und 1849 herrührten, waren, ausgenommen in Ungarn, so ziemlich wieder vernarbt. Der Ackerbau hatte sogar, in Folge der Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes, einen Aufschwung genommen, von dem österreichische Schriftsteller nicht ohne Ruhmredigkeit sprechen.

Es fehlte also selbst im Inlande durchaus nicht an Geld oder Geldeswerth, an Capital: — aber die Regierung durfte nicht hoffen, daß man es zu ihrer Verfügung stellen würde. Denn theils hatte sie

Digitized by Google

die Valuta-Verhältnisse einer solchen Verwirrung, solchen Schwankungen entgegengeführt, daß Niemand mit einiger Sicherheit zu berechnen vermochte, was er denn eigentlich an Zinsen zu gewärtigen hätte, wenn er ihr sein Capital anvertrauen wollte; theils hatte sie ihren kaufmännischen Credit in dem Grade verwirkt, daß er nothwendiger Weise vollkommen still stehen und aufhören mußte, sobald sich drohende Verwickelungen zeigten.

Während eines mehr als dreißigjährigen Friedens hatte die österreichische Regierung das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben nicht herzustellen gewußt. Die laufenden ordentlichen Ausgaben der Regierung, die regelmäßigen Kosten der Verwaltung überstiegen die Einnahmen jedes Jahr; im Ganzen, während des Vierteljahrhunderts von 1816 bis 1841, so weit sich nachrechnen läßt, um nicht weniger als 360 Millionen Gulden Conventionsmünze.

Außerdem hatte es der Finanzminister Graf Stadion, anstatt alle Kräfte zunächst auf die Pflege der Zukunft zu verwenden, vor der Zeit, noch ehe die Mittel dazu bereit waren, unternommen, das alte Papiergeld im Werth zu heben und den Schaden, den der Staatsbanquerot von 1811 den damaligen Gläubigern des Staats zugefügt hatte, theilweise zu ersetzen. Dadurch führte er auch seinerseits den Staat in ein neues Finanzlabyrinth, das alten wie neuen Gläubigern verderblich werden mußte. So entstand immer wieder eine neue, drückende schwebende Schuld, die von Zeit zu Zeit durch eine Anleihe beseitigt werden mußte — und schon im Jahre 1841 war die Staatsschuld in dieser Weise bis auf eine Masse von 970 Millionen Gulden angewachsen.

In diesem Zuge gingen die Dinge fort, bis das Jahr 1848 mit seinen gewaltigen Erschütterungen hereinbrach. Oesterreich war in jeder Weise, es war namentlich in finanzieller Hinsicht schlechter als irgend ein anderer Staat in Europa, darauf vorbereitet, ihnen entgegenzugehen. Es wurde mit einem schon bedenklich zerrütteten Haushalt in neue namenlose Verwirrung gestürzt, in dringende Gefahr und Noth, die keine Rücksicht auf die Zukunft zu nehmen gestattete, und ebenso wenig feierlich übernommene Verpflichtungen zu achten erlaubte. Auch die 1815, unmittelbar nachdem der europäische Frieden hergestellt war, geräuschvoll und feierlich ausgesprochene Zusage, nie und unter keinerlei Bedingung wieder Papiergeld auszugeben, konnte

Digitized by Google

die Regierung natürlich nicht halten. Das Reich wurde mit einer unerhörten Masse Papiergeld der verschiedensten Art, ja — was wohl den äußersten Grad finanzieller Auflösung bezeichnet — mit Scheidemünze in Papier überschwemmt, und als der Staat sich endlich dem Untergang glücklich entronnen sah, war eine Verwirrung, wie sie kaum jemals vorgekommen, noch seltener glücklich gelöst worden ist, eine wahrhaft hoffnungslose Ueberbürdung der Finanzen nicht zu verbergen.

Schon, um nur die allerschlimmsten Verwirrungen zu beseitigen, die gefährlich schwankenden Valutaverhältnisse nur insoweit zu regeln, daß die Schwankungen wenigstens innerhalb gewisser Grenzen blieben, wurden neue Anleihen nach einem ganz anderen, weit großartigeren Maaßstab als bisher nothwendig. Bisher hatten Anleihen von 30 bis 60 Millionen genügt, die von Zeit zu Zeit neu entstandenen Schwierigkeiten zu beseitigen; mit solchen Summen war dem verjüngten Kaiserstaat nicht mehr zu helfen; der Finanzminister mußte seine Zuflucht zu einer „National-Anleihe" von 500 Millionen Gulden nehmen, und selbst diese blieb nicht die einzige im Laufe der letzten Jahre.

Eine Sparsamkeit, wie sie durch die finanzielle Lage des Reichs geboten war, eine Beschränkung der Ausgaben auf das Maaß der Einnahmen, schien den Staatsmännern Oesterreichs ganz außer aller Möglichkeit zu liegen, und allerdings stand einer solchen Bescheidung gar manches gewichtige Bedenken im Wege, selbst abgesehen von allen europäischen Verwickelungen. Oesterreich konnte namentlich in seiner eigenthümlichen Lage selbst im Frieden die Waffen nicht vollständig aus der Hand legen; es war genöthigt, den eigenen Unterthanen, vor Allem in Italien und in Ungarn, stets bis auf einen gewissen Grad gerüstet, mit gezogenem Schwert gegenüberzustehen. Und diese Zustände im Innern verdoppelten für Oesterreich die Gefahr jeder europäischen Krisis. Nur durch übermäßige, fieberhafte, den Staatshaushalt stets von Neuem zerrüttende, — mithin ihrer Natur nach verderbliche Anstrengungen war Oesterreichs Stellung in Europa und sein gebietendes Ansehen im deutschen Bunde zu behaupten.

In den zehn Jahren von 1849 bis 1858 überstiegen die ordentlichen Ausgaben des Staats die Einnahmen um nicht weniger als 460 Millionen Gulden neue österreichische Währung, d. h. Silber; und man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dies ge-

Digitized by Google

waltige Deficit, durch die großen Weltbegebenheiten herbeigeführt, etwa nur auf einzelne Jahre dieser Reihe falle. Der Ausfall ist vielmehr, als ob er zur Sache gehörte und ein berechtigtes Element des regelmäßigen Staatslebens wäre, mit relativ geringen Schwankungen ziemlich gleichmäßig auf die zehn Jahre vertheilt; er kommt selbst in den beiden letzten Jahren 1857 und 1858, Jahren des tiefsten Friedens, der Durchschnittszahl ziemlich nahe, welche die Gesammtsumme, durch 10 getheilt, ergeben würde. Im Jahre 1857 hatten die Einnahmen 298, die Ausgaben 340, das Deficit folglich 42 Millionen Gulden, fast ⅛ des ganzen Bedarfs betragen; im letztvergangenen Jahre endlich blieb, da die Einnahmen sich nur auf 282, die Ausgaben dagegen auf 319 Millionen beliefen, abermals ein ungedeckter Ausfall von 37 Millionen. Genau betrachtet stellt sich sogar das Ergebniß noch ungünstiger, denn der Gesammtbetrag der Einnahmen enthält für das vorvergangene Jahr 22, für das letzvergangene 8 Millionen „außerordentliche Einnahmen", Einzahlungen auf früher contrahirte Anleihen, die veräußerten Staats-Eisenbahnen u. dergl. Bringt man diese, und dann auf der anderen Seite, um so viel als möglich zu Gunsten der Regierung zu rechnen, die Ausgaben in Abrechnung, die ebenfalls als „außerordentliche" für die Armee gemachte Auslagen bezeichnet werden, nämlich 16 und 4 Millionen, — so steigert sich doch der Ausfall in dem ordentlichen Haushalt des Staates für die beiden Jahre auf 48 und 41 Millionen.

Dabei darf auch ein besonderer Artikel der Einnahme nicht übersehen werden; es sind nämlich in den Rechnungen für beide Jahre 13 und 10 Millionen als „Ueberschüsse des Tilgungsfonds" aufgeführt; Ueberschüsse über was?! Wir wissen uns dabei kaum etwas Anderes zu denken, als daß die Summen, die regelmäßiger Weise in den Tilgungsfonds fließen, diesmal zum Theil eben nicht auf die Tilgung der Schulden, sondern zur Deckung der laufenden Bedürfnisse der Verwaltung verwendet worden sind. Das ist in solcher Lage der Finanzen ganz vernünftig und kann nur gebilligt werden, aber es folgt daraus, daß jener gewaltige Ausfall im Staatshaushalt sich ergeben hat, obgleich den kostspieligen Operationen der Schuldentilgung Stillstand geboten wurde.

Die Finanzverlegenheiten der letzten Jahre sind sogar mitunter so dringend geworden, daß die österreichische Regierung sich dadurch,

Digitized by Google

wie wir nun nachträglich erfahren, zu sehr gewagten Operationen hat verleiten lassen; ja zu Maaßregeln von entschieden zweideutigem Charakter. So hat die Geschäftswelt seit Kurzem mit Erstaunen erfahren, daß die österreichische Regierung ganz in der Stille, ohne auch nur durch ein Wort darauf aufmerksam zu machen, Effecten der National-Anleihe, die 500 Millionen betragen sollte, bis zu einem Betrage von 611 Millionen in Umlauf gesetzt hat!

Welche Zahlen die österreichische Staatsschuld zu Anfang dieses Jahres erreicht haben mochte, ist nicht leicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, da besonders den Bewegungen der schwebenden Schuld kaum zu folgen ist und möglicher Weise noch die eine oder andere Finanzoperation geheim gehalten sein könnte. Doch gehen alle Berechnungen auf mehr als 2000 Millionen, und die jährliche Ausgabe, welche die Verzinsung u. s. w. der Staatsschuld herbeiführt, — noch im Jahr 1841 auf 42 Millionen berechnet, — war im vergangenen Jahr auf 96 Millionen gestiegen.

Kein Wunder, daß die österreichische Regierung bei dem Ausbruch des Krieges genöthigt war, sich selbst ein Zeugniß ihrer vollständigen Creditlosigkeit auszustellen und auf jede Anleihe zu verzichten! Sie wendete sich an die Bank und ließ sich von dieser 150 Millionen vorschießen; die Bank lieh dem Staat auf das Bereitwilligste was sie selber nicht besaß, in neu angefertigten Papierstreifen, die für Geld angesehen werden sollten. Da von einer Verpflichtung der Bank, diese Papierstreifen, wenn sie ihr präsentirt wurden, gegen klingende Münze einzulösen, unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede sein konnte, war voraus zu sehen, daß dies neue Vertrauensgeld sehr rasch im Curse sinken würde; die Regierung mußte also darauf gefaßt sein, diese ohnehin durchaus ungenügende Summe in ihren Händen vollends zu einer immer kleineren zusammenschwinden zu sehen. Ja, alle anderen Hülfsquellen, Alles was die Steuern einbrachten, die bei dem gänzlichen Mangel aller baaren Münze eben auch in Papier eingezahlt wurden: Alles, was dem Staate zu Gebote stand, mußte in Folge des verschlechterten Curses in demselben Verhältniß zusammenschmelzen. Welche neue Erschütterungen aller Verkehrsverhältnisse und des Nationalwohlstandes sich aus dieser bevorstehenden neuen Entwerthung des Papiergeldes ergeben mußten, war kaum zu übersehen.

Digitized by Google

Eine Erhöhung der Steuern sollte weiter helfen; auf eine Zwangsanleihe in den italienischen Provinzen, die Silbermünze eingebracht hätte, besann man sich zu spät, und die Regierung wußte die Ausführung nicht einmal im Venetianischen zu erzwingen.

Gewiß war es kühn, beschränkt auf solche Hülfsmittel, nicht nur jede vermittelnde Ausgleichung von der Hand zu weisen und sich herausforderud in einen Angriffskrieg zu stürzen, sondern sich dabei auch noch aus freier Wahl eine Aufgabe zu stellen, wie sie nicht größer gedacht werden kann; keine geringere als die, die politische Lage unseres ganzen Welttheils umzugestalten, und dem Gang der Weltgeschichte eine veränderte Richtung zu geben!

Die etwas überschwängliche Stimmung äußerte sich hin und wieder in geradezu desperater Weise. Nicht ohne Verwunderung sahen wir damals in einer halbamtlichen, österreichischen Zeitung einen Artikel, in welchem „der Finanzjammer in Frankreich“ höhnend besprochen wurde. Jenes leidenschaftliche Verlangen aber, sich fremde Kräfte dienstbar zu machen, das neben jeder sonstigen Ueberschwänglichkeit, auf das Engste mit ihr verbunden auftrat, war durch jeden tieferen Blick in das eigentliche Wesen der österreichischen Zustände allerdings auf das Vollständigste erklärt.

Was die Armee betrifft, die Oesterreich für seine weitgreifenden Pläne in das Feld führen konnte, so ist Alles, was sich auf Zahl, Formation und taktische Gliederung derselben bezieht, in neuester Zeit so vielfach zur Sprache gekommen, daß wir wohl manches Einzelne als bekannt voraussetzen und daher mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Schon auf den ersten Blick wird gewiß ein Jeder geneigt sein, dieser Armee eine große Tüchtigkeit zuzutrauen; die Völkerschaften, aus denen sie hervorgeht, stehen durchaus, nur etwa die der lateinischen Zunge angehörigen ausgenommen, in dem wohlverdienten Ruf, an Tapferkeit und Kriegerwerth keinen anderen nachzustehen. Auch die Lombarden hatte wenigstens Napoleon I. zu sehr brauchbaren Soldaten zu machen gewußt, und selbst in der österreichischen Armee galt das italienische Chevauxlegers-Regiment Kreß, von tüchtigen Officieren geschult, für eines der besten der gesammten Reiterei. Nur die Rumänen, wie sie jetzt genannt werden, die Wallachen, wie sie ehemals hießen, haben nie für sehr gute Soldaten gegolten. Es

Digitized by Google

sind ihrer aber nur so wenige im österreichischen Heer, daß dieser Umstand keinerlei Bedeutung hat.

Seit den Feldzügen 1848 und 1849, an denen wohl so ziemlich die ganze österreichische Armee, auf dem einen oder dem anderen Kriegsschauplatz Theil genommen hat, waren erst zehn Jahre verflossen, und man durfte daher annehmen, daß alle höheren Officiere bis zu den Hauptleuten herab, und diese mitgerechnet, den Krieg aus wirklicher Erfahrung kannten; ein großer, ja der größte Theil der Unterofficiere war ohne Zweifel in demselben Fall; es konnte sogar nicht ganz an alten, kriegserfahrenen Soldaten fehlen. Das waren gewiß sehr wünschenswerthe Verhältnisse. Der Geist, der in der Armee herrschte, wird uns als der allerbeste, ja als ein wahrhaft enthusiastischer geschildert, und es steht fest, daß namentlich das Officiercorps in sehr gehobener Stimmung in das Feld zog. Man berief sich auf die gemachten Erfahrungen, auf die vor zehn Jahren erfochtenen Siege, und der Stolz auf die damals gewonnenen Lorbeern wurde namentlich auch dadurch gesteigert, daß man die in Ungarn erlittenen Niederlagen zu vergessen und selbst geradezu wegzuläugnen suchte, die in Italien und unter Haynau an der Donau und Theiß erfochtenen Vortheile aber, was ihren kriegerischen Werth anbetrifft, offenbar um etwas überschätzte.

So schien sich denn Alles sehr hoffnungsvoll anzukündigen, besonders für Jemanden, der sich von der Begeisterung der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit fortreißen ließ. Wer dagegen, wie der Verfasser dieser Blätter, beide Armeen kannte, der mußte urtheilen, daß die französische die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich habe, und zwar nicht am Wenigsten wegen der größeren militärischen Intelligenz ihres Officiercorps, — wie dies schon in einem früheren Abschnitt von uns angedeutet worden ist. Daß die österreichische Armee in dieser Beziehung zurücksteht, hängt auf das Innigste mit den gesellschaftlichen Zuständen des Kaiserstaats überhaupt zusammen, mit dem verkümmerten Zustand des Unterrichtswesens im Allgemeinen, mit der Art wohlüberwachter Bildung, die dort herrscht, mit der gesellschaftlichen Stellung jener meist den mittleren Ständen angehörigen, nicht sehr wohlhabenden Klassen, aus denen die große Masse der Officiere hervorgeht. Weiter aber bedurfte es keines großen Scharfsinns, um gewahr zu werden, oder vielmehr

Digitized by Google

es bedurfte einer starken Verblendung, um nicht zu sehen, daß in diesem Krieg auf die Italiener und Magyaren unter Oesterreichs Fahnen, nicht ganz unbedingt zu rechnen war; zusammen aber bildeten Italiener und Magyaren so ziemlich ein Drittheil des gesammten österreichischen Heers. Begann der Feldzug in glänzender Weise mit rasch und siegreich geführten Schlägen, dann verstummte wohl die Verstimmung, die in diesen Truppentheilen herrschte, und Niemand dachte daran, ihr in Thaten einen Ausdruck zu geben, — denn was risse nicht der Sieg mit sich fort! und wie leicht konnten selbst diese Schaaren von der Siegesfreude ihrer Kriegsgefährten mit ergriffen werden! Anderes aber mußte man erwarten, wenn die Dinge etwa in ein unsicheres Schwanken geriethen, oder vollends das Kriegsglück den österreichischen Fahnen untreu wurde. So manches Bedenkliche konnte dann den Muth gewinnen, gefährlich zu werden.

Was man im Einzelnen vielleicht geändert wünschen konnte, hatte natürlich im Vergleich mit den beiden eben erwähnten Hauptbedenken nur nebensächliche Bedeutung. Die Infanterie, die 62 Linien-Regimenter zu 4 Bataillonen von 6 Compagnien und einem Depot-Bataillon von 4 Compagnien, 14 Grenz-Regimenter zu 2 Feld- und 1 Reserve-Bataillon und 1 selbständiges, das Titler Grenz-Bataillon, zählt, ist im Ganzen gut ausgerüstet und gekleidet, wenn man den Leuten auch besser eingerichtetes Gepäck, etwas längere Röcke und eine zweckmäßigere Kopfbedeckung wünschen könnte; durchaus mit gezogenen Gewehren versehen, war sie selbst besser bewaffnet zu nennen als die französische, und in dem neu umgearbeiteten Exercir-Reglement ist Alles, was als bloßer Paradetand bezeichnet werden könnte, sogar mit einer gewissen Coketterie beseitigt. Aber nicht beseitigt war ein anderer bedenklicher Umstand. Die taktischen Einheiten sind nämlich in dieser Armee zu groß und in Folge dessen etwas unbehülflich. Ein Bataillon von 1300 Combattanten ist in der That zu groß. Eben dies Zahlenverhältniß hat dann auch eine complicirte Eintheilung desselben nothwendig gemacht, der zufolge es in 3 Divisionen, 6 Halbdivisionen (identisch mit den Compagnien), und jede Halbdivision in 4 Züge zerfällt. Diese werden, wir wissen nicht zu sagen warum, in jeder Halbdivision für sich von 1 bis 4 gezählt, und zwar jedesmal in derjenigen, welche den rechten Flügel der Division bildet, von rechts nach links, in der anderen, die den linken Flügel bildet, von

Digitized by Google

links nach rechts, so daß die beiden vierten Züge in der Mitte der Division zusammenstoßen, die beiden ersten aber die Enden beider Flügel bilden. Besonders ein neu gebildetes Bataillon, aus unerfahrenen in Eile eingeübten Soldaten zusammengesetzt, ist ohne Zweifel in dieser Formation sehr schwer zu handhaben, und um so schwerer, da die Zahl der Officiere vorschriftsmäßig sehr gering ist. Napoleon wollte bekanntlich die Bataillone nicht stärker als 800 Mann haben, und schwächer sogar, wenn sie aus Neulingen bestanden. Mit den Evolutionen der österreichischen Infanterie geht es etwas langsam, was theils eben in dieser übermäßigen Stärke seinen Grund hat, theils in der Art und Weise, wie der einzelne Mann ausgebildet wird — Einzelnheiten, auf die wir hier natürlich nicht eingehen können. Bei den Feldmanövern schien eine gewisse Neigung vorherrschend, die Leute so viel als möglich in Bataillons- oder in den, eine Zeit lang sehr beliebten Divisions-Colonnen von je 2 Compagnien zusammenzuhalten, und einen nur etwas spärlich zugemessenen Theil der Mannschaft als Schützen zu verwenden. Man mußte glauben, daß die größeren Bataillons-Colonnen der Oesterreicher ihnen keine wesentlichen Vortheile gewähren, ihre dünnen Schützenlinien aber Mühe haben würden, sich gegen die zahlreichen Tirailleur-Schwärme der Franzosen zu behaupten.

Um die Grenz-Regimenter, die in den Kriegen mit Friedrich dem Großen viel genannten Kroaten, wurde die österreichische Armee ehemals nicht wenig beneidet, und zwar vorzugsweise der „Treue" dieser Kroaten wegen. Diese Zuverlässigkeit mußte allerdings unschätzbar scheinen zu einer Zeit, wo die leichte Infanterie der anderen Armeen erst während des Kriegs errichtet wurde, und, wie Behrenhorst sarkastisch vermuthete, ihren Namen hauptsächlich darum führte, weil das lockere Gesindel, aus dem sie bestand, sehr „leicht", ja leichtsinnig zusammengeworben wurde, unter einem Officiercorps, das auch großentheils aus Abenteurern bestand. Das allgemeine Uebel, an dem alle Armeen jener Zeit mehr oder weniger krankten, die Desertion, erreichte natürlich in diesen „Freicorps" seinen Höhepunkt. Die Kroaten, die daheim Haus und Hof hatten, liefen nicht vom Vorposten zum Feinde über: darin lag ihr eigentlicher Werth. Heut zu Tage ist das kein Vorzug mehr. Gewährt ihnen auch jetzt noch der auch im Frieden übliche und nothwendige Wachtdienst längs der

Digitized by Google

türkischen Grenze eine gewisse Uebung im Vorpostendienst, so reicht dieselbe doch unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr so weit als ehemals. So nehmen denn diese Grenz=Regimenter nicht mehr die alte Stelle in der österreichischen Armee ein. Sie werden zwar noch immer, herkömmlicher Weise, bei dem Vortrab des Heers oder der einzelnen Heertheile, bei den „leichten Divisionen“ verwendet, aber sie stehen jetzt wohl an Brauchbarkeit für diese Art von Dienst den Jäger=Bataillonen nicht mehr gleich.

Für diese Truppengattung, für die Jäger, stellen mehrere Provinzen des Kaiserstaats, Tirol, Steiermark, Ober=Oesterreich, das gebirgige und waldreiche Böhmen mit seinen vielen Jagdbeflissenen und Wilddieben, ganz vorzügliche Rekruten, wie sie in den meisten anderen Ländern, namentlich in Rußland und Frankreich, gewiß nicht aufzutreiben sind. Auch hatte sich in diesen Schaaren ein eigenthümlicher Geist entwickelt, und sie leisteten so gute Dienste, daß man sich fort und fort veranlaßt gesehen hat, sie zu vermehren; besonders im Jahr 1849, wo die Zahl derselben, außer dem tiroler Jägerregiment von 7 Bataillonen, auf 25 einzelne Bataillone gebracht wurde. Wie wir hören, ist sogar seit dem Frieden von Villafranca von einer neuen Vermehrung die Rede. Dabei kann man sich wohl kaum schmeicheln, daß sie, als Specialwaffe, als für einen besonderen Zweig des Dienstes ausgebildete Truppe, ganz den Werth der früheren, aus sorgfältig gewählter Mannschaft gebildeten Bataillone haben werden. Es geschieht wohl mehr des guten Geistes wegen, den man in den Jägerbataillonen bemerkt zu haben glaubt, die sich auch jetzt wieder in Italien am besten geschlagen haben sollen, — so daß nun schon in dem hechtgrauen Rock und in der Benennung Jäger eine Veranlassung liegt, sich für eine erlesene Truppe zu halten und die Ansprüche an sich selbst demgemäß zu steigern.

Die gut berittene österreichische Cavallerie wird gewiß, was gutes Reiten, Ordnung des inneren Dienstes und sorgfältige Wartung der Pferde anbetrifft, von keiner anderen in Europa übertroffen. Wir müssen hinzufügen, daß wir dem ziemlich verbreiteten Vorurtheil, welches die ungarischen Regimenter, die Husaren, für die weitaus besten der österreichischen Reiterei hält, nicht unbedingt beistimmen können. Vielmehr schienen uns die Vorzüge der österreichischen Cavallerie gerade in manchem deutschen Regiment besonders hervorzutreten;

Digitized by Google

wir fanden deren mehrere, was die Wartung der Pferde, methodisches Reiten und Zuverlässigkeit der Unterofficiere anbetrifft, den ungarischen überlegen: selbst als diese letzteren auf ihrer alten Höhe standen, die sie seit 1849 wohl nicht wieder erreicht haben. Im Ganzen und Großen jedoch sind auch hier wieder dieselben Nachtheile der Formation zu rügen, die sich bei der Infanterie zeigen. Die taktischen Einheiten sind zu stark; Regimenter von 8 Schwadronen, 1600 Pferden, wie die der leichten Reiterei sind, gehen offenbar über das richtige Maaß hinaus, und selbst die Regimenter der schweren Reiterei werden mit ihren 6 Schwadronen, 1036 Combattanten dadurch etwas schwerfällig, daß eben nicht die Schwadron die taktische Einheit ist, sondern die Division von 2 Schwadronen, die zusammen eine Standarte haben und als ein Ganzes ohne Zwischenraum nebeneinander aufmarschiren.

Was endlich die Artillerie anbetrifft, so ist in dieser seit einigen Jahren allerdings einem Mangel abgeholfen worden, der noch 1848 und 1849 sehr fühlbar gewesen sein muß: — jener älteren Formation nämlich, der zufolge die österreichische Artillerie mit ganz unverhältnißmäßig wenigen Officieren in das Feld rückte, und die Leitung der Batterien auf dem Schlachtfelde ausschließlich in den Händen der jüngsten Officiere, der Lieutenants, lag. Die administrative Eintheilung der Artilleriemannschaft in Regimenter und Compagnien war damals ganz unabhängig von der taktischen Eintheilung der Waffe in Batterien. Erst bei einer Mobilmachung wurde befohlen wie viele Batterien eine jede Compagnie ausrüsten solle; das Commando über eine jede von diesen wurde, wenn sie fertig war, einem Oberlieutenant oder Lieutenant übergeben, der mit ihr auszog, in der großen Mehrzahl der Fälle, ohne auch nur einen zweiten Officier zur Seite zu haben, und schon der Artilleriehauptmann war eigentlich nur, gleich den höheren Officieren, verwaltender Officier, der auf dem Schlachtfelde gar nichts zu thun hatte. Entsendete Abtheilungen einer Batterie standen regelmäßiger Weise unter den Befehlen eines Unterofficiers, und nicht selten fiel selbst das Commando einer ganzen Batterie in die Hände eines Ober-Feuerwerkers.

Bei der Umbildung der Artillerie in eine größere Anzahl Regimenter sind nun auch die Compagnien, wie das bei allen anderen Armeen längst der Fall war, mit den Batterien identisch geworden,

Digitized by Google

und zählen jetzt — wenn auch immer noch verhältnißmäßig weniger als jede andere Artillerie — 4 Officiere, eine jede, zu ihren 8 Stücken Geschütz.

Andere Einrichtungen scheint man bewährt zu glauben, und hat sie beibehalten; vielleicht nicht immer mit Recht, und was die Vervollkommnung des Materials anbelangt, scheint die österreichische Artillerie in der That gegen andere etwas zurückgeblieben zu sein. Auf einen Zweig derselben ist freilich seit langen Jahren eine ganz besondere Sorgfalt verwendet worden, nämlich auf die Raketen-Batterien, und wir glauben, daß man in der Behandlung dieser Projectile in Oesterreich wirklich weiter gekommen ist, als irgend sonst wo — weiter namentlich als in England, von Rußland nicht zu reden, wo unendliche Versuche unter der Leitung sehr incompetenter Artilleriegenerale eigentlich zu gar nichts geführt haben. Trotzdem sind die Wirkungen auch der österreichischen Raketen-Batterien nie von der Art gewesen, daß sie bei den Gegnern des Kaiserstaats auf dem Schlachtfelde ein besonderes Verlangen hervorgerufen hätten, sich diese Waffe anzueignen. —

Müssen wir nun aber auch im Ganzen der französischen Armee eine gewisse Ueberlegenheit der österreichischen gegenüber einräumen, so ging dieses Uebergewicht doch keineswegs so weit, daß es nicht durch eine Ueberlegenheit der höheren Führung auf Seiten der Oesterreicher aufgewogen und überwogen werden konnte. Nur darauf durfte man nicht rechnen, daß umgekehrt eine überlegene Tüchtigkeit der Truppen ausgleichen und gutmachen konnte, was etwa eine mangelhafte höhere Führung versah; — dergleichen war eher auf Seiten der Franzosen zu erwarten.

Und in dieser Beziehung nun war es für Jeden, der die Verhältnisse näher kannte, bedenklich, es war für das große Publicum in ganz Europa ein Gegenstand der Verwunderung, daß nicht der General an der Spitze des österreichischen Heeres stand, der schon zehn Jahre früher auf demselben Kriegsschauplatz Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte und für den eigentlichen Helden namentlich des Feldzugs von 1849 gehalten wurde, der zudem das Vertrauen der Armee besaß wie kein anderer.

Es mögen mancherlei, vielleicht sogar einander entgegengesetzte Motive dahin gewirkt haben, daß der Feldzeugmeister Heß das

Digitized by Google

Commando nicht erhielt. Der Kaiser Franz Joseph zweifelte im April und Mai nicht daran, daß es gelingen werde, den Schauplatz der entscheidenden Begebenheiten an den Rhein zu verlegen; er wollte persönlich, als sichtbares Oberhaupt Deutschlands bei der Armee am Rhein auftreten: — ob er schon daran dachte, auch in diesem Fall den Feldzeugmeister in seinen unmittelbaren Rath zu ziehen, scheint dennoch nicht ganz ausgemacht. Wie verlautet, gehörte auch Heß zu der gemäßigten Partei am kaiserlichen Hofe, die sich gegen den Angriff auf Sardinien ausgesprochen hatte, und das war natürlich für die Gegenpartei, für die Grafencoterie, ein vollwichtiger Grund, ihn vom Oberbefehl entfernt zu halten. Dann aber ist Heß Protestant! — Unmöglich konnte die Sache Oesterreichs, des Staats, auf welchem die Weihe des Concordats ruht, in die Hand eines solchen gelegt werden! Das mußte durchaus unpassend erscheinen, in einem Kreise, in welchem der Cardinal-Erzbischof Rauscher eine Hauptstimme führte, und für dessen Oberhaupt vollends kirchliche Rücksichten stets und überall in weiblich-leidenschaftlicher Weise die eigentlich entscheidenden sind.

Aber auch, wenn von Heß nicht die Rede sein durfte, konnte es ein Gegenstand der Verwunderung sein, daß die Wahl gerade auf Gyulai fiel, auf den Einzigen unter allen österreichischen Generalen, der nie in seinem Leben einem Gefecht beigewohnt hatte. Denn er war 1815, erst nach der Beendigung des Feldzugs, in Dienste getreten und hatte in den Jahren 1848 und 1849 als Gouverneur von Triest keinen Antheil an den kriegerischen Begebenheiten genommen. Er ist aber unbeugsam reactionären Sinnes, mit der Familie Schwarzenberg verschwägert, mit den Stimmführern in der Grafencoterie auf das Engste befreundet, und sein Benehmen in Triest 1848 hatte ihm den Ruf großer Energie eingetragen. Er hatte sich dort nämlich, als es unruhig wurde, auf eigne Hand, ohne Auftrag und ohne Vollmacht in Besitz einer dictatorischen Gewalt gesetzt, die Ruhe in der Stadt erhalten und die kaiserliche Flotte gerettet. Seither, während der Friedensjahre, wurde dann diese viel gerühmte Energie bei allen, selbst bei ganz nichtigen Gelegenheiten, mit einem gewissen Pomp zur Schau getragen. Auch nach dem Ausbruch des Krieges hat sie sich in hochfahrenden Proclamationen, in Drohungen, ganze Städte bei der geringsten Veranlassung zu ver-

Digitized by Google

nichten u. dergl., geräuschvoll ausgesprochen, — leider aber auch erschöpft, wie es scheint. In Thaten ist sie weniger zu Tage gekommen.

VII. [7])

Am 23. April wurde Oesterreichs Ultimatum in Turin überreicht — am 26. war die Frist abgelaufen, die darin der sardinischen Regierung gestellt war, aber einem letzten Vermittelungsversuch Englands zu Liebe wurden noch drei Tage versäumt; erst am 29. gingen die Oesterreicher über den Ticino, und es ergab sich daraus das Eigenthümliche, daß die zu Schutz und Hülfe herbeigerufenen Franzosen den Boden des bedrohten Reichs eher betraten, als der Feind. Schon am 25. nämlich überschritten französische Truppen bei Culoz die Grenze von Savoyen.

Eigentlich hatte Oesterreich schon mehr versäumt als diese drei Tage. Wollte es einmal die Bahnen einer so leidenschaftlichen und so kühnen Politik einschlagen, so that es ohne Zweifel besser, die Dinge schon um einige Wochen früher auf die Spitze zu treiben und den Angriff auf Piemont zu einer Jahreszeit zu beginnen, wo die Alpenpässe auch in ihrem jetzigen Zustand wirklich für einen Heereszug unzugänglich waren und die französische Hülfe, auf den Einen Weg über Genua beschränkt, jedenfalls langsamer herankam. Man hatte dann eine größere Wahrscheinlichkeit für sich, das Heer der Piemontesen mit überwältigender Uebermacht vernichtend zu treffen, ehe Hülfe zur Hand war. Die Welt sollte hier von Neuem sehen, was sie schon so oft erfahren hat, daß nämlich in Augenblicken, die ein rasches und entschlossenes Handeln fordern, nichts so schlimm ist als ein zwiespältiger Zustand, in welchem verschiedene Parteien, widersprechende Ansichten, sich um den gebietenden Einfluß streiten und keinen Entwurf zu reiner, unbedingter Ausführung kommen lassen. Selbst fehlerhaft angelegte Pläne, die ein gesundes Urtheil verwerfen muß, können im Krieg, wo es zuletzt auf Thaten ankömmt, zu nicht ungünstigen Ergebnissen führen, wenn sie nur mit einmüthiger Energie durchgeführt werden ohne Schwanken und Zagen. Das Schlimmste pflegt sich da zu ergeben, wo die gesundere Einsicht nur Zweifel zu erwecken, nur lähmend einzugreifen vermag, ohne doch je zu voller Geltung zu kommen. — Und doch sind wir fast genöthigt, im militärischen Cabinet

Digitized by Google

des Kaisers und im österreichischen Hauptquartier einen Zustand anzunehmen, der wo möglich noch weniger Aussicht auf Erfolg gewährte. Wir sehen da einen zwiespältigen Rath ohne Haupt die Dinge hin und her zerren, ohne daß wir, wenigstens durch Alles, was bis jetzt bekannt geworden ist, berechtigt wären, bei irgend einer der Coterien, die einander hemmend in den Weg traten, eine entschiedene, die Sachlage beherrschende Klarheit und Energie vorauszusetzen.

Die drei zuletzt versäumten Tage konnten natürlich auch keinen Gewinn bringen; sie waren ein Zeitverlust mehr, der die Lösung der Aufgabe, welche sich die österreichische Armee stellen mußte, von Neuem erschwerte. In der Wirklichkeit aber sind sie nicht von der Bedeutung gewesen, wie beschönigende österreichische Darstellungen vorgeben, um Englands Intervention wenigstens zum Theil als eine Ursache des Mißgeschicks darzustellen. Nach der Art und Weise, wie der Krieg von österreichischer Seite geführt worden ist, bleibt vielmehr kaum ein Zweifel, daß es keinen irgend wesentlichen Unterschied gemacht hätte, wenn diese drei Tage nicht versäumt wurden. Schon die Eröffnung des Feldzugs erfolgte nämlich in solcher Gestalt, daß sie die ganze militärische Welt in Erstaunen setzte. In den Tuilerien und mehr noch am Königshof zu Turin war schon darüber große Freude, daß Oesterreich überhaupt zum Angriff überging; dahin hatte man es zu drängen gesucht, denn man bedurfte eines solchen Angriffs, da man vor der Welt nur ein Vertheidigungsbündniß aufzuweisen hatte und rechtfertigen konnte: diese freudige Stimmung mußte aber noch gesteigert werden als man sah, in welcher, gewiß unerwarteten Weise das österreichische Heer seine Operationen begann.

Mochte man in Wien auch noch so bestimmt darauf rechnen, dem Krieg eine Ausdehnung zu geben, die Alles, was in Italien geschah, zur Nebensache machte, und den Franzosen nicht gestattete, dem König von Sardinien bleibend mehr als eine mäßige Unterstützung zu gewähren; mochte der Angriff auf Sardinien auch noch so entschieden vorzugsweise unternommen sein, um nur überhaupt den Krieg erst in Gang zu bringen: der militärische Erfolg, der auf diesem Kriegsschauplatze erstrebt werden mußte, blieb doch immer derselbe. Er konnte kein anderer sein, als die sardinische Heeresmacht zu Boden zu werfen und zu vernichten, ehe sich die französischen Hülfstruppen mit ihnen zu vereinigen vermochten, und sich dann mit der Ueber-

Digitized by Google

legenheit, die man wahrscheinlich durch die Beseitigung der piemontesischen Streitkräfte gewonnen hatte, gegen die herbeieilenden französischen Schaaren zu wenden, sie über die Alpen und über das Meer zurückzutreiben, um sich im Besitz von Piemont zu behaupten. Jede vernünftige Berechnung mußte auf solche Pläne führen: — in Wien aber trieben außerdem auch noch Haß und Leidenschaft die nächste Thätigkeit in diese Bahnen. Der Ingrimm, mit dem man auf den kleinen und doch so gefährlichen Nachbar sah, steigerte das Verlangen nach Rache sogar bis zu solchem Grade, daß Vorschläge, die nicht dessen unmittelbare Befriedigung zu verheißen schienen, gar nicht mehr angehört wurden.

In welcher Voraussetzung mußte nun da der österreichische Feldherr handeln, in welcher Lage mußte er sich den Feind denken, den er angreifen sollte? — Es war, wie uns scheint, nicht schwer, sich davon Rechenschaft zu geben.

Genua, eine bedeutende Festung, schwer zu bewältigen und groß genug, um im schlimmsten Fall die sardinische Armee aufzunehmen, sicherte ihr, selbst wenn sie hier eingeschlossen war, noch eine Verbindung mit Frankreich, mit dem mächtigen Verbündeten, die Oesterreich, der gewaltigen französischen Flotte gegenüber, ganz außer Stande war, irgend zu gefährden. Die Befestigung von Alessandria und Casale war seit Jahren mit großem Eifer und nicht ohne Geräusch, als eine Sache des italienischen Patriotismus betrieben worden; Sardinien hatte sich demnach am Po und Tanaro ein starkes Vertheidigungssystem geschaffen; dorthin konnte die Eisenbahn von Genua her ihm Frankreichs Hülfe zuführen, selbst wenn die Straße über den Mont-Cenis gesperrt war: sei es, daß die Jahreszeit das Gebirge unwegsam machte, oder daß Turin und die Alpenpässe in die Hände der Oesterreicher gefallen waren.

Damit hatte die sardinische Regierung für den Fall, wie er jetzt vorlag, d. h. für jeden Krieg mit Oesterreich, den Schwerpunkt der Vertheidigung, wie das in der That durch alle maaßgebenden Verhältnisse geboten war, aus der Hauptstadt des Reichs in jene Region verlegt. Schützte doch eine Aufstellung der sardinischen Armee bei Alessandria und Casale, wenn vorauszusehen war, daß fremde Hülfe das Mißverhältniß der Streitkräfte bald ausgleichen werde, mittelbar, als Flankenstellung, selbst Turin gegen einen Angriff, der

Digitized by Google

sich etwa über Novara und Vercelli vorbewegen wollte. Ein solcher Angriff wurde bedenklich, sobald das österreichische Heer, das ihn wagen wollte, befürchten mußte, seinerseits von dorther in der linken Flanke angegriffen, von seinen Verbindungen mit dem Innern der österreichischen Monarchie abgedrängt und in die penninischen Alpen oder an den Fuß des Simplon und Gotthard geworfen zu werden.

Um Alessandria und Casale vereinigt, mit einer Reserve auf den Höhen von Novi mußte sich Graf Gyulai die sardinische Armee denken, und über das, was er zu thun habe, schien es nach dem Urtheil so ziemlich aller denkenden Militärs, kaum zweierlei Meinungen geben zu können. Es lag in seiner Macht, dem Angriff eine Richtung zu geben, die ihn der sardinischen Armee, trotz der nahen Hülfe, sehr gefährlich machen konnte. Die Oesterreicher mußten auf dem rechten Po-Ufer vorgehen und sich dabei auf Piacenza stützen: wozu hatten sie Piacenza mit großer Anstrengung in einen Waffenplatz verwandelt, wenn nicht dazu?

Hier verirrte die österreichische Armee sich nicht in nasse Reisfelder, sie blieb auf einem erhöhten Gelände, wo der Regen ihr nicht hinderlich wurde und keine Sumpffieber zu fürchten waren: sie stieß da nicht auf bedeutende Ströme, deren Ueberbrückung Zeit erforderte, deren Ufer der Feind vertheidigen konnte — und gleich ihre ersten entschlossenen Schritte vorwärts brachten den Gegner in eine ungünstige Lage. Die Sardinier waren genöthigt, nach Osten Front zu machen; ihre Rückzugslinie nach Genua lag dann, dem Angriff ausgesetzt und gefährdet, in der Verlängerung des rechten Flügels. Für die Oesterreicher handelte es sich darum, diesen rechten Flügel der Sardinier zu umgehen, sich der Höhen von Novi zu bemächtigen, den Paß von Serravalle zu schließen, die Eisenbahn nach Genua zu zerstören, um die französische Hülfe, die von dorther zu erwarten stand, wenigstens auf lange abzusperren und sich dann mit erdrückender Uebermacht, wie sie zu Gebote stand, auf Victor Emanuel's Heer zu werfen. Möglicher Weise konnte der Angriff auf die Höhen von Novi die Sardinier veranlassen oder zwingen, noch vor ihrer Vereinigung mit den Verbündeten eine Schlacht zu wagen, als äußersten Versuch, den wichtigsten Paß und die Verbindung mit Genua zu behaupten. Eine andere Combination, die sie zu solchem Wagniß bewegen konnte, möchte es wohl kaum gegeben haben. Den

Digitized by Google

Sieg konnte die österreichische Uebermacht unbedingt sicherstellen, und gelang es, die sardinische Armee in das Tiefland am Po und gegen Turin zurückzuwerfen, so wurde eine Verfolgung möglich, von der man die gänzliche Zerrüttung der besiegten Heeresmacht hoffen durfte. Was von französischen Hülfstruppen über den Mont=Cenis herankam und, wie das die Natur solcher Gebirgspässe mit sich bringt, nur in einzelnen Abtheilungen nach einander an dem diesseitigen Fuß der Alpen anlangen konnte, genügte dann schwerlich das Gleichgewicht wiederherzustellen, konnte vielmehr sehr leicht mit in die Niederlage verwickelt werden, ehe die andere französische Heeresmacht von Genua her die nöthige Zeit gefunden hatte, sich zu sammeln und der Apenninenpässe Herr zu werden; d. h. ehe sie einen fühlbaren Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu gewinnen vermochte.

Aber gelang es auch der sardinischen Armee ihren Rückzug über Novi und die Bocchetta glücklich nach Genua zu bewerkstelligen: immer war die Heeresmacht der Verbündeten am Mont=Cenis und in Genua in zwei Hälften gespalten, deren Vereinigung sehr schwierig wurde: die Oesterreicher hatten den großen Vortheil einer centralen Stellung, und die Möglichkeit, den einen oder den andern dieser getrennten Heereskörper vereinzelt zu fassen und zu schlagen, während ihre eigene Rückzugslinie weder vom Mont=Cenis noch selbst von Genua her so leicht gefährdet werden konnte*).

Nichts von dem Allen geschah, ja Graf Gyulai that von Allem, was man erwarten durfte, das gerade Gegentheil. Die Heeresmacht der Oesterreicher ging am 29. April — an dem Tage, an welchem bereits die ersten französischen Truppen Canrobert's am diesseitigen Fuß der Alpen bei Susa eintrafen — auf dem linken, nördlichen Ufer des Po vorwärts über die Grenzen des sardinischen Gebiets. Drei Heertheile unter den Generalen Baron Zobel, Fürst Edmund Schwarzenberg und Graf Stadion gingen bei Pavia, Bereguardo und Vigevano über den Ticino; ein vierter unter dem Fürsten Eduard Liechtenstein folgte als Rückhalt; ein fünfter unter General Benedeck sammelte sich bei Piacenza — wir wissen uns in Verbindung mit dieser Eröffnungsweise des Feldzuges nicht recht zu erklären, warum — ein sechster endlich unter dem Grafen Schaffgotsch war noch im Heranmarsch von der adriatischen

Digitized by Google

Küste. Es sollen 120,000 Mann gewesen sein, die über den Ticino vorgingen, im Ganzen bildeten die in Italien verwendeten Truppen schon damals so ziemlich die Hälfte der gesammten Heeresmacht Oesterreichs.

Graf Gyulai handelte, wie aus allem seinem Thun und Lassen sehr bestimmt hervorgeht, durchaus in der Voraussetzung, die sardinische Armee habe sich, wie im Jahr 1849, eigentlich gar nicht auf die Vertheidigung eingerichtet, sondern lediglich auf einen Angriff, der über Buffalora und Magenta auf Mailand gehen sollte. Sie sei demgemäß in verschiedenen Staffeln auf der Straße von Turin über Vercelli nach Novara aufgestellt, und die französische Armee werde sich von Lyon her, wo man sie versammelt wußte, vermöge der Straße über den Mont-Cenis und Turin, anschließen. Er glaubte daher, wenn er, wie Radetzky zehn Jahre früher, bei Pavia über den Ticino gehe und sich dann rechts wende, werde es möglich sein, die Colonne, welche das sardinische Heer auf der Straße von Turin bis an die Grenze der Lombardei bildete, zu durchbrechen, den bei Novara am weitesten vorgeschobenen Theil derselben von den rückwärtigen Staffeln der Aufstellung abzuschneiden und in eine Niederlage zu verwickeln, die anderen Abtheilungen aber siegreich gegen Turin hin „aufzurollen", d. h. vor sich herzutreiben.

An Toulon und die französische Flotte, das feste Genua und seinen sicheren Hafen, die Eisenbahn von dort nach Alessandria, — an das Alles scheint man im österreichischen Hauptquartier nicht gedacht, die Frage, wozu denn eigentlich Sardinien die Städte Alessandria und Casale mit so großem Aufwand befestigt hatte, sich gar nicht vorgelegt zu haben! — Wie schlecht muß man unterrichtet gewesen sein! Und doch war es so schwer nicht, zu erfahren, daß die Flotte in Toulon zum Transport von Truppen ausgerüstet wurde. Wahrscheinlich um nicht durch außerordentliche Maaßregeln Aufsehen zu erregen, war der Besuch des Arsenals in Toulon den ganzen Winter über jedem Reisenden gestattet, wie in gewöhnlichen Zeiten.

Ganz im Sinn der herrschenden Ansicht ließ Gyulai sein Heer, sowie es bei Pavia, Bereguardo und Vigevano auf das rechte Ufer des Ticino gelangt war, eine Schwenkung rechts ausführen und gegen Novara und Vercelli vorrücken. Am 1. Mai wurden diese Städte besetzt, ohne daß man da einen Feind oder Widerstand gefunden hätte;

Digitized by Google

man gewahrte, wie es scheint, mit naiver Verwunderung, daß die sardinische Armee nicht auf der Straße von Turin nach Novara stehe. Bald wurde nun auch im Hauptquartier bekannt, daß die Hauptmasse der feindlichen Heeresmacht um Alessandria versammelt sei. Augenblicklich fühlte sich Gyulai durch diese ihre unerwartete Flankenstellung gelähmt; die Offensive, sowie er sie angefangen hatte, war unmöglich fortzusetzen, der Stoß auf Turin konnte nicht geführt werden. Gyulai kehrte um; nur Zobel's Heertheil blieb beobachtend an der Sesia stehen, die Stirn gegen Turin gewendet; mit seinen übrigen Truppen zog der Feldherr an den Po hinab und stellte sich am Ufer dieses Stroms zwischen der Sesia und dem Ticino auf, Front nach Süden; Schwarzenberg und Stadion in erster Linie, Eduard Liechtenstein als Rückhalt an der Agogna; jenseits des Ticino, bei Pavia und Piacenza schloß sich Benedeck's Heertheil an den linken Flügel dieser Aufstellung.[*])

Und nun verweilte Gyulai wochenlang in dieser Lage in einer rathlosen Unthätigkeit, die für ganz Europa der Gegenstand eines namenlosen Erstaunens wurde. Er war aus einer etwas großsprecherisch angekündigten Offensive ganz von selbst, ohne daß er auch nur ein unglückliches Gefecht gehabt hätte, in die Vertheidigung zurückgefallen, zu einer Zeit, wo die überlegene Macht, die Möglichkeit, die Initiative zu ergreifen, durchaus in seiner Hand lag, der Feind weder versammelt noch kampfbereit war. Der Umschwung erfolgte blos, weil Gyulai sich nicht mit Klarheit Rechenschaft von dem zu geben wußte, was die Lage der Dinge gebot und sich nicht zu einem entsprechenden Entschlusse zu erheben vermochte.

Zwar soll der Regen, der am 5. und 6. Mai einfiel, die Schuld tragen; alle Bewegungen, heißt es, seien im überschwemmten Tieflande der Lomellina unmöglich geworden. Das scheint aber eine ziemlich unhaltbare Ausflucht. Man frage sich nur, ob in einem dicht bevölkerten, reichen Lande die Wege so beschaffen sein können, daß bei jedem Regenguß aller Verkehr augenblicklich aufhört. Ein Gefecht, ein taktisches Manövriren wird allerdings bei nassem Wetter unmöglich in jenen Gegenden, weil man alsdann nicht die Heerstraßen verlassen darf, die sich auf ziemlich hohen Dämmen durch das feuchte Gelände ziehen, weil man von diesen weder Rechts noch links hinabsteigen kann in die durchweichten Wiesen und überschwemmten Reis-

Digitized by Google

felder. Reisemärsche dagegen lassen sich dennoch auf den Heerstraßen ausführen, wenn es noth thut, und kann auch der Uebergang über die Ströme schwierig, die Verbindung vermittelst der Brücken an manchen Orten für Augenblicke gefährdet sein, so verlaufen doch, bei dem starken Gefäll, das alle Flüsse haben, die Hochwasser auch wieder sehr schnell. Jedenfalls können die Stockungen in den Operationen, welche das böse Wetter herbeiführte, nur zwei Tage gewährt haben, denn vom 7. Mai an sehen wir das österreichische Heer wieder in Bewegung: nur ohne recht klar gedachten Zweck und ohne fest entschiedenen Willen. Das war das eigentliche Unglück, nicht das nasse Wetter.

Noch war es auch am 7. Mai nicht zu spät zu einem kräftigen Angriff auf Novi und Serravalle, der sich auf Pavia und Piacenza stützte. Allerdings war zu der Zeit schon Canrobert's Heertheil von Turin her vermöge der Eisenbahn in die Gegend von Alessandria und Casale gelangt, und General Niel sollte ihm auf dem Fuße folgen. Auf der anderen Seite war Baraguay d'Hilliers' Heertheil den 26. und 29. April in Genua angelangt, die Spitze desselben hatte im Vorrücken am 6. Gavi erreicht. Auch Mac-Mahon's Truppen waren bereits in Genua ausgeschifft und die französischen Garden trafen seit dem 5. dort ein. Was aber wirklich zur Zeit schon in der entscheidenden Gegend auf Einem Schlachtfelde vereinigt werden konnte, war doch, in Verbindung mit den Sardiniern, der österreichischen Heeresmacht an Zahl bei Weitem nicht gewachsen.[10])

Aber Gyulai dachte nicht an einen solchen Angriff. Nach einigen schwerlich sehr ernsthaft gemeinten Demonstrationen, als ob er über den Po gehen wollte, ließ er nur die Heertheile unter Schwarzenberg und Benedeck an diesem Strom stehen (rechts und links des Ticino), um sich (7. Mai) mit den drei anderen, unter Zobel, Ed. Liechtenstein und Stadion, zur Abwechslung wieder einmal nordwärts, auf die Straße von Novara nach Turin zu begeben. Da rückte er (am 8.) über Vercelli hinaus nach St. Germano vor. Wir wissen uns diese gar seltsame Operation nur auf Eine Weise zu erklären. Sie war wohl eben auch nur eine Demonstration; ein Versuch, ob sich die feindliche Armee nicht durch eine Scheinbedrohung der Hauptstadt Turin vielleicht aus ihrer Flankenstellung bei Alessandria heraus manövriren lasse; ob sie nicht dadurch bewogen werden

Digitized by Google

könnte, an die Dora Baltea zum unmittelbaren Schutz von Turin herbeizueilen. Als ob das gewöhnlichste Maaß von Urtheil nicht hingereicht hätte, sich zu sagen, daß hinter dieser Drohung kein Ernst, hinter dem Schein kein Wesen stecke!

Uebrigens hatte Gyulai die Sache auch schon wieder aufgegeben, noch ehe die Verbündeten irgend veranlaßt sein konnten, Gegenanstalten zu treffen. Man sagt, er habe die falsche Nachricht erhalten, daß die Verbündeten einen Angriff auf Piacenza beabsichtigten. Wie dem sei: er kehrte am 9. und 10. in seine alten Stellungen am Po zurück, und nun geschah von österreichischer Seite gar nichts weiter; man beschränkte sich darauf, abzuwarten, was die Franco-Sarden thun würden.

Napoleon III. traf über Genua am 14. Mai in Alessandria bei seinem Heere ein. Auch an diesem Tage war dasselbe noch nicht ganz kampfbereit. Aber was an Truppen noch zurück war, die Reiterei, die Geschütze, die dritten Bataillone der Infanterie-Regimenter; das Alles konnte mit einer Ruhe und methodischen Gemächlichkeit herbeigezogen werden, als ob es eine österreichische Armee auf der Welt nicht gebe.

Ein solcher Gang der Dinge war wohl geschaffen, die Welt in Verwunderung zu setzen! — Und wie seltsam vollends nimmt sich Gyulai's hülflose Art der Kriegführung aus, wenn wir uns erinnern, in welcher Absicht Oesterreich den Krieg begonnen hatte; was für riesenhafte Pläne auf diese Weise zur Ausführung kommen sollten. Ein seltsameres Mißverhältniß von Willen und Vermögen, von colossaler Großartigkeit des Vorsatzes und Unzulänglichkeit der Intelligenz, die ihn in's Werk setzen soll, ist wohl kaum jemals vorgekommen.

Doch erwartete natürlich Gyulai die Unternehmungen des Feindes nicht ganz, ohne sich irgend ein bestimmteres Bild von ihnen zu machen. Er nahm an, die Franco-Sarden würden einen Angriff auf Piacenza versuchen und den Uebergang über den Po in der Gegend erzwingen wollen, wo er 1796 erfolgte, um dann, gerade wie damals, auf Lodi vorzugehen. Er übersah dabei, daß das, was Napoleon I. damals einem im Verhältniß zu dem zu bewachenden Gelände schwachen österreichischen Heere, einem durch Niederlagen bereits betäubten Gegner gegenüber ausführte, jetzt einem mächtigen, noch un-

Digitized by Google

besiegten Feinde gegenüber, den französischen Generalen kaum räthlich erscheinen konnte.

Um sich über die Stellung des französischen Heers bestimmtere Nachrichten zu verschaffen, wurde am 20. Mai eine große Recognoscirung ausgeführt; unter dem Grafen Stadion sammelte sich dazu eine Truppenmasse von wenigstens 24, vielleicht gegen 30 Bataillonen und 6 Reiterschwadronen; sie ging bei Vaccariza auf den neuerdings geschlagenen, durch einen Brückenkopf gedeckten Brücken über den Po, und drang über Casteggio und Montebello, in der Richtung auf Voghera bis nach Genestrello vor. Dabei stieß sie auf die Division Forey, welche, zu Baraguay d'Hillier's Heertheil gehörend, den äußersten rechten Flügel des verbündeten Heers bildete; es kam zu einem Gefecht, in welchem die Oesterreicher im Anfang wenigstens ohne Zweifel rasche und bedeutende Vortheile erkämpfen konnten, wenn sie ihre ganz unverhältnißmäßige Ueberlegenheit entschlossen zu brauchen wußten. Was haben wir in allen von Oesterreich besoldeten Tagesblättern für schwunghaft ruhmredige Declamationen über dieses Gefecht lesen müssen, in welchem die Oesterreicher, als die Division Forey gesammelt war, wieder bis nach Casteggio zurückgedrängt wurden, worauf sie dann die Abendstunden benutzten, um sich über den Po zurückzuziehen! Es klang wirklich, als seien hier die Kämpfe der Niebelungen und die Heldenthaten der Spartaner überboten worden. Die Oesterreicher wollten eine große Uebermacht, nicht weniger als 40,000 gegen sich gehabt haben, während Baraguay d'Hilliers' Heertheil, der damals noch fast gar keine Reiterei und wenig Geschütz hatte, überhaupt zur Zeit schwerlich volle 30,000 Mann zählte, — selbst vollständig versammelt also der Abtheilung Stadion's nur eben gewachsen war.[11])

An den Thatsachen konnte dieser große Aufwand von Rhetorik und heroischen Vorstellungen natürlich nichts ändern; nur wer durchaus getäuscht sein wollte, konnte sich darüber täuschen lassen. Das Gefecht bei Montebello blieb was es war; daß die Oesterreicher im Nachtheil geblieben waren, ließ sich nicht wegdeclamiren. Sie hatten es nur mit den 13 Bataillonen der Division Forey zu thun gehabt. Nur als das Gefecht bereits endete, waren in der Entfernung die Spitzen der beiden anderen Divisionen Baraguay d'Hilliers' sichtbar geworden. Die Oesterreicher hatten freilich ihre Massen sehr

vorsichtig verwendet, soviel als möglich in Reserve behalten, indessen doch etwa 15,000 Mann wirklich in's Gefecht gebracht: auf Seiten der Franzosen waren höchstens 11,000 Mann in Thätigkeit gekommen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Normal-Etat eines österreichischen Bataillons 1300 Mann ist; der eines französischen Bataillons zu 6 Compagnien nur 720. Was aber dem Unbefangenen besonders schwer auf das Herz fallen mußte: es hatte sich unverkennbar auf Seiten der Franzosen eine entschiedene Ueberlegenheit in Beziehung auf Truppenverwendung und Truppenführung auf dem Schlachtfelde gezeigt; und zwar eine größere, als selbst derjenige, der, wie der Verfasser dieser Blätter, dem französischen Heer in diesen Dingen eine gewisse Ueberlegenheit zutraute, zum Voraus erwartet hätte.

Mehr als je war Gyulai nun überzeugt, daß er einen Angriff auf die Po-Strecke bis Piacenza hinab zu gewärtigen habe. Doch berechtigte ihn der Umstand, daß der rechte Flügel der französischen Aufstellung sich bis Voghera ausdehnte, daß man dort drei französische Divisionen gesehen hatte, gewiß nicht unbedingt zu einer solchen Annahme. Gyulai hielt dann aber auch einen solchen Angriff für sehr gewagt, seine eigene Stellung für sehr günstig. Um so mehr, da nun auch der Heertheil unter dem Grafen Schaffgotsch herangekommen war, und die Eisenbahnen ihm aus Böhmen über Leipzig, München und Tirol eilig neue Verstärkungen heranführten; — einen Heertheil, der, von Clam-Gallas befehligt, ursprünglich die Bestimmung nach dem Rhein hatte.

Zu Ende Mai war endlich das verbündete Heer der Franco-Sarden kampfbereit am Po versammelt. Baraguay d'Hilliers' Heertheil (3 Divisionen) bildete bei Voghera den rechten Flügel; aufwärts am Po schlossen sich Mac-Mahon mit 2 Divisionen um Castelnuovo-di-Scrivia an und General Niel (3 Divisionen) bei Basignano und Valenza. Hinter ihnen standen in zweiter Linie Marschall Canrobert (3 Divisionen) bei Pontecurone zur Unterstützung des rechten, zwei Infanterie- und eine Reiter-Division der Kaisergarde unter Regnaud de St. Jean-d'Angely bei Alessandria zur Unterstützung des linken Flügels. An den linken Flügel dieser fünf französischen Heertheile schlossen sich dann fünf sardinische Divisionen in solcher Weise an, daß zwei derselben von Valenza an

Digitized by Google

aufwärts am Po bis Frasinetto standen, die drei anderen aber bereits an die Sesia bis gegen Vercelli vorgeschoben waren.

Mehrere Wege standen den Verbündeten offen, ihren Angriff zu beginnen. Am wenigsten gewagt wurde unstreitig, wenn man den Kampf mit dem österreichischen Heere auf dem kürzesten Wege in nächster Nähe suchte; z. B. über die untere Sesia nahe am linken Ufer des Po; auf diesem Wege war aber auch die geringste Aussicht auf einen großartigen, entscheidenden Erfolg. Der sichere und geordnete Rückzug der Oesterreicher über Cremona in die feste Aufstellung am Mincio, war selbst nach einem Siege schwerlich zu gefährden.

Ueberhaupt muß man es sich ein für allemal gesagt sein lassen: es giebt im Kriege kein entscheidendes Unternehmen, bei dem nicht etwas gewagt werden müßte, und eben darum muß derjenige, der nicht blos auf Abwehr und Vertheidigung bedacht ist, der einen positiven Zweck verfolgt, weite Provinzen, Königreiche erobern will, eines gewissen, physischen oder moralischen Uebergewichts über den Gegner gewiß sein; er muß die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges im unmittelbaren Kampfe auf seiner Seite glauben und sich berechtigt halten, etwas zu wagen.

Dann aber durfte Napoleon III. sich sagen, daß ihm die Gunst der Umstände in einer der wichtigsten Beziehungen jedes Wagniß in einem ungewöhnlichen Grade erleichterte, — in Beziehung auf seine Verbindungen und die Basis seiner Operationen.

Die Heere der neueren Zeit sind nämlich allerdings viel abhängiger von ihren Verbindungen mit den Sammelpunkten der Militärkräfte des eigenen Landes, als es die Heere des Alterthums und der mittleren Zeiten waren. Die Natur unserer heutigen Waffen bringt das so mit sich. Denn selbst wenn man von Requisitionen lebt, von dem, was sich an Ort und Stelle findet, wie das der reiche Anbau fast aller europäischen Länder selbst für zahlreiche Heere möglich gemacht hat, selbst dann sind doch fortwährende massenhafte Nachsendungen von Schießbedarf nicht zu entbehren. Die neuesten Verbesserungen der Feuerwaffen haben sogar diese Abhängigkeit gesteigert, denn in jeder Armee ist ein anderes System angenommen worden, keine kann die etwa eroberte Munition einer anderen brauchen. Im Jahre 1814 hat York's Corps bekanntlich den ganzen Feldzug in

Digitized by Google

Frankreich mit eroberten feindlichen Patronen durchgemacht: das wäre heut zu Tage nicht mehr möglich.

Dennoch aber gestattete eine besondere Gunst der Umstände in diesem Kriege dem französischen Kaiser eine große Freiheit der Bewegungen: er war unbedingt Herr des Meeres, und er fand überall in der Stimmung und Gesinnung der Bevölkerung eine mächtige Stütze. Seine Lage hatte insofern einige Aehnlichkeit mit der des Schwedenkönigs Gustav Adolph in Deutschland. Wie dieser in den unterdrückten protestantischen Ländern und Städten Deutschlands überall eine strategische Basis für seine Operationen fand, so durfte Napoleon III. überall auf den lebendigen Haß gegen Oesterreich und seine Schützlinge rechnen; wo er auch hinging: seine Verbindungen mit dem Meere und mit Frankreich waren, selbst wenn die alten aufgegeben werden mußten, stets mit Leichtigkeit auf neuen Wegen wieder einzurichten.

Jedes Vorrücken der Franco-Sarden von der Sesia gegen den Ticino und die Lombardei konnte nur zu einem einfachen Frontalangriff führen, der am wenigsten entscheidenden Form des Kampfes. Es war auf diesem Wege nicht leicht, die Rückzugslinie der Oesterreicher an den Mincio zu gefährden, einen Sieg bis zu ihrer vollständigen Niederlage zu steigern, ihren Rückzug in eine überstürzende Flucht zu verwandeln; mit einem Wort, in den strategischen Verhältnissen lag nichts, was große Erfolge versprach oder vorbereitete.

Die Verhältnisse gestalteten sich nicht günstiger, wenn man versuchen wollte, den rechten Flügel der österreichischen Armee über Vercelli und Novara zu umgehen. Im Gegentheil. Die Rückzugslinie der Oesterreicher über Cremona, längs des Po, die beste für sie unter allen Bedingungen, konnte auch von Novara aus kaum gefährdet werden. Dagegen wagte die verbündete Armee viel, ja unverhältnißmäßig viel bei einer solchen Operation. Ein entschlossen geführter Stoß des österreichischen Heeres aus seiner Stellung am Po in der Richtung auf Novara geführt, konnte ihr sehr gefährlich werden. Die Oesterreicher wagten wenig bei der Schlacht, die sie, alsdann die Stirn nach Norden gewendet, liefern mußten, denn ihre Rückzugslinie über Vigevano und Lodi auf Cremona lag auch so vollkommen gesichert in ihrem Rücken. Die Lage der französischen Armee dagegen, die den Kampf Front nach Süden annehmen mußte,

Digitized by Google

wurde eine sehr gewagte. Sie hatte, im Fall sie unterlag, nicht die entfernteste Aussicht, ihre natürliche Basis bei Casale und Alessandria wieder zu erreichen, ja sie verlor möglicher Weise selbst ihre ungemein zerbrechliche Verbindung über Vercelli mit Turin; und wurde sie auch nicht, wie Karl Albert 1849, aus allen Verbindungen hinaus gegen das Gebirge und die Schweizer Grenze geworfen, so gelang es ihr doch schwerlich, den bedenklichen Rückzug nach der Flanke ohne schwere Verluste zu bewerkstelligen.

Blieben nun aber auch die Waffen der Verbündeten siegreich in diesem Kampf, gelang es, die österreichische Armee an und über den Mincio zurückzudrängen und ihr selbst über diesen Fluß zu folgen: — wie konnte man sich alsdann die weitere Führung des Feldzugs und entscheidende Erfolge erreichbar denken?

Das österreichische Heer sammelte sich dann ohne Zweifel unter den Kanonen von Verona, und es dort anzugreifen ist heut zu Tage nicht mehr in derselben Weise thunlich, wie im Jahre 1848, denn der Thalrand der Etsch ist jetzt durch eine Reihe einzelner Forts gesichert, zwischen die ein angreifendes Heer sich nicht hineinwagen kann. Auch die österreichische Armee aus dieser gesicherten Stellung herauszumanövriren, sie zu zwingen, einen neuen Entscheidungskampf im freien Felde aufzusuchen, ist schwierig, besonders wenn auf der einen Seite Tirol, auf der anderen der Kirchenstaat als neutrales Gebiet geheiligt bleiben sollen. Selbst die Verbindung Verona's mit Trient und von dort weiter mit den inneren Provinzen des österreichischen Staats ist nicht ernsthaft zu gefährden, wenn der Boden Tirols nicht betreten werden soll. Und was bedeutet am Ende selbst diese Verbindung für ein österreichisches Heer bei Verona, so lange die ganze venetianische terra ferma mit der Eisenbahn von der Etsch nach Triest frei und gesichert in ihrem Rücken liegt?

Was hin und wieder von französischen Landungen an der venetianischen Küste gesagt worden ist, durfte kein Sachverständiger ernsthaft nehmen. Alle die sogenannten Häfen der Küste von Venedig bis nach Istrien, sind nichts weiter als die Mündungen mäßiger Flüsse; sie sind eng und seicht, nur für Küstenfahrer zugänglich, und keiner hat eine gesicherte Rhede vor sich, auf der eine Flotte ankern könnte. Die Küste selbst aber ist ein schwieriges Labyrinth von Lagunen, Sümpfen, Flüssen und Canälen, ein Gelände, das sich sehr

Digitized by Google

wenig zum Ausgangspunkt militärischer Operationen nach größerem Maaßstab eignet.

Wollte man etwa die Belagerung von Peschiera und Mantua unternehmen? Sie zog sich ohne Zweifel in die Länge, in den Sümpfen um Mantua forderten die Sommermonate gewiß große Opfer. Wie fern lag auf diesem Wege die Entscheidung! In der Zwischenzeit aber zerfiel die französische Streitmacht in zwei Belagerungs- und ein schützendes Beobachtungs-Heer; dies letztere, vor Verona aufgestellt, mußte stets gewärtig sein, angegriffen zu werden, und zwar mit Uebermacht, sobald die Oesterreicher sich erholt und neue Kräfte gesammelt hatten. Ein jeder solcher Angriff stellte die bisherigen Erfolge des Feldzugs von Neuem in Frage, und konnte sie vollständig aufheben, während die Oesterreicher, den nahen Zufluchtsort Verona im Rücken, niemals viel dabei wagten.

Weit bessere Aussichten zeigten sich, wie uns scheint, bei einer großartigeren Anlage des Feldzugs auf einer anderen Seite. Die Herzogthümer Parma und Modena, die päpstliche Romagna und Toscana fielen dem verbündeten Frankreich und Sardinien ganz von selbst zu, daran war nicht zu zweifeln. Es lag kein Grund vor, sie als neutrales Gebiet zu meiden; denn ob man das that oder nicht, das machte in Beziehung auf den Gang der europäischen Politik und die Möglichkeit größerer europäischer Verwickelungen durchaus keinen Unterschied. Auch wurden die Herzogthümer in der That nicht als neutraler Boden betrachtet; schon waren französische Truppen unter dem Prinzen Napoleon nach Toscana entsendet, um die eigenen Streitkräfte dieses Landes gegen Oesterreich in Bewegung zu setzen.

Da demnach politische Rücksichten diese Wege nicht untersagten, wäre es wohl möglich gewesen, das österreichische Heer durch Scheinanstalten von Uebergang und Angriff da, wo Gyulai ohnehin Beides erwartete, am mittleren Po, in der Gegend von Piacenza bis an die Sesia festzuhalten, mit der französischen Hauptmacht aber in Eilmärschen die Gegend von Cremona zu gewinnen, und den Uebergang dort zu bewirken. Die Oertlichkeit begünstigt dort ein solches Unternehmen; der Strom hat in dieser Gegend kein sehr starkes Gefäll mehr, ansehnliche Inseln theilen ihn in mehrere Arme, und zwar in solcher Weise gelegen, daß zwischen den Inseln und

Digitized by Google

dem nördlichen Ufer des Flusses, — dem feindlichen für die Franco-Sarden — nur ein schmaler Arm von geringerer Tiefe und gelinderer Strömung zu überbrücken bleibt. Oder befürchtete man ja bei Cremona den Feind zu bald herbeigeeilt schlagfertig gegenüber zu finden, so konnte man sich weiter abwärts nach Casale-Maggiore wenden, wo die örtlichen Verhältnisse ähnliche Vortheile bieten. Dorthin wäre das österreichische Heer dem verbündeten wohl kaum zuvorgekommen, denn in Folge der Wendung nach Süd-Osten, die der Strom bei Cremona macht, hatte es nach Casale-Maggiore den weiteren Weg zurückzulegen[12]).

Zweierlei konnte sich dann weiter ergeben, wenn die verbündete Heeresmacht an einem dieser Punkte das linke Ufer des Po gewonnen hatte. Entweder, die Oesterreicher suchten ohne Kampf ihre feste Stellung am Mincio zu erreichen, oder sie gingen der französischen Armee zum entscheidenden Kampf herausfordernd entgegen, um sie wieder über den Strom zurückzuwerfen. Dies Letztere war es, worauf man sich eigentlich gefaßt machen mußte, da Gyulai's Heer seinem Gegner noch unbesiegt, durch keinen Kampf erschüttert, gegenüber stand.

In einer Schlacht am Oglio aber, die dann erfolgen mußte, konnte es, wenn sie für die Verbündeten siegreich ausfiel, möglich werden, die Oesterreicher von der Rückzugslinie an den Mincio abzudrängen und in die Gebirge westlich vom Gardasee zu werfen. Noch leichter konnte das gelingen in dem allerdings weniger wahrscheinlichen Fall, daß Gyulai den Mincio ohne Kampf zu erreichen suchte, im Marsch ereilt und in der Flanke angegriffen wurde. Jedenfalls stand es nach einem siegreichen Kampf in der Macht der Verbündeten, den Oesterreichern die Möglichkeit des Flankenrückzugs an den Mincio theuer zu verkaufen und die Vertheidigung dieses Flusses unmöglich zu machen.

Auch für den weiteren Verlauf des Feldzugs konnte der Uebergang bei Cremona die Einleitung zu entscheidenden Operationen bilden, wenn Napoleon III. größere europäische Verwickelungen nicht fürchtete, seiner Macht vertraute und dem Entschluß gewachsen war.

Es war leicht, den Heertheil unter dem Prinzen Napoleon aus Toscana über Bologna und Modena an den unteren Po

Digitized by Google

heranrücken zu lassen, die Citadelle von Ferrara zu nehmen oder einzuschließen, dort oder sonst an passender Stelle Brücken über den Strom zu schlagen, und so eine Verbindung aus dieser Region über Livorno mit Frankreich einzurichten. Dann war die Möglichkeit gegeben, auf diese Verbindungen gestützt, den linken Flügel des an die Etsch nach Verona zurückgeworfenen österreichischen Heeres zu umgehen und ihm die Wege durch das Venetianische nach Istrien zu sperren. Höchst wahrscheinlich sah die österreichische Armee sich dadurch gezwungen, dem Schutz zu entsagen, den ihr Verona gewährte und sich zu neuem Angriff, zu neuen Kämpfen in das freie Feld herauszuwagen. Aber auch wenn sie noch zögerte, so zwang eine Entsendung durch die Val Sugana auf Trient, die ihre letzte Verbindung mit dem Innern des Kaiserstaats bedrohte, sie gewiß dazu.

Blieb man in diesen neuen Kämpfen siegreich, gelang es, Oesterreichs Heer zum Rückzug über Trient und durch das Pusterthal zu zwingen, hatte man so ein genügendes physisches und moralisches Uebergewicht gewonnen, dann war es nicht mehr unmöglich, den Krieg, wie einst Napoleon I. gethan hatte, in das Herz der österreichischen Monarchie zu tragen. Denn mit Hülfe ihrer mächtigen Flotte konnten die Verbündeten sich leicht zu Herren von Triest machen. Sie konnten sich unter solchen Bedingungen dorthin wagen, ohne ihre Verbindungen mit dem unteren Po bedenklicher Gefahr auszusetzen; nachrückende Truppen, Italiener, konnten Verona einschließen und so bald als möglich belagern; der Besatzung von Venedig ist der Weg zu jeder offensiven Unternehmung leicht zu sperren, und Legnago ist an sich unbedeutend. Bei Triest, wo Frankreichs Heere in seiner Flotte eine neue Stütze fanden, öffnete sich dann ein neues Feld für weitere Combinationen; selbst Wien war bedroht, und leicht war es, von Istrien aus den zündenden Funken in das nahe Ungarn zu werfen. Traten dann auch neue Mächte in den Kampf ein, so wurde auch durch sie der Kampf nicht nothwendiger Weise unmittelbar an den Rhein und nach Frankreich verlegt; der Hülferuf Oesterreichs brachte die Verbündeten, die es fand, wohl zunächst an die Donau.

Es versteht sich, daß dem Heeresfürsten der Franzosen — selbst vorausgesetzt, daß es ihm Ernst war um großartige Erfolge, daß er

Digitized by Google

wirklich „Italien bis zur Adria" befreien wollte — solche weitgreifende Unternehmungen nur als entfernte, von dem Erfolg in den ersten Stadien des Kampfes, von dem Uebergewicht, das man zu erringen wußte, abhängige, durch politische Combinationen vielfach bedingte Möglichkeiten vorschweben konnten. Als solche aber durfte er sie in's Auge fassen.

Doch wenn man auch den Blick auf das beschränkte, was bestimmt erreichbar nahe zur Hand lag: auf die Umgehung der Mincio- und der Etschlinie, — so darf man sagen, daß hier, bei einem Uebergang über den unteren Po, das Wagniß und die Größe des möglichen Erfolgs in einem günstigen Verhältniß zu einander standen. Das war bei einem Versuch, den rechten Flügel der österreichischen Stellung über Novara zu umgehen, keineswegs in demselben Grade der Fall; dort wurde vielmehr durch ein sehr großes Wagniß nur die Möglichkeit eines mäßigen, nicht sehr weit reichenden Erfolgs erkauft.

Dennoch wählte Napoleon III. diesen letzteren Weg. Es wird jedenfalls von hohem Interesse sein, dereinst die Gründe zu erfahren, die ihn dazu bestimmten; wir wissen uns für jetzt kaum einen anderen dafür anzuführen, als den Wunsch, den ultramontanen Prälaten daheim zu Liebe, auf jeden Fall dem päpstlichen Gebiet fern zu bleiben. Vielleicht hat auch die hier gebotene Möglichkeit, die Truppen vermöge der Eisenbahn schnell nach Vercelli zu versetzen, bestimmend mitgewirkt.

Schon waren die Einleitungen zu dem Umgehungszug getroffen. Die sardinische Division Cialdini hatte bereits das sehr zur Unzeit von den Oesterreichern verlassene Vercelli besetzt, und sich (21. Mai) auf dem linken Ufer der Sesia behauptet. Garibaldi drang mit seinen Freischaaren über Sesto-Calende, am Fuß des Gebirges in die Lombardei vor; die Oesterreicher entsendeten zunächst eine Abtheilung von 3000 Mann gegen den kühnen Parteigänger — und waren, zum allgemeinen Erstaunen, bei Varese und Como auch in den Gefechten gegen ihn und seine Freischaaren nicht glücklich! — Sie verloren sogar Kanonen. 10,000 Mann unter dem F. M. L. Urban sollten ihn nun zu Paaren treiben, aber auch diese überlegene Macht wußte nicht sofort mit ihm fertig zu werden, und bald befreite eine vollständige Aenderung der allgemeinen Sachlage die italienischen Frei-

Digitized by Google

schaaren von jeder Gefahr. Die unglücklichen Gefechte der Oesterreicher bei Varese und Como nahmen sich um so seltsamer aus, da die Anhänger Oesterreichs, und selbst österreichische Diplomaten, in den Salons aller deutschen Hauptstädte mit einer gewissen Bestimmtheit ankündigten, man werde den „Räuberhäuptling Garibaldi" demnächst hängen lassen! — Sobald man ihn habe!

In den letzten Tagen des Mai erfolgte dann der Links-Abmarsch der Verbündeten. Zuerst folgten noch drei sardinische Divisionen der Division Cialdini bei Vercelli über die Sesia und suchten (30. Mai) gegen Robbio und Mortara vorzudringen. Sie stießen bei Palestro und Vinzaglio auf den rechten Flügel des Heertheils unter Zobel, der die Sesia beobachtete; es kam an diesem und dem folgenden Tage zu heftigen Gefechten bei genannten Orten. Diese wurden zuerst von den Sardiniern genommen; Tags darauf machten die Oesterreicher unter Zobel mit unzureichenden Mitteln (zwei Divisionen) in nicht sehr zweckmäßiger Weise einen Versuch, sie wieder zu erobern, der sehr unglücklich ablief. Sie verloren dabei 8 Kanonen und 800 Gefangene.[14])

Baraguay d'Hilliers blieb vorläufig noch in der Gegend von Voghera stehen: alle anderen Heertheile brachen am 29. Mai auf, wobei das Fußvolk bis Vercelli auf der Eisenbahn befördert wurde. Von dort aus erreichten die Heertheile unter Niel und Mac-Mahon, hinter den vorgeschobenen Sardiniern wegmarschirend, am 1. Juni Novara, und am folgenden Tage stieß dort die Kaisergarde zu ihnen. Canrobert, der am 31. unterhalb Vercelli, bei Prarolo über die Sesia gegangen war, konnte die Sardinier schon in dem Gefecht bei Palestro durch ein Zouaven-Regiment unterstützen, und rückte mit ihnen vereint (2. Juni) an die Agogna vor, wo er sich auf ihrem rechten Flügel bei Robbio setzte. Als dann, Tags darauf, die Sardinier nach Galliate aufbrachen, um den Vortrab des verbündeten Heers gegen den Ticino hin zu bilden, stieß Canrobert zu der Heeresmacht bei Novara, wo nun (am 3.) vier französische Heertheile vereinigt waren, die Stirn nach Süden gewendet, eines Angriffs von dorther gewärtig, den man erwarten mußte, und der dennoch nicht erfolgte.

Gyulai lebte unterdessen mit seinem Hauptquartier in offenem Hader. Er hielt die feindlichen Bewegungen nach Vercelli für bloße

Digitized by Google

Demonstrationen und erwartete den Angriff am Po in einer Stellung, von der er in seinen Tagsbefehlen mit großer Ruhmredigkeit sprach. Der Chef seines Stabes, Oberst Kuhn, errieth die Absichten des Feindes besser, aber ohne den Feldherrn zu überzeugen. Daß Gyulai eine Umgehung seines rechten Flügels nicht für wahrscheinlich hielt, das läßt sich rechtfertigen: nicht aber daß er auch gegen die Evidenz die Augen schloß, als sie dennoch erfolgte.

Bis zum 1. Juni stand die Masse des österreichischen Heeres ruhig am Po: Edmund Schwarzenberg und Stadion zwischen der Sesia und dem Ticino, hinter ihnen Eduard Liechtenstein bei Garlasco; Zobel's eine Division (Reischach) unbeweglich bei Candia; die andere (Lilia), bei Palestro geschlagen, war bis Mortara zurückgewichen. Zwei andere Heertheile standen weiter östlich, nämlich Schaffgotsch bei Pavia, Benedeck fast außer dem unmittelbaren Bereich des Feldherrn bei Piacenza.

Am 1. Juni endlich verlegte Gyulai sein Hauptquartier von Garlasco nach Mortara, und brachte Schwarzenberg's Heertheil mit dorthin. Zobel hatte durch Gefangene in Erfahrung gebracht, daß 50,000 Mann feindlicher Truppen bei Novara vereinigt seien, und forderte den Feldherrn auf, ihm die drei Heertheile, die in der Nähe zur Hand waren (Schwarzenberg's, Liechtenstein's und seinen eigenen) zu einem raschen Angriff auf Novara anzuvertrauen. Das hätte am 2. geschehen können, aber es läßt sich erklären, daß Gyulai seine Einwilligung nicht gab. Die Sachlage war wohl kaum hinlänglich aufgeklärt, er konnte nicht beurtheilen, in welches Wespennest er bei Novara mit einem möglicherweise ungenügenden Theil seiner Heeresmacht stach. Schwerer ist gewiß zu rechtfertigen, daß er nicht daran dachte, sein gesammtes Heer zwischen Vigevano und Mortara zu sammeln, um einen solchen Angriff etwas später mit gesammter Macht zu unternehmen. Um so mehr, da er sich sehr bald entschloß, ein ähnliches Unternehmen, einen Flanken-Angriff auf des Feindes Heeresmacht, auf dem linken Ufer des Ticino auszuführen. Er wagte auf dem rechten Ufer dieses Flusses nicht mehr als auf dem linken, denn der Rückzug über Vigevano blieb ihm stets gesichert, und er konnte bei Novara einen ungleich größeren Erfolg erfechten als bei Magenta. Schon am 3. konnte er fünf Heertheile dazu vereinigt haben. Clam-Gallas, dessen erste Division eben von Mai-

Digitized by Google

land her bei Magenta und Buffalora eintraf, hätte den Uebergang über den Ticino vertheidigt. Und hatten etwa zur Zeit, wo Gyulai's Angriff erfolgte, die Franzosen diesen Widerstand schon überwältigt, waren sie schon zum Theil über den Ticino gegangen: desto schlimmer für sie! Was hielt Gyulai ab? Fürchtete er etwa Baraguay d'Hilliers in seinem Rücken? Dieser konnte doch so schnell nicht über den Po kommen; und Gyulai konnte den Heertheil Benedeck's gegen ihn verwenden.

Wie dem auch sei: Gyulai wollte der feindlichen Umgehung erst auf dem linken Ufer des Ticino durch einen Angriff begegnen und führte seine Truppen in der Nacht vom 2. zum 3. bei Vigevano und Bereguardo über diesen Fluß zurück.[14])

Aber auch auf dem linken Ufer des Ticino wuchsen ihm die Dinge sofort gewaltig zu Häupten; es geschah Manches, worin sich verrieth, daß Gyulai's Feldherrn-Ansehen im Heere bereits tief gesunken, seine Autorität wankend geworden war; aus einer höheren Region vom „kaiserlich-königlichen Hoflager" her wurde unmittelbar in die Operationen eingegriffen, und zwar in solcher Weise, daß sich darin die unselige, rathlose Zerfahrenheit auch der dortigen Zustände offenbarte. Die Maaßregeln des Feldherrn wurden durchkreuzt, ohne daß andere an die Stelle getreten wären; man beschränkte sich darauf, die im Heere gebietende Autorität zu lähmen, anstatt sie entweder folgerichtig zu unterstützen oder durch eine andere zu ersetzen.

Die schöne steinerne Ticino-Brücke bei Buffalora, über welche die Eisenbahn von Turin nach Mailand führt, war auf dem rechten Ufer durch einen seit Wochen gebauten Brückenkopf gedeckt. Natürlich hatte man darauf gerechnet daß er vertheidigt werde, Graf Clam hielt ihn aber nicht für haltbar, und zog die Truppen daraus zurück, sehr gegen den Wunsch und Willen des Oberfeldherrn, und ohne diesen zu fragen. Natürlich hätte nun wenigstens die Brücke gesprengt werden müssen; das wurde auch versucht, gelang aber nicht; eine zu schwach geladene Mine beschädigte die Brücke nur unbedeutend, und wiewohl man noch weitere 24 Stunden, unbehindert vom Feinde, Herr des Passes blieb, wurde der Versuch nicht wiederholt. Man hatte kein Pulver mehr zu verwenden, telegraphirte nach Mailand, und erhielt die seltsam klingende Antwort, daß auch in dem dortigen, mit vielen Kanonen ausgerüsteten Castell kein Pulver vorräthig sei.

Digitized by Google

Der eigentliche Grund, der Clam bestimmte, den Brückenkopf zu verlassen, mag wohl gewesen sein, daß diese Schanzen von der einzigen passenden Stellung für einen größeren Heertheil, die sich in der dortigen Gegend findet, zu entfernt lagen, um von ihr aus zweckmäßig unterstützt zu werden. Clam ordnete nämlich seine Schaaren eine Viertelmeile vom Fluß, auf dem Thalrand bei Magenta, der sich, wenn auch nicht sehr hoch, doch beherrschend über den feuchten Wiesengrund des Thals erhebt, und hatte hier den schiffbaren Canal vor sich, der, gleichlaufend mit dem Fluß, am Fuß des Abhangs und in diesen selbst eingeschnitten, durch das Tiefgelände geht.

Unterdessen hatte Mac-Mahon (am 3.) schon bei Turbigo, eine Meile unterhalb Magenta den Uebergang sowohl über den Ticino als über den Schiffahrts-Canal erzwungen, die Truppen, die ihm Clam entgegensendete, mit Verlust zurückgetrieben, und auf dem linken Ufer festen Fuß gefaßt.

Gyulai war denselben Tag bemüht, sein Heer am Ticino unterhalb Magenta zur Schlacht zu sammeln: über die Art und Weise aber, in welcher er diese zu liefern gedachte, war er bald nicht mehr Herr. Er hatte erwartet, der Brückenkopf vor Buffalora werde wenigstens einige Stunden gehalten, die Brücke dann gesprengt werden; inzwischen wollte er, wie ein Artikel der Allgemeinen Militär-Zeitung versichert, der wahrscheinlich wenigstens mittelbar von ihm selbst herrührt, sein Heer, „in Kreuzform" aufgestellt, ein Corps an der Spitze, drei in der Front und zwei in Reserve, am unteren Ticino sammeln, um „durch einen einfachen Vormarsch gegen Magenta" jeden Feind, der sich über den Ticino vorwagte, in der Flanke anzugreifen.

Aber die Brücke fiel unversehrt in Feindes Hand. Abweichend von den eben angedeuteten Anordnungen mußte sich Ed. Liechtenstein schon am 3. in der Vertheidigungs-Stellung bei Magenta mit Clam vereinigen — und nun gerieth vollends, wie es scheint, ohne Gyulai's Schuld, sogar die Vereinigung des Heeres, die unter allen Bedingungen eine Nothwendigkeit war, in der seltsamsten Weise in's Stocken.

Allem Anschein nach war man in der Umgebung des Kaisers Franz Joseph zu Verona sehr unruhig geworden. Heß, eilig von dort gesandt, traf in Bereguardo mit Gyulai zusammen —: aber nicht, um nun die Zügel des Regiments kräftig zu ergreifen, sondern

Digitized by Google

nur, um mit diesem General zu sprechen. Die Welt hat noch nicht erfahren zu welchem Ende, oder ob Heß auch mit irgend einer genügenden Autorität ausgestattet war; wie es scheint, ging weder sein Auftrag noch seine Vollmacht weit genug. In der Erwartung aber, daß aus diesem Zwiegespräch irgend ein veränderter Entschluß hervorgehen könnte, erhielten die Truppen, die von verschiedenen Seiten herbeizogen, plötzlich den Befehl, anzuhalten und bis auf Weiteres stehen zu bleiben, wo sie eben wären. Das war und blieb jedoch das einzige Ergebniß der Feldherrn-Conferenz; es wurden keine veränderten Beschlüsse gefaßt; die Truppen erhielten den Befehl, die unterbrochene Bewegung fortzusetzen: aber die verlorenen Stunden waren nicht wieder einzubringen, und die Folge war, daß die Heertheile, die von den entfernteren Punkten herangezogen wurden — Stadion von Fallavechia, Benedeck von Bereguardo, Schaffgotsch aus seinen Stellungen östlich von Pavia her, zusammen fast die Hälfte des Heeres bildend — nicht mehr rechtzeitig zur Schlacht eintreffen konnten. [15])

So brach der vierte Juni an, der Tag der Schlacht bei Magenta, an welchem Napoleon, wie aus seinen Anordnungen sehr bestimmt hervorgeht, eben gar nicht auf eine Schlacht rechnete, sondern nur auf ein Gefecht mit einem starken österreichischen Nachtrab bei Magenta, der auf der geraden Straße über die Brücke von Buffalora angegriffen, durch Mac-Mahon von Turbigo her umgangen werden sollte. Von solchen Vorstellungen ausgehend, wollte der Heeresfürst der Franzosen nicht einmal sein ganzes Heer über den Ticino vorrücken lassen; Niel und zwei sardinische Divisionen — also fünf Divisionen von den vierzehn, die überhaupt zur Verfügung standen, mehr als ein Drittheil der gesammten Macht — sollten vorläufig rückwärts bei Novara und Galliate stehen bleiben. Nur Mac-Mahon's Heertheil, eine Garde-Division und zwei Divisionen Sardinier gingen über Turbigo vor; eine Garde-Division und die drei, welche den Heertheil Canrobert's bildeten, über die Brücke von Buffalora. Und selbst diese Abtheilungen zogen, wie zu einem Reisemarsch, mit großen Zwischenräumen daher, so daß sie nur sehr einzeln und nach und nach auf dem Schlachtfelde eintrafen. Diese Umstände sind es, welche die Aufgabe des Tages für die Franzosen schwierig gemacht und den Kampf lange in der Schwebe erhalten haben, obgleich

Digitized by Google

die Anordnungen der Oesterreicher den vielfachen Tadel, den sie von allen Seiten erfahren haben, wenigstens zum Theil wohl verdienen mochten.

Gyulai muß hier doch zwischen 70 und 80,000 Mann zur Verfügung gehabt haben, da die Heertheile der Oesterreicher, nach deren eignen Angaben, fünf Wochen früher im Durchschnitt 24,000 Mann stark über den Ticino vorgerückt waren. Der Feldherr erwartete, wie er selbst sagt, den Hauptangriff von Turbigo her, und verwendete außer den beiden Heertheilen, die dort bereits standen, auch noch den unter Zobel zur Vertheidigung der Stellung auf der Höhe bei Magenta, die, obgleich im Haken zurückgebogen, theils am Canal entlang westwärts, theils der Eisenbahn nach Mailand gleichlaufend nordwärts gewendet, doch auf dem rechten Flügel, welchem der feste Stützpunkt fehlte, der Umgehung ausgesetzt blieb. — Mit dem Heertheil Schwarzenberg's — vier Brigaden — ging Gyulai im Thalgrund des Ticino vor, um die feindliche Heeresmacht, die über die Brücke von Buffalora gegen Magenta heranrückte, und die er für eine untergeordnete Nebencolonne hielt, in der Flanke anzufallen. Zur Zeit, als dieser Angriff begann, war vom Feinde noch nichts über den Ticino gekommen, als die einzige Garde-Division Mellinet, die noch dazu größtentheils in einen heftigen Kampf mit den Truppen Ed. Liechtenstein's um die Brücken über den Schiffahrts-Canal (ponte nuovo und ponte vecchio di Magenta) verwickelt war. Schon war es den Franzosen sogar gelungen, die neue Brücke zu erobern, und Garde-Bataillone drangen über den Canal gegen das Dorf Magenta vor. Dem Seitenangriff unter Schwarzenberg zu begegnen, standen in Folge dessen nur ein paar Bataillone zu Gebote; von Canrobert, der nachrücken sollte, war weit und breit nichts zu sehen. Der Augenblick mußte dem Kaiser der Franzosen den Eindruck eines sehr bedenklichen machen; um so mehr, da auch auf der anderen Seite, wo Mac-Mahon angriff, das Feuer plötzlich schwieg. Mac-Mahon hatte nämlich die Truppen Clam's aus ihren vorgeschobenen Stellungen siegreich vertrieben, hielt aber der Hauptstellung gegenüber in seinem Angriff inne, weil er eine sehr überlegene Macht vor sich hatte. Er wartete auf seine nachrückenden Truppen. Napoleon III. sendete Adjutanten aus, Canrobert zu suchen, oder die ersten besten Truppen herbeizuführen, deren sie habhaft werden könnten; selbst

was von Niel's Heertheil, der nach der ursprünglichen Disposition gar nicht über den Ticino vorrücken sollte, irgend erreichbar war. Gyulai ließ auch von den Höhen, von Magenta her, die Division Reischach (von Zobel's Heertheil) — eine überlegene Macht — zum Angriff übergehen, auf die französischen Gardebataillone, die über den Canal vordrangen. Wirklich wurden diese Bataillone wieder bis an und selbst über die neue Brücke zurückgeworfen, und die Oesterreicher eroberten bei dieser Gelegenheit die Eine vielgenannte Kanone; weitere Erfolge vermochten sie nicht zu erfechten; sie trafen unverkennbar einen sehr tüchtigen Gegner!

Der Seitenangriff im Thalgrund des Ticino, den Gyulai selbst leitete, erfolgte in sehr zerstückelter Weise, so daß die eine Brigade (Kintzl) bereits eine vollständige Niederlage erlitten hatte, ehe die drei andern heran waren, und als bei den französischen Garden nach und nach eine Division von Niel's und zwei von Canrobert's Heertheil eingetroffen waren, gingen sie mit Glück gegen Gyulai wie gegen Reischach zum Angriff über. Auf der anderen Seite, von Turbigo her, warf Mac-Mahon, so wie er seine Truppen beisammen hatte, was die Oesterreicher geduldig abwarteten, Clam und Liechtenstein aus ihrer Stellung rechts von Magenta vollständig hinaus über Corbetta zurück, und zwar in großer Unordnung, wie aus den österreichischen Berichten hervorgeht, da die Führer gestehen, daß ihre Bataillone eins in's andere gemischt, vollständig durcheinander gekommen waren[16]).

Gyulai, selbst auf Robecco zurückgeworfen, hatte nichts Geringeres vor, als den Kampf am folgenden Tage zu erneuern, da nun auch Stadion und Benedeck nahe genug heran waren, um Antheil daran zu nehmen: — da mußte er zu seinem Erstaunen erfahren, daß Clam und Liechtenstein in der Nacht schon den weiteren Rückzug angetreten hatten, ohne seine Befehle abzuwarten, ohne ihn zu fragen, ja ohne ihn bei Zeiten zu benachrichtigen. Der Sache nach mochten die Herren wohl Recht haben; ihre Truppen waren schwerlich in der Verfassung, sofort einen neuen Kampf beginnen zu können, sie mochten somit ganz gute Gründe haben, für die nächsten Tage jedes Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden. Die Angriffsbefehle, die ihnen Gyulai zusendete, beruhten wohl auf einem Irrthum, dem der unerfahrene, mit dem Ernst des

Digitized by Google

Krieges unbekannte, wie unter den Schriftstellern Heinrich Bülow, nicht selten verfällt; auf dem Wahn nämlich, daß man eine, oder nach Gelegenheit auch mehrere Schlachten verlieren könne, ohne sich nachher physisch und moralisch irgend schlechter zu befinden als vorher; daß man auch mit geschlagenen Truppen ohne Weiteres Alles und Jedes ausführen könne, was man allenfalls mit siegreichen wagen dürfte. Als ob Soldaten Schachsteine wären, deren Selbstvertrauen allerdings durch eine verlorene Partie nicht erschüttert wird!

Dennoch aber verräth das Verfahren dieser Generale in seiner eigenthümlichen Form, nur allzusehr, wie locker und unhaltbar alle Verhältnisse des Heerbefehls bereits geworden waren [17]).

Die Verbündeten hatten, so weit sich nachrechnen läßt, gegen 80,000 Mann in das Gefecht gebracht. Man kämpfte also, nachdem die Oesterreicher ihre anfängliche Ueberlegenheit nicht benutzt hatten, zuletzt mit ziemlich gleichen Kräften. Die österreichische Armee hatte sich im Ganzen gut geschlagen, doch aber, neben 6000 Todten und Verwundeten, auch hier wieder viele Gefangene verloren, nämlich 4000; ein Umstand, der nie günstig gedeutet werden kann, hier aber deshalb sehr bedenklich aussehen mußte, weil sich ergiebt, daß die Gefangenen meist Italiener und Ungarn waren, die beiderseits nicht ungern in Gefangenschaft fielen, und ihr sogar, wie Augenzeugen berichten, nicht selten freiwillig entgegengingen!

Ueber die folgenden Kriegsereignisse müssen wir flüchtiger hinweggehen; theils dürfen wir die Grenzen nicht überschreiten, die uns an diesem Orte gesteckt sind; theils sind die Ereignisse in ihren Einzelnheiten noch nicht hinreichend aufgeklärt.

Mailand mußte nun so eilig geräumt werden, daß man nicht Zeit behielt, die Eisenbahn dorthin zu zerstören, und 41 Kanonen im Castell stehen ließ. Der Rückzug ging auf der sogenannten unteren Straße, den Po entlang, nach dem Mincio, wobei Benedeck (am 8. Juni), bei Melegnano aufgestellt, ihn zu decken, gegen den zur verbündeten Hauptmacht herangezogenen Baraguay d'Hilliers und Mac-Mahon ein unglückliches Gefecht bestand. Auf dem Rückzug, wie schon früher, zeigte sich die österreichische Heeresverwaltung in ihrer alten, schwerfälligen Unbehülflichkeit; die Truppen darbten im reichen Lande, und alle Zeugen berichten einstimmig, daß die Hospitäler sich in einem sehr ungenügenden Zustand befan-

Digitized by Google

den. Auch Piacenza wurde geräumt, man sprengte die Festungswerke, und gab dort Manches an Kriegsbedarf verloren, so, daß es schien, als habe man jede Hoffnung aufgegeben, bald wieder siegreich in diese Gegenden zurückzukehren.

Gyulai mußte den Oberbefehl niederlegen: das war in mehr als Einer Beziehung eine unbedingte Nothwendigkeit geworden. Der ritterliche junge Kaiser Franz Joseph trat selbst an die Spitze des Heeres, der F. Z. M. Heß stand ihm zur Seite. War nun damit die eigentliche Leitung der Operationen wirklich in die Hand dieses Letzteren gelegt? Nichts weniger als das! Es stand vielmehr um die Einheit des Oberbefehls schlimmer als je zuvor. Eine ganze Reihe anderer vertrauter Strategen, Rathgeber und Faiseurs behauptete sich neben ihm in der unmittelbaren Umgebung, im militärischen Cabinet des Kaisers; keiner dieser Herren hatte ein bestimmtes Amt im Heere, keiner mithin eine bestimmte Verantwortlichkeit; aber jeder hatte ein Wort mitzureden. Es waren meist Leute, die sich zu ganz anderen Ansichten bekannten als Heß, seine Gegner, zum Theil seine Feinde, wie ganz offenkundig war. Die endlose Discussion in diesem fortwährenden, nie schweigenden Kriegsrath konnte gewiß den, der ein selbständiges, durchgreifendes Urtheil nicht mitbrachte, nur mehr und mehr verwirren, die Entscheidung stets unsicherer machen. Auf Klarheit des Wollens und folgerichtige Leitung des Heers in Einem bestimmten Sinn, war unter diesen Bedingungen wohl nicht zu rechnen: und in der That sehen wir Anordnungen, die einander geradezu widersprechen und eine die andere aufheben, rasch aufeinander folgen.

Eine der zunächst getroffenen Maaßregeln scheint zu beweisen, daß man sich wohl sagte, wie entscheidend eine Umgehung der österreichischen Stellungen am Mincio und an der Etsch durch das päpstliche Gebiet werden könnte. Es wurden nämlich jetzt, so wie der Feind sich den Grenzen des Kirchenstaats näherte, alle österreichischen Besatzungen mit einiger Uebereilung aus den Marken und Legationen zurückgezogen; und zwar nicht blos aus den seit 1849 besetzt gehaltenen Orten, wie Ancona und Bologna, sondern auch aus der kleinen Festung Comacchio und der Citadelle von Ferrara, wo Oesterreich kraft älterer Verträge ein Besatzungsrecht hatte. Diese unerwarteten Anordnungen konnten wohl kaum einen anderen Grund haben als den, daß man durch die Abberufung der eigenen Truppen auch dem

Digitized by Google

Gegner die erneute Verpflichtung auferlegen wollte, die Neutralität jenes Gebiets auch seinerseits zu achten. Die österreichischen Besatzungen sollten dem Feinde nicht ein Vorwand werden, sie dort im Lande aufzusuchen und anzugreifen, um sich dann selbst in seinen weiteren Unternehmungen auf das nicht mehr neutrale, erkämpfte Gebiet zu stützen.

Die Männer vom Fach, die dem Gang der militärischen Ereignisse aufmerksam folgten, sahen mit einiger Verwunderung, daß die österreichische Armee sofort über den Mincio zurückging, ohne daß sie den Versuch gemacht hätte, den Feind am Chiese oder in der sehr schönen Stellung von Lonato und Castiglione (delle Stiviere) aufzuhalten. Und doch war eine Aufstellung dort wohl das wirksamste Mittel, dem Feinde den Uebergang über den Fluß zu wehren. Auch war die österreichische Armee noch nicht in der Lage, auf den Kampf im freien Felde verzichten zu müssen; fast die Hälfte derselben war noch nicht ernsthaft in's Gefecht gekommen; sie durfte jetzt, so gut wie bei Magenta, auf einen Sieg hoffen. Wollte sie aber das Glück der Waffen noch einmal versuchen, so konnte sie sich keine günstigere Stellung wünschen, als die bei Castiglione, auf dem äußersten Rand der Höhen, die den Garda-See einschließen, die weite Ebene der Lombardei zu ihren Füßen, und zwar ein weniger angebautes, weniger durchschnittenes Gelände, als sich sonst wo in Ober-Italien findet, so daß sich hier auch für Geschütz und Reiterei ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit zeigt. Auch erhielt das Heer zu dieser Zeit neue, bedeutende Verstärkungen. Eine Brigade des sechsten Armeecorps und das ganze elfte unter dem F. M. L. Wernhardt, zu dem auch einige Regimenter des zehnten gestoßen waren, endlich zwei Reiter-Divisionen trafen aus dem Innern der Monarchie ein, so daß jetzt mehr als zwei Dritttheile aller Streitkräfte, die Oesterreich überhaupt aufbringen konnte, auf engem Raum in Ober-Italien vereinigt waren.[18])

Dennoch wich das Heer bis über den Mincio, und es fragt sich, mit welchem Grad von Energie man das linke Ufer dieses Flusses behaupten, wie weit man die Vertheidigung desselben treiben wollte. Wie verlautet, soll die Absicht dahin gegangen sein, im Fall der Uebergang dem Feinde gelang, das eigne Heer an der Etsch und unter den Kanonen von Verona zu sammeln. Das konnte kaum einen an-

Digitized by Google

dern Sinn haben, als daß man warten wollte, bis die feindlichen Streitkräfte theilweise zur Einschließung der Festungen verwendet, mithin zersplittert waren, um dann wieder zum Angriff überzugehen.[19])

Ganz plötzlich aber wurde in dem, seit dem 20. Juni von Verona nach Villafranca verlegten kaiserlichen Hauptquartier ein gerade entgegengesetzter Entschluß gefaßt, durch den Alles, was in den letzten Tagen geschehen war, als verkehrt und fehlerhaft verurtheilt wurde, indem man sich bemühte, es wieder ungeschehen zu machen. Man beschloß, wieder über den Mincio vorzugehen, dem Feind entgegen, der unterdessen bis an den Chiese nachgerückt war. Die Absicht war, wie die österreichischen Berichte wiederholt andeuten, die kaum verlassene Stellung von Castiglione wieder einzunehmen, um dort den Feind zu erwarten, was doch nicht eigentlich eine „erneute Offensive" gewesen wäre, obgleich das Unternehmen so genannt wird. Der F. Z. M. Heß soll dagegen gewesen sein; — er wurde von den Mitgliedern der Grafencoterie überstimmt, die ihm auch diesmal wieder die Leitung der Operationen aus den Händen zu winden wußten.[20])

Was sich aber auch sonst für oder gegen den angenommenen Entwurf mochte sagen lassen, die Erfahrung sollte bald beweisen, daß es jetzt bereits zu spät sei, ihn auszuführen; Oesterreichs Heer vermochte die früher aufgegebene Stellung nicht mehr vor dem Feinde zu erreichen.

Die zahlreichen Abtheilungen, aus denen es bestand, jetzt gruppenweise als zweite und erste Armee unter den Befehlen der Generale Schlick und Wimpfen zusammengefaßt, gingen am 23. Juni auf mehreren Punkten über den Mincio vorwärts. Am Abend stand der rechte Flügel unter Benedeck bei Pozzolengo in dem Hügellande am Garda-See; die Mitte unter Schlick's unmittelbarem Befehl hatte in drei Staffeln Solferino (Stadion), Cavriana (Clam-Gallas) und Volta (Zobel) erreicht, auch noch in den Hügeln, aber ihrem südlichen Abhang nahe. Die erste Armee unter Wimpfen, oder der linke Flügel, hatte in der Ebene gegen Süden die Heertheile E. Schwarzenberg und Schaffgotsch nebst einer verhältnißmäßig zahlreichen Reiterei bis nach Guiddizolo vorgeschoben, und hinter ihnen Wernhardt's Bataillone als Rückhalt bei Cereto aufgestellt.

Digitized by Google

Von diesen Punkten aus hoffte man am folgenden Tage den westlichen Rand der Höhen bei Lonato und Castiglione zu erreichen, wo man denn am 25. dem Angriff in der besten Verfassung entgegensehen konnte. Ohne Zweifel hatte Wimpfen den Auftrag, den Feind, der die Höhen angriff, alsdann auf dessen rechtem Flügel zu umgehen, und seine Niederlage durch einen Gegenangriff in seine Flanke herbeizuführen.

Der Feind wartete aber nicht, bis diese wohlberechneten Vorbereitungen zu Stande gebracht waren. Sehr genau unterrichtet von Allem, was vorging, ließ Napoleon III. sein Heer am Johannistage (24.) mit dem grauenden Morgen am Chiese aufbrechen und zog in das Hügelland hinein, den Oesterreichern entgegen, um sie anzugreifen. Zur Linken gingen die Sardinier auf der Straße von Brescia her über Desenzano gegen Benedeck vor; auf die Mitte, wo allerdings die Entscheidung lag, richtete Napoleon III. die Heertheile unter Baraguay d'Hilliers und Mac-Mahon nebst seinen Garden. Canrobert und Niel warfen sich in der Ebene auf Wimpfen's Schaaren. So sahen sich die Oesterreicher, anstatt den Feind in einer wohl vorbereiteten Stellung zu empfangen, in ihren Marschlagern angegriffen, auf den Ruhepunkten, die sie blos für die Nacht gewählt hatten. Die Gefechte, die man unter dem Namen der Schlacht von Solferino zusammenfaßt, zerfielen eigentlich in drei gleichzeitige Schlachten, die untereinander kaum mehr in taktischem Zusammenhang standen, als die Schlachten von Ligny und Quatrebras. — Wo der Kampf sich in solcher Weise über ein Meilen weites Schlachtfeld ausdehnt, wird die einheitliche obere Leitung ungemein schwierig; sie muß sich auf die allgemeinsten Anordnungen im Großen beschränken; sie wird weniger wirksam, als auf einem engeren Felde; die eigentliche Führung des Kampfes und der Erfolg liegen mehr in den Händen der Führer zweiter Ordnung. Das bringt die Natur der Dinge so mit sich. Hier aber glauben wir doch in dieser Beziehung noch mehr zu gewahren, als durch die Verhältnisse geboten war. Die höhere, einheitliche Leitung scheint auf Seiten der Oesterreicher vollständig aufgehört, die Thätigkeit des höchsten Hauptquartiers sich lediglich auf ein rathloses Zusehen beschränkt zu haben; nirgends, weder in den Ereignissen noch in den österreichischen Berichten zeigt sich eine Spur von einer das Ganze umfassenden

Digitized by Google

Leitung, — bis dann zuletzt der Befehl zu dem unvermeidlich gewordenen allgemeinen Rückzug allerdings von der Central-Autorität ausging.[21])

In der Mitte gingen die Stellungen von Solferino und Cavriana nach einander verloren. In der Ebene hätte Wimpfen vielleicht bedeutende Erfolge erkämpfen können, wenn er seine ansehnliche Ueberlegenheit entschlossen und rasch benutzte, denn er hatte Stunden lang nur den Marschall Niel vor sich. Canrobert hielt sich nämlich, wie ihm Napoleon befohlen hatte, lange Zeit und vielleicht länger als billig, bei Castel Goffredo in Bereitschaft, eine österreichische Umgehungscolonne zu empfangen, die von Asola herkommen sollte. In der That war dem Fürsten Ed. Liechtenstein befohlen worden, von Mantua aus über Marcaria und Asola in Flanke und Rücken des Feindes zu operiren; aber die Oesterreicher erwarteten ihn vergebens wie ihre Gegner; er kam nicht. Auch Wimpfen verlor in den späteren Stunden des Tages Boden gegen die vereinte Macht Niel's und Canrobert's: da konnte es jedenfalls wenig helfen, daß Benedeck gegen die Sardinier im Vortheil blieb, wie von österreichischer Seite behauptet wird, und sehr wahrscheinlich ist, obgleich die Verbündeten es läugnen. Das österreichische Heer ging über den Mincio und bis unter die Kanonen von Verona zurück, nachdem es 22,000 Mann, darunter 9000 „Vermißte" (Gefangene), ferner 30 Kanonen, 4 Fahnen — und gewiß großentheils das Vertrauen zu der höheren Führung verloren hatte[22]).

Der Eindruck, den diese Niederlage überall in Oesterreich machte, war überwältigend. Sie rief so ziemlich bei allen Parteien Aeußerungen der Unzufriedenheit mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten hervor. Selbst die Ultramontanen ließen durch den bekannten Jesuiten, Pater Klinkowström von der Kanzel herab verkünden: ein Sieg sei nicht zu hoffen, so lange der Heerbefehl Ketzern — den Protestanten Heß und Wimpfen — anvertraut bleibe.

Wie man aber auch gesinnt sein mochte: — das große Publicum in Oesterreich erwartete durchaus, gleich dem ganzen übrigen Europa, den Kampf mit Hartnäckigkeit fortgesetzt zu sehen, und nicht ohne Besorgniß wendeten sich die Blicke Aller nach Ungarn, wo sich drohende Ereignisse vorzubereiten schienen. Ungarische Generale von 1849 errichteten unter dem Schutz der französischen Fahnen eine ungarische

Digitized by Google

Legion, und Frankreichs Flotte nahm die Insel Lusin Piccolo, nahe dem ungarischen Littorale, in Besitz. Da wurde ganz Europa plötzlich in eine fast beispiellose Verwunderung versetzt durch die Kunde, daß der Friede zu Villafranca geschlossen sei. Frankreich hatte ihn angeboten, Oesterreich um den Preis der Lombardei erkauft.

Wer sollte nicht staunen, daß Oesterreich nach so vielen überschwenglich großartigen und kühnen, ja unerhörten Redensarten sich sobald überwunden bekannte und in den Willen des Gegners fügte?!

Was Napoleon III. zum Frieden bestimmte, hat er selbst ganz unverholen ausgesprochen; es waren Preußens drohende Rüstungen. Sie mußten bei ihm um so schwerer in's Gewicht fallen, da ihn seine Art der Kriegführung eben jetzt in Ober-Italien auf einen Punkt geführt hatte, von dem aus nur sehr mühselig vorwärts zu kommen war, wenn er sich nicht entschloß, das päpstliche Gebiet zu betreten, um von dort aus den linken Flügel der österreichischen Stellungen zu umgehen. Aber wie ängstlich er darauf bedacht war, dies Gebiet zu meiden, zeigte er auch jetzt wieder, indem er den Heertheil des Prinzen Napoleon, der dienen konnte, eine solche Umgehung vorzubereiten, anstatt dessen auf Umwegen durch das Modenesische, auf das rechte Ufer des Mincio an sich heranzog. Entscheidende Erfolge nach einem großartigen Maaßstabe hatte er sich also auf diesem Kriegsschauplatz selbst untersagt, und eben weil er den Krieg nicht an die österreichische Donau zu verlegen vermochte, mußte er erwarten, ihn durch Preußen über den Rhein in das Innere von Frankreich getragen zu sehen. Ein rascher Friede war der beste Ausweg; Napoleon III. bot ihn mit der einen Hand, während er mit der andern bedeutsam mahnend auf Ungarn wies, und selbst Mittel noch zweideutigerer Art nicht verschmähte, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Aber was konnte Oesterreich bewegen, einen solchen Frieden durch das Opfer einer reichen und schönen Provinz zu erkaufen? Gerade in dem Augenblick, wo andere Mächte sich bereiteten, zu Oesterreichs Gunsten in den Kampf einzutreten! In welcher seltsamen Weise der Vertreter Oesterreichs zu Villafranca sich durch angeblich von den neutralen Mächten vorgeschlagene, noch ungünstigere Friedensbedingungen mystificiren ließ, ist hinreichend bekannt, aber

Digitized by Google

natürlich müssen doch im letzten Grunde andere, gewichtigere Motive den Entschluß bestimmt haben: — Motive, die bei näherer Erwägung nicht allzu schwer zu errathen sind.

Schon die inneren Zustände Oesterreichs, wie sie sich während der kurzen Kriegsperiode offenbarten, machten die Fortsetzung des Kampfes nicht rathsam. Selbst im Heer trat jenes Bedenkliche, auf das man von Anfang an gefaßt sein mußte, nun immer bestimmter hervor. Auf die italienischen Regimenter war nicht weiter zu rechnen, und auch die Bildung der ungarischen Legion im feindlichen Lager machte Fortschritte. Nur ganz flüchtig erwähnten die österreichischen Tagesblätter eines Morgens, daß in den Casernenhöfen zu Wien eine Anzahl kriegsgerichtlicher Todesurtheile vollzogen worden seien.

Darauf hin verbreitete sich von Wien aus nach allen Richtungen, eine sehr bedenkliche Kunde. Es sei, hieß es, je der zehnte Mann eines von der Armee in Italien zurückgesendeten Jägerbataillons gewesen, der da erschossen wurde. Das Bataillon habe in der Schlacht den Gehorsam verweigert. Zum Vorrücken in die Gefechtslinie befehligt, hätten die Leute Gewehr beim Fuß genommen und sich laut geweigert vorwärts zu gehen. Sie seien sofort vom Heere entfernt und durch Decimirung bestraft worden. Das Gerücht kam aus solcher Quelle und trat mit solcher Zuversicht auf, daß man in diplomatischen Kreisen an der Thatsache nicht zweifelte. — Doch selbst abgesehen von dem was hier vertraulich erzählt wurde, lautete schon die Nachricht bedenklich genug, welche die österreichischen Zeitungen brachten.[23])

Im Lande vollends regte sich gar manches Unerfreuliche, namentlich in Ungarn, und die Regierung hatte Ursache zu bereuen, daß sie, etwas übereilt, auch in diesem Königreich die Bildung von Freicorps veranlaßt hatte, die so schnell und so zahlreich zu Stande gekommen waren, daß man es nun selber bedenklich finden mußte. Die Unzufriedenheit, die sich ziemlich laut freilich, in den deutschen Kronländern zeigte, war wohl nicht in dem Sinn wie in Italien und theilweise in Ungarn, gegen die Regierung als solche, sondern gegen das herrschende System gerichtet: aber mit diesem System hatte sich die Regierung identificirt; gerade dies System galt es vor Allem unangefochten aufrecht zu erhalten; der Krieg durfte nicht fortgesetzt werden, wenn durch ihn das System, das er eigentlich zum

Digitized by Google

siegreich herrschenden in ganz Europa machen sollte, im Gegentheil selbst daheim gefährdet wurde. Zunächst aber glaubte sich die Regierung auch dieser Unzufriedenheit gegenüber waffnen zu müssen, und verhängte in Prag den Belagerungszustand.

Der eigentliche Grund aber, durch den man bestimmt wurde Frieden zu schließen war, wie die österreichischen Regierungsblätter mit einer bewunderungswürdigen Naivetät eingestanden, gerade daß Preußen sich rüstete, gegen Frankreich in die Schranken zu treten. Nämlich nicht als blind gehorchender Vasall Oesterreichs, sondern in selbständiger Weise, zur Abwehr französischer Suprematie, zur Wahrung aller wirklich deutschen Interessen. Das hatte man zu Wien nicht gewollt! Nicht Deutschlands Interessen galt es zu vertheidigen, sondern Oesterreichs System! Noch dazu mußte, wenn Preußen jetzt in den Kampf eintrat, die Leitung der deutschen Angelegenheiten mit einer gewissen Nothwendigkeit in die Hände dieses Staats fallen, denn Oesterreich hatte sie theils durch seine Niederlagen verscherzt, theils dadurch, daß es in die Unmöglichkeit versetzt war, ein irgend namhaftes und kriegstüchtiges Heer an den Rhein zu senden.

Man schloß den Frieden, weil, nicht Deutschland, sondern „Oesterreichs Stellung in Deutschland" gefährdet war; diese war, wie Oesterreichs Organe naiv hinzufügten, „mehr werth als die Lombardei," — nämlich für Oesterreich in seinem besonderen Interesse.

Weiter aber lag auch in den Friedensbedingungen, die Napoleon III. bot, wenigstens Ein Element, das sehr lockend scheinen konnte. Franz Joseph hatte geäußert, er wolle lieber eine Provinz aufgeben als die angefochtenen Verträge mit den italienischen Fürsten. Die Provinz forderte nun der Beherrscher Frankreichs allerdings; was aber Oesterreich in jenen Verträgen besaß, was dienen konnte das System des Wiener Cabinets in Italien aufrecht zu erhalten: das schien er in veränderter Form, sogar erweitert und verbessert zu bieten. In dem verheißenen italienischen Bunde nämlich. Nach einem solchen hatte der Fürst Metternich stets gestrebt, um sicher Italiens und seiner Geister Herr zu bleiben; von den Sonder-Verträgen mit Oesterreich hatte sich Sardinien stets unabhängig erhalten: in dem Bund schien das erwünschte Mittel geboten auch dieses

italienische Königreich „unschädlich zu machen," indem man es unter österreichische und päpstliche Bundes-Vormundschaft stellte. So schien der Feind gerade das anzutragen, was man vor Allem wollte, wenn doch einmal die jüngsten Riesenpläne Oesterreichs aufgegeben werden mußten, und wofür nun und nimmer ein Verbündeter das Schwert ziehen konnte. Vielleicht zeigte sich sogar die Aussicht, die Weltordnung des Wiener Cabinets im Bunde mit dem sinnesverwandten Kaiser der Franzosen auch in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen! Der Friede wurde geschlossen; er bildete den seltsamen Schluß eines seltsamen Schauspiels!

Während des Krieges hat es auch außerhalb Oesterreich nicht an Leuten gefehlt, die sich in Parteiblättern abmühten, uns nach jeder neuen Niederlage der Oesterreicher von Neuem zu beweisen, daß die geschlagene Armee sich der siegreichen in kriegerischer Tüchtigkeit weit überlegen gezeigt habe. Es habe nur an der höheren Führung gelegen.

Wir sind, wie schon gesagt, nicht durchaus dieser Ansicht und glauben vielmehr daß auch noch andere Elemente mitgewirkt haben ein solches, fortwährendes Mißlingen herbeizuführen. Fördernd, auf Seiten der Franzosen, eine bessere taktische Gliederung der Truppen-Körper, eine größere Gefechts-Gewandtheit der Officiere in Benutzung der Terrain-Verhältnisse im Kleinen, so wie augenblicklicher, günstiger Umstände. Auf Seiten Oesterreichs nachtheilig wirkend, daß man eben in diesen Beziehungen dem Feinde nicht gleich stand; — wir dürfen uns hier auf den eben erwähnten Erlaß des Kaisers berufen, der mit strengen Worten rügt was da fehlte, aber gewiß nicht im Augenblick nachzuholen, oder ohne Weiteres durch einen Tages-Befehl bei der Parole zu schaffen war. Auch wäre dann hier noch mehrfacher Mängel der Organisation, der Heeres-Verwaltung, — der Verwaltung überhaupt zu gedenken.

Doch lassen wir jene so oft laut, selbst leidenschaftlich ausgesprochene Ansicht einen Augenblick gelten — dann stehen wir vor der Frage: ist es denn etwa nur zufällig daß die obere Leitung so war, wie wir sie gesehen und erlebt haben?

Gewiß nicht! keineswegs! — Die Erscheinung hat vielmehr ihren tiefliegenden Grund in der Gesammt-Geschichte Oesterreichs wie sie sich gestaltet hat, seitdem mit Ferdinand II. ein engherziger

Digitized by Google

Ultramontanismus, des lebendigen Geistes Feind, zur Herrschaft gekommen war; in dem Zustand des Ganzen den sie geschaffen hat.

Wir glauben sagen zu dürfen: diese Art der Heeresleitung ist aus den gesammten staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen Oesterreichs, aus dem Geist der in dem Ganzen waltet, als ein nothwendiges Ergebniß hervorgegangen.

Wir dürfen wohl fragen, wo denn das Bessere herkommen sollte, bei einem Bildungswesen, das planmäßig darauf ausging, den Geist zu lähmen und die Charaktere zu brechen. Die kühne Hoffnung, daß diese Verhältnisse so bald von Grund aus umgestaltet werden könnten, hegt wohl Niemand; wir müssen uns daher darauf gefaßt machen, daß auch in künftigen Kriegen die Leitung der österreichischen Heere im Wesentlichen so beschaffen sein wird, wie wir sie in diesem letzten gesehen haben.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Kaum waren, nach dem erfolgreichen Feldzug von 1859, elf Jahre verflossen, da brach das napoleonische Kaiserreich zum dritten Mal zusammen. Es war an den Klippen gescheitert, die ein irgend aufmerksamer Beobachter schon im Jahr 1859 gewahren konnte. Weiblicher Einfluß hatte in der Zwischenzeit immer weiter geführt, auf der Bahn schlecht berechneter Begünstigung ultramontan-klerikaler Bestrebungen — und ein auswärtiger Krieg der unpopulär wurde, weil er unglücklich verlief, führte dann unmittelbar die Katastrophe herbei — nachdem die Armee zertrümmert war. Dieser letztere Umstand ist dabei gar sehr zu beachten. So lange nicht die Armee zertrümmert, oder — wie bei Metz — in ihrer Thätigkeit durchaus gelähmt war, konnte die Republik in Frankreich schwerlich in solcher Weise eingeführt werden wie geschehen ist.

Napoleon III. hatte sich in seiner auswärtigen Politik — deren Pläne öfter als man glauben sollte, in etwas phantastischer Weise in das Weite gingen — mehrfach verrechnet.

So zuerst in Beziehung auf die Expedition nach Mexiko, die bekanntlich dienen sollte die Ausführung sehr weit reichender aber etwas luftiger Pläne einzuleiten. Ein französisches Protectorat sollte sich von Mexiko aus über alle Staaten romanischer Zunge in Amerika ausdehnen. Napoleon wußte sehr wohl daß die siegreiche Selbständigkeit der conföderirten Südstaaten Nordamerika's, eine Spaltung der Vereinigten Staaten, die neue politische Combinationen herbeiführte, die nothwendige Bedingung des Gelingens war; er war demgemäß geneigt und bereit die Südstaaten selbst mit den Waffen zu unterstützen. Aber er wußte auch sehr wohl, daß er das nur im Verein mit England wagen konnte. Er rechnete auf England, und darin lag sein Irrthum — sein unverzeihlicher Irrthum dürfte man wohl sagen; denn er konnte und mußte wissen, daß Lord Palmerston und Russel nicht die Leute dazu waren sich auf so weit aussehende Dinge einzulassen. Der schlechte Erfolg dieses Unternehmens hat dem Kaiserreich ganz unberechenbar geschadet — denn nichts verzeiht die National-Eitelkeit des französischen Volks weniger als ein solches Mißlingen in dem Frankreich in einer oder anderer Weise gedemüthigt scheint.

Ein zweites Mal verrechnete sich Napoleon in Beziehung auf den Zwist um die Elbherzogthümer. Er hatte sich ein falsches Bild von der Politik Preußens

Digitized by Google

gemacht, und hielt namentlich den Staatsmann der in Preußen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, für ein Mitglied und ein Werkzeug einer unbedingt reactionären Partei. In Folge dessen glaubte er, daß die preußischen Truppen — im Verein mit Oesterreichern — eigentlich nur um jede deutsche und liberale Bewegung in den Elbherzogthümern zu unterdrücken, und diese Lande schließlich in einer oder anderer Weise den Dänen wieder auszuliefern, an die Eider rückten. Daß er solchem Irrthum verfiel, läßt sich wohl erklären, wenn man sich erinnert wie weit verbreitet Befürchtungen dieses Inhalts zur Zeit auch in Deutschland waren. Lenkte die Politik Preußens in solche Bahnen, dann wollte Napoleon als der wahre Schirmvogt aller echt deutschen Interessen auftreten, und sich der Selbständigkeit der streitigen Herzogthümer unter einem deutschen Fürsten annehmen. Das dankbare Deutschland konnte ihm dann, so glaubte er, als Lohn für solche That, die deutschen Lande auf dem linken Rheinufer nicht versagen, besonders da doch nur Preußen sie verloren hätte. Die erregte Phantasie, die sich in erwünschten Vorstellungen erging, glaubte sogar noch Größeres, noch schönere Möglichkeiten in nicht all' zu großer Ferne zu sehen: einen Deutschen Bund von dem Oesterreich und Preußen, als den deutschen Interessen untreu geworden, ausgeschlossen wären; mit anderen Worten, einen wieder hergestellten Rheinbund unter französischem Protectorat. In welchem Umfang war dann Napoleon's I. großes Werk neu begründet und vollendet! — welche Befriedigung für das französische Volk. Der Neffe seines Onkels blieb daher auch taub gegen alle Aufforderungen zu Gunsten Dänemarks einzuschreiten, wie dringend sie auch wiederholt werden mochten. Wie er sich auf seinem Weg mit England abzufinden dachte, bleibt freilich ein Räthsel. Vorläufig hatten Palmerston und Russel keine Ahnung von seinen Plänen, und glaubten auch nicht daran, als sie von besser Unterrichteten darauf aufmerksam gemacht wurden.

Ein weiterer Rechnungsfehler lag dann der Haltung Napoleon's III. im Jahr 1866 zum Grunde Der französische Kaiser wünschte den Krieg Preußens gegen Oesterreich — ja er wollte ihn ausdrücklich, aber nur weil er überzeugt war daß Preußen in diesem Kampf unterliegen würde. Dann wollte er als Retter Preußens auftreten, — und sich dafür die deutschen Provinzen auf dem linken Rheinufer abtreten lassen. Er förderte in jeder Weise den Abschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Italien, weil er glaubte daß Preußen, ohne dieses Bündniß, nicht den Muth haben werde den Kampf mit Oesterreich aufzunehmen. Ob dieses Bündniß geschlossen wurde oder nicht, hing in der That großentheils von ihm ab, da zur Zeit General La Marmora an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Italiens stand — stets jedes Winks aus Paris gewärtig, und gewohnt erst dort anzufragen, sobald ein Entschluß von Bedeutung zu fassen war. — Als dann das Bündniß glücklich geschlossen und der Krieg unvermeidlich geworden war, suchte freilich Napoleon wieder die Kriegführung von Seiten Italiens so viel als möglich zu lähmen, damit Preußen in Deutschland um so gewisser besiegt werde. Der rasche Erfolg der preußischen Waffen war in Paris vollkommen unerwartet — und eben so unerwünscht! — Die großen, hoffnungsreichen Pläne Napoleon's waren damit für diesmal wieder zertrümmert!

Am verhängnißvollsten — wenn auch an sich nicht eben irrthümlicher als andere auch — sind die Rechnungsfehler geworden, die Napoleon (1870) veranlaßten Preußen in so frevelhafter Weise zum Kampf herauszufordern. Er bedurfte dieses

Digitized by Google

Krieges um seinen wankend gewordenen Thron neu zu befestigen, und hatte nicht entfernt einen Grund zu glauben, daß er etwa unpopulär werden könnte. Das war auch gerade dieser Krieg in den maaßgebenden Kreisen Frankreichs ganz und gar nicht, und um so weniger da der Erfolg in den Augen der Franzosen im Allgemeinen nicht im mindesten zweifelhaft, der Sieg selbstverständlich war. Die herrschende Stimmung war in Folge der Ereignisse von 1866 eine wesentlich andere geworden als 1859. Man muß gesehen haben wie vielfach man sich in den höheren gesellschaftlichen Kreisen in Frankreich durch die Erfolge der preußischen Waffen gereizt und verletzt fühlte, als seien diese Erfolge ein Frankreich zugefügtes Unrecht; wie namentlich auch die Damen sich gar nicht darüber beruhigen konnten daß irgendwo andere Fahnen als die französischen siegreich waren. — In den mittleren Regionen der bürgerlichen Gesellschaft sprach man wohl auch jetzt noch von den Segnungen des Friedens und den Nachtheilen jedes Krieges, aber der leichtsinnige Dünkel, das Verlangen Preußen zu demüthigen, überwogen auch in diesen Kreisen. Ein erster Erfolg, und hoch loderten vollends die Flammen der Begeisterung in ganz Frankreich empor! — Wie hätte man patriotisch geschwärmt für diesen g e r e c h t e n Krieg, der zum Zweck hatte die g e r e c h t e s t e n aller Forderungen zu befriedigen und dem französischen Reich seine natürliche Grenze, den Rhein wieder zu geben.

Erinnern wir uns nur wie die leichtfertigen Reden Gramont's und Olivier's in der französischen Deputirten-Kammer aufgenommen wurden; wie dieser Krieg zur Zeit selbst von den Wenigen beurtheilt wurde, die ihn, wie Thiers, widerriethen, oder von denen die ihn tadelten, als er unglücklich ging und weil er unglücklich ging. Hat je ein Franzose sich erkühnt zu sagen daß dieser Krieg ein ungerechter, daß er einfach ein Frevel war? — Keineswegs! — Man hat ihn nur als nicht „opportun" getadelt, als schlecht vorbereitet und eingeleitet. — Weder Thiers noch sonst wer hat je in einem anderen Sinn darüber gesprochen.

Napoleon rechnete auf Verbündete in diesem Kriege — nicht ganz ohne Grund. Er hatte in seinen Berechnungen nur einen Umstand übersehen. Er hatte nicht gehörig beachtet wie sehr die Entfaltung einer Macht Preußens wie sie sich im Jahr 1866 gezeigt hatte, als eine unerwartete Erscheinung überrascht und imponirt hatte Selbst wer Preußen und dem werdenden Deutschland feindlich gesinnt gegenüber stand, war vorsichtig geworden, und wollte erst sehen welche Wendung der Krieg wohl nehmen werde. Siegten die Franzosen bei Wörth und Spichern — dann hätten sich die Verbündeten wohl gefunden. Da sie in einer Weise besiegt wurden, die keinen Zweifel in Beziehung auf die Ueberlegenheit der deutschen Waffen ließ, wollte niemand mehr der Verbündete Frankreichs sein. Selbst der General La-Marmora der den Feldzug als amateur im Hauptquartier der französischen Armee mitmachen und den französischen Feldherren mit seinem Rath beistehen wollte, stellte die Reise dorthin ein.

Das französische Heer war zertrümmert — der Kaiserthron brach zusammen — die Republik wurde proclamirt, eigentlich blos weil die Entscheidung — wie in Frankreich in solchen Augenblicken immer — der Bevölkerung der pariser Vorstädte anheim fiel, und weil keine andere Combination zur Hand war.

Und ist nun die Republik in Frankreich einigermaaßen sicher begründet? — Versprechen die gegenwärtigen Zustände des Landes von Dauer zu sein? — Zu

Digitized by Google

wünschen wäre es, aber es scheint leider fraglich, obgleich die republikanische Verfassung sich bereits eine längere Reihe von Jahren erhalten hat als man erwartete, und darin schon eine gewisse Bürgschaft für die Zukunft gesehen werden könnte. Eine gewisse Schwäche der Republik liegt wohl darin daß diese gemäßigte, conservative, zahme Republik, den eigentlichen, entschiedenen Republikanern — die man vorzugsweise in den Arbeiter-Viertheilen zu Paris suchen muß — keineswegs auch nur entfernt genügt. Sie ist in den Augen dieser Republikaner gar keine Republik, sondern die Herrschaft der bourgeois, die „das Volk" unterdrücken; ihr Ideal sind und bleiben die Zustände von 1793; was sie wünschen und wollen hat die kurze Herrschaft der Commune gezeigt. —

Die gegenwärtige Republik kann diesen entschiedenen Republikanern gegenüber nur durch die Armee aufrecht erhalten werden; — und wird die Armee sie immer aufrecht erhalten wollen? — Das ist die Frage von deren Beantwortung durch die That die Zukunft Frankreichs abhängt.

Wir dürfen dabei nicht vergessen wie schroff geschieden in Frankreich die Armee und die bürgerliche Welt einander gegenüber stehen. Das Kaiserreich Napoleon's I. war der Armee genehm, weil es jedem Officier, und angeblich auch jedem Soldaten die glänzendsten Aussichten eröffnete, und weil überhaupt der Militair zu der Zeit allein in Frankreich etwas war und galt. — Die Herrschaft der Bourbons älterer Linie wollte dagegen der Armee durchaus nicht zusagen, schon weil diese Fürsten den Ruhm der napoleonischen Kriege, die stolzen Erinnerungen des Heeres, von sich wiesen und als Frevel betrachtet wissen wollten; der Emigrirten nicht zu gedenken, die als höhere Officiere eingeschoben wurden — oder der gardes du Corps, der Schweizer-Garden, mit denen sich die Bourbons umgaben, und die für die übrige Armee ein Gegenstand des Neides und des Hasses waren. Ueberhaupt sah die Armee den alten Hofadel an die Stelle treten, die, wie sie meinte, ihr gebührte, und sie fühlte sich vernachlässigt und zurückgesetzt. Nur die Garde-Regimenter ließen sich in den Juli-Tagen 1830 durch ihre, nach ihren politischen Gesinnungen gewählten Officiere bestimmen, für Karl X. zu fechten, und auch die nicht mit nachhaltiger Ausdauer. Die Linientruppen gingen sofort zum Volk über.

Auch das allzu bürgerliche Königthum Louis Philippe's gefiel der Armee nicht. Sie nahm wieder nicht die erste Stelle im Staat ein. „Péquins" — Philister — parlamentarische Schwätzer, hableurs, wie sie die Leute nannte, spielten die erste Rolle; die Armee fühlte keinen sonderlichen Beruf dieses Staatswesen und den Thron des Bürgerkönigs aufrecht zu erhalten. Sie sah ziemlich gleichgültig zu wie der Bau zusammenstürzte. Mit welchem Behagen jagte sie dagegen an dem berühmten 2. December die regierenden Péquins, die parlamentarischen Schwätzer auseinander! — Mit welchem Behagen trieb sie das Volk zu Paaren, als es sich darum handelte einen Napoleoniden, und mit ihm alle Erinnerungen und alle Ansprüche aus einer unvergeßlichen Zeit, auf den neu hergestellten Kaiserthron zu erheben!

So weit sich urtheilen läßt, scheint die Republik in Frankreich nur unter der Bedingung möglich zu sein, daß ein hochgeachteter Militär als Präsident an der Spitze stehe. Selbst Thiers vermochte sich als Präsident nicht zu behaupten. Jetzt geht Gambetta offenbar darauf aus früher oder später den Präsidenten-Stuhl einzunehmen. Er zeigt sich gemäßigt um es dem bourgeois recht zu machen. Sollte

Digitized by Google

es ihm gelingen, dann könnte wohl Napoleon IV. schöne Aussichten gewinnen, bei nächster Gelegenheit durch die Armee auf den Thron erhoben zu werden. Denn wie die französische Armee nun einmal für jetzt, und auch wohl noch auf lange Zeit ist, wird sie sich schwerlich unter der Herrschaft eines Péquins sonderlich befriedigt fühlen.

Sollte sich die Armee wieder einmal veranlaßt fühlen die Verfassung Frankreichs umzugestalten, wie am 18. Brumaire oder 2. December, so würde sie eben nur die Bevölkerung der pariser Arbeiter-Viertheile zu bekämpfen haben. Im ganzen übrigen Frankreich regt sich schwerlich auch nur eine Hand um die Republik zu vertheidigen. Darüber dürfen uns glänzende Reden, Ovationen und Huldigungen die den republikanischen Führern auf Rundreisen dargebracht werden, nicht täuschen.

Was die Republik erhält, ist, abgesehen von dem Umstand daß die monarchischen Parteien, drei an der Zahl, sich gegenseitig hemmen, genau dasselbe im öffentlichen Leben wirksame Element, durch welches das Kaiserthum lange gehalten worden ist, so wenig es beliebt sein mochte: die Scheu vor neuen Erschütterungen. Die Republik ist einmal da — deshalb läßt man es dabei bewenden, lieber als daß man es auf neue Gewaltthätigkeiten und Unruhen wagte. Aber jedes andere Staatswesen das ein Gewaltstreich unversehens an die Stelle der Republik gesetzt hätte, wäre dann auch eben da, und könnte nicht ohne neue Erschütterungen wieder beseitigt werden; man ließe es gelten. Um so bereitwilliger wenn es etwa durch einen Kampf mit den rothen Republikanern begründet worden wäre.

---

[1]) Mit dem was ich hier nach eigener Anschauung berichtet habe, möge man vergleichen was mein verstorbener, hochverehrter Freund, General v. Brand, in seinen Aufzeichnungen, von den Manoeuvren erzählt, denen er in Frankreich beigewohnt hat.

[2]) Es versteht sich wohl von selbst daß ich an dieser Stelle keineswegs die Ueberlegenheit gezogener Geschütze über glatte Rohre in Zweifel ziehen wollte. Ich wußte was in der preußischen Artillerie vorbereitet wurde. Was ich im Sinn hatte als ich diese Zeilen schrieb — und was ich auch darin angedeutet zu haben glaube — war, daß meines Erachtens, gezogene Geschütze Hinterlader sein mußten um zweckmäßig zu sein — und zumal wenn sie aus dem gewöhnlichen Stückgut hergestellt werden sollten, das so leicht durch Erhitzung weich wird.

[3]) Nach den gesetzlichen Vorschriften soll allerdings ein Drittheil der Officierstellen der Mannschaft vorbehalten bleiben, aber da es ganz dem Belieben des Obersten überlassen ist, welche Unterofficiere er in seinem Regiment zur Beförderung zu Officieren vorschlagen will, da ihn dabei keinerlei genauere gesetzliche Bestimmungen irgend beschränken, gestalten sich die Dinge in der Ausführung in solcher Weise, daß in der That nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Officiere aus der pflichtigen Mannschaft hervorgeht; aus denen die als Rekruten, als „Conscrits“ zum Regiment gekommen sind. — Es treten nämlich Jahr aus Jahr ein junge Leute aus den gebildeteren Ständen, um die Officier-Carriere zu machen, als Freiwillige, d. h. als gemeine Soldaten, unmittelbar bei den Regimentern ein. Das sind junge Leute denen das Aufnahme-Examen zu St. Cyr nicht gelungen ist, oder für die sich da keine Vacanzen zu gelegener Zeit gefunden haben, oder die aus irgend anderen, aus

Digitized by Google

Familiengründen, die Aufnahme in das Cadetten-Corps nicht gesucht haben. Diesen jungen Leuten wird natürlich das der Mannschaft vorbehaltene Drittheil der Officierstellen vorzugsweise zu Theil. Gleich vielen Generalen ist auch der Marschall Bazaine aus dieser Klasse hervorgegangen.

Ein Jeder, dem die wirklichen Verhältnisse in Frankreich irgend bekannt sind, konnte es freilich nur mit Lächeln vernehmen, daß so viele die bei uns gern die Armee nach französischem Zuschnitt reformirt hätten, triumphirend gerade Bazaine als Beispiel anführten, daß wirklich, wie Napoleon einmal gesagt hat, in der französischen Armee jeder gemeine Soldat den Feldmarschall-Stab in seinem Tornister trägt. — Bazaine ist der Sohn eines angesehenen und wohlhabenden Rechtsgelehrten, der eine bedeutende Stelle in der Magistratur inne hatte, und dessen Bruder, ein Zögling der pariser Polytechnischen Schule, es in Rußland, in dem militairisch-organisirten Civil-Ingenieur-Corps, bis zum General-Lieutenant gebracht hatte.

Die Zahl der Officiere die wirklich aus der pflichtigen Mannschaft hervorgeht ist in Wahrheit in der französischen Armee kaum größer als in der österreichischen oder zumal in der russischen. Die höchste Stufe die ein solcher „troupier" erreicht, wenn er nach langen Dienstjahren als Unterofficier endlich Officier geworden, ist Rang und Stellung eines Capitaine-aide-major, d. h. eines Bataillons-Adjutanten mit Hauptmanns-Rang. Für diese Stellung werden in Frankreich altgediente Feldwebel vorzugsweise geeignet gehalten, und sie fällt ihnen um so gewisser zu, weil die silbernen Epaulettes die der Capitaine-aide-major zur Unterscheidung von allen anderen Hauptleuten trägt, von den Officieren die auf höhere Stellungen im Heere hoffen, nicht eben gesucht werden.

Diese silbernen Epaulettes sind der Marschallstab den der Soldat in seinem Tornister hat.

[4]) Aus dem Gang der Ereignisse während des Feldzugs 1870—71, scheint sich zu ergeben daß ich die französische Generalität ein Jahrzehent früher, wohl etwas zu günstig beurtheilt haben könnte. Doch hat es den Franzosen in diesem letzten Kriege nicht sowohl an brauchbaren, selbständigen Divisions-Generalen gefehlt, als an tüchtigen Feldherren, die überhaupt und überall etwas selten sind.

Der französische Generalstab freilich hat sich sehr wenig bewährt — selbst den Handlanger-Diensten nicht gewachsen gezeigt, die von ihm erwartet wurden.

Eine gewisse Nachlässigkeit im Vorposten-Dienst, die auch manchen Nachtheil mit sich brachte, war nicht eigentlich etwas Neues in der französischen Armee. Sie tritt auch in den napoleonischen Feldzügen der glänzendsten Zeit an gar vielen Stellen bemerkbar genug hervor. Nur daß alle Nachtheile die daraus hervorgehen konnten, weit überwogen wurden durch die geniale Ueberlegenheit der höheren Führung — und überhaupt schon deshalb kaum in schwerwiegender Weise fühlbar werden konnten, weil die französische Armee immer die überlegene, immer in der Initiative blieb, das Gesetz gab auf dem Kriegsschauplatz, und die Ereignisse in raschem Gang erhielt. —

[5]) Selbst Portugiesen sind darunter, z. B. die Familie Sylva-Tarouca.

[6]) Springer sagt in seiner höchst werthvollen Geschichte Oesterreichs, der inneren Politik Oesterreichs habe keine solche Berechnung zum Grunde gelegen; man erweise ihr zu viel Ehre indem man dergleichen voraussetze. Es habe da eine vollkommene Gedankenlosigkeit gewaltet.

Digitized by Google

Ich kann natürlich nur den Eindruck wiedergeben, den der Gang dieser Politik den unterrichteten und denkenden Zeitgenossen machte.

[7]) Die Skizze der Kriegs-Ereignisse welche dieser letzte Abschnitt des Aufsatzes enthält, ist im Juli, August und September 1859 geschrieben, zu einer Zeit also wo selbst in Beziehung auf das Thatsächliche nur ein sehr ungenügendes Material vorlag. Es konnte hier also eigentlich nichts wiedergegeben werden als der Eindruck den die Ereignisse zur Zeit selbst in Deutschland und in ganz Europa machten, — das Urtheil über die Kriegführung wie sie sich auf beiden Seiten entfaltete, das sich im Augenblick der That bildete, gleichsam den Ereignissen auf der Spur folgte — und die in jenen Tagen herrschende Stimmung wie sie sich demnach gestaltete.

Jetzt, nach Jahren, sind wir natürlich über den Gang der Ereignisse besser unterrichtet — und selbst über die Motive des Handelns die im österreichischen Hauptquartier, in den verschiedenen Phasen des Feldzugs bestimmend wurden. Wir sind von österreichischer Seite, wenn auch nicht ganz vollständig und erschöpfend, doch in ausreichender und zuverlässiger Weise aufgeklärt worden. Von französischer Seite freilich nur in der rhetorisirenden Art auf die man von dorther gefaßt sein muß, und die nicht zu unbedingtem Glauben an die Treue der Darstellung auffordert. Man muß sich eben ein- für allemal sagen daß die französische Behandlung der Zeitgeschichte und vor Allem der Kriegsgeschichte nicht vorzugsweise zur Aufgabe hat die Wahrheit objectiv zu Tage zu bringen. Sie soll dem National-Gefühl genügen und wohlthun — und ist vielfach darauf berechnet in einem oder anderem Sinn erwünschte Stimmungen hervorzurufen. Wer in Frankreich einfach die Wahrheit sagen wollte, über Siege oder Niederlagen französischer Heere, liefe Gefahr als schlechter Franzose und Patriot verurtheilt und sehr übel behandelt zu werden. Darauf hat es auch Thiers nichts ankommen lassen.

Auf österreichischer Seite ist übrigens, beiläufig bemerkt, außer der von dem Generalstab redigirten Geschichte des Feldzugs, auch noch eine kleine Schrift die 1867 bei Otto Wigand in Leipzig erschienen ist —: „Der Feldzug in Italien 1859" in mancher Beziehung beachtenswerth, obgleich darin eine Erbitterung waltet die möglicherweise auch persönliche Gründe haben könnte. Sie rührt unstreitig von einem österreichischen Officier her, der den Feldzug in günstiger Stellung mitgemacht hat, und nach einigen Einzelnheiten zu schließen die beigebracht werden, vermuthlich von demjenigen Officier der zur Zeit Chef des Generalstabs bei dem 7. Armee-Corps (Zobel) war. —

Mit dem Material ausgerüstet das jetzt zur Verfügung steht wäre es natürlich sehr leicht gewesen diese flüchtig hingeworfene Skizze umzuarbeiten; aber welchen Zweck hätte das haben können? — Ueber den wirklichen Hergang ist man jetzt anderweitig genügend unterrichtet. So wie der Aufsatz im Spätsommer 1859 geschrieben wurde, kann er vielleicht als Zeichen seiner Zeit einiges Interesse in Anspruch nehmen; — als Ausdruck der Verwunderung welche der Verlauf des Feldzugs allgemein hervorrief — der Enttäuschung müssen wir wohl sagen. So hatte sich niemand die österreichische Kriegführung gedacht!

Groß, sehr groß, war die Verwunderung aller der ultramontan und reactionär Gesinnten, die damals den eigentlichen Anhang Oesterreichs außerhalb seiner eigenen Gränzen bildeten; — größer vielleicht noch die Verwunderung der wenigen Aus-

Digitized by Google

wärtigen, die da wußten welchen riesenhaften Plänen diese Kriegführung als Mittel der Ausführung dienen sollte.

[8]) Daß man suchen müsse die Piemontesen zu schlagen ehe die Franzosen herangekommen sein konnten, lag sehr nahe, so daß kaum irgend jemand darüber im Zweifel sein konnte. Auch dem Grafen Gyulai war dieser Gedanke nicht fremd geblieben, wie wir jetzt aus den Eingaben ersehen, die er (am 25. April) an die „Militär-Central-Kanzlei" zu Wien richtete. Auch dachte er sich nicht die feindliche Armee, wie damals ziemlich allgemein aus seinen Operationen gefolgert wurde, auf der Straße von Novara nach Turin aufgestellt wie 1849; er wußte daß nur eine feindliche Division an der Dora Baltea, die Hauptmacht der Piemontesen aber bei Alessandria und Novi stand.

Das Natürliche und Naheliegende, das auch er dafür erkannte, den entschlossenen Angriff auf die piemontesische Armee, unternahm er nicht, theils weil er glaubte daß es dazu bereits zu spät sei — besonders aber weil er sich mit kaum 100,000 Mann die unter seinen Befehlen vereinigt waren, zu schwach fühlte zu solchem Beginnen. — Das Alles konnten wir Zuschauer damals nicht wissen, am wenigsten konnten wir voraussetzen daß Oesterreich zu dem Krieg den es herausgefordert hatte und im selbstgewählten Augenblick begann, nur eine ungenügende Heeresmacht versammelt hatte. Wir sahen eben nur die befremdende Thatsache, daß das Natürliche und Naheliegende nicht geschah.

Ob nicht ein unternehmender und siegesgewisser Feldherr dennoch hätte den Versuch wagen können, gleich zu Anfang entscheidende Schläge zu führen, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls hätte dazu ein Selbstvertrauen gehört, das nicht jedem gegeben, und zu dem auch nicht jeder berechtigt ist.

Im Allgemeinen aber, muß zugegeben werden daß Gyulai's Kriegführung, oder doch sein Gebahren während der ersten Wochen des Feldzugs, jetzt, wo alle Einzelnheiten und lähmenden Verhältnisse bekannt sind, — wie das so oft der Fall ist — in einem etwas minder ungünstigen Licht erscheint, als damals, wo man sie nur ihren allgemeinen Umrissen nach kannte, und namentlich nicht wußte wie ungenügend er ausgerüstet war. — Um so schwerer aber fällt die Verantwortung auf die Faiseurs zu Wien zurück, die sich mit ihren großartigen Plänen in ein gar seltsames Labyrinth verwickelt hatten. — Man hatte in Italien ein für den Angriff ungenügendes Heer, weil die Hauptmacht Oesterreichs für den Krieg am Rhein und den Zug nach Paris aufgespart werden sollte, — und fast könnte es scheinen als sei das Vorrücken dieses unzureichenden Heers über den Ticino von Wien aus weniger als militairische, denn als politische Maaßregel verfügt worden; als ein Mittel den Krieg nur erst überhaupt in Gang zu bringen, mit dem es dann am Rhein und an der Seine Ernst werden sollte. Das Vorrücken gehörte zu dem Ultimatum, denn auf ein gebieterisches Entweder — oder, mußte irgend eine That folgen, wenn es sich nicht sehr seltsam ausnehmen sollte.

Jedenfalls bleiben noch vielerlei Räthsel und Widersprüche zu lösen. War man in Beziehung auf den militairischen Erfolg dieser angedeuteten Offensive gegen Piemont zunächst, — in Erwartung des Kriegs am Rhein — gleichgültig am Hof zu Wien? — Oder wünschte und erwartete man militairische Erfolge auch in Italien? — Wär das Erstere der Fall, warum wurden dann unmittelbar nach dem Ultimatum und ehe sich die Lage in Deutschland weiter geklärt hatte, ehe man

Digitized by Google

glaubte auf den Feldzug am Rhein verzichten zu müssen, so namhafte Verstärkungen nach Italien gesendet? — War das Letztere der Fall, warum wurden dann die so oft verlangten Verstärkungen, deren Nothwendigkeit Gyulai wiederholt dargethan hatte, erst unmittelbar nach dem Ultimatum, nach Italien in Bewegung gesetzt, und nicht unmittelbar vorher?

Oder, glaubte man in dem Augenblick in welchem das Vorrücken über den Ticino angeordnet wurde, daß der Krieg am Rhein sofort herbeigeführt werden könne, und überzeugte man sich dann schon in den nächsten Tagen daß es damit wenigstens so schnell nicht gehen werde; daß man inzwischen für eine erfolgreiche Kriegführung in Italien sorgen müsse, da es allerdings den diplomatischen Bestrebungen Oesterreichs zu Berlin und am Bundestage nicht förderlich sein konnte, wenn die österreichischen Waffen am Po schlecht bestanden?

In den Telegrammen, die Graf Gyulai aus Wien erhielt, scheint etwas der Art angedeutet. Jedenfalls aber beweist dieses plötzliche Uebergehen von einer bestimmten Reihe von Maßregeln zu einer anderen, dem Wesen und der Bedeutung nach verschiedenen, daß die Pläne, die man zu Wien verfolgte, dort, wenigstens was die Mittel der Ausführung betrifft, nicht ausreichend durchdacht waren.

*) Wir wissen jetzt daß Gyulai nicht in der Voraussetzung, die feindliche Armee dort zu treffen und eine neue Schlacht bei Novara herbeizuführen, nach Vercelli zog — aber wir wissen in Wahrheit auch jetzt noch nicht, was wir uns bei seinen Operationen eigentlich denken sollen.

Der österreichische Generalstabs-Offizier vom 7. Armee-Corps sagt, man habe eine Offensive auf Turin „fingiren" wollen, und die Unternehmungen am Po am 3. Mai hätten lediglich zum Zweck gehabt die linke Flanke der österreichischen Armee während dieses Vorstoßes zu decken. — Gyulai selbst dagegen spricht, wenigstens nachdem er das Unternehmen wieder aufgegeben hatte, als sei es wirklich seine Absicht gewesen bei Valenza und Bassignano über den Po zu gehen und auf den Höhen von S. Salvatore eine Schlacht zu suchen. Sollte es ihm wirklich damit Ernst gewesen sein, am 3. Mai, nachdem er bereits am 25. April erklärt hatte, es sei zu spät dazu? — Gar seltsam muthet es uns an, daß er dabei selbst die höchstgestellten Generale unter seinen Befehlen, die Führer der Armee-Corps, in vollständiger Ungewißheit darüber ließ, ob wirklich der Uebergang über den Po erzwungen werden, oder ob das Ganze nur eine Demonstration sein sollte. War er etwa darüber mit sich selbst noch nicht im Reinen? — Darüber ging die Gelegenheit verloren, sich der stehenden Po-Brücke bei Valenza zu bemächtigen, was, wie der Fürst Edmund Schwarzenberg meinte, im ersten Augenblick thunlich und sogar leicht gewesen wäre. Gyulai sagt, die Ankunft der Franzosen bei Alessandria habe ihn veranlaßt — oder gezwungen — seinen Plan aufzugeben.

Nun folgt der Vormarsch auf der Straße von Novara nach Turin; und diesen giebt Gyulai, nachdem er wieder aufgegeben war, gerade umgekehrt für eine Demonstration aus, während doch Einzelnheiten seiner Anordnungen auf die Vermuthung führen daß doch etwas Ernstliches beabsichtigt gewesen sein könnte. So namentlich der Umstand daß der Belagerungs-Artillerie-Train, mit dem die Armee ausgestattet war, der Bewegung zunächst bis Mortara und zum Theil selbst bis Vercelli folgen sollte. Belagerungs-Artillerie nimmt man doch wahrlich nicht zu

Digitized by Google

Recognoscirungen und Demonstrationen mit! Wozu man sie zu verwenden dachte, bleibt freilich unaufgeklärt.

Gyulai gab, seinem Bericht zufolge, das Unternehmen — oder die Demonstration — wieder auf, weil er erfuhr daß selbst die an der Dora Baltea aufgestellten Piemontesen nach Alessandria abmarschirt waren; daß nicht eine feindliche Heeresmacht herbeieilte um Turin zu schützen, der Feind vielmehr Turin unbedingt preisgab, um sich in Gyulai's linker Flanke zu concentriren. Daß der österreichische Feldherr daraufhin anhielt und umkehrte, ließe sich wohl erklären, denn ein Sieg war nun in der Richtung auf Turin nicht mehr zu erfechten, — der vorüber gehende Besitz dieser Hauptstadt entschied nichts — dagegen konnte der Feind in der linken Flanke gefährlich werden. — Eigenthümlich aber ist, in welcher Weise Gyulai sich in seinen Berichten darüber äußert. Er glaubt durch seinen Vorstoß gegen Turin bewirkt zu haben, daß die wenigen Piemontesen von der Dora weg nach Alessandria gezogen wurden — und hält das für einen Erfolg! Er glaubte damit jede Gefahr eines feindlichen Angriffs über Vercelli und Novara auf die Lombardei entschieden beseitigt — und war überzeugt daß er, sich nunmehr auf die abwartende Vertheidigung beschränken und seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Po-Strecke vom Tanaro bis Stradella richten könne. Daß er den Fluß-Uebergang des Feindes, wenigstens überwiegend wenn nicht mehr, bei Stradella erwartete, geht aus seinen eigenen Worten deutlich genug hervor.

Folgerichtigkeit und Zusammenhang, eine entschiedene Klarheit des Denkens und des Wollens läßt sich in diesem Hin-und-Her nicht wahrnehmen. Der österreichische Generalstabs-Offizier deutet an, Graf Gyulai habe von Anfang an nichts Anderes beabsichtigt als — da er einmal über den Ticino gehen sollte und mußte — eine abwartende Stellung in der Lomelina einzunehmen. Er habe jede andere Operation für unmöglich gehalten, und sowohl die Unternehmungen am Po als den Marsch nach Turin nur angeordnet, um die „Faiseurs" in Wien durch Vorgeben zu beschwichtigen; Ernst sei es ihm damit nie gewesen. Dürfte man diese Deutung unbedingt gelten lassen, so wäre damit Gyulai für seine Person eigentlich noch so ziemlich am besten gerechtfertigt. Es erklärte sich dadurch auch das fast kaum zu begreifende, daß er nämlich die Heertheile führenden Generale in Ungewißheit darüber ließ, ob es Ernst sei mit diesen Operationen oder nicht. Daß es nicht Ernst sei, daß er den Forderungen des Militär-Cabinets zu Wien nur zum Schein genügen, und thatsächlich in einem gerade entgegengesetzten Sinn handeln wolle, konnte er natürlich nicht sagen. Aber die Haltungslosigkeit des gesammten Wesens und Treibens tritt noch greller hervor, wenn wir diese Erklärung annehmen. Es steht gewiß schlimm um die Kriegführung im Ganzen, wenn der Befehl führende General glaubt, die höhere Autorität durch Schein und leeres Vorgeben hinhalten zu müssen, und sich erlaubt das auch wirklich zu thun. —

[10]) Das ist ein Irrthum; am 10. Mai durfte die österreichische Armee nicht mehr hoffen dem Feinde auf dem rechten Po-Ufer mit Ueberlegenheit entgegen zu treten. Aber wir Zuschauer mußten, nach allem was officiel und officiös über die österreichische Heeresmacht in Italien bekannt gemacht worden war — was außerdem vertraulich in befreundeten Kreisen mitgetheilt wurde — wohl glauben daß sie noch immer die Uebermacht habe. — Bestärkt wurde man in diesem Glauben noch

Digitized by Google

dadurch, daß die französisch=italienische Armee noch immer zögerte, ihrerseits die Offensive zu ergreifen.

[11]) Oesterreichischer Seits wurden zu dieser Recognoscirung 25 Bataillone und 9 Schwadronen, im Ganzen, ohne die Artillerie=Mannschaft, = 23,665 Mann und 68 Stücke Geschütz verwendet. Baraguay d'Hilliers zählte im Ganzen in seinen drei Divisionen zur Zeit nur = 23,655 Mann und 63 Stücke Geschütz.

Wirklich in das Gefecht kamen von Seiten der Franzosen nur die 13 Bataillone der Division Forey, — etwas italienische Reiterei, deren Tapferkeit auch von österreichischer Seite anerkannt wird — und ein Bataillon vom fünften französischen Armee=Corps, das sich, scheint es, zufällig in der Nähe befand —: schwerlich mehr als 10,000 Mann, — wahrscheinlich sogar etwas weniger.

Aber die österreichischen Truppen waren etwas weitschichtig „echelonirt“ wie man das nennt, d. h. ziemlich zersplittert. Die Oesterreicher waren überrascht als die Franzosen unerwartet ihrerseits zum Angriff übergingen, ihre zerstreute Aufstellung machte jede einheitliche Leitung unmöglich, ihre Truppen kamen nur abtheilungsweise nach einander in's Gefecht und schlugen sich so, man möchte sagen bruchstückweise, selbst als das Gefecht in der That gar keinen Zweck mehr hatte.

Der Eindruck, den das Gefecht machte, war ein Oesterreich, seiner Politik und seinem politischen Ansehen sehr ungünstiger. Um so mehr da die bisherigen wesenlosen Operationen und die längere Unthätigkeit der österreichischen Armee an der Sesia bereits großes Bedenken erregt hatten. Der Erfolg eines ersten ernsten Gefechts ist in jedem Kriege von sehr bedeutendem moralischen Gewicht; — in dem letzten Krieg gegen Frankreich z. B. zweifelte nach dem Gefecht bei Weißenburg niemand mehr an der Ueberlegenheit der deutschen Waffen. — Hier war das, in Folge der vorangegangenen Enttäuschungen, vielleicht doppelt der Fall; es wäre ein geradezu glänzender Erfolg auf dem Gefechtsfelde nöthig gewesen, um das bereits wankende Vertrauen auf die österreichische Kriegführung wieder aufzurichten.

Man scheint sich das zu Wien gesagt zu haben. Die wirklich maßlose Ueberschwenglichkeit, mit der in den officiösen Zeitungen und Zeitungs=Correspondenzen von der Tapferkeit die Rede war, welche die österreichischen Truppen in diesem Gefecht gezeigt hatten, mochte wohl zum Zweck haben den üblen Eindruck auszugleichen, den der Erfolg und die bisherige Kriegführung überhaupt gemacht haben konnten. Der Zweck wurde den Unbefangenen gegenüber verfehlt. Man sah die Absicht und man war verstimmt. Selbst die eifrigsten, beinahe fanatischen Anhänger Oesterreichs im südlichen Deutschland hatten große Mühe, ihre eigenen Zweifel zu betäuben.

[12]) Bei genauerer Untersuchung erweist sich die Oertlichkeit bei Cremona nicht so günstig als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Die Möglichkeit eines Uebergangs würde hier davon abhängen, ob es einer überschiffenden Truppe gelingt sich der Stadt zu bemächtigen, die sich dann allerdings mit ihren alten Wällen und Gräben zu einem sehr festen Brückenkopf einrichten ließe.

In der Nähe von Casal=Maggiore ließen sich zwei günstige Punkte nachweisen. Der Marsch einer zahlreichen Armee über Stradella stromabwärts am Po entlang hat bis gegen Piacenza hin seine Unbequemlichkeiten, die dadurch bedingt sind daß die Ebene zwischen dem Fluß und dem Gebirge hier nicht sehr breit ist und namentlich bis an den Tidone kaum gestattet, in mehreren Colonnen zu marschiren. Doch

Digitized by Google

wäre es wohl nicht unmöglich, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Es ließe sich darüber manches sagen — besonders darüber, wie man sich gegen einen Flanken-Angriff von Piacenza her wahren müßte und könnte — doch würde das hier zu weit führen. Zweckmäßig möchte es wohl gewesen sein, den Uebergang über den mittleren Po von länger und weiter her einzuleiten, indem man einen französischen Heertheil von Spezzia über Pontremoli auf Parma vorrücken ließ, um sich von dort aus im gegebenen Augenblick bei Zeiten eines Uebergangspunktes zu bemächtigen. Das fünfte französische Armee-Corps mußte eben nicht blos die Bestimmung haben, den Prinzen (Jerome) Napoleon als Thron-Prätendenten nach Toscana zu geleiten.

Sehr belehrend ist, in Beziehung auf das was von Seiten der Franzosen vor Allem versucht werden mußte, welcher Werth im österreichischen Hauptquartier auf die Sicherheit der Rückzugslinie über Cremona gelegt wurde. Als die unglücklichste Wendung der Dinge unter allen überhaupt möglichen wurde es hier angesehen, wenn man im Fall eines Rückzugs auf die „gefährliche" Rückzugs-Linie über Mailand und Brescia gedrängt wurde. Fand man aber doch in Napoleon's Hauptquartier die Bewegung an den mittleren Po zu schwierig, so möchte der gerade Angriff über die untere Sesia (und die Po-Strecke Frasinetto-Valenza) immer noch besser gewesen sein als die Umgehung über Novara. Er führte schneller zum Ziel — zur Schlacht, welche die Verbündeten suchen mußten — der Erfolg, der in Aussicht stand, war bei beiden Operationen derselbe und es wurde bei dem geraden Angriff weniger gewagt. —

Aus Napoleon's Anordnungen während der Tage bis zum 25. Mai geht mit Bestimmtheit hervor, daß er in Folge des Gefechts von Montebello eine ernstgemeinte Offensive der Oesterreicher von Piacenza aus auf dem rechten Po-Ufer und eine Schlacht bei Voghera oder an der Scrivia erwartete.

Was bedeutete nun die zu gleicher Zeit, eben während dieser Tage ausgeführte Bewegung nach Vercelli? — Sollte sie die Wege bahnen für eine Umgehung, die der französische Kaiser nach einem Siege bei Voghera ausführen wollte — die aber dann gewiß nicht mehr nöthig war? — Oder sollte sie dienen, die Streitkräfte der Oesterreicher zu theilen? — was war dadurch gewonnen, wenn man dazu die eigenen theilte? — Oder sollte blos Garibaldi's Einfall in die Lombardei dadurch erleichtert werden? — Das wäre ein unverhältnißmäßiger Aufwand von Wagniß und Mitteln für solchen Zweck!

Die französischen Quellen geben darüber keine brauchbare Auskunft.

[13]) Der Verlust der Oesterreicher an dem Unglückstage von Palestro betrug 2168 Mann, der Gefangenen können aber nicht viel über 400 gewesen sein, es müßten denn auch eine Anzahl Verwundeter in die Hände der Verbündeten gefallen sein, — was allerdings wahrscheinlich ist. —

[14]) Wenn ein Feldherr unglücklich gewesen ist, verbreitet sich natürlich allgemein die Ansicht, daß er sich seiner Stellung nicht gewachsen gezeigt habe; es kommen vielerlei Anecdoten über ihn in Umlauf, und namentlich wird gewöhnlich erzählt, dieser oder jener der untergeordneten Generale habe dem unfähigen Feldherrn die allerbesten Rathschläge an die Hand gegeben, sei aber leider nicht gehört worden. So wurde denn auch in diesem Fall in Kreisen, die man für die bestunterrichteten halten mußte, erzählt, F.-M.-L. Zobel habe sich erboten, den Feind bei Novara mit drei Armee-Corps anzugreifen, wenn Gyulai sie ihm anvertrauen wolle.

Digitized by Google

Wir wissen jetzt, daß dem nicht so ist. Zobel hat solchen Rath nicht gegeben und war auch wohl nicht der Mann dazu. Wohl aber sehen wir daß Gyulai selbst, noch immer in dem Wahn befangen, die Hauptmacht des Feindes sei am Po versammelt und der eigentliche Angriff von dort her zu erwarten — daß nach Palestro und Novara nur ein feindlicher Heertheil von etwa 50,000 Mann vorgegangen sei — einen Augenblick mit dem Plan umging, diesen Feind in seiner gewagten Stellung mit drei Armee-Corps anzugreifen. Mit dem 2., 3. und 7. — Liechtenstein, Edm. Schwarzenberg und Zobel — das heißt mit sechs Divisionen, von denen zwei den Tag zuvor ein sehr unglückliches Gefecht bestanden hatten! — Der Versuch wäre ohne Zweifel sehr unglücklich ausgefallen.

Auch sollte sich die Scene bald genug ändern, der gefaßte Entschluß in das entschiedenste Gegentheil umschlagen. Gyulai wurde inne daß die feindliche Hauptmacht zwischen Vercelli, Palestro und Novara versammelt sei und scheint nun plötzlich seine Lage als eine höchst ungünstige empfunden zu haben; seine Charakterfestigkeit reichte nicht weiter, sie reichte nicht aus für eine Lage der Dinge, wie er sie nun sah; er brach entmuthigt zusammen! — Das ist keine bloße Vermuthung, es ist erwiesene Thatsache; der F.-Z.-M. Heß, der Tags darauf in das Hauptquartier gesendet wurde, hatte von dort aus zu berichten, daß er bemüht gewesen sei, den F.-Z.-M. Gyulai „wieder aufzurichten".

In dieser Stimmung wollte Gyulai über den Ticino zurückgehen, ganz gegen die Ansicht des Militair-Cabinets, das jetzt dem Kaiser Franz Josef nach Verona gefolgt war. Oberst Kuhn, Chef des Generalstabs, soll der Ansicht gewesen sein, man müsse die Armee auf dem rechten Ufer des Ticino vereinigen und mit gesammter Macht zum Angriff auf Novara vorgehen. Einen Augenblick scheint sein Einfluß überwogen zu haben; Gyulai wurde bestimmt, die schon erlassenen Befehle zurückzunehmen und den untergebenen Generalen — um 11½ Uhr — zu erklären, daß er sich auf dem rechten Ticino-Ufer behaupten wolle. Doch eine solche erborgte Festigkeit hält sich nicht lange. Schon eine halbe Stunde später — um 12 Uhr — gewann wieder die Entmuthigung das Uebergewicht und Gyulai beschloß in hoffnungsloser Stimmung von Neuem den Rückzug; nicht wie man veranlaßt war zu glauben, um jenseits des Ticino den Feind durch einen Flanken-Angriff aufzuhalten —: er wollte vielmehr sofort bis hinter den Mincio zurück und meldete das seinem Kaiser. Irgend jemand aus seiner Umgebung — vielleicht Oberst Kuhn — scheint dann wieder über ihn vermocht zu haben, daß die Worte, die auf den sofortigen Rückzug an den Mincio deuteten, in seinem Bericht wieder gestrichen wurden und nur von einer Stellung am Ticino, zwischen Magenta und Pavia die Rede war. Vierundzwanzig Stunden später kündigte Gyulai an daß er dem Feinde, der bei Turbigo über den Ticino ging, mit einem Flanken-Angriff entgegentreten werde.

Auch Napoleon's Kriegführung erregt manchen Zweifel. Auffallend ist daß er nicht, wie das nahe lag, die österreichische Armee zur Schlacht aufsuchte und lediglich darauf bedacht war, sich Wege in das Mailändische zu öffnen. Geschah das in der Voraussetzung, daß die Erscheinung französischer und piemontesischer Truppen dort überall, und namentlich in der Hauptstadt der Lombardei, einen Volksaufstand hervorrufen werde, der die Stellung der Oesterreicher bis zum Mincio unhaltbar machen mußte? — War die Umgehung nach Novara überhaupt nur darauf

Digitized by Google

angelegt, Garibaldi in die Lombardei hinein zu schaffen, ihn zu unterstützen, ihm endlich zu folgen? — Fast scheint es so!

Als der Angreifende und Ueberlegene mußte aber Napoleon die Entscheidungsschlacht suchen und er mußte sich namentlich bestreben, sie herbei zu führen, ehe die Verstärkungen herbeikamen, die Gyulai noch zu erwarten hatte. Ein entscheidender Sieg rief den Volksaufstand noch viel gewisser hervor als Garibaldi's Erscheinung. Wenn Napoleon am 2. Juni, zur Schlacht vorbereitet, auf die österreichische Armee heran rückte, traf er einen großen Theil derselben auf dem Marsch auf der Linie Robbio, Mortara, Vigevano — und da die Heertheile Liechtenstein's und Zobel's sich in Mortara kreuzten, konnte die Sache möglicher Weise eine für die Oesterreicher sehr unglückliche Wendung nehmen. In einer Defensiv-Schlacht, die Napoleon bei Novara annahm, konnte vielleicht seine Rückzugslinie gefährdet werden, — in einer Offensiv-Schlacht, die von Novara und Palestro aus eingeleitet, auf der genannten Linie geliefert wurde, gewiß nicht.

[15]) F.-Z.-M. Heß wurde in das Hauptquartier gesendet, weil man im Cabinet des Kaisers den Rückzug über den Ticino mißbilligte und eine Offensive noch jenseits dieses Flusses verlangte. Heß ließ diese Forderung fallen, weil es zu spät dazu sei. Namentlich hat, der officiellen Geschichte des Feldzugs zufolge, die „erschütternde Nachricht", die während der Berathung der Feldherren eintraf, daß nämlich der Brückenkopf bei S. Martino verlassen worden und die Sprengung der dortigen Ticino-Brücke mißlungen sei, vorzugsweise den Beschluß herbeigeführt, es bei dem Rückzug bewenden zu lassen — und den mehrfach besprochenen Flanken-Angriff auf den bei Turbigo auf das linke Ticino-Ufer vorgerückten Feind zu richten.

Der Generalstabs-Offizier vom 7. Corps erzählt, Gyulai habe bei dieser Gelegenheit den F.-Z.-M. Heß dringend aufgefordert, den Oberbefehl zu übernehmen, Heß aber habe sich entschieden geweigert. In der That konnte Heß den Oberbefehl nicht übernehmen, da er nicht dazu in das Hauptquartier gesendet worden war; nach einigen Aeußerungen, die von ihm bekannt geworden sind, scheint er aber auch durchaus kein Verlangen gehegt zu haben, die Führung einer Sache zu übernehmen, die er vielleicht als eine verdorbene ansah. — Gyulai, sagt der erwähnte Generalstabs-Offizier, ließ fortan, da er den Oberbefehl nun einmal weiter führen mußte, in passiver „Resignation" den Oberst Kuhn unbedingt schalten und walten — und einige Andeutungen in der officiellen Geschichte des Feldzugs scheinen diese Angaben zu bestätigen. Wie manches Andere wäre auch diese Resignation, diese passive Haltung ein Beweis, daß Gyulai innerlich gebrochen war, daß der F.-Z.-M. Heß nicht vermocht hatte, ihn wieder aufzurichten.

Die Unterbrechung der Marschbewegung, welche durch die Berathung der Feldherren zunächst veranlaßt wurde, hat übrigens nicht solche nachtheilige Folgen herbeigeführt, wie man den ersten, mitunter etwas leidenschaftlich gehaltenen Darstellungen des Feldzugs nach glauben mußte. Die verschiedenen Heertheile erreichten am 3. Juni, wenn auch zum Theil zu einer späten Abendstunde, sämmtlich die Punkte, die ihnen in der Disposition angewiesen waren. Daß man sie eine etwas zerstreute Stellung einnehmen ließ, scheint seinen Grund darin gehabt zu haben, daß man im österreichischen Hauptquartier die eigentliche Schlacht erst am 5. Juni erwartete, wo dann auch die Division Urban von Gallarate her, dem von Turbigo

Digitized by Google

aus vordringenden Feind in die linke Flanke fallen sollte. — Das 9. Armee-Corps war bestimmt, den Po zu beobachten, und es lag nicht im Plan, es zur Schlacht heranzuziehen.

[16]) F.-Z.-M. Gyulai verfügte zur Zeit — wie es scheint ohne die Artillerie-Mannschaft zu rechnen — im freien Felde über eine Gesammtmacht von = 139,768 Mann (worunter = 6398 Reiter) und 488 Stücken Geschütz, und brachte davon = 61,636 Mann (darunter = 3453 Reiter) und 176 Stücke Geschütz auf dem Schlachtfelde von Magenta ins Gefecht. — Die Verbündeten, den Oesterreichern im Ganzen um etwa = 40,000 Mann überlegen, waren, soweit sich nachrechnen läßt, auf dem Schlachtfelde wahrscheinlich um ein paar Tausend Mann schwächer. Sie hatten sich auf ein Gefecht, nicht auf eine Schlacht bei Magenta gefaßt gemacht, und in Folge der Anordnungen, die sie in diesem Sinn getroffen hatten, wußten sie, trotz aller Anstrengungen, nicht mehr Truppen auf das Schlachtfeld zu bringen. — Napoleon III. wußte am 4. Juni früh noch nicht ob die Oesterreicher über den Ticino zurück gegangen seien oder nicht. So schlecht orientirt war man in einem befreundeten Lande, wo es gewiß nicht schwer hielt, Nachrichten einzuziehen? — Ein Beweis, daß die leichte Reiterei nicht zweckmäßig verwendet, der Patrouillen-Dienst, nachlässig betrieben, nicht in die Weite ging.

Die Anordnungen zur Schlacht auf Seiten Oesterreichs waren durch die Natur des Geländes und die obwaltenden Verhältnisse gegeben. Man mußte sich auf dem linken Ufer des Naviglio aufstellen, die Brücken von Robecco wenigstens bis Bufalora, wo nicht noch weiter abwärts sprengen, und sich in dieser gesicherten Stellung, die dann mit leichter Mühe und verhältnißmäßig wenigen Truppen behauptet werden konnte, defensiv verhalten — dagegen mit gesammter Macht zum Angriff auf den Feind vorschreiten, der bei Turbigo übergegangen war. Das ist an sich einleuchtend und war auch die im österreichischen Hauptquartier herrschende Ansicht, wie aus allen Erlassen hervorgeht, die bis zum Tage der Schlacht von dieser Behörde ausgingen. Da hat es denn wohl etwas Ueberraschendes, die Schlacht in einem gerade entgegengesetzten Sinn liefern zu sehen. Man ließ den Feind bei Turbigo ganz unbehelligt, und wendete eine Offensive etwas untergeordneter Art gegen den Angriff, der von der Brücke von S. Martino herkam. Und doch war es grade der Angriff von Turbigo her, der gefährlich werden konnte.

Wesentlich mochte dazu wohl beigetragen haben, daß die wichtigsten Brücken nicht gesprengt werden konnten, weil das Pulver, dessen man dazu bedurfte, zu spät von Pavia herbeigebracht wurde, nachdem man es vergeblich von Mailand her verlangt hatte. Das gehört aber doch auch wohl zu den Dingen, die eigentlich nicht vorkommen sollten; am allerwenigsten im eigenen Lande.

Besonders aber scheint es als habe man sich durch einen augenblicklichen Eindruck beherrschen lassen. Man hatte es als ein schweres Unheil empfunden, daß die Zerstörung der Brücke von S. Martino mißlungen war, — man erfuhr von Colonnen, die von dort heran rückten — und hielt den Angriff von dorther für die Hauptsache — was sich bei Turbigo vom Feinde zeigte, im Widerspruch mit der früher herrschenden Ansicht, für unbedeutend, für eine Demonstration, welche die Oesterreicher verleiten sollte, ihre Kräfte zu zersplittern, ihre Aufstellung am Schifffahrts-Canal bei Magenta zu schwächen. Graf Gyulai untersagte ausdrücklich jede Offensive gegen Turbigo.

Digitized by Google

Daß die Sprengung der Brücke von S. Martino mißlungen war, mußte allerdings als ein sehr unerwünschter, störender Zwischenfall empfunden werden; eigentlich aber hätten die Verhältnisse sich doch wesentlich besser für die österreichische Armee gestaltet, wenn diese Brücke über den Ticino allenfalls ganz unberührt blieb und dagegen die drei Canalbrücken gesprengt wurden.

Was die Folgen der Schlacht betrifft, war man in militairischen Kreisen in Norddeutschland höchlich erstaunt zu vernehmen, daß Piacenza verlassen wurde. Man wußte nicht wie geringer Vertheidigung dieser Ort höchstens fähig war, der in der That weder als Festung noch als verschanztes Lager bezeichnet werden konnte, und fragte, wozu hat denn Oesterreich Piacenza überhaupt befestigt und die kostspielige Straße über das Stilfzer Joch gebaut, wenn nicht, um eine feindliche Armee, die bis an und über den Mincio vorgedrungen wäre, möglicher Weise durch einen offensiven Vorstoß vom westlichen Tirol aus über den Stelvio auf Mailand und zum Entsatz von Piacenza, wieder zum Rückzug an und über den Ticino nöthigen zu können. Man fragte, ob man etwa österreichischer Seits jede Hoffnung aufgegeben habe, wieder offensiv an den Po zwischen der Adda und dem Ticino zurückzukommen?

Graf Gyulai war, wenn wir nicht irren, obgleich Feld-Zeug-Meister, doch bei Magenta zum ersten Mal im Leben in einem Gefecht.

[17]) Graf Clam und F.-M.-L. Zobel waren zu dem Rückzug unbedingt gezwungen, da ein großer Theil ihrer Truppen in vollkommener Auflösung eben von selbst weiter und weiter zurückging und nicht zu halten, nicht zu ordnen war. Dabei war aber Clam's Verfahren nicht so rücksichtslos wie man nach den ersten Berichten und Gyulai's — oder Kuhn's — klagenden und mißbilligenden Aeußerungen glauben mußte. Clam hatte allerdings berichtet, wie es bei ihm, auf dem rechten Flügel, stand, nur war sein Bericht noch nicht im Hauptquartier eingetroffen, als dort an den Angriffs-Dispositionen für den nächsten Tag gearbeitet wurde. —

[18]) Es waren in der zweiten Hälfte des Juni mehr als zwei Drittheile aller Streitkräfte Oesterreichs in Italien vereinigt. Von der Reiterei natürlich weniger, dagegen vier Fünftheile der gesammten Infanterie, und von der Artillerie ein kaum geringerer Bruchtheil.

[19]) Unter den Zuschauern erhoben sich militairische Stimmen, die da meinten, Oesterreich müsse nun, da das Mailändische einmal aufgegeben sei, zunächst „seine Festungen verwerthen" — sein Heer bis unter die Kanonen von Verona zurückgehen lassen und dann erst, wenn ein Theil der feindlichen Streitkräfte durch die Blokade der Festungen in Anspruch genommen wäre, zu erneuter Offensive hervorbrechen.

Es ließe sich darüber streiten. Im österreichischen Hauptquartier aber scheint diese Anschauungsweise gar nicht zur Sprache gekommen zu sein. Da war nur davon die Rede, entweder die Mincio-Linie zu vertheidigen oder noch auf dem rechten Ufer dieses Flusses wieder zum Angriff überzugehen.

[20]) Es waren hauptsächlich zwei Autoritäten, die einander im österreichischen Hauptquartier als Vertreter verschiedener Ansichten gegenüber standen: der F.-Z.-M. Heß und der F.-M.-L. Ramming, der im Jahr 1849 in Ungarn Haynau's Generalstabs-Chef gewesen war, und seitdem auch in großem Ansehen stand.

Wechselnd überwog die Meinung bald des Einen, bald des Anderen; Ramming wollte, als die erwarteten Verstärkungen eingetroffen waren, man sollte am

Digitized by Google

Mincio wieder umkehren, die Stellung von Castiglione delle Stiviere wieder einnehmen und dann sofort zu neuem Angriff über den Chiese vorgehen; Heß bestand darauf, das Heer über den Mincio zurückzuführen und sich zunächst auf die Vertheidigung dieses Flusses zu beschränken. Der Rückzug wurde unterbrochen, man kehrte um in die Stellung von Castiglione kaum aber hatte man sich dazu entschlossen, als wieder die Ansicht des F.-Z.-M. Heß maßgebend und der Rückzug über den Mincio ausgeführt wurde.

Sehr merkwürdig sind nun die Gründe, die diesen erfahrenen Gehülfen Radetzky's veranlaßten, den Rückzug über den Mincio anzurathen. Sie sind uns erst 1874 durch den zweiten Theil der vom österreichischen Generalstab verfaßten Geschichte des Feldzugs bekannt geworden. Keine der früheren Darstellungen gab eine genügende Auskunft, und man wußte nicht recht, was man vermuthen sollte. Maßgebend wurde, wie wir nun erfahren, zuerst die Nachricht, die man erhielt, daß eine französische Flotte, von Transportschiffen begleitet, im Adriatischen Meer erschienen sei. Hätte man wirklich geglaubt daß sie bestimmt sei Truppen an der Mündung des Tagliamento zu landen, so hätte man sich deshalb nicht all' zu große Sorgen zu machen gebraucht. Die eigentliche Absicht, die der französische Kaiser mit der Entsendung dieser Flotte dorthin verband, war aber wohl, mit einer Landung an der Ostküste des Adriatischen Meeres und einem Einfall in Ungarn zu drohen. Dort einen Aufstand hervorzurufen, mußte zu der Zeit nicht unmöglich scheinen, namentlich wenn die Transportschiffe unter Anderem auch die in Piemont gebildete ungarische Legion über das Meer dorthin trugen.

Was dann besonders den F.-Z.-M. Heß bestimmte, waren die möglichen Operationen des fünften französischen Armee-Corps (Prinz Napoleon), das um diese Zeit aus Toscana her durch toscanische Truppen — gegen den Willen ihres Großherzogs — verstärkt, bei Modena erschien. Heß setzte voraus daß dieser Heertheil bestimmt sei bei Ponte di Lago Scuro (Ferrara) über den Po zu gehen, und über Rovigo in das Venetianische vorzudringen, und das schien ihm ungemein bedenklich; die Verbindungen der Armee mit dem Inneren der österreichischen Monarchie wurden dadurch jedenfalls sehr ernstlich gefährdet, und um so mehr, da alsdann eingestandenermaßen ein allgemeiner Aufstand im Venetianischen ausbrechen konnte. Die Sache schien dem F.-Z.-M. Heß so ernst, daß er zu dem Rückzug über den Mincio rieth, weil man von dort aus den unteren Po besser überwachen könne; daß er dann auch mit dem Gedanken umging, einen starken Heertheil über den Po zu entsenden, um dem Prinzen Napoleon bei Modena entgegen zu treten und ihm dort Halt! zu gebieten.

Und wie ihn die Besorgnisse dieser Umgehung wegen bestimmt hatten, den Rückzug anzurathen, so bewogen sie ihn dann auch wieder, einer neuen Offensive gegen den Chiese zuzustimmen, sobald er den unteren Po durch einen dort aufgestellten Heertheil einigermaßen gesichert sah. Seiner Ansicht nach mußte man nun die feindliche Hauptmacht aufsuchen und zu schlagen trachten, ehe die Umgehung des Festungs-Vierecks durch den Prinzen Napoleon ausgeführt sein konnte.

Merkwürdig ist nun auch daß diese selbe Operation, die der F.-Z.-M. Heß im Jahr 1859 von feindlicher Seite erwartete und der er nicht ohne Sorge entgegen sah, im Jahre 1866 vom preußischen Generalstab unter viel günstigeren Bedingungen dem italienischen Hauptquartier angerathen und von dem General

Digitized by Google

La Marmora abgelehnt wurde. (La Marmora wollte am unteren Po nur demonstriren lassen, damit das österreichische Heer dort beschäftigt, ihm selbst aber der Uebergang über den Mincio und die Einschließung von Peschiera erleichtert werde. Selbst wenn der Uebergang über den Po gelang, wollte La Marmora alsdann die dort verwendeten Truppen über Isola della Scala an seinen rechten Flügel bei Somma Campagna heranziehen. Wenn er nicht gelang, wie La Marmora eigentlich voraussetzte, sollten diese Truppen — da die Brücke bei Casal-Maggiore abgetragen war — über Cremona nach Somma Campagna herangezogen werden, um mit gesammter Macht die Belagerung von Peschiera zu decken; — „il solito assedio di Peschiera", wie General Cialdini spottend sagte.)

[21]) Die Schlacht bei Solferino war auch von österreichischer Seite anders geplant als es nach den ersten Berichten den Anschein hatte.

Man glaubte nicht, sich bei Castiglione delle Stiviere aufstellen zu können; man dachte vielmehr und wußte selbst den Feind in der Stellung auf den Höhen zwischen diesem Ort und Lonato; die zweite Armee unter Schlick sollte ihn dort angreifen und von den Höhen hinab an den Chiese werfen. Die erste Armee unter Wimpfen sollte in der Ebene vorgehen, angreifen und schlagen, was sich hier vom Feinde vorfand, und vermöge einer Rechtsschwenkung, als deren Pivot Castiglione anzusehen war, in der Flanke fassen, was von den Höhen an den Chiese hinunter geworfen wurde.

Auch hat sich das große Hauptquartier nicht so unthätig verhalten wie gesagt und geglaubt wurde. Wahr ist es daß dieses Hauptquartier etwas spät, erst gegen neun Uhr früh von Vallegio her auf dem Schlachtfelde erschien, und selbst dann zunächst noch ohne die beiden Hauptpersonen; daß dann auch noch einige weitere Zeit über keinerlei Anordnungen von dieser Behörde ausgehen konnten, weil zufällig der Kaiser und der F.-Z.-M. Heß dann auch noch ein paar Viertelstunden über getrennt blieben von dem Gefolge — eben dem Hauptquartier — das sie suchte und nicht sofort zu finden wußte. So blieb denn wirklich mehr als drei Stunden über die Schlacht im Großen und Ganzen gleichsam sich selbst überlassen. Später ist dann aber allerdings Ein und Anderes, wie es die Stunden mit sich brachten, vom großen Hauptquartier verfügt worden; namentlich ergingen wiederholte Weisungen an Wimpfen, der ihnen nicht zu entsprechen wußte.

An boshaften Anecdoten über das Benehmen des großen Hauptquartiers an diesem wichtigen Tage — Anecdoten, die natürlich von Wien ausgingen — hat es freilich nicht gefehlt. Sie sind unzuverlässig, wie dergleichen zu sein pflegt und des Aufbewahrens nicht werth. Wenn ein späteres Geschlecht sich ein Bild davon machen will, braucht es nur in den Tagebüchern des Ritters von Gentz nachzusehn, wie wenig im Jahr 1809 in den Kreisen der wiener Aristokratie und selbst der Generalität der Erzherzog Karl geschont worden ist.

Die österreichische Disposition zur Schlacht ist vielfach streng getadelt worden; mitunter in recht wunderlicher Weise, die kaum etwas Anderes beweist, als daß der Kritiker es schwerlich besser gemacht hätte. Ein seltsames Urtheil hat unter Anderem Wilhelm Rüstow ausgesprochen. Er nennt die österreichische Disposition geradezu unsinnig — und zwar eigentlich nur, weil das österreichische Heer in zwei Armeen eingetheilt war, ohne daß es eine gemeinschaftliche Reserve für beide gegeben hätte. Er sagt, eine Armee in solcher Weise in zwei Theile getheilt, sei wie ein Mensch

Digitized by Google

der nicht etwa zwei Beine habe, sondern aus zwei Beinen bestehe. Doch außer diesem Gleichniß, das wahrscheinlich geistreich sein soll, bei dem er sich aber wohl kaum selbst etwas recht Bestimmtes gedacht haben kann, bringt er eigentlich keine Gründe vor.

Als bleibende Eintheilung eines Heeres, das als Einheit handeln und wirken soll, und für einen ganzen Feldzug, würde eine solche Zerlegung in nur zwei Haupt-Abtheilungen allerdings ihre großen Unbequemlichkeiten haben und nicht zweckmäßig sein. Anders vielleicht im einzelnen Fall, für einen einzelnen kriegerischen Act. Ich bekenne mich dazu nicht zu begreifen, warum — wenn die Gesammt-Aufgabe, die vorliegt, in zwei Theile zerfällt, die auf verschiedenen, örtlich getrennten Gefechtsfeldern zu lösen sind, das Heer, das sie zu lösen berufen ist, nicht auch in zwei Hälften eingetheilt werden dürfe. Da Rüstow die Anordnungen der Oesterreicher als unsinnig bezeichnet, müßte er folgerichtiger Weise nicht nur Friedrich des Großen Dispositionen zur Schlacht bei Torgau in derselben wegwerfenden Weise verurtheilen, sondern auch Blücher's und Wellington's Anordnungen bei Waterloo, so wie die des preußischen Hauptquartiers bei Gravelotte und Sedan. Bei Waterloo hielt Wellington dem Feinde Stand, Blücher führte sein Heer in dessen Flanke und Rücken; eine allgemeine Reserve für beide gab es nicht, und weder die beiden Feldherren noch Gneisenau hatten je daran gedacht daß man eines solchen dritten Elements bedürfe. Bei Sedan griff das eine deutsche Heer den Feind in der Front an, das andere ging unterhalb Sedan über die Maas und faßte ihn im Rücken; eine allgemeine Reserve fehlte auch hier, wurde aber nicht vermißt.

[22]) Die österreichische Armee zählte, nach den Berechnungen des österreichischen Generalstabs, am Tage der Schlacht — im freien Felde = 189,648 Mann, 752 Stücke Geschütz, von denen = 126,722 Mann, 413 Stücke Geschütz bei Solferino vereinigt waren; etwa 10,000 Mann mehr, die von Mantua heranrücken sollten, wurden vergeblich erwartet.

Die Franzosen und Sardinier hatten zusammen = 193,553 Mann, 606 Stücke Geschütz im Felde, und brachten davon = 135,619 Mann, 370 Stücke Geschütz auf das Schlachtfeld bei Solferino. Ihre Artillerie, obgleich minder zahlreich, war doch der österreichischen überlegen, weil sie gezogene Rohre führte.

Der Verlust der Oesterreicher betrug an Todten 94 Offiziere, 2198 Mann; — Verwundeten 500 Offiziere, 10,307 Mann; Gefangenen 45 Offiziere, 8593 Mann; — im Ganzen 639 Offiziere, 21,098 Mann.

Die Piemontesen hatten ein paar Tausend Gefangene verloren, die Franzosen keine. An Todten und Verwundeten mögen die Verbündeten weniger verloren haben als die Oesterreicher, denn hier mußte die überlegene Wirkung der französischen Artillerie um so schwerer in das Gewicht fallen, als die österreichische nicht durchaus mit Energie verwendet wurde.

[23]) Daß dieses Gerücht jedenfalls gar sehr übertrieben und insofern von einem Jäger-Bataillon die Rede war, geradezu ungegründet war, ist jetzt sehr leicht nachzuweisen. Man braucht nur die Ordre de bataille der österreichischen Armee vom 29. Juni mit der vom 24. zu vergleichen, um sich zu überzeugen daß kein Jäger-Bataillon von der Armee zurückgeschickt worden ist. — Aber auch solche Gerüchte und der Glaube, den sie finden, sind Zeichen der Zeit, — der herrschenden Stimmung.

Was die unzuverlässige Haltung der italienischen und der ungarischen Regi-

Digitized by Google

menter betrifft, die von Augenzeugen behauptet, von anderer Seite leidenschaftlich geleugnet worden ist, sind gewiß die Worte des Kaisers Franz Josef in einem an die österreichische Armee gerichteten — wie verlauten wollte von dem F.-M.-L. Schlitter verfaßten — Erlaß sehr zu beachten. Der Kaiser in Person sagt darin buchstäblich:

„Die Unzahl von Traineurs ist mir besonders aufgefallen, die ohne verwundet zu sein die Reihen verließen um ordnungslos, mitunter viele Stunden lang, zurück zu eilen; zur Begleitung der Verwundeten blieben eine so große Anzahl Leute zurück, daß hie und da 4—5 kampffähige einen Blessirten escortirten, was offenbar nur in der feigen Absicht geschah, sich dem Gefecht zu entziehen."

Und dann wieder: „die Truppen haben größtentheils ihre Schuldigkeit gethan."

Von unverkennbarer Bedeutung ist dann auch daß man sich nach der Schlacht bei Solferino bewogen fand, sowohl das zweite als das erste Armee-Corps aufzulösen, und die Truppen, aus denen sie bestanden, theils in die Festungen zu legen, theils in die anderen Armee-Corps zu vertheilen. Das zweite Armee-Corps bestand ungefähr zur Hälfte aus ungarischen und italienischen Regimentern, das erste zu zwei Drittheilen.

Wenige Tage nach dem von Solferino (am 30. Juni) unterrichtete ein „Kundschafter-Bericht" das österreichische Hauptquartier davon daß „Haufen" von bewaffneten österreichischen Deserteuren die Gegend von Ala durchzogen und sich in den Vicentiner Gebirgen sammelten. Die hinzugefügte Bemerkung daß sie durch Besetzung der Höhen im Norden von Verona dem österreichischen verschanzten Lager bei dieser Stadt „beschwerlich" werden könnten, läßt keinen Zweifel darüber, gegen wen diese Ausreißer geneigt waren, ihre Waffen zu wenden. Deutsche waren gewiß nicht darunter; diese Deserteure waren Italiener; höchstens könnten auch einige Ungarn dabei gewesen sein.

Endlich berichtete auch der Erzherzog Albrecht seinem Kaiser, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen „ganz unthunlich" sei, die italienischen Bataillone, die noch im Innern der Monarchie zurückgeblieben waren, „in die östlichen Länder des Reichs" — das heißt nach Ungarn — zu verlegen. Er werde sie sämmtlich herausziehen nach Oesterreich und Mähren, sobald sie in Ungarn — wo also Truppen unentbehrlich waren um den Landfrieden zu sichern — durch neugebildete deutsche Bataillone ersetzt werden könnten.

Ein Engländer, Correspondent der Times, bezeichnete mir namentlich das Regiment Wasa, Nr. 60, als eines das im Gefecht besonders wenig Festigkeit gezeigt habe — und, nicht unbewandert in der Kriegsgeschichte Oesterreichs, erinnerte er sich dabei mit Verwunderung des glänzenden Rufs, den gerade dieses Regiment, unter dem Namen Ignatz Gyulai, im Jahr 1809 erworben hatte.

Was die Gränzer Bataillone leisteten, war im Ganzen von der Art, daß man im Jahr 1866 gerathen fand, diese einst so hoch geschätzten Truppen nur als Festungs-Besatzungen zu verwenden.

In Beziehung auf den Schluß unseres Aufsatzes können wir hier zum Schluß wohl den Völkern Oesterreichs redlich Glück dazu wünschen, daß ihr Staatswesen seither ein wesentlich anderes geworden ist und dem Reich eine bessere Zukunft verspricht, als man vor zwanzig Jahren hoffen durfte.

Digitized by Google

V.

Die Reform der Heeresverfassung. (März 1860.)

Die folgenden beiden Aufsätze sind zu jener merkwürdigen Zeit geschrieben, zu der die Reorganisation der preußischen Armee der Gegenstand einer lebhaften Discussion wurde, die in eine leidenschaftliche ausartete und zu einem bedauerlichen „Conflict" führte. — Ich habe lange geschwankt, ob ich sie wieder in diese Sammlung aufnehmen solle. Es konnte überflüssig scheinen. Die Zeit jener Zwistigkeiten und Verhandlungen liegt weit hinter uns. Die politische Weltlage ist seither eine wesentlich andere geworden. Selbst das berühmte Mitglied des Abgeordneten-Hauses, das damals unserem engeren Vaterlande Preußen — dem Staat des Großen Churfürsten, Friedrich's des Großen und der Befreiungskriege — den „Großmacht-Kitzel" austreiben wollte — wird wohl schwerlich darauf verfallen, Aehnliches in Beziehung auf das nunmehr geeinigte Deutschland zu unternehmen und das Deutsche Reich auf die bescheidene Rolle der Mächte zweiten Ranges, auf die Rolle eines von dem Schutz auswärtiger Mächte abhängigen Staates zu verweisen. Auch hat die Reorganisation der Armee sich in der denkbar ernstesten Prüfung in einer Weise bewährt, die nicht nur der ganzen übrigen Welt, sondern auch unseren einheimischen opponirenden Doctrinairs imponiren mußte, und endlich ist die Lage Europa's eine so verwickelte und so ernste daß man wohl glauben sollte, es könne niemand daran denken, an der in solcher Weise bewährten Verfassung unseres Heeres zu rütteln. Ist doch in Europa noch so manches Verhältniß unfertig, so manches Problem ungelöst, das eine friedliche Lösung nur unter dem Schutz der Waffen finden kann! — Nur wehrhaft und gerüstet darf man

Digitized by Google

hoffen, Herr seiner Entschließungen zu bleiben und nicht gegen den eigenen Willen in Verwickelungen hineingezogen zu werden, denen man fremd bleiben möchte.

Nach solchen Erfahrungen und in solcher Weltlage sollte man freilich wohl jede erneuete Discussion im Sinn der früheren für unmöglich halten — aber sie ist es in der That nicht. Wir müssen im Gegentheil erwarten, daß, trotz Allem und Allem, die alten Forderungen bei nächster Gelegenheit, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, wiederkehren. Selbst abgesehen von den dem Reich feindlich gesinnten Elementen im Reichstage; abgesehen auch davon daß es Parteien giebt, die um des Conflictes willen nach einem Conflict Verlangen tragen und darin „immerhin" ein Mittel sehen, „etwas weiter" zu kommen; abgesehen, mit einem Wort, von Allem, was nicht durchaus harmloser Natur ist, führt oder drängt gar mancherlei dahin. Nicht am wenigsten das Streben, das dem Deutschen eigen ist, abstracte Ideen und Doctrin unbedingt zu verwirklichen, ohne auf die Wirklichkeit viel Rücksicht zu nehmen, oder indem dabei die Wirklichkeit in willkürlich idealisirender Weise anders vorausgesetzt wird als sie ist.

So flößt die veränderte Verfassung Deutschlands vielfach ein Vertrauen ein, das wohl um etwas über das richtige Maß hinausgeht. Es ist wahr, wir dürfen der Zukunft ruhiger entgegen sehen als zur Zeit des Frankfurter Bundestages, und brauchen — gehörig gerüstet — niemanden zu fürchten; es steht nicht gleich, wie wohl vor Zeiten, bei jedem Kampf, der uns noch beschieden sein mag, das nationale Dasein auf dem Spiel, und das ist ein Gewinn von unermeßlichem Werth. Dennoch aber ist die geographische Lage Deutschlands keine andere geworden als sie war; sie ist und bleibt in militairischer Beziehung von solcher Art daß sie uns die Pflicht steter Wachsamkeit auferlegt. Friedrich's des Großen Wort: „la Prusse doit toujours être en vedette!" bleibt demnach nothwendiger Weise auch für Deutschland in Geltung, wenn uns auch die Wachsamkeit, die es uns auferlegt, eine größere Sicherheit gewährt als Preußen und Deutschland in ihrer früheren Verfassung für gegeben halten durften.

Man erwäge nur: das heutige Deutschland ist unter allen Staaten der einzige der unmittelbar an alle die drei größten Militair-Mächte

Digitized by Google

gränzt, die es außer ihm selbst in der Welt giebt, und es hat nach mehr als einer Seite hin deutsche Lande zu schützen, die für die Nachbarn der Gegenstand eines immer wiederkehrenden, um sich greifenden Verlangens sind.

Auch die augenblickliche politische Lage des Welttheils wird unter uns häufig mit einem idealisirenden Vertrauen beurtheilt, das keineswegs berechtigt ist. Grade wie im Mai 1870 — wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges — ein bekannter Prophet der Fortschrittspartei in offenem Parlament die Forderung stellte, Preußen solle „abrüsten", da Frankreich ausschließlich mit sich selbst, mit der Regelung seiner heimischen Zustände beschäftigt — und der europäische Friede augenscheinlich auf lange Jahre hinaus gesichert sei —: gerade so hat es in allerneuester Zeit unter uns nicht an wohlgesinnten Leuten gefehlt, die sich durch Mac-Mahon's Rücktritt so zu sagen für immer beruhigt fühlten, die Republik in Frankreich eben durch diesen Rücktritt nicht in Frage gestellt, sondern vielmehr als bleibende Regierungsform für alle Zeiten fest begründet glaubten — und da auf diese Weise allen weiteren Umwälzungen vorgebeugt sei, damit auch den Frieden auf eine unabsehbare Zukunft hinaus verbürgt.

Die Erfahrungen der Kriegsjahre verblassen dagegen nach und nach und schwinden in den Hintergrund. Da könnten denn unsere Doctrinairs wohl gar bald wieder auf dem Standpunkt angelangt sein, auf dem sie glaubten ernste Erfahrungen, die nicht in ihr Schema paßten, wegwerfend und mit leichter Hand als „Erfahrungen, die gemacht worden sein sollen", beseitigen zu können.

Ist ja doch schon unmittelbar nach den Ereignissen in Wilhelm Rüstow ein militairischer Schriftsteller aufgetreten, der das Geheimniß der preußischen Siege, der überlegenen Kriegstüchtigkeit welche die preußischen Armeen ihren Gegnern in Böhmen und in Frankreich gegenüber bewährten, mit großer Zuversicht darin sehen wollte, daß die preußische Militair-Verfassung sich ungleich mehr als die österreichische oder die französische dem erhabensten Vorbild, der Schweizer Miliz-Verfassung nähere. Die Folgerung, daß man auf diesem Wege noch weiter vorschreiten, die Sache noch besser machen, dem Vorbild noch näher kommen müsse, liegt nahe — und eine Abkürzung der Dienstzeit bei der Fahne könnte dann wieder als besonders zweckmäßig in diesem Sinn empfohlen werden.

Digitized by Google

Es mag demnach doch nicht gerade unnütz sein, an die Erfahrungen zu erinnern, die eine Umgestaltung des preußischen Heeres als unerläßlich erscheinen ließen — an die Entwürfe und Gegen-Entwürfe, die darauf den preußischen Kammern vorgelegt wurden — und an die Gründe, mit denen diese Vorschläge bekämpft und vertheidigt wurden.

Einiges, das in dem ersten Aufsatz bereits angedeutet war, mußte in dem zweiten ausführlicher wiederholt werden. Man möge diese Wiederholungen verzeihen; sie waren nicht wohl zu tilgen, ohne hier und dort den Zusammenhang zu stören.

Geschichte und Erfahrung bestätigen den fundamentalen Lehrsatz preußischer Politik, der sich jeder unbefangenen allgemeinen Betrachtung darbietet: daß Preußen durch seine besondere Lage und das verhältnißmäßig beschränkte Maß der Machtelemente, die ihm zu Gebote stehen, mehr als jeder andere Staat darauf angewiesen ist, mit äußerster Sorgfalt und Anstrengung dahin zu streben, daß seine Heeresmacht an innerer Tüchtigkeit, an kriegerischer Ausbildung und kriegerischem Werth wo möglich etwas voraus habe vor den anderen Armeen Europa's, jedenfalls den besten unter ihnen in Nichts nachstehe.

Als die Politik und das Beispiel Ludwigs XIV. von Frankreich eine festere Begründung der bewaffneten Macht der Staaten herbeiführten, als die stehenden Heere dadurch eine bis dahin unbekannte Bedeutung erhielten, trat Preußen mit Institutionen, die seinen Truppen einen mehr als gewöhnlichen Grad kriegerischer Tüchtigkeit sicherten, in die Reihe der Mächte.

Der werdende Staat vermochte dies, so arm und öde das mäßige Ländergebiet desselben auch durch dreißigjährige Verwüstung während des furchtbarsten aller Kriege geworden war, weil ein großer Fürst seine Geschicke lenkte, der sich mit geringen Mitteln tüchtige Werkzeuge zu schaffen wußte, der dieselbe Energie und Weisheit, die im Innern des Landes die schmerzlichen Wunden zu heilen strebte, auch auf die Bildung seines Heers wendete.

In den stehenden Heeren jener Zeit lebte noch gar manches fort,

Digitized by Google

was aus dem Söldner- und Condottierewesen des späteren Mittelalters herstammte und daran erinnerte. Im Hintergrunde lag die Zeit, wo in Italien berühmte Heerführer, unabhängig von jedem Staat, auf eigenen Namen zahlreiche Armeen unterhielten, mit denen sie sich bald dieser, bald jener Regierung vermietheten, die eben Händel auszufechten hatte; wo in Frankreich Helden wie Bertrand du Guesclin und Eustache d'Auberthicourt ein ähnliches Gewerbe trieben. Ja, der Große Kurfürst hatte noch selbst mitten in Deutschland verwandte Erscheinungen erlebt; er hatte unter Christian von Braunschweig, dem Markgrafen von Baden, dem Mansfelder, Heere gesehen, die zwar für eine bestimmte Sache kämpften, aber keinem bestimmten Staate angehörten. Er hatte es erlebt, daß zwei berühmte Heerführer, Wallenstein und Bernhard von Weimar, den Versuch machten, die Heere, welche unter ihrem Befehl standen, von jeder Verbindung mit den Staaten, denen sie angehörten, los zu lösen, um dann mit einer bewaffneten Macht, die ihnen allein verpflichtet war, neue Reiche für sich selbst zu gründen. Er hatte erlebt, daß das eine dieser Heere, nach Bernhards von Weimar Tode, sich selbst und das eroberte Elsaß dazu an Frankreich verkaufte.

Frankreich und Spanien waren bereits seit längerer Zeit bemüht gewesen, sich „eigene" Truppen zu bilden, anstatt der im Ganzen gemietheten Heere, wie das schon Machiavelli so dringend angerathen hatte — aber die Art, diese Schaaren zu bilden, bestand meist darin, daß eine Anzahl namhafter Kriegsleute, zu Feld-Obersten ernannt, den Auftrag erhielten, jeder ein Regiment für den Dienst des Kriegs- und Landesherrn zu errichten, d. h. zusammen zu werben, für eine bestimmte verabredete Summe, die ihnen ausgezahlt wurde. Die Feldobersten ertheilten in gleicher Weise Hauptleuten den Auftrag, „Fähnlein", Compagnien anzuwerben. Die Compagnie war das Eigenthum des Hauptmanns, das Regiment Eigenthum des Obersten; Compagnien und Regimenter wurden gekauft und verkauft. Dabei blieb es in Frankreich bis auf die Zeit Ludwig XVI. herab.

Auch in anderen Armeen erhielten und erhalten sich sogar bis auf den heutigen Tag herab Spuren dieser Zustände — oder wenigstens Formen, die auf eine solche Heeresverfassung zurückweisen. So wird noch heut zu Tage in England jedes Oberstenpatent in Form eines Auftrags (commission), ein Regiment für den Dienst des Kö-

Digitized by Google

nigs zu werben oder von einem abgehenden Obersten zu übernehmen, ausgefertigt; alle Offizierspatente heißen commissions. In verwandtem Sinn wird auch in der österreichischen Armee der Chef jedes Regiments noch bis auf die Gegenwart herab herkömmlich der „Proprietair" desselben genannt, obgleich diese Bezeichnung keine Realität mehr hat.

Der große Kurfürst hatte die Schwächen dieses Systems erkannt. Die Mittel, die er anwendete ihnen abzuhelfen, waren einfach, wie alles Zweckmäßige, aber durchgreifend, und wichen bedeutend von dem damals Herkömmlichen ab. Er selbst blieb der Eigenthümer sämmtlicher Regimenter seines Heeres; jeder Soldat war unmittelbar ihm verpflichtet, und niemandem sonst; Obersten und Hauptleute befehligten ihre Schaaren lediglich in seinem Auftrage, ohne Eigenthumsrechte an ihre Stellen und Truppen zu haben. Von Kauf und Verkauf eines Regiments oder einer Compagnie konnte nicht die Rede sein.

Außerdem wußte der Kurfürst bei den brandenburgischen Truppen eine feste und gesicherte Disciplin einzuführen und zu handhaben, wie sie zu jener Zeit in den europäischen Heeren keineswegs allgemein war. Dieser Disciplin verdankten die Brandenburger die Tüchtigkeit, die sie überall bewährten, deren Ergebniß und Lohn die hohe Achtung war, in der sie, trotz ihrer mäßigen Anzahl, überall standen.

Was auf solcher Grundlage glücklich gegründet war, wußte Friedrich Wilhelm I. zu vervollständigen. Dieser Fürst, dessen intellectuelle Selbständigkeit und große Tüchtigkeit die Geschichte gewiß noch höher stellen würde, wenn sein Name nicht durch den seines großen Sohnes überschattet wäre, wurde auch in seinem Streben, dem preußischen Staat eine europäische Bedeutung zu erringen, von seinem praktischen Verstand in die richtigen Bahnen geleitet. Er hatte die für seine Zeit vollkommen zutreffende Ueberzeugung gewonnen, daß die Bedeutung eines Staats lediglich von der Wehrkraft abhängig sei, die er aufzubringen vermöge. Während fast alle anderen Fürsten Deutschlands sich in lockeren Sitten, in einer thörichten Nachahmung Ludwigs XIV., seines Hofs und seiner Verschwendung gefielen, ordnete Friedrich Wilhelm seinen Haushalt mit spartanischer Einfachheit und Strenge, und verwendete alle Kräfte des Staats

Digitized by Google

auf die ernste Pflege seines Wohlstands und seiner Wehrkraft. Er gewahrte, daß die Finanzkräfte des vom dreißigjährigen Kriege her noch immer öden und armen Landes nicht ausreichten, ein bedeutendes Heer ausschließlich auf dem damals üblichen Wege der kostspieligen Werbung zusammen zu bringen und zu erhalten. Diese Betrachtung führte ihn darauf, die sogenannte Cantonalverfassung einzuführen, d. h. die geregelte Aushebung der Landeskinder zum Kriegsdienst. Jedem Regiment wurde ein Canton zugewiesen, ein Bezirk, aus dem es sich ergänzte. Dadurch erhielt jede Schaar einen festen Kern treuer, zuverlässiger Landeskinder, der geeignet war, dem Ganzen eine Festigkeit zu verleihen, wie sie eine bunt gemischte Schaar geworbener Söldlinge für sich allein kaum unter besonders günstigen Bedingungen haben konnte. Dazu wußte Friedrich Wilhelm besonders unter dem Offiziercorps eine Unbedingtheit der Unterordnung, eine Strenge der Disciplin einzuführen, wie sie zur Zeit bei weitem nicht in allen europäischen Heeren geübt wurde, und in Frankreich zumal erst unter Napoleon I. einheimisch geworden ist. Wenn man erwägt, wie nahe den Tagen Friedrich Wilhelms noch die wilde Zeit der Wegelagerei, die vollständige Auflösung aller gesellschaftlichen Bande während des dreißigjährigen Krieges lag, wird man zugeben, daß die ganze Energie dieses Königs dazu gehörte, Zucht und Ordnung aufzurichten, und selbst die unbeugsame Härte wird erklärlich.

So konnte Friedrich II., wie Behrenhorst mit vollem Recht sagt, an der Spitze eines Kriegsvolkes auftreten, „wie es die Welt bis dahin nicht gesehen hatte.“ Preußen erhob sich zu dem Rang einer Großmacht — wir dürfen es dreist aussprechen — *nicht zum geringsten Theil dadurch, daß es in der Organisation und Disciplin seines Heeres etwas voraus hatte vor den übrigen Staaten Europa's.*

Wenn die Geschichte in den Zeiten des Großen Kurfürsten, Königs Friedrich I., Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. den positiven Beweis für jenen Lehrsatz gewährt, den wir an die Spitze unserer Betrachtung gestellt haben, so hat sie für diesen Lehrsatz leider auch den negativen Beweis nicht fehlen lassen. Preußen sollte erfahren, *daß es viel größeren Gefahren ausgesetzt blieb als jeder*

Digitized by Google

andere Staat, sobald sein Heer mit den besten unseres Welttheils nicht mehr auf wenigstens gleicher Höhe stand. Noch in den Jahren 1792, 1793, 1794 war die preußische Armee der französischen auf dem Schlachtfelde entschieden überlegen gewesen. Der kurze Zeitraum von zwölf Jahren genügte, sie hinter der rasch fortschreitenden Zeit, insbesondere gegen das französische Heer zurückbleiben zu lassen.

Ueber die Mängel der preußischen Heeresverfassung im Jahre 1806 ist viel schon gesagt worden, Wahres und Unbegründetes. Die Armee war noch im Wesentlichen so organisirt, wie Friedrich Wilhelm I. sie geschaffen hatte, und bestand folglich zu einem sehr ansehnlichen Theil — zu einem vollen Drittheil — aus zusammengeworbenen Ausländern. Da diese Armee unterlag, so sollte, wie man denn überhaupt nur allzusehr geneigt ist oberflächlich zu verallgemeinern, aus dieser Erfahrung folgen, daß der gemiethete Söldling, den keine Begeisterung für ein Vaterland und dessen Institutionen beseele, daß geworbene Heere, trotz aller Kriegszucht und Manoeuvrirfähigkeit, nie etwas taugen könnten.

Als ob die Geschichte nichts von glänzenden Thaten gedungener Schweizer, geworbener Landsknechte zu berichten hätte! Als ob das preußische Heer, welches in den schlesischen Kriegen mindestens zur Hälfte aus geworbenen Mannschaften bestand, nicht eine kaum jemals überbotene Tüchtigkeit gezeigt hätte! Als ob sich nicht bis auf sehr nahe liegende Zeiten herab gedungene Schweizer-Regimenter in verschiedenen Diensten unter tüchtiger Führung, bei strenger Zucht, als sehr wackere Schaaren bewährt hätten!

Gewiß hatte sich das Material, aus welchem geworbene Truppen gebildet werden konnten, seit dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert stufenweise unendlich verschlechtert. Zu jenen Zeiten war „soldat de fortune“, „Landsknecht“, „Reiter“ ein geachtetes Gewerbe — und ein gut bezahltes. Die große Menge der Söhne des in vielen Ländern Europa's zahlreichen und armen niederen Adels achteten es vollkommen „Standesgemäß“, wenn sie als gemeine Reiter ihr Fortkommen suchten. Das änderte sich, indem auf der einen Seite die Fortschritte in Bildung, Industrie und Wohlhabenheit die Ansprüche steigerten, auf der andern Seite die Nothwendigkeit, stehende Heere von einer Stärke, die über das wirkliche Maß der Kräfte der Staa-

ten hinausging, fortwährend zu unterhalten, unvermeidlich dahin führte, daß die Besoldung des Soldaten, und Alles was an Kleidung und Brod dazu gehörte, nach einem Maßstab ärmlicher Dürftigkeit festgestellt werden mußte.

Schon war der Soldatenstand auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Ordnung so tief herunter gekommen, daß auch in der Cantonverfassung Preußens, von den höheren Ständen nicht zu reden, selbst der ordentliche, respectable Handwerker- und Bürgerstand als ein bevorrechteter von der Rekrutenstellung ausgenommen werden mußte.

Die geworbenen Leute, die angeblich „freiwilligen" Capitulanten der späteren Zeit des alten preußischen Systems, waren, genau besehen, nichts weniger als „Freiwillige". Es waren nicht Leute, die den Kriegerstand aus Lust und als Beruf gewählt hatten. Es waren zum Theil desperate Taugenichtse, die, sobald das Werbegeld durchgebracht war, auf die Gelegenheit lauerten, zu desertiren; verkommene Subjecte, die kein anderes Unterkommen zu finden wußten, und Unglückliche, die den schlechten Künsten schlauer Werbeoffiziere und Unteroffiziere verfallen waren.

Man kann nicht sagen, daß das System der Heeresorganisation, wie es bis 1806 bestand, in größter Allgemeinheit und für alle Zeiten verwerflich gewesen wäre: aber es war veraltet und hatte sich überlebt.

Der Offizierstand war in der allgemein fortgeschrittenen Bildung, namentlich im Vergleich mit den höheren Schichten des Mittelstandes, merklich zurückgeblieben, und die Blößen, die er von dieser Seite gab, waren um so bedenklicher, da er sich zugleich durch Dünkel und Anmaßung im ganzen Lande in sehr üblen Ruf gebracht hatte. Das darf nicht verschwiegen werden; denn es gehört eben auch zu den Erscheinungen, die nicht wiederkehren dürfen, wenn die Macht und Sicherheit des Staats nicht gefährdet sein soll.

Unter dem Einfluß dieser allgemeinen Verhältnisse, bei so vielen Mängeln im Einzelnen, die — wie die durchaus ungenügende Bewaffnung und Ausrüstung der Infanterie, und die veraltete Organisation der schwerfälligen Artillerie — ihren Grund theils in mangelnder Einsicht, theils aber auch in einer übel verstandenen Sparsamkeit hatten, konnten die tüchtigen Elemente die dem Heere auch

Digitized by Google

damals nicht fehlten, das Ganze und den Staat nicht retten. Die geworbenen Ausländer erwiesen sich unzuverlässig, als das Unglück hereinbrach; die Inländer, viel zu lange, bis zum vierzigsten Lebensjahr unter den Fahnen festgehalten, zwar zuverlässiger, aber, besonders in den älteren Jahrgängen, die viele verheirathete Leute zählten, des langen Dienstes, des Waffenhandwerks müde, und wenig kriegstüchtig.

Es hat für Preußen nicht weniger als einer Heldenzeit bedurft, sich wieder emporzuringen und eines Menschenalters stillen, emsigen, sparsam haushaltenden Fleißes, um die Wunden zu heilen, die dem Staate geschlagen worden waren.

Nun galt es inmitten großer Bedrängniß, mit sehr geringen Mitteln, wie sie ein bis zu gänzlicher Verarmung ausgeraubtes und ausgeplündertes Land bieten konnte, neue Waffen, eine Erhebung in größtem Maßstabe vorzubereiten.

Scharnhorst wurde der Schöpfer des Systems, das unter den damaligen Bedingungen allein zum Ziel führen, allein einen Staat von nicht fünf Millionen Einwohnern in den Stand setzen konnte, ein Heer von fast dreimal Hundert tausend Mann in das Feld zu stellen.

Das preußische Heer war vertragsmäßig auf eine geringe Zahl von Regimentern beschränkt. Scharnhorst benutzte sie in bis dahin nicht gewohnter, ja nicht gedachter Weise als Schule für die Wehrkraft des Landes, als Schule für einen zahlreichen Kriegerstand, der weit über das Maß dessen hinausging, was in die vorhandenen Bataillone und Schwadronen eingereiht werden konnte. Die ausgehobene junge Mannschaft wurde nur so lange Zeit bei der Fahne behalten, als zu ihrer militärischen Ausbildung nöthig war — eine nach den damals herkömmlichen Ansichten sehr kurze Zeit — und nach einem Dienstjahr, dann als „Krümper" auf Urlaub entlassen, um in dem Regiment für neue Zöglinge Platz zu machen.

Nachdem dies System unscheinbarer Vorbereitung etwa vier Jahre lang in Thätigkeit gewesen war, kam der ersehnte Augenblick der Erhebung. Schnell waren die alten Regimenter auf den Kriegsfuß verstärkt; die Krümper traten zu neuen Bataillonen zusammen,

Digitized by Google

die Zahl der Linienregimenter war verdoppelt, und da diese Verstärkungen für so gewaltige Kämpfe bei Weitem nicht genügten, wurden zahlreiche Landwehren aufgeboten — vollständig improvisirte Bataillone, denen nur ein sehr kleiner Bruchtheil kriegsgeübter Mannschaft, nicht als Kern, kaum als Lehrer genügend, denen nur wenige Offiziere aus den Reihen des früheren Heeres zugetheilt werden konnten.

Ueberdies schlecht gekleidet und dürftig ausgerüstet, leisteten diese nahezu oder vollständig improvisirten Schaaren tüchtige Dienste, wie man sie irgend von alten sieggewohnten Truppen erwarten darf — ja es ist kaum irgend eine Schaar zu nennen, die sich nicht einer besonders glänzenden Waffenthat aus jenen Tagen zu rühmen hätte.

Es konnte kaum fehlen, daß so großartige und so erwünschte Erfahrungen einen mächtigen Einfluß auf die herrschenden Ansichten über die zweckmäßigste Art der Heeresorganisation übten. Namentlich bei denen, die geneigt sind, die Macht der edleren, idealen Motive im Geist und Gemüth des Menschen zu überschätzen, welche die Verhältnisse, in denen sich das Leben der Menschen und der Staaten bewegt, leicht in idealisirender Weise beurtheilen, riefen dieselben Ansichten hervor, die eine ernstere und strengere Prüfung in der Ausdehnung, die man ihnen geben wollte, nicht für begründet erachten konnte.

Vielfach haben sich seitdem — und bis auf die gegenwärtige Zeit herab — Stimmen erhoben, die mehr oder weniger bedingt oder unbedingt nicht etwa blos einzelne Elemente des früheren Heerwesens veraltet, sondern unsere Zeit überhaupt dem Institut der stehenden Heere entwachsen glaubten. Stimmen, die da wähnten, daß für die Wehrkraft des Landes am allerbesten gesorgt sei, wenn man sich auf die Begeisterung der Masse verlassen wollte — die unter gewissen Bedingungen unfehlbar hervorzurufen sei —, auf eine Volksbewaffnung, deren inneren Werth man höher stellen zu dürfen glaubte, als den eines stehenden Heeres. Ausschließlich nur als Schule für eine solche Volksbewaffnung, nicht als den nothwendigen, festen, vorbereiteten Rahmen, der im Falle eines Krieges die bewaffnete Jugend des Landes in sich aufzunehmen habe, rieth man das stehende Heer beizubehalten.

Es hat sogar nicht an solchen gefehlt, die, unbekannt, wie wir

Digitized by Google

glauben müssen, mit der Wirklichkeit und ihren strengen Forderungen, geblendet durch die Dienste der Landwehren in den Jahren 1813, 1814, 1815, auf welche sie sich beriefen, sogar noch etwas weiter gingen, und die Frage aufwarfen, ob nicht für die Sicherheit des Landes am besten gesorgt wäre, wenn man sich einem Milizsystem zu nähern suchte, dessen Vorbild etwa in der Schweiz zu suchen wäre? Ob für die Instruction der Milizen nicht eine periodische Zusammenziehung derselben in Uebungslagern genüge?

Man vergaß zunächst und vor allen Dingen, wie viele Zeit die Organisation oder Improvisation unserer Landwehren im Jahre 1813 erfordert hatte. Man übersah, daß kein Landwehrbataillon — mit Ausnahme einiger ostpreußischen — vor dem Waffenstillstand gefochten hatte, daß auf den Schlachtfeldern von Lützen und Bautzen das Fehlen der noch nicht fertigen Landwehr den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, daß fünf Monate erforderlich gewesen waren, die gesammten Landwehren zu organisiren und aufzustellen.

Man würdigte ferner die Motive, welche die Landwehr jener Jahre bewegten und hoben, nicht vollständig richtig. Diese vereinzelt dastehende und einseitig aufgefaßte Erfahrung, durch deren etwas willkürliche Deutung man sich zu jenen Theorien verleiten, wir dürfen sagen, auf solche Abwege führen ließ, muß mit anderen, umfassenden und gewichtigen Erfahrungen verglichen werden, wenn sie wirklich ein Ergebniß gewähren soll, auf welches zuverlässige Folgerungen gebaut werden können.

Man erinnere sich an die ersten Jahre der französischen Revolution. Der französischen Nation war es gewiß Ernst um die Zwecke, die sie in jener gewaltsamen Zeit verfolgte. Namentlich hatte die große Masse der Bevölkerung, das Landvolk, ein so unmittelbares Interesse, für die Vertheidigung des Landes zu kämpfen, wie es sich selten finden wird. Dieser entscheidende Theil der Bevölkerung war eben von der Leibeigenschaft, von der Gutsunterthänigkeit, von allen Pflichten gegen den Grundherrn befreit worden, er hatte die Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz erlangt. Er mußte fürchten, dies Alles zu verlieren, die frühere Abhängigkeit wieder hergestellt zu sehen, wenn die Emigrirten als Sieger heimkehrten. Er fürchtete es. Und dennoch bedurfte es der blutigsten Energie der Schreckens-

Digitized by Google

zeit, um zahlreiche Heere von Nationalgarden zu schaffen und an die Grenzen zu bringen. Und wie gar gering war der kriegerische Werth und Gehalt dieser improvisirten Bataillone; wie ungemein wenig war auf ihre Mannszucht, auf ihre Haltung im Gefecht insbesondere zu rechnen! Die moralische Ueberlegenheit war während der ersten Feldzüge ganz entschieden, und in einem so hohen Grade, wie nur sehr ausnahmsweise vorkömmt, auf Seiten der stehenden Heere, welche Frankreichs bewaffnete Bürger zu bekämpfen hatten; obwohl die Mannschaften dieser stehenden Heere kein inneres Interesse an dem Kriege hatten, weder an den Motiven, die ihn hervorriefen, noch an den Zwecken, die er verfolgte; obwohl in ihren Reihen nur die Macht der Disciplin, des Corps- und Standesgeistes wirksam war.

Wir brauchen die Zeugnisse dafür nicht bei den Gegnern der Franzosen aufzusuchen: man sehe nur nach, was einer ihrer eigenen Heerführer, und zwar ein mit Recht berühmter, ein verständiger, wahrhafter Mann, der Marschall Gouvion St. Cyr wiederholt darüber sagt. Auf Veranlassung der Kanonade von Valmy z. B. sagt der Marschall unter Anderem, es sei eine arge Thorheit gewesen, die französischen Truppen, so wie sie damals beschaffen waren, im freien Felde einem Angriff der Preußen auszusetzen. Oder sollen wir an die Schlacht bei Catillon (27. April 1794) erinnern, die von Seiten der Verbündeten wesentlich nur in einem einzigen Reiterangriff bestand, den achtzehn Schwadronen ausführten und vor dem eine ganze ansehnliche französische Armee auseinanderstäubte?[1])

Auch auf Seiten Frankreichs waren die alten Regimenter des stehenden Heeres — obgleich in ihrer Organisation erschüttert durch die Auswanderung der meisten Offiziere — der feste Kern, der allein der gesammten Wehrkraft des Landes einige Haltung gab. Die Bataillone Freiwilliger, die Nationalgarden in brauchbare Truppen zu verwandeln, dazu bedurfte es der vielgerühmten Maßregel, um deretwillen der damalige Kriegsminister Carnot als „organisateur de la victoire“ verherrlicht worden ist. Carnots große Maßregel bestand in nichts Anderem, als in der Einverleibung der haltungslosen Nationalgarden und Freiwilligenbataillone in die alten Linienregimenter. Es bedurfte mehrerer Feldzüge, ehe sich mit Hülfe dieser durchgreifenden Maßregel aus der Volksbewaffnung eine kriegstüchtige Armee heranbildete. Wäre der

Digitized by Google

Krieg von Seiten der gegen Frankreich Verbündeten nur mit einer halbweges der Größe der Aufgabe entsprechenden Einmüthigkeit, Intensität und Energie geführt worden, so würde die Zeit für diesen militärischen Bildungsgang gefehlt haben, so möchte es wohl kaum zu diesen wiederholten Feldzügen gekommen sein.

Während der ersten Jahre der Revolution also, als Frankreich die Invasion fremder Mächte und die Herrschaft der Emigrirten abzuwehren hatte; als die gesammte Bauernschaft Frankreichs ihr Eigenthum und ihre persönliche Freiheit zu vertheidigen hatte; als, wie uns alle Denkwürdigkeiten aus jenen Tagen, alle Reisende, die das Land gesehen, alle französischen Geschichtschreiber gleichmäßig versichern, überall, und vor Allem in den Reihen des Heeres, der Schaaren, die freiwillig zur Vertheidigung an die Grenzen eilten, eine große Begeisterung für die neuen Ideen, für Freiheit und Vaterland herschte — da war der kriegerische Werth dieser Armee ein ungemein geringer gewesen.

In einer späteren Zeit dagegen, unter Napoleon I., als in den Reihen der französischen Armee von Freiheit und einer Begeisterung für sie, von Begeisterung für Ideen überhaupt längst nicht mehr die Rede sein konnte und nicht war, als alle solche Stimmen längst verstummt, dafür aber hohe taktische Ausbildung, musterhafte Disciplin, eine große militairische Intelligenz des Offiziercorps und ein sehr exclusiver Standesgeist und Stolz an die Stelle jener früheren Motive getreten waren: da wurde dies Heer der ganzen civilisirten Welt furchtbar, da war es ein Heer, in kriegerischer Tüchtigkeit nie übertroffen, und sehr selten erreicht! Ein starker Beweis dafür, daß die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit einer bewaffneten Macht nicht immer aus denjenigen Elementen hervorgeht durch welche eine idealisirende Ansicht der Welt sie bedingt glauben möchte.

Man wende den Blick auf Spanien, auf seinen siebenjährigen Kampf gegen Napoleon I. Hier wurde der Entschluß einer hochsinnigen Nation, deren ganze Geschichte ihr das Zeugniß einer fast beispiellosen Zähigkeit und Ausdauer giebt, im Kampf für ihre Selbstständigkeit noch durch die ganze gewaltige Macht der Kirche gehoben und getragen. Die siebenjährige Dauer des Kampfes und Erscheinungen wie die Vertheidigungen von Saragossa und Gerona bürgen

Digitized by Google

für den Ernst, mit dem er geführt wurde — und dennoch stäubten die improvisirten Miliz-Bataillone der Spanier auf dem Schlachtfelde stets und immer wieder vor jedem Angriff der Franzosen auseinander wie Spreu vor dem Winde — und fast das ganze Land war, trotz des Beistandes der Engländer, nach und nach der Gewalt der Franzosen verfallen, als die mächtigen Ereignisse in Rußland und Deutschland auch diesem Kampfe eine rettende Wendung gaben.

In Wahrheit, es heißt die Bedeutung und den Werth der Dienste, welche die preußischen Landwehren 1813 geleistet haben, verkennen und unterschätzen, wenn man wähnt daß dieselben Erscheinungen sich immer und überall mit Leichtigkeit wieder hervorrufen lassen.

Es gehört dazu bei Weitem mehr als eine blos gehobene Stimmung, selbst wenn man diese stets ohne Weiteres voraussetzen dürfte — was keineswegs der Fall ist —, es gehört dazu eine tief wurzelnde, nachhaltige Erbitterung. Zu einer Stimmung von solcher Intensität und Macht wird die Masse nie durch bloße Vorstellungen gebracht; nur wirkliche, thatsächliche Erlebnisse, deren Stachel jeder Einzelne mitempfunden hat, vermögen in einer ganzen Bevölkerung eine solche Gewalt des Willens hervorzurufen.

Im Jahre 1806 konnte jeder Verständige ziemlich vorhersagen, was Preußens Schicksal sein mußte, wenn es in dem Kampf mit dem französischen Kaiserreich unterlag, dennoch aber wäre gewiß jeder Versuch, eine allgemeine, freiwillige Bewaffnung des Landes hervorzurufen, um solches Unheil abzuwehren, vollkommen erfolglos geblieben. Sie möglich zu machen, dazu bedurfte es der Erlebnisse vom Tilsiter Frieden bis 1812 und ihres Stachels. Wir wollen dem Vaterlande die Erfahrungen nicht wünschen, die allerdings bei einem tüchtigen und kriegsmuthigen Volk, wie das preußische ist, dieselben Erscheinungen jedesmal in das Leben rufen würden.

Die menschlichen Dinge sind von solcher Natur, daß Institutionen, die sich für die Dauer bewähren sollen, nicht eine vorausgesetzte gehobene Stimmung zur Grundlage haben dürfen, daß dabei auf eine allgemeine Begeisterung nicht als auf eine nothwendige Bedingung gerechnet sein darf. Die Begeisterung ist ihrer Natur nach etwas Momentanes, ein Zustand höchster und edelster Spannung, zu dem

Digitized by Google

sich die meisten Menschen nur in sehr seltenen, einzelnen Augenblicken ihres Daseins zu erheben vermögen. Institutionen, die sie permanent voraussetzen, gehen von einer Täuschung aus, und tragen eben deshalb ein Element der Schwäche in sich. Nur ein fest und sicher gegründetes Bewußtsein der Pflicht, nur die festgegründete Gewohnheit, sie zu erfüllen, gewähren dauernde Bürgschaften für eine Tüchtigkeit, auf die immer und unter allen Bedingungen gebaut werden darf.

Nach dem zweiten Pariser Frieden gab die Regierung dem preußischen Heer eine Verfassung, welche die vorbereitenden Einrichtungen, die Scharnhorst in einer außerordentlichen Zeit und Lage eingeführt, die Formen, welche die herrschende heroische Stimmung während einer großen Zeit geschaffen hatte — für die Dauer bestätigte und zur bleibenden Organisation der Armee machte. Wir brauchen diese Einrichtungen, das Landwehr-System, nicht näher zu beschreiben; es ist uns Allen bekannt. Gewiß war dabei von Anfang an bedenklich, daß die heroische Stimmung, die es zur Zeit des Kampfes geschaffen hatte, permanent vorausgesetzt werden mußte. Man konnte ferner die Frage aufwerfen, ob die preußische Regierung sich nicht in allen Verwickelungen der äußeren Politik, die, so wichtig sie auch sein mochten, doch nicht geschaffen waren, die Empfindungen des gesammten Volkes unmittelbar in energischer Weise anzuregen — durch diese Verfassung des Heeres einigermaßen gelähmt fühlen werde.

Aber es gab damals eine Rücksicht, die mit vollem Recht jede andere überwog. Diese Organisation war die Einzige, deren Kosten das verarmte Land zur Zeit zu tragen vermochte. Die gewählte Form war die Einzige, in der Preußen damals ein zahlreiches Heer, wie seine europäische Stellung es erfordert, aufbringen konnte. Die Einnahmen des Staates waren gering; Preußen konnte, im Vergleich mit anderen Staaten Europa's, nur eine sehr mäßige jährliche Summe auf seine Heeresmacht verwenden und mußte der höchsten Sparsamkeit beflissen sein, wenn die Wunden heilen sollten, die durch einen unglücklichen Krieg und Napoleons Raubsystem, das die Erschöpfung Preußens beabsichtigt hatte, dem Lande geschlagen worden waren.

Heute dürfen wir die Augen nicht gegen die Wahrheit

Digitized by Google

verschließen, daß auch dieses System sich — zwar gewiß nicht in seinem eigentlichen, werthvollen Kern — wohl aber in seiner bisherigen Form überlebt hat.

Um das eigentliche Wesen unseres Wehrsystems, die Elemente, die wir eben als seinen eigentlichen, werthvollen Kern bezeichneten, zu wahren und unverletzt zu erhalten, ist eine Umgestaltung der Formen geboten.

Es bedarf einer Umgestaltung aus Gründen des Rechts — aus Gründen der Staatswirthschaft — endlich aus technisch-militairischen Gründen.

Die schönste und werthvollste aller Institutionen Preußens ist ohne Zweifel die allgemeine, unbedingte Wehrpflicht; das weiß und fühlt ein jeder von uns. Sie ist das schöne Vermächtniß einer großen Zeit; sie adelt Heer und Volk, indem sie auf der einen Seite die ganze Jugend, die Blüthe und Hoffnung des Landes, ohne Unterschied des Standes unter den Fahnen vereinigt, auf der andern Seite die ganze Bevölkerung ebenfalls ohne Unterschied des Standes zum Ritterthum erhebt.

In der allgemeinen Wehrpflicht ohne Ersatzmänner, ohne alle Nebenwege, welche die bequeme Wohlhabenheit schonend an unbequemen Pflichten vorüberführen könnten — in dieser liegt das eigentliche Wesen der 1813 gegründeten Wehrverfassung Preußens; sie ist der Grund des ganzen Bau's, an dem nicht gerüttelt werden darf.

Damit dieser eine Wahrheit sei und bleibe, bedarf es einer Umgestaltung des Heeres, einer Erweiterung desselben, die der seit 1814 um nicht weniger als 78 pro Cent vermehrten, also nahezu verdoppelten Bevölkerung entspricht. Es muß in den Rahmen des stehenden Heeres Raum geschaffen werden für die gesammte Jugend des Landes, damit wirklich, wie unsere Institutionen voraussetzen, die ganze waffenfähige Jugend durch die Waffenschule gehe.

Daß dem jetzt nur in der Theorie, nicht in der Wirklichkeit so ist, das wissen wir Alle. Der beschränkte Rahmen des stehenden Heeres gestattet nicht, bei der stets anwachsenden Bevölkerung den wesentlichsten Grundsatz des ganzen Systems zu wirklicher Anwendung zu bringen. Wir sind in der Praxis von der allgemeinen Wehrpflicht,

Digitized by Google

durch die Umstände gezwungen, zu einem mit Milde und Umsicht gehandhabten System der Rekrutenaushebung übergegangen. Nur etwa drei Fünftheile der dienstpflichtigen Mannschaft werden zum Dienst herangezogen.

Indem das System auf diese Weise stets mehr und mehr von seinem wesentlichen Grundsatz abwich, ist es in der That ungerecht geworden. Zwei Fünftheile der männlichen Jugend gehen ganz leer aus, und haben keinerlei Dienstpflicht zu erfüllen. Die anderen drei Fünftheile dagegen, die in die Regimenter eintreten und dann in die Landwehr übergehen, haben in der That eine mehr als billige Last zu tragen. Wir meinen damit nicht die drei Dienstjahre in der Linie, welche die Jugend mit Lust und Freude durchmacht, sondern die Verpflichtung zur Landwehr ersten Aufgebots, die sich bis in das reife Mannesalter, länger als billig, durch das Leben zieht, dem bürgerlichen Beruf des Mannes in den späteren Jahren nur all' zu oft lähmend in den Weg tritt, und ihn nicht selten in den Fall bringt, sein Haus und seinen Hof, seine gewerblichen Unternehmungen dem Ruin auszusetzen, um seiner Landwehrpflicht zu genügen.

Allerdings darf keine Last zu groß, keine Pflicht zu schwer geachtet werden, wenn sie nothwendig und wenn sie gleich vertheilt ist. Sie ist aber in diesem Fall weder das Eine noch das Andere. Sie kann eben dadurch, daß sie gleichmäßig vertheilt wird, wie der Geist unserer Institutionen gebietet, für jeden Einzelnen bedeutend erleichtert werden. Denn daß die Dauer der Dienstverpflichtung für jeden Einzelnen bedeutend herabgesetzt werden kann, wenn wirklich die ganze Jugend zum Dienst heran gezogen, die Wehrkraft des Landes aber der Zahl nach auf gleicher Höhe erhalten wird, bedarf keines Beweises.

Daß dies vermöge einer Umbildung der Formen unseres Heerwesens, einer Erweiterung der Rahmen des stehenden Heeres, möglich gemacht und thatsächlich herbeigeführt werde — das ist eine Forderung der Gerechtigkeit.

In Beziehung auf die staatswirthschaftlichen Verhältnisse, die hier zu berücksichtigen sind, hat das bisherige System preußischer Wehrverfassung dann auch seine bedenkliche Seite, die in den Zeiten tiefer Ruhe wohl übersehen werden konnte, die aber unverkennbar

Digitized by Google

hervortritt, so wie man sich dieses System in ernster Thätigkeit denkt. Denn schont es allerdings die Finanzkräfte des Landes im Frieden, so legt es ihm dafür, sobald der Kriegszustand eintritt, plötzlich sehr große, sehr schwer zu tragende Lasten auf. Und was dabei das Schlimmste ist: das System fordert vom Lande alsdann ungeheuere Opfer, die der Kriegführung nicht auf die entfernteste Weise zu Gute kommen, die in dieser Beziehung rein verloren sind; Opfer, die das Land erschöpfen, ohne dessen Wehrkraft oder die Intensität der Kriegführung irgend zu steigern, ohne den eigentlichen Zweck im mindesten zu fördern.

Solche Opfer werden dann wie in positiver so in negativer Form von uns gefordert, und leicht könnten die letzteren als die schwereren empfunden werden. Man vergegenwärtige sich, wie viele Männer durch jede Mobilmachung aus ihrem bürgerlichen Beruf herausgerissen werden. Es sind dies größten Theils nicht ganz junge Leute, die erst in den Anfängen auch ihres gewerblichen Lebens stehen, und daher verhältnißmäßig leicht zu ersetzen oder zu entbehren wären. Es sind vielmehr zum großen Theil Männer reiferen Alters, Haus- und Familienväter, die auf der Höhe des Lebens und leitend an der Spitze eines großen oder kleinen landwirthschaftlichen Anwesens oder gewerblichen Unternehmens stehen. Gar manches stockt — geht nicht weiter — geht zurück, so wie sie fehlen. Die theilweise Lähmung im gewerblichen Leben und in der producirenden Thätigkeit, der Ausfall in der Production, der Verlust im Nationaleinkommen, wird bald sehr fühlbar, und macht sich schon nach wenigen Wochen mit bedeutendem Gewicht geltend. Und wenn diese Störungen immer große Verluste zur Folge haben mußten, der Fortschritt der Zeit, die Entwickelung unseres industriellen Lebens hat dieselben gegen die einfacheren Verhältnisse, in welchen sich unsere wirthschaftlichen Kräfte vor zwanzig Jahren bewegten, sehr wesentlich gesteigert und wird fortfahren, dieselben zu steigern.

Aus diesen Verlusten geht dann aber auch die Nothwendigkeit sehr großer positiver Opfer für das Land unvermeidlich hervor. Die Familien der Landwehrmänner, die Frauen und Kinder, denen der Ernährer fehlt, müssen versorgt werden. Man könnte wohl erschrecken, wenn man zusammenrechnen wollte, welche Summen dazu gehören, den Familien so vieler verheiratheten Hausväter, welche berufen sind

Digitized by Google

in erster Reihe zu kämpfen, die ernährende Hand zu ersetzen — und auf welch' ein dürftiges Maß muß die Vorsorge für diese Familien dennoch beschränkt bleiben!

Man vergegenwärtige sich ferner die Nachwehen eines längeren Krieges unter unserer jetzigen Wehrverfassung. Die vielen schlecht oder gar nicht bestellten Aecker kleiner ländlicher Anwesen, die nicht durch gemiethete Hände bestellt werden können; den Ausfall in den Ernten wie in den Erzeugnissen des Gewerbfleißes; die unverhältnißmäßig große Anzahl von Wittwen und Waisen, die der Krieg zurückließe. Selbst der heimkehrende Landwehrmann könnte seine Familie durchaus verarmt wiederfinden. Ein schlimmer Lohn für todesmuthige Pflichterfüllung!

Wenn diese Opfer unvermeidlich wären, müßten sie ohne alle Frage mit mannhafter Fassung getragen werden. Aber sie können vermieden werden, wenn der Staat im Frieden eine größere Summe auf die Erhaltung seiner bewaffneten Macht verwendet, und dadurch unsere Wehrverfassung auf ihre eigenste Grundlage zurückgeführt wird. *Sobald die ganze Jugend in den Waffen geübt, dem reiferen Mannesalter dagegen der Dienst in erster Linie erlassen wird, gewinnt Preußen den großen Vortheil, daß alle Anstrengungen, die es während eines Krieges macht, auch wirklich seine Wehrkraft steigern, und den Zweck des Krieges fördern: ein Vortheil, dessen ganze Tragweite schwer zu ermessen — kaum zu überschätzen ist.*

Die technisch-militärische Seite unserer Institutionen ist dann auch nicht unberührt geblieben von den Wandelungen, welche der Verlauf der Zeit in allen menschlichen Verhältnissen herbeiführt.

Während der ersten Zeiten nach den großen Kriegen hatte das Landwehrsystem in wichtigen Beziehungen eine andere Bedeutung und mehr innere Haltung als jetzt. Es war ein Anderes zu der Zeit, als die Landwehroffiziere fast ohne Ausnahme Leute waren, die theils als freiwillige Jäger, theils schon als Landwehr-Offiziere großartige Feldzüge mitgemacht, die Feuertaufe vielfach bestanden, und Kriegserfahrungen gewonnen hatten. Solche Landwehroffiziere gaben der Landwehr einen festen Halt.

Digitized by Google

Gegenwärtig sind Linie und Landwehr Truppenkörper geworden, die aus sehr verschiedenen Elementen hervorgehen, und deshalb nicht ohne Unterschied, nicht von gleicher Beschaffenheit und gleichem Gehalt sein können. Ein schlimmer Umstand, denn er macht es — von allem andern abgesehen — sehr schwierig, den Werth, die Brauchbarkeit jedes einzelnen Truppentheils, die zweckmäßigste Art seiner Verwendung, richtig und mit voller Ueberzeugung zu beurtheilen. Unsicherheit in dieser Beziehung lähmt auf dem Schlachtfelde Zuversicht und Entschluß.

Wie jetzt Linie und Landwehr neben einander stehen, sehen wir auf der einen Seite junge Soldaten unter den Befehlen altgedienter Offiziere, deren Lebensberuf die Waffen sind, die jedenfalls als Instructoren eine lange Erfahrung hinter sich haben, von denen viele auch den Ernst des Krieges aus eigener Anschauung kennen; — auf der anderen Seite ältere, gereifte Männer, die aus ihrem friedlichen Lebensberuf zu den Fahnen zurückgerufen werden, angeführt von Offizieren, die, jung an Jahren, mit anderen Interessen beschäftigt, den Waffendienst nur als Nebensache betrachten und betreiben können, eine kurze Zeit des Militairdienstes als eine bloße Episode in ihrem Leben ansehen, und nur eine beschränkte Erfahrung in dem zurüstenden und vorbereitenden Friedensdienst, gar keine im Felddienst haben.

Daß es sehr wünschenswerth und zweckmäßig wäre — um nicht zu sagen unbedingt nothwendig und durch die Verhältnisse gebieterisch verlangt —, diese verschiedenen Elemente so zu verschmelzen und auszugleichen, daß die in erster Linie im Felde zu verwendende Armee aus Truppenkörpern von gleichmäßigerer Beschaffenheit und gleichmäßigerem Gehalt bestände, in deren Zusammensetzung die sowohl diesem als jenem Element, so lange es isolirt bleibt, inhärirenden Nachtheile aufgehoben wären; — das ist wohl für jeden, der die wirkliche Natur der Dinge unbefangen in das Auge faßt, an sich so einleuchtend, daß es eines eigentlichen Beweises kaum bedarf.

Es wäre hier noch mancher anderen Schwierigkeiten zu gedenken, die bei jeder Mobilmachung der preußischen Armee in ihrer gegenwärtigen Verfassung fühlbar hervortreten. Insofern sie sich aus den allgemeinsten Verhältnissen ergeben, haben wir bereits, auf den ersten Blättern dieser Schrift versucht, sie mittelbar anzudeuten; andere sind so allgemein anerkannt, daß es einer eingehenden Erörterung hier

Digitized by Google

kaum bedarf, und so wollen wir denn nur eines Umstandes erwähnen, dessen Bedeutung gewiß einem jeden, der auf dem Gebiet militairischer Organisationen nicht ganz fremd ist, ohne Weiteres einleuchten muß. Des Umstandes nämlich, daß die Landwehrbataillone im Frieden, oder genauer, bis zum Augenblick der Mobilmachung eigentlich nur ideell existiren. Nur die Elemente dazu sind wirklich vorhanden, der fertige Organismus, in den sie sich einfügen könnten, fehlt, und so müssen denn diese Bataillone in Wahrheit in dem Augenblick, wo man ihrer bedarf, aus ihren Elementen erst geschaffen werden. Das ist keine leichte Aufgabe; wir brauchen dabei kaum daran zu erinnern, wie viel Bedenken es hat, dem Feind mit unfertigen Schaaren entgegen zu treten. Es kommt noch hinzu, daß dann auch diejenigen Bataillone, die im Frieden fest organisirt, wirklich vorhanden sind, die Linienbataillone, gerade in dem Augenblick, wo sie in das Feld rücken sollen, ihren eigenen inneren Organismus durch die Abgabe einer Menge von Offizieren und Unteroffizieren lockern und schwächen müssen, um die Bildung der Landwehren möglich zu machen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, daß das ganze Land die Nothwendigkeit einer Umgestaltung unserer Armee in dem beabsichtigten Sinn anerkannt hat, und bereit war, sie als eine wesentliche Verbesserung aufzunehmen. — Was die Sache selbst und an sich betrifft, abgesehen von den näheren Bestimmungen im Einzelnen, konnten es höchstens nur sehr wenige, vereinzelte Stimmen sein, die geneigt waren, sich in einem entgegengesetzten Sinn auszusprechen.

Nur in Beziehung auf die Bestimmungen, die im Einzelnen maßgebend werden sollen, ist eine wirkliche Verschiedenheit der Meinungen hervorgetreten, namentlich ist ein allerdings sehr wichtiger Punkt, die Länge der Dienstzeit bei der Fahne, ehe die eingeübte Mannschaft in das Reserveverhältniß übertritt, der Gegenstand einer lebhaft geführten Discussion geworden.

Die Regierung beabsichtigt, wie aus ihren, dem Hause der Abgeordneten vorgelegten, Entwürfen hervorgeht, die bestehenden Vorschriften und Normen, die dreijährige Dienstzeit beizubehalten. Von anderer Seite her wird vielfach die Meinung ausgesprochen, daß eine zweijährige Dienstzeit genüge; man räth dem gemäß mehr oder weniger dringend sie einzuführen, und hat dabei natürlich vorzugsweise die Ersparnisse im Auge, die sich auf diese Weise erwirken ließen.

Digitized by Google

Wir dagegen müssen uns zu der Ansicht bekennen, daß die dreijährige Dienstzeit — und zwar namentlich im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Heeres mehr als zuvor — eine Nothwendigkeit ist. Nicht blos der taktischen Ausbildung wegen — obgleich auch diese gehörig berücksichtigt zu werden verdient. Es sind noch gar viele andere Factoren zu erwägen, die in ihrer Gesammtheit den kriegerischen Gehalt und Werth einer Truppe bedingen.

Die Anhänger einer zweijährigen Dienstzeit gehen nämlich meist von dem Satze aus: „das Volk in Waffen" sei das eigentliche preußische, vaterländische Heer; die stehende Armee aber die Waffenschule für die gesammte männliche Jugend des Landes. Es sei in jeder Beziehung am zweckmäßigsten, die junge Mannschaft nur auf so lange in diese Schule zu schicken, als nöthig ist, um sie durchzumachen, um zu lernen, was da gelehrt wird. Sei der Zweck erfüllt, so müsse man die jungen Krieger ihrem bürgerlichen Beruf zurückgeben. Den militairischen Cursus durchzumachen, das Wesentliche des Soldatenhandwerks zu lernen, dazu seien zwei Jahre genügend; denn es sei eben nicht nöthig, taktische Künsteleien einzustudiren, und nach einer conventionellen Eleganz in der Ausführung der Evolutionen zu trachten. Es sei also kein Grund, die Mannschaft länger bei der Fahne zu behalten.

Mit diesen wenigen kurzen Sätzen ist aber der Gegenstand keineswegs erschöpft. Selbst die Grundanschauung, von der sie ausgehen, bedarf einer sehr wesentlichen Erweiterung.

Allerdings, „das Volk in Waffen" bildet Preußens Heer, und wir theilen den Stolz, mit dem man sich nicht selten gerade auf diese Seite unserer heimischen Institutionen beruft. Es ist wahr, die stehende Armee ist die Waffenschule für die gesammte männliche Jugend des Landes, — aber sie ist nicht blos das; sie ist das und noch bei weitem mehr.

Sie ist außerdem auch noch der feste, wohl vorbereitete Rahmen, in welchen sich, wenn der Krieg unsere Fahnen in das Feld ruft, die bewaffnete Jugend des Landes einzufügen hat, der Organismus, der dann alle einzelnen Elemente aufnimmt, die ihm zugewiesen sind, und jedes an der voraus bestimmten Stelle verwerthet. — Es kann vielleicht als etwas Seltsames befremden, so einfache Dinge, die sich eigentlich ganz von selbst verstehen, hier ausdrücklich in Erinnerung

Digitized by Google

gebracht zu sehen. Aber es scheint wirklich nöthig geworden, sie in das Gedächtniß zu rufen; denn man hört nicht selten argumentiren, als ob eine ganz unbestimmt gedachte, formlose Menge zu irgend einer Zeit, in irgend einer Periode ihres Lebens einexercirter Leute ohne Weiteres ein Heer sei.

Die Armee ist ferner, nicht blos was die taktische Gliederung betrifft, sondern auch in Beziehung auf die moralischen Elemente, auf Geist und Stimmung, der feste Rahmen, der das Ganze zusammenfassen und ihm die Haltung sichern soll, die allen Stürmen widersteht.

Sie ist endlich Waffenschule, nicht blos für die Schüler, sondern auch für die Lehrer und Führer. Auch diese, Offiziere und Unteroffiziere, treten nicht fertig von außen hinzu; sie müssen sich vielmehr innerhalb eben derselben Schule zu ihrem Lebensberuf heranbilden, und es ist dafür zu sorgen, daß auch dies in zweckmäßiger Weise geschehen könne — daß überhaupt die stehende Armee geeignet sei und bleibe, allen ihren hier angedeuteten vielseitigen Bestimmungen, deren Wichtigkeit kaum zu überschätzen ist, deren Bedeutung weit über den etwas zu eng gefaßten Begriff einer Waffenschule hinausgeht, vollständig zu entsprechen.

Betrachten wir aber auch zuerst das stehende Heer lediglich in seiner ersten Eigenschaft als Waffenschule, so muß selbst hier schon einleuchten, daß keineswegs, wie ziemlich allgemein etwas zu ausschließlich geschieht, blos die Lebensverhältnisse der wechselnden Mannschaft zu berücksichtigen sind, sondern auch die der bleibenden Elemente unserer stehenden Armee, der Offiziere und Unteroffiziere. Es frägt sich, wie weit der Staat in seinen Anforderungen an diese Elemente des Heeres gehen darf, welches Maß von Anforderungen er, in seinem eigenen Interesse, wohl thut, nicht zu überschreiten, und die Antwort will reiflich erwogen sein.

Es ist gewiß nützlich, auch in dieser Beziehung Kenntniß davon zu nehmen, in welchem Licht unsere heimischen Institutionen sachverständigen Fremden erscheinen. So möchte es denn auch hier am Orte sein, darauf zu verweisen, in welcher Weise sich ein französischer General (Marquis Caraman), an andere Verhältnisse gewöhnt, über die Verfassung des preußischen Heeres äußert. Die gewaltige Span-

Digitized by Google

nung, die in der ganzen Maschine vorwaltete und nicht nachlassen durfte, wenn Alles seinen Werth und seine Tüchtigkeit ungeschmälert behaupten sollte, hatte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen. Caraman findet es bedenklich, daß unsere Heeresverfassung eine solche Spannung gebieterisch fordere. Das System, sagt er, werde nur durch die Willenskraft und Beharrlichkeit König Friedrich Wilhelm's III., der selbst den Impuls dazu gegeben habe, aufrecht erhalten. „Sollte dieser Impuls einmal an Kraft verlieren, so würde das ganze System schwankend werden. Das Andenken an eine unglückliche Epoche und an die Anstrengungen, deren es zur Wiederherstellung der Monarchie bedurfte, kann sich in dem Maße verwischen, in welchem die Ereignisse selbst dem Auge entrückt werden. Wird außerdem der bis jetzt unermüdliche Eifer der Offiziere, welche ohne Unterlaß neue, nur drei Jahre bei der Fahne stehende Leute zu bilden haben, auf immer aushalten können?"

Die Pflichten, welche die dreijährige Dienstzeit dem preußischen Offizier auferlegt, können wir ihm trotz aller Zweifel des französischen Generals nicht erlassen. Zu den lässigen Formen, die in einer oder der anderen Armee vorherrschend sein mögen, können und dürfen wir nicht übergehen. Der Beruf des preußischen Offiziers ist und bleibt ein sehr ernster, und seine Ehre liegt in dem Ernst der Pflichten, die er zu erfüllen hat. Doch ist es gewiß sehr der Beachtung werth, daß eine zweijährige Dienstzeit, besonders bei der jetzigen Bewaffnung, die nothwendigen Anforderungen an das Offiziercorps (namentlich an die Hauptleute) noch um ein sehr Bedeutendes steigern würde.

Keinem erfahrenen Manne braucht gesagt zu werden, daß man in Einrichtungen, die sich für lange Zeit, für die Dauer bewähren sollen, bei Individuen, die zu mehreren Tausenden ihre Thätigkeit der Ausführung widmen sollen und müssen, um das Ganze im Gang zu erhalten, nur auf ein gewisses Durchschnittsmaß von physischen und moralischen Kräften rechnen darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich zu verrechnen. Nur auf ein mäßiges Durchschnittsmaß von Intelligenz — und besonders von Energie und Willen. Es wäre nicht rathsam, den Bogen zu überspannen, und durch zu hoch gesteigerte Forderungen die Kräfte des Offiziercorps im Friedensdienst so zu verbrauchen, daß eine frühe Ermüdung eintreten müßte.

Was die Mannschaft anbetrifft, so könnte deren taktische Aus-

Digitized by Google

bildung im engeren Sinne des Worts, die genügende Einübung der taktischen Evolutionen, freilich auch in einer weniger als dreijährigen Zeit bewirkt werden. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß ein Element der kriegerischen Erziehung, das z. B. zur Zeit Friedrichs des Großen und selbst Napoleons eine sehr untergeordnete Stelle einnahm, heut zu Tage, in Folge der Verbesserung der Feuerwaffen, zu hoher Wichtigkeit herangewachsen ist: nämlich die Geschicklichkeit im individuellen Gebrauch der Waffen. Das vortreffliche Gewehr, mit dem unsere Infanterie gegenwärtig bewaffnet ist, verliert seinen Werth, wenn es nicht von einem guten Schützen gehandhabt wird. Um sich zu einem guten Schützen auszubilden, dazu gehört Zeit, die nicht unbedingt dadurch erspart werden kann, daß man innerhalb einer kürzeren Periode die Schießübungen vermehrt. Es gehört dazu eine Erziehung des Auges und der Hand, die sich nun einmal nicht in einer ganz willkürlich zugemessenen Zeit erzwingen läßt. So lautet das Urtheil jedes erfahrenen Jägers und der Offiziere, die seit mehreren Jahren die Schießübungen der Mannschaft zu leiten haben.[2])

Man wende nicht ein, daß man sich im Kriege doch sehr bald mit Ersatzmannschaften behelfen muß, die eine so sorgfältige Schule nicht durchgemacht haben. Dahin kömmt es allerdings — aber doch nicht eher, als bis der Feind sich in derselben Lage befindet. Die Aufgabe ist, dem Gegner womöglich überlegen, jedenfalls ebenbürtig zu sein und zu bleiben. Sind wir ihm nicht im Anfang des Krieges, wo er uns mit seiner wohlgeübten und streng disciplinirten Truppe entgegentritt, schon gewachsen, so wird höchst wahrscheinlich im Verlauf des Kampfes sein Uebergewicht stets im Zunehmen bleiben.

Das Heer, wie es im Frieden unter den Waffen steht, ist aber ferner auch, wie gesagt, sowohl die Schule für sein eigenes Offiziercorps, als — in doppeltem Sinne des Worts — der Rahmen, welcher der ganzen Wehrkraft des Landes unter allen Bedingungen die feste Haltung geben soll, die der Krieg fordert.

Wenn wir uns nun Rechenschaft davon zu geben suchen, welchen Anforderungen sie in dieser zwiefachen Eigenschaft zu genügen hat, berühren wir die Punkte, die uns vor Allem der reiflichsten Erwägung

Digitized by Google

werth scheinen, die Beziehungen, die eigentlich, nach unserer Ueberzeugung, die dreijährige Dienstzeit nothwendig machen — und zwar gerade im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Heeres.

Denn in unserer bisherigen Organisation hatte jedes Linien-Bataillon nicht nur seine eigenen Kriegsreserven, sondern auch die Mannschaften für das entsprechende Landwehrbataillon auszubilden. Dadurch war, selbst bei zweijähriger Dienstzeit, ein angemessener Präsenzstand des Bataillons im Frieden gesichert.

Dem ist nun aber in der beabsichtigten neuen Organisation nicht mehr so. Jedes Bataillon hat fortan nur für sich selbst und seine eigenen Kriegsreserven zu sorgen; es hat, wenn die Verpflichtung der Mannschaft für den Dienst im Felde auf acht Jahre ausgedehnt wird, höchstens 160 Mann in jedem Jahrgang auszubilden. Danach würde, bei zweijähriger Dienstzeit, die immer nur zwei Jahrgänge Rekruten um die Fahne vereinigt hielte, der Präsenzstand des Bataillons im Frieden nur etwa 300 Mann betragen — und dieser geringe Präsenzstand ist es gerade, von dem man Ersparnisse erwartet.

Eine solche Schaar ist aber kein wirkliches Bataillon mehr. Sie ist ein bloßes Scheinbataillon — und wird zu einer schlechten, zu einer sehr ungenügenden Schule für den jüngeren Offizier und den Unteroffizier, die sich darin zum Dienst heranbilden sollen.

In einem solchen Scheinbataillon wird eben alles Schein und Spiel, das Verwaltungswesen wie die taktischen Uebungen, die nur mit Hülfe unendlicher Voraussetzungen in dürftiger, halb phantastischer Weise ausgeführt werden können. Offiziere und Unteroffiziere könnten sich auf diesem Wege leicht ganz und gar in dieses spielende Scheinwesen verirren, wo nichts wirklich das ist, was es vorstellt, und Alles und Jedes irgend etwas vorstellt, was es nicht ist, so daß sie sich nachher in einem wirklichen Bataillon gar nicht zurechtzufinden, es gar nicht zu bewältigen und zu handhaben wüßten.

Wir brauchen nicht allzuweit zu gehen, um uns davon zu überzeugen. Es giebt in Europa mehrfach Armeen kleinerer Mächte, die eine kurze effektive Dienstzeit und dem entsprechend einen solchen geringen Präsenzstand im Frieden haben. Man gehe hin und sehe, was aus solchen Bataillonen wird. Man beobachte sie dann auch bei größeren Uebungen, wenn sie ihre Beurlaubten eingezogen und sich auf einen stärkeren Fuß gesetzt haben; man wird eingestehen

Digitized by Google

müssen, daß weder ihre taktische Ausbildung genügend genannt werden kann, noch auch der ziemlich lockere Zusammenhang des Ganzen den mächtigen Prüfungen des Krieges sicher zu widerstehen verspricht.

Es wäre ein Irrthum, wenn man diese Erscheinungen in jedem einzelnen Fall aus besonderen, gleichsam örtlichen Ursachen erklären wollte; denn sie sind in Wahrheit überall durch ein allgemeines Gesetz bedingt, das in dem Wesen der Sache gegeben ist. Der vorbereitete Organismus und die Elemente, die er für den Krieg in sich aufnehmen soll, um sich selbst zu voller Macht zu entfalten, müssen in einem richtigen dynamischen Verhältniß zu einander stehen, das gesucht und erwogen sein will, nicht willkürlich nach Belieben, oder nach Rücksichten, die außerhalb der Sache selbst liegen, festgestellt werden kann. Ist der vorbereitete Organismus, der Rahmen einer Kriegerschaar, zu schwach im Verhältniß zu den Elementen, welche ihm die Rüstung für den Krieg zuführt, so nimmt er diese Elemente eben nicht mehr in sich auf; er wird vielmehr umgekehrt seinerseits durch diese übermächtigen Elemente aufgelöst und verschwindet in der Masse.

Gewiß kann Niemand wünschen, die preußische Armee in Tüchtigkeit und Disciplin, in Werth und Gehalt, bis auf die Linie dieser oder jener kleineren, schwach organisirten Armee herabsinken zu sehen. Um so weniger, da sich dem preußischen Heere im Fall eines deutschen Krieges ohne Zweifel auch deutsche Bundeskontingente anschließen werden, deren bunte Mannigfaltigkeit schon an sich bedenklich ist, und vielerlei Schwierigkeiten herbeiführt — und von denen einige dann auch noch in sich, was ihre Ausbildung zu energischer Kriegstüchtigkeit betrifft, nicht durch die Umstände begünstigt werden. Wir wollen den kleineren, und selbst den kleinsten Kontingenten durchaus nicht zu nahe treten. Sie sind aus gutem Stoff gebildet, denn es giebt — Gott sei Dank — keinen deutschen Volksstamm, dessen Ruf in Beziehung auf kriegerische Tüchtigkeit nicht wohl begründet wäre. Auch in ihrer gegenwärtigen Verfassung können selbst die kleinsten Kontingente, auf ein nach größerem Maßstab fester organisirtes Heer gestützt, gute Dienste leisten. Daß aber die kleineren Kontingente eines solchen gemeinsamen Anhalts bedürfen, darüber, glauben wir, sind die Meinungen nicht getheilt. — Jedenfalls würden wir wohl Alle mit einem Gefühl von Bangigkeit in die Zukunft blicken, wenn Preußen zur Vertheidigung des weiteren wie des engeren Vaterlandes

Digitized by Google

nur etwas unbehülfliche und in sich locker zusammenhängende Bataillone aufzubieten hätte.

Man vergegenwärtige sich nun ein solches, etwa 300 Mann zählendes Bataillon, das rasch seine Kriegsreserven einzieht und dann 1050 Mann stark, in das Feld rückt. Es wird dann nur zu einem Siebentheil aus Leuten bestehen, die eine etwas längere Zeit hindurch (in das zweite Jahr) ohne Unterbrechung bei der Fahne gedient haben, zu einem Siebentheil aus ganz junger Mannschaft, aus Rekruten, und zu fünf Siebentheilen aus eingezogenen Reservisten, die zum Theil den kurzen Traum ihres Soldatenlebens, der leicht an ihnen vorübergegangen sein könnte, ohne großen Eindruck zu machen, schon seit mehreren Jahren hinter sich haben; die dem Regiment entfremdet, den Offizieren nicht mehr bekannt sind, und selbst zum Theil die Offiziere nicht wiederfinden, unter denen sie ihre Dienstzeit durchgemacht haben.

Wir dürfen dann auch in Beziehung auf die Umstände und Bedingungen, unter denen eine solche Kriegerschaar in Thätigkeit treten soll, nicht bei allgemeinen, unbestimmt gedachten Vorstellungen stehen bleiben, — am wenigsten bei dem Maßstab, den die Vergangenheit an die Hand giebt. Es ist nöthig vielmehr, uns genau und bestimmt Rechenschaft davon zu geben, welche Aufgaben die mächtig entwickelten Verkehrsmittel unserer Zeit, und die besondere Lage des preußischen Staats ihr sofort stellen können; sie in Beziehung auf die bestimmter definirten Forderungen zu betrachten, denen sie zu genügen hat.

Ehemals erforderten die Einleitungen zu einem Feldzug geraume Zeit; der Marsch aus den Friedensstandquartieren bis in die erste strategische Aufstellung, von der aus die Kriegsoperationen begannen, war weit und dauerte lange. Schon durch diese Umstände war eine Zeit gewährt, die auch im Innern der Bataillone und Regimenter benutzt werden konnte, manches auszugleichen und zu befestigen. Sie fehlt jetzt; die Eisenbahnen bringen die Armeen in wenigen Tagen auf die entscheidenden Punkte; man muß darauf gefaßt sein, so gut wie unmittelbar aus dem Friedenszustand in die volle, entscheidende Thätigkeit des Krieges überzugehen. Durch die eigenthümliche Lage Preußens, die Gestaltung seiner Grenzen sind wir dann noch besonders aufgefordert, die ganze Bedeutung dieser neuen Verhältnisse,

Digitized by Google

dieser neuen Factoren aller strategischen Berechnungen, wohl zu erwägen.

Das preußische Heer kann sehr leicht in die Lage kommen, schon in den allerersten Tagen eines Feldzuges entscheidende Schlachten zu liefern, in denen das Geschick des Staates auf dem Spiele steht. Glaubt man nun, daß ein Bataillon, wie dasjenige, dessen Elemente wir oben aufgezählt haben, in dem sich erst Alles wieder aneinander gewöhnen, Alles erst wieder in die Formen des Dienstes und in den Gemeingeist einer kriegerischen, zusammengehörenden Genossenschaft einleben muß — sogleich vom ersten Tage an einen unter allen Umständen ausreichenden Grad von Festigkeit haben wird, hinreichend, um sich, den schwersten Aufgaben des Krieges gegenüber, als ein fest in einandergefügter Organismus zu bewähren?

Wir gestehen, daß wir eine solche Zuversicht kaum unbedingt zu theilen vermöchten. Auch spricht die Erfahrung nicht dafür. Wir glauben hier namentlich an die Erfahrungen der sardinischen Armee im Jahre 1848 erinnern zu müssen. Sie sind belehrend, weil dieses Heer in solcher Weise organisirt ist, daß die bestehenden Cadres der Truppen nur als Ausbildungs- und Exercieranstalt — kaum noch als Rahmen für das Kriegsbataillon gelten können. Da man in Sardinien, im Bewußtsein weit aussehender Pläne, in der Lage sein wollte, eine bedeutende Heeresmacht aufbieten zu können, sah man sich bei den geringen Mitteln des Staates genöthigt, das Princip auf die Spitze zu treiben. Der Infanterist dient nur vierzehn Monate bei der Fahne und wird dann zu der Reserve entlassen. Der Präsenzstand der Bataillone ist demgemäß im Frieden ein ungemein geringer — während die Reiterei und Artillerie längere Dienstzeit und eine angemessene Friedensorganisation haben. — Wir halten uns dabei vorzugsweise an die Ergebnisse des Jahres 1848, theils weil die Ereignisse des letztvergangenen Jahres noch nicht hinreichend aufgeklärt sind, theils weil hier die sardinische Armee, auf eine gewaltige fremde Macht gestützt, in einer Nebenrolle auftrat, in der die Mängel ihrer eigenen Organisation kaum sehr fühlbar werden konnten.

Savoyarden und Piemontesen haben stets für gute Soldaten gegolten, und wurden auch unter französischer Herrschaft, in Napoleon I.

Digitized by Google

Heer dafür geachtet. Im Jahre 1848 zeigte sich die Reiterei, wenn auch schlechter beritten, an kriegerischer Tüchtigkeit der österreichischen vollkommen ebenbürtig; daß die Artillerie der österreichischen sogar überlegen war, das ist selbst aus den so Manches in's Schöne malenden österreichischen Berichten sehr leicht herauszulesen.

Anders verhält es sich mit der Infanterie. Sie hat zwar auch einzelne schöne Momente aufzuweisen — wie denn die lange und hartnäckige Vertheidigung von Somma-Compagna (Schlacht bei Custozza) durch die Brigade Piemonte gegen eine etwas mehr als doppelte Ueberlegenheit, sogar eine glänzende Waffenthat genannt werden muß. — Aber die Armee verlor die erste Periode des Feldzugs, in der sie entscheidende Erfolge erfechten konnte, theils allerdings durch die Unfähigkeit ihrer Führer — theils aber auch deshalb, weil die Infanterie noch mit ihrer eigenen Organisation beschäftigt war. Sechs Wochen nach der Eröffnung des Feldzugs, in den ersten bedeutenderen Gefechten, war die Haltung der Infanterie zum Theil schwach; so bei Sta. Lucia, wo die ganze Division Broglia, ohne angegriffen zu sein, vor dem entfernten feindlichen Geschützfeuer in der wildesten Unordnung die Flucht ergriff; auch in dem siegreichen Gefechte bei Goito wandte sich die Brigade Cuneo zur Flucht, ohne angegriffen zu sein, als zwei Compagnien sardinischer Jäger sich aus dem gebrochenen Gelände vor ihrer Fronte in Eile und Unordnung auf sie zurückzogen. Eine durchaus zuverlässige wurde die Haltung der Infanterie im Lauf des ganzen Feldzugs nicht — und sobald das Unglück hereinbrach, lösten sich die Bande der Disciplin.

Beachtenswerth ist dabei dann auch, daß die sardinischen Offiziere, die als Geschichtschreiber dieses Feldzugs aufgetreten sind, wiederholt über die all' zu starken Bataillone klagen; über die übermäßig starken Compagnien, — die „smisurate compagnie", wie sie Pinelli mehr als einmal nennt —; über die, im Verhältniß zur Mannschaft all' zu geringe Zahl der Offiziere.

Danach können wir uns dann wohl der Verwunderung nicht erwehren, wenn wir sehen, daß kein einziges Bataillon der sardinischen Armee volle 700 Mann zählte, was wohl nicht übermäßig zu nennen ist. Die „smisurate compagnie" waren im Durchschnitt etwa 160 Mann stark, und hatten 4 Offiziere eine jede.

Wenden wir nun den Blick, zur Vergleichung, auf die Heere der

Digitized by Google

europäischen Großmächte und ihre Organisation, so finden wir in Frankreich, bei der Infanterie, Compagnien von 118 Mann und 3 Offizieren (bei den Jägern 128 Mann und 3 Offiziere); — die preußische Compagnie zählt bekanntlich 250 Mann und 5 Offiziere; — die österreichische nur 4 Offiziere auf 216 Mann — und die russische vollends nur die gleiche Zahl Offiziere, bei einer Gesammtstärke von 262 Mann. Es kömmt also

in der sardinischen Armee 1 Offizier auf etwa 40 Mann;
in der französischen 1 Offizier auf fast 40 Mann;
(bei den Jägern ein Offizier auf 42 Mann);
in der preußischen 1 Offizier auf 50 Mann;
in der österreichischen 1 Offizier auf 54 Mann;
in der russischen 1 Offizier auf 65 Mann.

Die wenig gegründeten Klagen der sardinischen Offiziere scheinen demnach wohl ein Beweis, daß sie, an den Dienst in schwachen Stämmen gewöhnt, wie man das erwarten mußte, mit dem wirklichen Bataillon nicht recht fertig zu werden wußten.

Um unser Urtheil festzustellen, müssen wir endlich auch den möglichen Feind in das Auge fassen, der uns entgegentreten könnte. Wie schon gesagt, wir müssen unsere bewaffnete Macht in Beziehung zu einer bestimmten Aufgabe denken und gehörig auszurüsten suchen. Unsere Aufgabe wird aber wesentlich durch die kriegerische Verfassung unseres möglichen Feindes bestimmt. Dieser Faktor ist sogar in solchem Grade der eigentlich entscheidende, das Ergebniß der Berechnung ist — wenn wir anders nach den Grundsätzen rechnen, die in der Natur der Sache gegeben sind — in solchem Grade durch denselben bestimmt, daß der Begriff des Zweckmäßigen und Genügenden auf diesem Gebiet ein durchaus relativer wird. Es giebt hier kein absolutes Maß des Zweckmäßigen oder Nothwendigen; weder ein Ideal militairischer Vollkommenheit, das unter allen Bedingungen erstrebt werden müßte, noch ein Minimum militairischer Tüchtigkeit, das in allen Fällen genügend geachtet werden dürfte. Es gilt, unserem möglichen Feinde gewachsen zu sein: der bestimmtere Maßstab für die Forderungen, die wir an uns selbst zu stellen haben, ist somit in der kriegerischen Verfassung dieses Feindes gegeben. In Nordamerika z. B., wo man es eigentlich nur mit einigen verkommenen Stämmen der Ureinwohner zu thun hat, von jedem gefährlicheren Gegner ganz oder fast ganz

Digitized by Google

durch das Weltmeer geschieden ist, sind die einfachsten Anstalten, eine Grenzwache und ein Milizsystem, vollkommen genügend. Es wäre eine arge Thorheit, wenn die Leute dort Zeit und Mittel verschwenden wollten, um ein zahlreiches Heer zu bilden, das den höchsten Forderungen entspräche. Wir haben andere Gegner in größerer Nähe zu gewärtigen, und sind durch unsere Lage aufgefordert, sie genau in's Auge zu fassen.[3])

Wenden wir den Blick z. B. nach Frankreich. Eine temporäre Maßregel, der zu Folge ein Theil der neu ausgehobenen Mannschaft für jetzt nur zwei Jahre ohne Unterbrechung bei der Fahne dienen und dann zur Reserve entlassen werden soll, darf uns nicht irre führen. Sie hatte einen ganz besonderen Zweck; nämlich den, eine größere Anzahl Soldaten der älteren Jahrgänge durch Rekruten ersetzen und sofort zur Reserve entlassen zu können. Man wollte für zukünftige Kriege eine solche Masse von Kriegsreservisten zur Verfügung haben, daß nicht nur die drei Bataillone, aus welchen das Regiment im Frieden besteht, durch alte Soldaten auf den Kriegsfuß vervollständigt, sondern auch vierte Bataillone aus solchen alten Soldaten errichtet werden könnten.

Ist dieser Zweck erreicht, so kehrt alles zu den eigentlichen, bleibenden Normen der französischen Heeresverfassung zurück. Diesen zufolge dient der Soldat sieben Jahre; davon vier Jahre und neun Monate ohne Unterbrechung bei der Fahne. Denn er kann zwar während dieser Zeit hin und wieder Urlaub erhalten; der Urlaub aber, der ihm gewährt wird, darf während seiner Dienstjahre zusammen nicht mehr als vier Monate betragen. Unter allen Bedingungen aber — auch bei der temporär eingeführten zweijährigen Dienstzeit, die nicht Ersparnisse zum Zweck hat — ist der Präsenzstand im Frieden auf nicht weniger als zwei Drittheile des vollzähligen Kriegsfußes festgesetzt. Die Compagnie zählt im Frieden 79, auf dem vollen Kriegsfuß 118, das Bataillon mit seinem Stabe im Frieden 640, im Felde 952 Mann.

Ferner hält die französische Regierung im Interesse der militairischen Erziehung des Soldaten für nothwendig, ihn während seiner Dienstzeit allen seinen bürgerlichen und friedlichen Interessen auf das Vollständigste zu entfremden. Er wird möglichst weit weg von seiner engeren Heimath verlegt, und wechselt alle sechs Monate seine Gar-

Digitized by Google

nison, damit er sich nirgends einlebe und keine andere Heimath habe, als das Regiment. Dann werden beständig größere Heeresabtheilungen in dem Hüttenlager bei Chalons zusammengezogen und verweilen dort sechs bis neun Monate lang in einem rein militairischen Leben, das so ziemlich vollständig außer aller Berührung mit den Elementen des bürgerlichen Daseins bleibt.

Stellvertretung ist bekanntlich gestattet in Frankreich. An die Stelle der wohlhabenden Rekruten, die sich freikaufen, weiß die Regierung stets alte Soldaten anzuwerben; Leute, denen der Dienst und das Lagerleben Bedürfniß, die Waffen Lebensberuf geworden sind — und sie verfährt dabei mit Umsicht und Auswahl.

Bei der Mobilmachung für den Krieg besteht das Bataillon zu zwei Drittheilen aus Leuten, die seit längerer Zeit, zum Theil in das fünfte Jahr bei der Fahne dienen, zu einem Drittheil aus eingezogenen Reservisten. Es nimmt gar keine junge Mannschaft, gar keine Rekruten mit in das Feld. Diese werden in den Depots ausgebildet.

In der Krim und jüngst in Italien hat dies System seine Proben abgelegt. Wir haben gesehen, daß ein sehr tüchtiges Heer aus dieser Schule hervorgegangen ist. Es wäre gefährlich, sich darüber zu täuschen.

Die preußische Regierung hat, so viel sich entnehmen läßt, den Präsenzstand des Bataillons im Frieden, im Zusammenhang mit der neuen Organisation, im Allgemeinen auf 538 Mann festgesetzt — 20 Handwerker mit eingeschlossen. Es wird mithin (nach Abrechnung der Kranken, der Wachtmannschaft, der sonst Commandirten) zu den Uebungen nur mit einer Rottenzahl ausrücken, die nicht wohl um ein Wesentliches vermindert werden kann, wenn diese Schaar nicht aufhören soll, ein wirkliches Bataillon zu sein. In vielen Fällen gewiß nicht mit mehr als zwölf Rotten im Zuge.

Ein solches Bataillon würde, bei einer Mobilmachung auf 1050 Mann verstärkt, mit einem Drittheil Mannschaften, die schon seit längerer Zeit (im zweiten und dritten Jahre) ohne Unterbrechung bei der Fahne dienen, mit einem Sechstheil junger Mannschaft, die in ihrem ersten Dienstjahre steht, und drei Sechstheilen einberufener Kriegsreserven in das Feld rücken. Würde die junge Mannschaft dem Ersatzbataillon überwiesen, so vereinigte es ein Drittheil schon bei der Fahne befindlicher, ausgebildeter Mannschaft, und zwei Dritt-

Digitized by Google

theile Kriegsreserven in seinen Reihen, und unter den letzteren befände sich ein Jahreskontingent, das eben erst in das Reserve-Verhältniß übergetreten wäre. Wir glauben, daß man einem solchen Bataillon allerdings die nöthige Festigkeit zutrauen darf, daß diese Formation eine genügende Bürgschaft gewährt, — müssen aber bezweifeln, daß von ihren Elementen noch sehr viel entbehrt werden könnte.

Jedenfalls sind wenigstens gerade jetzt die Zeiten durchaus nicht danach angethan, daß man veranlaßt sein könnte, auf gewagte Experimente von zweifelhaftem Werth und Erfolg einzugehen.

Die allgemeine Lage der Dinge ist vielmehr für jetzt eine solche, daß Rücksichten zweiter Ordnung — und seien sie als solche noch so gewichtig — wohl eigentlich für niemanden maßgebend und entscheidend sein dürften. Es handelt sich für die nächsten Zeiten um Dinge, die unermeßlich weit über die Bedeutung aller dieser Rücksichten zweiter Ordnung hinausreichen; es handelt sich um Lebensfragen des Nationaldaseins; darum der Lösung dieser Fragen in Muth, Entschluß, Ausdauer — und Waffenbereitschaft gewachsen zu sein — und der Zukunft Preußens und Deutschlands gerecht zu werden.

Gestalten sich die Zeiten ruhiger und friedlicher, so gewährt eben eine dreijährige Dienstzeit die Mittel, auch den staatswirthschaftlichen Rücksichten Rechnung zu tragen und durch Beurlaubung der Mannschaft, die in ihrem dritten Dienstjahre steht, z. B. für die Zeit ihres vorletzten Dienstsemesters, ansehnliche Ersparnisse zu erwirken.

Sollte sich ergeben, daß auch in den erweiterten Cadres der Armee, bei dem angenommenen Präsenzstand und dreijähriger Dienstzeit, nicht Raum wäre für die gesammte waffenfähige Jugend, soweit sie vollkommen diensttauglich und nicht durch die vom Gesetz anerkannten Ehehaften vom Dienste befreit ist; daß ein bedeutender Theil derselben nicht zum wirklichen Dienst gelangte, die bisherigen Mißverhältnisse folglich in, wenn auch verminderter, doch immerhin fühlbarer und beachtenswerther Weise fortbestehen blieben; daß eine zweijährige Dienstzeit hinreicht, den angemessenen Präsenzstand der Bataillone sicher zu stellen — und so die Mittel an die Hand gäbe, entweder die Mannschaft für mögliche vierte Bataillone auszubilden — oder die Zeit, während welcher der einzelne Wehrmann zum Dienst als Kriegsreservist verpflichtet bleibt, noch um etwas zu verkürzen —:

Digitized by Google

dann freilich erschiene die zweijährige Dienstzeit in einem theilweise veränderten Licht, und verdiente eine erneuerte Erwägung. — Allein selbst abgesehen davon, daß keineswegs sofort jeder Zweifel beseitigt wäre, würden uns wohl hier die finanziellen Schwierigkeiten mit verdoppeltem Gewicht entgegentreten.

Denn daß eine zweijährige Dienstzeit keine Ersparnisse gewährt, wenn der Präsenzstand derselbe bleibt — das ist ohne weitere Erörterungen einleuchtend. Sie müßte sogar, im Gegentheil, noch gesteigerte Ausgaben verursachen. Von Beurlaubungen könnte, bei so kurzer Dienstzeit, wohl unter keiner Bedingung die Rede sein: selbst in den friedlichsten Zeiten nicht. Außerdem würde die vermehrte Arbeit in einem solchen Bataillon früher oder später die Notwendigkeit herbeiführen, ihm ein vermehrtes Offiziercorps, einen stärkeren Rahmen von Unteroffizieren, und in Folge dessen auch einen verstärkten Stamm von freiwillig auf sechs und neun Jahre verpflichteter Mannschaft zu geben. Wir dürfen uns hier unter anderem auf die Worte des in letzter Zeit wieder viel genannten verstorbenen Kriegsministers v. Boyen berufen, der mit großem Nachdruck geltend machte, daß die sogenannte Prima plana eines Bataillons, d. h. der zusammenhaltende Rahmen von Offizieren und Unteroffizieren den man ihm giebt, um so stärker sein müsse je kürzere Zeit die Mannschaft bei der Fahne zu dienen habe.

Auch versprechen die Vorschläge, zu einer zweijährigen Dienstzeit überzugehen, die mehrfach gemacht worden sind, insofern sie der militairischen Zweckmäßigkeit nichts vergeben wollen, nichts weniger als eine Verringerung der Ausgaben. So spricht sich der Verfasser eines sehr guten Aufsatzes in dem Februarheft der „Preußischen Jahrbücher" allerdings für zweijährige, oder zweieinhalbjährige Dienstzeit aus, verlangt aber einen Präsenzstand von 466 Mann für das Bataillon, und während der Lagerzeit, die mehrere Monate dauern soll, die möglichst vollständige Kriegsstärke — und es versteht sich auch für ihn von selbst, daß nie ein Mann beurlaubt werden kann. Was die Entwürfe des Generals Willisen betrifft, so überrascht uns darin zuerst eine ganz eigenthümliche Selbsttäuschung, welcher der General verfallen zu sein scheint. Er spricht im Allgemeinen für zweijährige Dienstzeit, und glaubt, seine Vorschläge darnach eingerichtet und bemessen zu haben; sowie wir aber diese Vorschläge selbst etwas genauer

Digitized by Google

in das Auge fassen, kann uns nicht entgehen, daß die Sache sich in der That ganz anders verhält. Die Compagnie soll, seinem System zu Folge, 11 Unteroffiziere und 10 freiwillige Capitulanten ungerechnet, jeden Wintersemester über 60 Mann zählen, und jedes Jahr durch 40 Rekruten, die am 1. April eintreten, für das Sommerhalbjahr auf 100 Mann verstärkt werden. Um diesen Mechanismus in dem angenommenen regelmäßigen Gang zu erhalten, müßte nun aber nothwendigerweise die Eine Hälfte eines jeden Jahrescontingents nur 1½ Jahr — die andere Hälfte dagegen 2½ Jahre im Dienste bleiben, und das Princip der zweijährigen Dienstzeit käme nirgends zur Anwendung. Ein anderes Ergebniß ist dem sehr einfachen Rechnenexempel nicht abzugewinnen, und auch ohne alle Berechnung ist wohl an sich vollkommen klar, daß ein jedes System, durch welches für die beiden Hälften des Jahres ein wesentlich verschiedener Präsenzstand bedingt sein soll, immer auf eine 1½ oder 2½jährige Dienstzeit führen muß, in keiner denkbaren Combination auf eine zwei- oder dreijährige führen kann. Dem General Willisen scheint es entgangen zu sein.

Auch mancher andere Zweifel bleibt ungelöst. Der General geht von dem „Hauptgrundsatze" aus, daß im Frieden „gut gebildete Rahmen" für das Heer, wie es im Felde erscheinen soll, bereit sein müssen, damit man der Nothwendigkeit entgehe, im Augenblick des Krieges ganz neue Truppentheile bilden zu müssen, worin eben die Schwäche unseres bisherigen Systems liege. Nach dieser Einleitung aber, die gewiß nicht gerade darauf vorbereitet, schlägt der General eine Organisation vor, der zu Folge für nicht weniger als ein volles Drittheil aller Bataillone, die in das Feld geführt werden sollen, gar kein Rahmen vorbereitet wäre; und gerade diese Bataillone, die im Frieden gar nicht da sind, sollen im Kriege die Grenadier-, die Eliten-Bataillone der Regimenter bilden. Die beiden Füsilier-Bataillone, die das Regiment noch außer seinem ideellen Grenadier-Bataillon zählt, sollen im Augenblick der Mobilmachung für den Krieg, nicht weniger als die Hälfte ihrer Offiziere und Unteroffiziere — und zwar wie ausdrücklich verlangt wird — die qualitativ bessere Hälfte — abgeben, um die Bildung des Grenadier-Bataillons möglich zu machen. Der General scheint nicht zu besorgen, daß durch eine so gewaltige Umbildung, gerade im Augenblicke des Krieges, der Organismus der beiden Füsilier-Bataillone irgendwie erschüttert werden könnte.

Digitized by Google

Der General deutet dann auch an, daß die Verpflichtung zum Dienst in erster Linie, nach unserem bisherigen System auf eine zu lange Reihe von Jahren ausgedehnt sei; nämlich bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahr des Verpflichteten; dann aber dehnt er selbst sie noch um ein Jahr weiter aus, nämlich bis auf das dreiunddreißigste Jahr des Soldaten, der vom zwanzigsten Jahre ab, acht Jahre lang Soldat und Reservist der Füsilier-Bataillone, und dann noch fünf weitere Jahre Grenadier sein soll.

Nothwendig kommen wir zuletzt dahin, uns zu fragen: wenn auf diese Weise keinem der Mängel abgeholfen werden soll, die General Willisen in unserer bisherigen Militairverfassung zu sehen glaubt: wozu dann der gewaltig gesteigerte Aufwand finanzieller Mittel, den sein System gleichwohl fordert? — Denn wie man dieses System auch im Uebrigen beurtheilen mag, die einfachste Berechnung führt zu der Ueberzeugung, daß es sich wenigstens ganz gewiß nicht als ein wohlfeiles erweisen würde! — Es frägt sich, ob das Land im Stande wäre, die Kosten der so verstandenen zweijährigen Dienstzeit zu tragen.

Die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung wird dem preußischen Heer auch in seiner neuen Formation Elemente zuführen, die, wie uns scheint, erst in dieser zu ihrer vollen Geltung kommen können.

Den jungen Leuten aus den gebildeten Ständen wird jedenfalls auch in der neuen Formation eine ihren bisherigen Verhältnissen in der Armee entsprechende Stellung angewiesen werden.

Es ist dringend geboten, diesen jungen Leuten die Möglichkeit zu gewähren, ihrer Dienstpflicht in einer Form zu genügen, die nicht eine Verschwendung der intellectuellen Kräfte des Landes einschließt, und der Zukunft des Landes, insofern diese auf den intellectuellen Kräften der jüngeren Generation beruht.

Wie das auf der einen Seite eine Nothwendigkeit ist, kann auf der anderen für die Armee großer Gewinn daraus gezogen werden.

Man hat im Felde nie Offiziere genug. In den meisten Armeen Europa's sieht man sich in jedem Kriege sehr bald in die Nothwendigkeit versetzt, Unteroffiziere massenweise und ohne sonderliche Auswahl zu sehr mittelmäßigen Offizieren zu befördern. Später findet man

Digitized by Google

sich dann mit einer großen Menge Offiziere belastet, mit denen man nicht weiß wohin, und deren man sich gelegentlich zu schämen hat.

Die preußische Armee besitzt in den Landwehroffizieren, in den einjährig Freiwilligen ein Element, das trefflich geeignet ist, sie vor diesem Unheil zu schützen; und unter die Offiziere eines Linienregiments eingereiht, hat der Landwehroffizier der Mannschaft gegenüber gleich eine ganz andere, viel günstigere Stellung als bisher.[4])

Gewiß kann niemand wünschen, daß dem gemeinen Soldaten, dem Unteroffizier, der Weg zur Beförderung — ja selbst zu den höchsten Ehrenstellen — abgeschnitten werde, wenn er durch Tapferkeit und kriegerisches Geschick den Anspruch darauf erwirbt: aber Verdienst und Tapferkeit belohnen, wo sie sich zeigen oder aus bloßer Noth ohne sonderliche Wahl, und ohne daß sie eine besondere Befähigung bekundet hätten, Unteroffiziere massenweise befördern, das sind sehr verschiedene Dinge.

Die Ansicht, daß Preußen, allerdings durch seine besondere Lage dazu gezwungen, einen ganz unverhältnißmäßig großen Bruchtheil — verhältnißmäßig mehr als jeder andere Staat — auf die Erhaltung seines Heeres verwende, ist ziemlich verbreitet und beruht dennoch auf einem Irrthum.

Was darüber gesagt wird, war allerdings eine Wahrheit, nämlich unmittelbar nach den großen europäischen Kriegen, als das Land verarmt und der Gesammtbetrag der Staatseinnahmen ein verhältnißmäßig sehr geringer war. Es ist nicht mehr wahr, seitdem der allgemeine Wohlstand sich im Lauf eines langen Friedens mächtig gehoben hat, seitdem in Folge dessen dem Staat reichlichere Mittel zufließen, während die Ausgaben für das Heerwesen keineswegs in demselben Maße, sondern nur um ein Geringes gesteigert worden sind.

Man vergleiche das preußische Jahresbudget mit dem anderer Großmächte, mit dem Frankreichs und Englands zumal, und man wird die Ueberzeugung gewinnen, daß Preußen einen geringeren Bruchtheil seiner verfügbaren Gesammtmittel auf sein Heerwesen verwendet als diese Staaten; einen geringeren Bruchtheil als England für sein Landheer jährlich aufwendet, ohne die Kosten der Armee in Indien, welche bisher die Indische Compagnie zu bestreiten hatte, und ohne die Ausgaben für seine Flotte zu rechnen.[5])

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1]) Es war ein französisches Heer von 28,000 Mann, das (am 27. April 1794) bei Chatillon vor 18 Reiterschwadronen, die zum Angriff heranritten, die Flucht ergriff, sich in alle vier Winde zerstreute und den größten Theil seiner Artillerie im Stich ließ. — In dem geringfügigen Verlust der angreifenden Reiterei zeigt sich dann auch, wie haltungslos der Widerstand des französischen Fußvolks war.

Aehnliche Beispiele ließen sich aus den ersten Feldzügen des französischen Revolutions-Krieges gar viele beibringen. Doch darf man eingehende Berichte darüber im Allgemeinen nicht bei den französischen Geschichtschreibern suchen. Da werden diese unerfreulichen Dinge ganz mit Stillschweigen übergangen — oder nur leise berührt in einer Weise, die das eigentliche Wesen der Ereignisse nicht erkennen läßt — und auch hier noch den Ruhm des Tages mehr oder weniger für Frankreichs Krieger in Anspruch nimmt. Selbst so zart gehaltene Andeutungen, wie die des Marschalls Gouvion St. Cyr in Beziehung auf Valmy, wird sich nicht leicht ein minder charakterfester Franzose erlauben. Ein französischer Geschichtschreiber darf nicht wahrhaft sein in Dingen, die National-Gefühl und Eitelkeit seiner Landsleute unangenehm berühren könnten; er würde sich rettungslos um alles Ansehen, um jeden Einfluß bringen, wenn er so „unfranzösisch“ handeln wollte. So ist denn in allen der Oeffentlichkeit bestimmten Darstellungen der erwähnten Feldzüge immerdar nur von Begeisterung und Heldenhaftigkeit die Rede, die angeblich Frankreich gerettet haben. In diesem Sinn erzählt natürlich auch Thiers, obgleich er die Dinge im Stillen sehr gut und sehr bestimmt anders weiß.

Anders in dem vertraulichen gleichzeitigen Briefwechsel der französischen Generale, theils mit der Landesregierung, theils unter sich. Da erscheinen die französischen Heere jener Zeit in einem keineswegs glorreichen Licht — und diese Briefwechsel, von denen jetzt doch wenigstens Ein und Anderes zu Tage kommt, hatte ich im Sinn bei der Bemerkung, daß man nur die Zeugnisse und Geständnisse der Franzosen selbst zu befragen brauche, um zu erfahren, wie die Dinge wirklich standen.

Es ließe sich aus diesen geheimen Berichten und vertraulichen Briefen wohl eine Blumenlese zusammenstellen, die alle die älteren, enthusiastischen und verherrlichenden Historiographen der Revolutionskriege — wie z. B. Schlosser — in ein namenloses Erstaunen versetzen müßte.

Ein paar Beispiele mögen genügen.

Als sich Verdun 1792 den Preußen ergeben hatte, versäumte der Herzog von Braunschweig den Les Islettes genannten Paß durch den Argonner Wald zu besetzen; es gelang den Franzosen noch rechtzeitig, Truppen dorthin zu werfen, doch hätte ihnen auch das nichts geholfen, wenn man nur auf Seiten der Preußen mit Bestimmtheit gewußt hätte, was man eigentlich wollte, wenn nicht der Herzog von Braunschweig vorzugsweise — beinahe ausschließlich — damit beschäftigt gewesen wäre, die Plane des Königs von Preußen zu durchkreuzen und den Gang des Invasionskriegs zu lähmen; denn auf die bloße Nachricht, daß sich ein preußisches „Detachement“ etwa eine Meile von Les Islettes, bei Varennes, gezeigt habe, lief Alles, was von französischen Truppen bei Les Islettes stand, bis auf den letzten

Mann davon und lief in einem Athem bis St. Méneboult. (Dumouriez, Mémoires, II, 398.)

Die französische Armee bei Sedan war, als Dumouriez nach Lafayette's Flucht den Befehl übernahm, wie er selber gesteht, in einer solchen moralischen Verfassung, daß sie sich ohne Zweifel ohne alles Gefecht vollständig aufgelöst und zerstreut hätte, wenn der Herzog von Braunschweig auch nur eine mäßige Truppenzahl grade auf sie zu marschiren ließ. (Dumouriez, Mémoires, II, 382.)

Bekannt ist, daß diese Armee dann auf dem Rückzug von Grandpré nach St. Ménebould vor 1500 preußischen Husaren in wildester Auflösung die Flucht ergriff, und nur weil sie nicht verfolgt wurde, überhaupt wieder gesammelt werden konnte.

Zehn Bataillone jener „volontaires", von deren Heldenhaftigkeit so viel und in so schwunghafter Weise erzählt und gesungen worden ist, standen zur Zeit weiter zurück, fern von jeder Berührung mit dem Feinde, zu Chalons an der Marne. Sowie die erschreckende Kunde von der Flucht zwischen Grandpré und St. Ménehould zu ihnen gelangte, plünderten diese Freiwilligen die Magazine zu Chalons — und liefen aus einander. (Dumouriez III, 38.)

Der republikanische General Beurnonville sollte im December 1792 Trier erobern; der Versuch lief sehr unrühmlich ab — Beurnonville muß das gestehen, — aber es wirkt fast komisch und ist charakteristisch für die Zeit — daß er auch da noch, dem Ingrimm der Jakobiner gegenüber, die Freiwilligen, die ja aus dem „peuple vertueux" hervorgegangen waren, schonen muß, und alle Schuld ihren Offizieren beizumessen sucht. „Ich muß", berichtet er, „nicht zum Nachtheil der Freiwilligen vom Lot und der Seine Inférieure, sondern zum Nachtheil ihrer Befehlshaber sagen, daß sie (die Freiwilligen) bei ihrer Ankunft auf dem Rendezvous keinerlei taktische Ordnung bewahrt haben; daß sie, anstatt die lautlose Stille zu beobachten, die ihr Auftrag erforderte, unter lautem Geschrei getanzt haben, bis zu dem Augenblicke, wo ein Trupp von 4 bis 500 Reitern und ungefähr 200 Infanteristen (Oesterreicher), die selber weit eher geneigt waren, sich zu ergeben oder davon zu laufen, als sich zu schlagen, sie endgültig in die Flucht jagten". (Je dois dire, au désavantage, non pas des volontaires du Lot et de la Seine inférieure, mais à celui des commandants de ces bataillons, qu'à leur arrivée au rendez-vous ils n'ont observé aucun ordre de bataille, qu'ils ont dansé à cris assez bruyants au lieu d'observer le silence qu'exigeait leur mission, jusqu'au moment où un corps de 4 à 500 chevaux et environ 200 fantassins plutôt disposé à se rendre qu'à se battre et à se sauver eux-mêmes, les ont mis définitivement en déroute. Camille Rousset, les volontaires 1791—1794, p. 134.)

Welchem irgend ernsten Angriff hätte wohl eine solche Truppe Stand gehalten?

Auch 1793 sah es um nichts besser aus, so lange nicht Carnots Reorganisation wirksam wurde, nicht die Freiwilligen und Nationalgarden-Bataillone aufgelöst und unter die alten Linien-Regimenter vertheilt worden waren.

Daß diese freiwilligen Schaaren sich nach der verlorenen Schlacht bei Neerwinden durch Desertion fast ganz auflösten, ist bekannt; Dumouriez gesteht, daß Frankreich in Folge dessen eine Zeit lang so gut wie vollkommen wehrlos war, und nur dadurch gerettet wurde, daß die gegen Frankreich verbündeten Heere unthätig blieben

Digitized by Google

oder sich Monate lang mit unbedeutenden Unternehmungen an der Grenze aufhielten. (Dumouriez IV, 133.)

Selbst die Abgeordneten des National-Convents, die sich eben bei der Armee befanden, und unter ihnen der bekannte Merlin von Douai, sahen sich schon vor der Schlacht bei Neerwinden veranlaßt, auf die Einführung einer strengen und mit äußerster Strenge zu wahrenden Disciplin zu dringen. Zunächst wollen sie die von Lafayette eingeführte Wahl der Offiziere durch die Mannschaften bei den Freiwilligen und Nationalgarden abgeschafft wissen, weil die gewählten Offiziere eben gar keine Autorität über die Leute hätten. „Nous sommes affligés, citoyens nos collègues", sagen sie in ihrem Bericht vom 18. März 1793, „d'être toujours dans la nécessité de vous parler, au milieu des triomphes, comme dans les revers, de l'indiscipline, du brigandage et des excès de quelques(!) soldats. — Sie sind auf allen Wegen zahlreichen Ausreißern begegnet, die schon vor der Schlacht davon gelaufen waren — aber sie können nichts weiter thun als mit Verachtung von den Leuten sprechen: „Des lauriers ne sont pas faits pour ces êtres vils, que le bruit d'une nombreuse artillerie, ou la vue de quelques ulans effraye". — Auch kennen sie unter den National-Garden noch schlimmere Elemente: „des französischen Namens unwürdige Feiglinge, die im Augenblick des Gefechts nur einen Vorwand suchen, das Schlachtfeld zu verlassen und dann über Verrath schreien, um ihre Flucht zu beschönigen" (— des lâches indignes du nom de Français, qui ne cherchent au moment du combat que le prétexte d'abandonner le champ de bataille, et qui, pour colorer leur fuite crient à la trahison —" Camille Rousset 172—175).

Auch Carnot, der unmittelbar nach der Schlacht zur Armee eilte, fand sie in dem allerbedenklichsten Zustand moralischer Verkommenheit. Er klagt über „lassitude" und „dégoût", den er bei den Truppen bemerkt: über Plünderer, die selbst französische Dörfer verwüsten, über Sorglosigkeit, Feigheit, Mangel an Patriotismus, die sich zeigen. Als ein besonderes Unheil, das die Armee vollends zu Grunde zu richten droht, bezeichnet er dann die „Heerde" von Weibsbildern, die sich ihr angeschlossen hatten; er meint, es seien ihrer eben so viel als Soldaten (il faut compter qu'il y en a autant que de soldats. — Legros, la Révolution telle qu'elle est, II, 9.)

In einem Bericht über die Schlacht bei Famars (23. Mai 1793) tadeln die Convents-Deputirten den General Lamarche, als einen zwar tapferen, aber beschränkten Mann. Während der Schlacht habe er die Führung seiner Division seinen Adjutanten überlassen, er selbst sei in alle Schänken geeilt, um die National-Freiwilligen daraus zu vertreiben — zurück in das Gefecht.

Die souveränen Volksvertreter tadeln den General; daß die National-Garden sich vom Schlachtfelde weg in alle benachbarten Schänken verloren, scheinen sie gewohnt gewesen zu sein; sie sagen kein Wort darüber (Legros II, 35).

Besonders eingehende Berichte liegen über eine Expedition vor, die der linke Flügel der französischen Armee 1793 von Bergen aus nach Fürnes unternahm. Eine kleine holländische Besatzung wurde ohne große Mühe, ohne eigentliches Gefecht aus dem Ort vertrieben. Aber kaum eingerückt waren die französischen Krieger, wie es scheint ohne Ausnahme betrunken, begannen zu plündern und verfeuerten dabei muthwillig ihre Patronen in die Luft.

Carnot, der den Zug mitmachte, und die Generale wußten dem Unfug nicht anders zu steuern als dadurch, daß sie den ganzen Trupp aufbrechen hießen zum

Digitized by Google

weiteren Marsch nach Nieuport — der ursprünglich nicht beabsichtigt war. Man setzte sich in Bewegung — aber man kam nicht weit; der Marsch erwies sich unmöglich. „Fast alle waren mehr oder weniger betrunken", berichtet Carnot: „bei jedem Schritt fielen ihrer einige zu Boden; in den Reihen herrschte große Unordnung. Die Tornister der Soldaten waren dermaßen mit gestohlenen Gegenständen angefüllt, daß die Leute sie kaum tragen konnten. Bei dem ersten feindlichen Vorposten, auf den man traf, fehlte es an Munition, weil ein großer Theil davon in dem Freudenfeuer verfeuert worden war, das man sich zu Fürnes erlaubt hatte." — **(Ils étaient presque tous ivres du plus au moins, il en tombait à chaque pas; il y avait beaucoup de confusion dans les rangs. Les sacs des soldats étaient tellement pleins d'effets volés qu'ils ne pouvaient plus les porter. Au premier poste ennemi qu'on rencontra, les munitions manquèrent, parce qu' une grande partie avait été consommée dans la fusillade de réjouissance qu'on s'était permise à Furnes.)**

In einem solchen Zustande durfte man sich natürlich nicht in Gegenden wagen, wo man einem Feinde begegnen konnte. Man ging zurück nach Fürnes. Ein Theil der Truppen blieb dort unter dem General Stettenhofen, mit den übrigen setzte Carnot am folgenden Tage den Rückzug nach Bergen fort. — Zahlreiche Patrouillen waren in Gang gesetzt worden, um weitere Plünderungen zu verhindern: vergebens! — „Während dieses Marsches (nach Bergen St. Winox) fährt Carnot fort: „hatten wir den Kummer zu sehen, daß die Truppen nach allen Richtungen hin zerstreut waren, und daß außer den ungeheuer vollgepackten Tornistern, die sie auf den Schultern trugen, einige auch Hühner mitnahmen, andere Pferde, wieder andere Ochsen, Schaafe und Schweine davon führten; fast alle verbrauchten vollends die Munition, die ihnen ausgetheilt worden war —" nämlich indem sie muthwillig in die Luft feuerten. **(Pendant cette route, nous eûmes la douleur de voir que les troupes étaient éparpillées de toutes parts, qu'indépendamment des sacs énormes qu'ils avaient sur les épaules, les uns emportaient des poules, les autres emmenaient des chevaux, d'autres des boeufs, des moutons, des cochons; que presque tous achevaient de consommer les munitions qui leur avaient été distribuées).** Ermahnungen und Vorwürfe der Generale halfen zu gar nichts. Unterwegs wurde auch noch ein Dorf ganz unnützer Weise angezündet und niedergebrannt.

Carnot bespricht alle diese Dinge nicht als eine einmalige und außerordentliche, im allgemeinen unerhörte Erscheinung, nicht als eine Ausnahme, sondern als etwas, was man, bei der Zusammensetzung und Disciplin der französischen Armee, wie sie nun eben war, immer wieder erwarten müsse. Er findet es gerechtfertigt, daß man nichts weiter gegen Nieuport und Ostende unternommen habe und fügt hinzu: „In der That, es ist unmöglich, mit Truppen dieser Art, wie brav sie auch sein mögen, an irgend eine ernsthafte Eroberung zu denken. Nichts widersteht ihrem ersten Anlauf; aber sowie der vollführt ist, reißt überall die Auflösung der Ordnung ein, und wenn der Feind zurückkehrte, hinge es nur von ihm ab sie niederzumetzeln." **(En effet, il est impossible de songer à aucune conquête sérieuse avec des troupes de ce genre, quelques braves qu'elles soient. Rien ne résiste à leur premier choc; mais au moment où il est fait, la débandade se met partout, et si l'ennemi revenait, il ne tiendrait qu'à lui d'en faire une boucherie. Legros II, 24—32.)**

Ein anderer Convents-Deputirter — Levasseur — spricht vier Monate später —

Digitized by Google

in einem Bericht vom 16. September 1793 — noch ausdrücklicher von Scenen, wie man zu Fürnes erlebt hatte, als von Erscheinungen, die regelmäßiger Weise bei jeder solchen Veranlassung wiederkehren. Er sagt ganz im Allgemeinen: „In einem Angriff kommt nichts der Tapferkeit unserer Truppen gleich; aber sowie unsere Soldaten in ein Dorf eingerückt sind, schreiten die feigsten unter ihnen zur Plünderung, zu Mordthaten, zur Nothzucht, wie zu Menin, während die guten und braven Soldaten bei ihrer Schaar bleiben und ihr Leben wagend den Feind verfolgen. — — Wenn der Feind uns eine Stunde nachdem wir in ein Dorf eingerückt sind, angreifen wollte, würde er leichten Kaufs mit uns fertig werden." (Pour attaquer, rien n'égale la valeur de nos troupes; mais dès que nos soldats sont entrés dans un village, les plus lâches s'y portent au pillage, au meurtre et au viol comme à Menin, tandis que les bons et braves soldats poursuivent l'ennemi au péril de leur vie, — — si l'ennemi voulait nous attaquer une heure après que nous sommes entrés dans un village, il aurait bon marché de nous. Legros II, 214.)

Von der Tapferkeit der National-Freiwilligen rühmend zu sprechen, das konnte man sich im Jahr 1792 und zu Anfang des folgenden Feldzugs allenfalls erlassen — unter Robespierre's Selbstherrschaft, selbst in geheimen Berichten nicht, und am wenigsten wenn man ihren Mangel an Disciplin, ihre Unzuverlässigkeit rügen wollte. Mehr als Einer hat unvorsichtige Aeußerungen über sie mit dem Leben gebüßt. „Wer die National-Freiwilligen der Feigheit zeiht, der liebt sie nicht, und wer sie nicht liebt, der ist kein Patriot, kein Sansculotte" — so hallte es wider im Sitzungssaal des Convents!

Wie sich von selbst versteht, sah es bei der Rheinarmee um nichts besser aus als bei der Nordarmee.

Von der Kanonade bei Valmy sagt der Marschall Gouvion St. Cyr (Mémoires 1, LXVI) — „s'il (Dumouriez nämlich) n'y a pas perdu son armée, c'est que le Duc de Brunswick ne l'a pas voulu",

und dann wieder (ibid. 1, LXXVI) — „si le Duc de Brunswick eût laissé déployer les colonnes d'attaque que le Roi de Prusse avait mises en mouvement, il serait survenu un grand désastre."

Wie bescheidener Natur der Maßstab war, den die französische Armee damals an ihre Thaten legen mußte, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß derselbe Marschall von Frankreich sich veranlaßt sieht, zu sagen, das Gefecht um die Trümmer der Burg auf dem Stromberg habe dem ersten Bataillon von der Corrèze und seinem Chef Delmas Gelegenheit gewährt „de la vigueur et de l'intelligence" zu zeigen. (Mém. 1, 43.)

Der Stromberg wurde von dem preußischen Lieutenant Gauvain mit zwanzig Füsilieren vertheidigt, die dem Angriff erlagen, als ihnen die Munition ausgegangen war.

Auch ist es gar sehr der Mühe werth, nachzulesen, was Gouvion St. Cyr von dem kläglichen Gang der Gefechte bei Rilsheim und Rothweiler erzählt.

Als es zu Ende des Jahres 1793 den Franzosen mit Hülfe der Guillotine, vermöge einer sehr großen Uebermacht und mehr noch einer lahmen und verkehrten Kriegführung von Seiten ihrer Feinde gelang, die Oesterreicher aus dem Elsaß zu verdrängen, wollten die Freiwilligen die Beschwerden des Winterfeldzugs nicht weiter ertragen

Digitized by Google

und verweigerten den Dienst. Da die Generale die Operationen dennoch fortsetzen wollten, liefen die Truppen großentheils auseinander und brachten dadurch die militairische Thätigkeit zu einem erzwungenen Stillstand.

Hoche, an die Spitze zweier Armeen gestellt, war es, der vor Allen die Operationen gegen Lust und Neigung der Truppen betrieb, und die republikanische Großsprecherei, die diesem Helden zur Zeit eigen war, führt mitunter komische Effecte herbei, die er nicht beabsichtigt hatte. So schreibt er an Pichegru: „Deine tapferen Truppen sind ermüdet, ich weiß es. Aber Vaterland und Ehre fordern sie auf, Opfer zu bringen. Du führst sie zum Ruhm und der genügt, Patrioten zu entflammen. Gieb ihnen Brandtwein heute Abend und morgen früh, und es wird gehen." („Tes braves troupes, je le sais, sont fatiguées. Mais la patrie et l'honneur les engagent à faire des sacrifices. Tu les conduits à la gloire et elle suffit pour enflammer des patriotes. Donne-leur l'eau de vie ce soir et demain matin et ça ira." Rousselin vie de Lazare Hoche II, 33.)

An einer anderen Stelle sagt Hoche, daß er „de grandes mesures" anwende, um seine Truppen zu begeistern: doppelte Rationen Brandtwein nämlich, und Aussicht auf Belohnungen in Geld (ibid. II, 35).

Besonders lehrreich ist auch ein Brief an den Präsidenten des National-Convents, in welchem ein ehemaliger Unteroffizier der alten Armee, Namens Béju, den die Revolution nach 28 Dienstjahren in Reihe und Glied zum Bataillons-Chef gemacht hatte, die freiwilligen National-Garden-Bataillone nach dem Leben schildert. (Camille Rousset 225—232.)

Die Zahl dieser Citate ließe sich leicht in die Hunderte vermehren und ich bin keineswegs gewiß daß ich mich im Augenblick gerade immer der schlagendsten erinnert hätte; das Facit aller dieser Geständnisse von französischer Seite aber ist, daß die Welt wohl kaum jemals elendere Armeen gesehen hat als diejenigen waren, welche die französische Republik während der ersten Jahre ihres Daseins in das Feld gesendet hat.

*) Es wäre über die Nothwendigkeit einer nicht all' zu knapp bemessenen Dienstzeit wohl noch sehr viel mehr zu sagen gewesen; besonders da nicht vergessen werden darf, daß die Erziehung eines Rekruten zu einem tüchtigen und zuverlässigen Krieger selbst mit der Uebung im individuellen Gebrauch der Waffen und in der Benutzung des Geländes noch so wenig vollendet ist, als mit der flüchtigen Einübung einiger Handgriffe und Evolutionen.

Seltsamer Weise ist noch niemand darauf verfallen daß eine zweijährige Dienstzeit für Artillerie und Reiterei genügen könne. Nur für die Infanterie wird sie gefordert; da soll sie genügen. Und doch giebt es auf dem gesammten Gebiet der Heeres-Organisation keine wichtigere und zugleich schwierigere Aufgabe, als eben die, eine solide, zuverlässige Infanterie zu bilden.

Man erinnere sich nur der Forderungen, denen die verschiedenen Waffengattungen auf dem Schlachtfelde zu genügen haben. Die Gefechte der Reiterei sind schwungvolle momentane Anstrengungen (élans), zu denen man die Mannschaften verhältnißmäßig leicht fortreißt; — der Artillerist schießt sich auf Entfernungen von tausenden von Schritten mit einem Gegner herum, für den nicht er selbst, sondern das Geschütz das eigentliche Ziel ist. Dagegen nun vergegenwärtige man sich die Infanterie in oft stundenlangem Feuergefecht, nicht selten aus großer Nähe. Hier auszudauern,

Digitized by Google

dazu gehört ein ganz anderes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, ein ganz anderes Bewußtsein der Pflicht und der Nothwendigkeit des festen Zusammenhaltens. Hier vor Allem macht sich der Werth einer unerschütterlich gegründeten Disciplin geltend.

Wir kommen zu demselben Ergebniß, wenn wir erwägen, um wie viel, regelmäßiger Weise, die Verluste der Infanterie im Gefecht verhältnißmäßig größer sind als die der anderen Waffen, und welchen moralischen Eindruck diese Verluste machen müssen.

[3]) Seither hat die Erfahrung gelehrt, daß die in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika getroffenen militairischen Anstalten — die zwei Millionen Mann Miliz, von denen man erzählte, und die kleine stehende Armee des Freistaats — genau nur genügten, dem öffentlichen Wesen diejenigen Dienste zu leisten, die dort der gewöhnliche, der Friedenszustand mit sich bringt. Sie waren eben nur hinreichend für Polizei-Zwecke und als Schutz gegen die geringen Reste der Urbevölkerung. Für den Krieg erwiesen sich namentlich die Milizen vollkommen unbrauchbar, als sie in dem Secessions-Kriege auf eine etwas ernstere Probe gestellt wurden; darüber war man in den nördlichen Staaten nach der ersten Schlacht, die bei Bull's runn fast ganz ohne Blutvergießen entschieden wurde, hinreichend aufgeklärt.

Sollte der Krieg nicht ein wesenloses Gebahren ohne die Möglichkeit einer Entscheidung bleiben, sollte er eine Wirklichkeit werden und zu irgend etwas führen können, so mußten beide Parteien, wie ja geschehen ist, zu Werbungen genau im Styl der verrufenen Landsknecht-Periode schreiten. Beide Parteien sahen sich genöthigt zu den vor Allen von den Bewunderern amerikanischen Wesens in Europa perhorrescirten „Miethlingen" und „Söldlingen" ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie überhaupt brauchbare Armeen haben wollten.

Ob diese geworbenen Heere unter meist ungenügend gebildeten Offizieren, deren Autorität nicht unbedingt sicher begründet war, einer europäischen Armee gegenüber gerade eine sehr glänzende Rolle gespielt hätten, muß dahingestellt bleiben.

Nach beendigtem Kriege wurden alle militairischen Einrichtungen des Freistaats in den alten Zustand zurückversetzt, nur die stehende Armee, die natürlich aus zusammen geworbenen Berufs-Soldaten besteht, gegen früher um etwas verstärkt. Wäre die Trennung von Nord und Süd eine bleibende geblieben — dann hätte jeder der beiden so entstandenen Staaten sich gegen einen mächtigen Nachbar zu wahren gehabt, es wären wohl für beide etwas ernstere militairische Anstalten nothwendig geworden, und es wären jetzt schon durchgreifende Veränderungen der dortigen Zustände eingetreten, die in Folge des vollständigen Sieges, den der Norden davon getragen hat, der Zukunft vorbehalten bleiben.

Im Allgemeinen haben uns nicht nur die Ereignisse, deren Schauplatz Nord-Amerika war, sondern die Kriege, die überhaupt während der letzten drei Jahrzehnte geführt worden sind, über gar Vieles auf dem Gebiet der Heeres-Organisation und der Kriegführung, durch Erfahrungen nach dem großartigsten Maßstab in tief gehender Weise belehrt.

Die Feldzüge der sardinisch-italienischen Armee haben bewiesen, daß ein all' zu schwacher Präsenzstand und kurz bemessene Dienstzeit nicht genügen, feste Rahmen für im Fall des Krieges unverhältnißmäßig verstärkte Bataillone — und überhaupt eine solide, zuverlässige Infanterie zu bilden.

Digitized by Google

In Nordamerika hat sich gezeigt, wie wenig ein Miliz-System für ernste Zwecke genügt.

In Frankreich endlich haben wir im Lauf der zweiten Hälfte des Feldzugs 1870—1871 beurtheilen können, wie wenig improvisirte Armeen den ernsten Aufgaben des Krieges gewachsen sind.

[4]) Das hier Gesagte bezieht sich auf Dinge, die Seite 392 angedeutet sind. Was für treffliche Dienste die „Reserve-Offiziere", in die Linien-Regimenter eingereiht, in den Feldzügen 1864—1871 geleistet haben, das weiß ganz Deutschland.

[5]) Man täuscht sich darüber leicht, wenn man das Militair-Budget mit der Gesammtheit der Staats-Ausgaben vergleicht, ohne von diesen zuvor abzuziehen, was die Verzinsung der Staatsschuld in Anspruch nimmt. Das ist aber eine sehr verkehrte Art zu rechnen. Kein Privatmann wird wohl so leicht seine Schulden zu seinem Vermögen rechnen, oder die Summen, welche die Verzinsung seiner Schulden erfordert, zu dem Einkommen, über das er frei verfügen kann.

Die Zinsen der Staatsschuld von dem Ausgaben-Budget Englands abgerechnet, ergiebt, daß dieser Staat nahezu ein Drittheil seiner verfügbaren Einnahmen auf seine Landmacht verwendet, und auf seine Waffenbereitschaft im Ganzen, d. h. auf Landheer und Flotte zusammen, im Durchschnitt ungefähr die Hälfte der gesammten Staats-Mittel.

Außerdem muß, wie gesagt, Indien die Kosten der dortigen königlichen Armee tragen, obgleich diese Armee wahrhaftig nicht bestimmt ist, die Interessen der indischen Bevölkerung zu verfechten.

Digitized by Google

VI.

Die Reform der Heeresverfassung.

(Bemerkungen zu dem Bericht der Militair-Commission des Abgeordneten-Hauses.)

Januar 1861.

In den ersten Monaten des jüngst vergangenen Jahres, als eine Umgestaltung unserer vaterländischen Heeresverfassung, deren Nothwendigkeit allgemein anerkannt war, zuerst einer öffentlichen Erörterung entgegen ging, glaubte auch der Verfasser dieser Blätter, einige Bemerkungen sowohl über die Mängel unseres bisherigen Systems, als über die nach seiner Meinung zweckmäßigen Normen einer Neubildung, zunächst an die Mitglieder der Landesvertretung richten zu dürfen.

Ueber den Reorganisationsplan, den die Regierung im Sinn hatte, war damals nicht mehr bekannt, als daß die dreijährige Dienstzeit beibehalten werden solle, und daß die Absicht dahin gehe, nicht allein die Rahmen zu allen Bataillonen, die in das Feld geführt werden sollen, schon im Frieden bereit zu halten, sondern auch diesen Stämmen einen Präsenzstand zu geben, der hinreichte, sie zu einer tüchtigen Schule für die Offiziere und Unteroffiziere, wie für die Soldaten zu machen, und die feste Haltung der Schaaren in allen Wechselfällen des Krieges zu verbürgen. Damit waren leitende Grundsätze ausgesprochen, mit denen wir uns im Allgemeinen entschieden einverstanden erklären mußten.

Seitdem ist die Sache nun vielfach und in sehr verschiedenem Sinn besprochen worden, wie man erwarten mußte, wo es sich um eine Frage von solcher Wichtigkeit handelte.

In der Commission des Hauses der Abgeordneten, welcher die Militair-Vorlagen der Regierung überwiesen waren, nahm die Be-

Digitized by Google

rathung einen sehr weit greifenden Charakter an. Die Majorität dieser Commission gelangte nämlich im Lauf der Debatte dahin, dem Entwurf der Regierung einen anderen entgegenzusetzen, den sie selbst einen „Gegenentwurf" nannte; der, in Beziehung auf militairische Zweckmäßigkeit, von gerade entgegengesetzten Ansichten und Ueberzeugungen ausging — und in Folge dessen natürlich fast in allen Bestimmungen einen Gegensatz zu jenem bildete.[1])

Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Fragen zu erörtern, die sich diesem Gesetzentwurf gegenüber aufdrängen. Aber da sich der Verfasser in der Lage befindet, auch seine öffentlich ausgesprochene Ueberzeugung gegen die Argumentation der Commission — oder vielmehr ihrer Majorität — vertheidigen zu müssen, scheint es nöthig, nicht nur die Gründe, die gegen seine Ansicht geltend gemacht worden sind, einer prüfenden Betrachtung zu unterwerfen, sondern auch die positiven Vorschläge der Commission. Beides ist der Natur der Sache nach so eng mit einander verflochten, daß es nicht getrennt werden kann; denn wo die Kritik sich nicht darauf beschränkt, einen vorliegenden Entwurf abzulehnen, wo sie, weiter schreitend, aus ihrem verneinenden Urtheil ein vollständiges System neuer Vorschläge hervorgehen läßt, das an die Stelle jenes ersten, getadelten Planes treten soll —: da ist die Frage, auf deren Beantwortung es eigentlich ankömmt, die, ob die Normen dieses Gegen-Entwurfs wirklich als die besseren anerkannt werden müssen, ob die ablehnende Kritik durch sie gerechtfertigt erscheint oder nicht.

Schon bei einem ersten, flüchtigen Blick auf den „Bericht" der Commission an das Haus der Abgeordneten, ergiebt sich nun aber, daß wir in dem Plan zu einer Reorganisation des preußischen Heeres, den er uns bringt, doch nur in sehr bedingter Weise und mit gewissen Einschränkungen eine eigene Schöpfung dieser Commission anerkennen dürfen. Die Vorschläge, die uns darin vorgelegt werden, sind im Wesentlichen einer kleinen Schrift des Generals v. Willisen entlehnt; jener Flugschrift, die unter dem Titel: „Ueber große Landes-Vertheidigung oder Festungsbau und Heerbildung in Preußen," in den ersten Wochen des vergangenen Jahres erschienen war.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der General selbst nicht erwartet, daß man einen so ernsten Gebrauch von seiner Schrift machen werde. Wenigstens scheint die Vermuthung gerechtfertigt, daß er den

Digitized by Google

Inhalt seiner Schrift wohl noch einmal in allen seinen Theilen ernster Erwägung, das Ganze einer gründlichen, folgerichtigen Ueberarbeitung unterzogen haben würde, wenn er hätte ahnen können, daß man beabsichtigen werde, seine flüchtig hingeworfenen Gedanken ohne Weiteres zu leitenden Grundsätzen bei der wirklichen Neubildung des vaterländischen Heeres zu erheben.

General v. Willisen selbst nennt seinen Entwurf einen „nur leicht skizzirten"; und das ist er auch. Eine solche leicht hingeworfene Skizze kann genügen, wo es nur darauf ankömmt, flüchtige Gedanken in die Oeffentlichkeit zu werfen, im Allgemeinen anzuregen und eine Diskussion hervorzurufen. Da ist es allerdings nicht unbedingt Pflicht, alle Einzelnheiten ängstlich zu erwägen, vielmehr ist selbst einer gewissen Freiheit der Abstraction ein weites Feld geöffnet; es ist durchaus gestattet, in solcher Absicht auch „rêveries" niederzuschreiben, wie der Marschall von Sachsen gethan hat, und sie können sogar sehr fruchtbar werden. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn es die Ausarbeitung eines Planes gilt, der bei der Reorganisation eines Heeres wirklich befolgt werden soll; die Neugestaltung dieses Heeres selbst, von dessen zuverlässiger Tüchtigkeit die Würde und Unabhängigkeit des Staates nach außen, das Wohl und Weh des Vaterlandes, und da unglückliche Wechselfälle des Krieges den Feind gar wohl tief in das Innere der heimathlichen Länder führen können, in der bestimmtesten Weise das Wohl und Weh der einzelnen Familien, das Ergebniß gar manches, mühevollem Fleiß gewidmeten Lebens, das geschützt werden und verloren gehen kann, sehr wesentlich abhängig sind. Hier tritt uns der hohe Ernst einer Verantwortlichkeit entgegen, wie sie auf dem ganzen Gebiet menschlicher Thätigkeit kaum größer und umfassender gedacht werden kann. Es ist eine Aufgabe, deren Lösung wohl kein ernster und gewissenhafter Mann nach einem „nur leicht skizzirten" Entwurf unternimmt.

Wäre der General v. Willisen veranlaßt worden, seine flüchtige Skizze zu ernstem Gebrauch umzuarbeiten, so möchte sich wohl gar Manches darin anders gestellt haben, und Vieles wäre vielleicht daraus verschwunden. Zunächst würde der General dann wohl die Nothwendigkeit gefühlt haben, vor Allem die Sätze, die sein ganzes System bedingen, fester zu begründen und bestimmter zu beweisen. Der General spricht — wenigstens so lange er in ganz abstracten Vorstel-

Digitized by Google

lungen verweilt — für zweijährige Dienstzeit; er sagt unter Anderem: „wir läugnen, daß es dreier Jahre ununterbrochener Dienstzeit bedürfe, um einen Infanteristen kriegsfähig zu machen.“ Natürlich sahen wir den Gründen, auf welche dieses Läugnen sich stützt, dem Beweis, daß eine kürzere Dienstzeit genüge, mit einer gewissen Spannung entgegen, mußten aber bald — und wir gestehen, zu unserer Ueberraschung — gewahren, daß sie fehlen; daß die so hingestellte Behauptung ganz einfach für den Beweis ihres eigenen Inhaltes gelten soll.

Auf diese Weise wäre sehr leicht über alle Schwierigkeiten hinaus zu kommen. Nur bliebe es dabei ein bedenklicher Umstand, daß es eben so leicht wäre, einem solchen Satz mit der gerade entgegengesetzten Behauptung zu begegnen — und zwar genau mit demselben Recht die Bedeutung eines Beweises für sie in Anspruch zu nehmen. Das Gewicht eines solchen kurz und bündig gefaßten Gegenbeweises dürfte wenigstens der nicht in Frage stellen, der selber kein tiefer gehendes Argument beigebracht hat. Die Erörterung käme auf diesem Wege bei dem allerersten Schritt zu einem vollkommenen Stillstand, und es möchte ihr wohl nur dadurch weiter zu helfen sein, daß beide Theile diese Art der Beweisführung fallen ließen.

Weiter würde der General, wenn er den größten Feldherrn einer nicht sehr entfernten Vergangenheit redend und als Autorität einführen wollte, ohne Zweifel seine Erinnerungen vollständiger gesammelt und kritisch gesichtet haben.

Er führt nämlich Worte an, die Napoleon I. zur Zeit der Schlacht bei Lützen gesprochen haben soll, und die sich zu Gunsten einer kurzen Dienstzeit deuten lassen. — „Vieux officiers et jeunes soldats, c'est la meilleure troupe!“ so lautet der Spruch.

Hätte Napoleon sich je wirklich in solcher Weise geäußert, so könnten seine Worte doch immer nur der Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung gewesen sein, denn daß er im Allgemeinen nur von Berufs-Soldaten wissen wollte, und mit sehr großer — sogar mit viel zu großer Verachtung auf alle und jede Art von Volksbewaffnung — auf jede schnell gebildete, mehr oder weniger improvisirte Truppe herabsah, das ist weltbekannt.

Es ist uns nicht gelungen, bestimmte Beweise für die Authenticität der angeführten Worte Napoleon's aufzufinden. Dagegen

Digitized by Google

wüßten wir aus seinen Briefen, Befehlsschreiben und sonstigen Schriften eine lange Reihe sehr scharf und bestimmt gefaßter Aeußerungen in gerade entgegengesetztem Sinn, mit aller Genauigkeit, die irgend verlangt werden kann, nachzuweisen. Sie würden schlagend darthun, daß Napoleon's Autorität durchaus nur für die gerade entgegengesetzte Ansicht der militairischen Dinge, für lange Dienstzeit, für die Bildung der Heere so viel als möglich aus Berufssoldaten in Anspruch genommen werden kann.

Nur um zu zeigen, welcher Geist in diesen Aeußerungen athmet, sei es vergönnt, hier ein paar derselben mitzutheilen, die dem General v. Willisen natürlich so gut bekannt sind als uns.

Die älteren Zeitgenossen erinnern sich noch des „Manuscrit venu de Ste. Hélène d'une manière inconnue,“ das im Jahr 1817 in ganz Europa so viel Aufsehen machte, so ungeschickt der Betrug auch angelegt war. Die kleine Schrift, in der nicht einmal die Reihenfolge der Begebenheiten richtig wiedergegeben war, wurde für ein Werk Napoleons ausgegeben, und der Verfasser ließ diesen unter Anderem sagen: „Mes artilleurs étaient braves et sans expérience, c'est la meilleure de toutes les dispositions pour le soldat“ — ein Ausspruch, der freilich in Beziehung auf Artillerie ganz besonders absurd ist.

Der wirkliche Napoleon bemerkt in seinen mémoires zu dieser Stelle: „Avec de pareils principes il ne faut pas d'armée de ligne, la garde nationale suffit. On ne disconvient pas que l'auteur du manuscrit de Ste. Hélène ne soit un homme d'esprit, mais certes il n'est pas militaire.“

In den Pensées de Napoléon (§. 55) lesen wir dann weiter: „Avec une jeune armée on peut enlever une position formidable, mais on ne peut pas suivre jusqu'au bout un plan, un dessein.“

Auch stimmte Napoleon's Praxis durchaus zu seiner Theorie. Er suchte sich zwar allerdings für seine Elite-Truppen, seine Garden, wie wir das selbst nach den vom General v. Willisen angeführten Worten erwarten mußten, alte Offiziere aus — keineswegs aber junge Soldaten. Regelmäßiger Weise konnte kein Soldat in die „alte Garde“ aufgenommen werden, der nicht auf seinem linken Aermel den „Chevron“, das Zeichen einer durchgemachten zehnjährigen Dienstzeit, aufzuweisen hatte.

Digitized by Google

Ferner würde es der General v. Willisen bei einer sorgfältigen Ueberarbeitung seiner Schrift für einen ernsten Gebrauch gewiß vermieden haben, gelegentlich gegen sich selbst und seine eigenen Sätze zu beweisen.

Das widerfährt ihm, wie uns scheint, einigermaßen schon in dem, was er über Napoleon's Heer bei Lützen und Bautzen in folgenden Worten sagt: „Seine Armee, mit der er jene Siege erfocht, bestand aber ganz aus Rekruten, und nur weil er sie mit den alten Offizieren und Unteroffizieren versehen konnte, welche er aus Spanien heranzog und mit denen, welche sich aus der furchtbaren Katastrophe von Rußland gerettet hatten, war es möglich gewesen, wieder so schnell eine Armee zu bilden und mit ihr zu leisten, was er leistete".

Vermöge des Nachsatzes, der in so charakteristischer Weise durch das Wörtchen „nur" eingeführt wird, gestaltet sich das Ganze gewiß nicht zu einem Beweis dafür, daß eine kurze Dienstzeit unter allen Bedingungen genüge. „Nur" weil Napoleon über viele Tausende alter Offiziere und Unteroffiziere verfügen konnte, war überhaupt möglich, was damals geschah. Und dies waren Offiziere und Unteroffiziere, die nicht etwa ihre Erfahrungen in einem längeren Friedensdienst erworben hatten: es waren Leute, die ihre Haltung, die Fähigkeit, in kurzer Zeit eine moralische Herrschaft über das Gemüth des Soldaten zu gewinnen und energisch zu behaupten, sowie das Geschick, die Umstände und jeden Vortheil zu nützen, auf unzähligen Schlachtfeldern gewonnen hatten. Dergleichen sind nur in Zeiten unaufhörlicher Kriege zu haben.

Fassen wir vollends den Gang der Schlachten bei Lützen und Bautzen näher in's Auge, rechnen wir hinzu, daß Napoleon bei alledem nicht weniger als einer geradezu doppelten Ueberlegenheit bedurfte, um mit seinen alten Offizieren und jungen Soldaten diese beiden sehr dürftigen Siege zu erfechten, und daß er sie durch sehr große Opfer erkaufen mußte, durch ganz unerhörte Verluste, die großentheils durch das eigene Ungeschick der jungen Krieger herbeigeführt worden waren —: erwägen wir alle diese Umstände, dann scheint das Beispiel überhaupt nicht glücklich gewählt, wenn es beweisen soll, daß junge Soldaten in jeder Beziehung genügen, sofern sie nur von erfahrenen Offizieren geführt werden — oder vollends, daß „alte Offiziere und junge, — d. h. nicht etwa blos an Jahren, sondern

Digitized by Google

im Dienst, an Erfahrung und Schule junge — Soldaten" ein Ideal seien, das man streben müsse zu verwirklichen.

Bestimmter noch scheint uns der General gegen sich selbst zu beweisen, wenn er in Beziehung auf die Verhältnisse die im Jahre 1813 obwalteten, sagt: „Die Armee von 1813 bestand nur aus Leuten, die 1 Jahr gedient hatten, und die Landwehren waren Rekruten von 3 Monaten; Napoleon's ganze Armee von Lützen und Bautzen ebenso." — Offenbar will der General andeuten, es sei bei alledem auf beiden Seiten ganz gut gegangen. Gewiß aber kann Niemandem entgehen, wie bedenklich nahe uns durch die zweite Hälfte des Satzes die Frage gelegt wird: wie nun aber, wenn Napoleon nicht in dem Fall war, gegen die jungen preußischen Krieger eben auch Neulinge in das Feld führen zu müssen? — Wenn seine geprüften und gestählten Soldaten aus dem Lager von Boulogne, die Soldaten der Feldzüge 1804 bis 1809 auch noch 1813 um seine Fahnen geschaart waren? — wie dann?

Weiter würde der General in dem vorausgesetzten Fall wohl auch nicht das, was nach unserer und — wie wir aus manchem entschiedenen Wort seiner Schrift folgern dürfen — auch nach seiner Meinung gerade die Hauptsache ist, ganz unerörtert gelassen haben. Je entschiedener er die Ansicht ausspricht, daß Kosten und Anstrengungen im Frieden vorzugsweise auf das gerichtet sein müßten, was man sich im Augenblick des Bedürfnisses nicht schaffen kann, daß es mithin darauf ankomme, tüchtige Cadres, ein zahlreiches, so gut als möglich durchgebildetes Offizier- und Unteroffiziercorps heranzubilden; desto weniger durfte die Frage umgangen werden, wie denn die Schule beschaffen sein müsse, aus der diese vortrefflichen Offiziere und Unteroffiziere hervorgehen sollen? Und — was damit auf das engste zusammenhängt — ob der Friedensdienst in ganz schwachen Stämmen, in bloßen Schein-Bataillonen und Schein-Regimentern, wie sie vom Standpunkt der absoluten Sparsamkeit aus empfohlen werden, wohl geeignet ist, dergleichen zu bilden.

Die Schrift des Generals bringt über diese wichtigen Fragen kein Wort. Alles, was sich darauf beziehen könnte, wird so vollständig vorausgesetzt, daß wir nicht einmal mit einiger Bestimmtheit zu sagen wissen, was denn eigentlich vorausgesetzt wird.

So wenig in einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan die Erör-

Digitized by Google

terung dieser Fragen umgangen werden konnte, so wenig durfte in einem solchen ein starker innerer Widerspruch unbeachtet bleiben. Er liegt darin, daß die im Allgemeinen aufgestellten leitenden Grundsätze in den bestimmten Vorschlägen für die Organisation im Einzelnen entschieden verleugnet sind. So zwar, daß hier das Einzelne in mancher Beziehung geradezu einen Gegensatz zu den als maßgebend anerkannten Prinzipien bildet.

Der General geht nämlich von dem „Hauptgrundsatz" aus, daß im Frieden „gut gebildete Rahmen" für alle Schaaren, für das ganze Heer, wie es im Kriege auftreten soll, bereit sein müssen, damit man der Nothwendigkeit entgehe, im Augenblick des Kriegs ganz neue Truppentheile zu bilden, wie das durch unser bisheriges System geboten sei. Er fügt hinzu, daß eben in dieser Nothwendigkeit, im Augenblick der Mobilmachung ganz neue Bataillone zusammenzustellen, die bedenkliche Schwäche der bisherigen Einrichtungen liege — und schlägt dann selbst eine neue Organisation vor, der zu Folge für nicht weniger als ein volles Drittheil aller Bataillone, die in das Feld geführt werden sollen, im Frieden gar kein Rahmen vorbereitet wäre. Noch dazu sollen diese Bataillone, die im Frieden gar nicht da sind, im Krieg die Elite-Bataillone der Regimenter bilden.

Endlich konnte ein auffallender Rechnungsfehler, der es geradezu unmöglich macht, den grundsätzlichen Forderungen des Generals in den von ihm vorgeschlagenen Formen zu entsprechen, wohl nur in einer flüchtig hingeworfenen Skizze stehen bleiben. Der General verlangt zweijährige Dienstzeit. — Die Compagnie soll, 11 Unteroffiziere und 10 freiwillige Capitulanten ungerechnet, jedes Winterhalbjahr über 60 Mann zählen und jedes Jahr durch 40 Rekruten, die am 1. April eintreten, für die sechs Sommer-Monate auf 100 Mann verstärkt werden. Um aber diesen Mechanismus in dem vorausgesetzten regelmäßigen Gang zu erhalten, müßte nothwendiger Weise die Eine Hälfte eines jeden Jahres-Contingents nur $1\frac{1}{2}$ Jahr — die andere Hälfte dagegen $2\frac{1}{2}$ Jahr im Dienst bleiben. Das Princip zweijähriger Dienstzeit ist nach dem System des Generals v. Willisen auf keinen Theil der Mannschaft zur Anwendung zu bringen.

Das Alles sind Dinge, die in einem lebendigen Gespräch, das ungebunden den Inspirationen des Augenblicks folgt — im Austausch flüchtiger Gedanken — in einer Discussion aus dem Stegreif

Digitized by Google

über Probleme, die unerwartet zur Sprache gebracht werden, durchaus gestattet sind. Sie machen ein geistreiches Gespräch nicht weniger anziehend oder anregend. In einem Organisations-Plan, den ein berühmter militairischer Schriftsteller, wie der General v. Willisen, im Rath seines Monarchen oder im Schoos der Landes-Vertretung für den wirklichen Gebrauch auszuarbeiten hätte, würden wir sie aber, wie gesagt, gewiß nicht finden.

Indeß die Commission des Abgeordneten-Hauses hat sich über den Charakter dieser Schrift getäuscht. Sie hat in ihr etwas gesehen wozu der General selbst sie offenbar nicht machen wollte. Dieser Umstand wird uns nöthigen auch in der Erörterung des „Gegen-Entwurfs" mehrfach auf diese Flugschrift, als die eigentliche Quelle der gemachten Vorschläge, zurückzugehen.

Die Bestimmungen des Organisations-Plans, den die Commission ausgearbeitet hat, lassen sich im Einzelnen erst dann beurtheilen, wenn der Werth der allgemeinen Vorstellungen, die den Verfassern dieses Plans für maßgebend und entscheidend gegolten haben, geprüft und festgestellt worden ist. Werth und Unwerth des Einzelnen ist davon abhängig ob und in wie weit der Anordnung des Ganzen eine richtige oder unrichtige Ansicht zum Grunde liegt.

Entschiedene Vertreter des „Gegen-Entwurfs" erklärten: „Daß eine dreijährige Dienstzeit besser ist, als eine zweijährige, daran ist kein Zweifel; — eine vierjährige wäre wahrscheinlich noch besser: es kömmt nur darauf an, ob man sie bezahlen kann; wenn man sie nicht bezahlen kann, muß man sich mit weniger begnügen!"

Die Ansicht der Sache von der man sich im Allgemeinen bestimmen ließ, ist in diesen Worten sehr deutlich ausgesprochen. Aber aus nahe liegenden Gründen war man nicht in der Lage diese eigentlich entscheidend erachteten Motive in dem Bericht der Commission hervortreten zu lassen, denn in solcher Weise eingeleitet, hätte die zweijährige Dienstzeit und das ganze System, das sich daran knüpft, wohl nicht füglich als das an sich bessere empfohlen — nur als ein Nothbehelf, wir dürfen sagen, als ein leidiger Nothbehelf hingestellt werden können.

Die Vorstellung selbst, von welcher dieses Argument ausgeht, ist dem Haushalt des Einzelnen im Privatleben entlehnt, und hat da,

Digitized by Google

innerhalb gewisser Gränzen, ihre vollkommene Berechtigung. Eine Frau, die einen ächten Cachemire nicht bezahlen kann, hüllt sich in einen Shawl von pariser Fabrik. Weich und warm ist der am Ende auch. Wer nicht viel auf seine Tafel zu verwenden hat, der speist, wie ein deutsches Volkslied singt „anstatt des Wildprets Würste" — satt wird man auch davon! — Indessen darf es uns doch nicht entgehen, daß der Satz selbst in dem Haushalt des Einzelnen nur so lange seine vollständige, unbestreitbare Geltung hat, als von Dingen die Rede ist, die mehr oder weniger in die Kategorie des Luxus, zu dem Schmuck des Lebens gerechnet werden können. Das unbedingt Nothwendige zu beschaffen, ist auch der Einzelne unbedingt gezwungen, wenn er anders überhaupt existiren will; von einem Behelfen kann da nicht die Rede sein.

In dem Haushalt eines Staats stellt sich die Sache noch wesentlich anders. Wenigstens würde die Alternative, wenn es auf diesem Gebiet nicht möglich wäre, das wirklich Genügende, dem Zweck Entsprechende aufzubringen, zu einem anderen Ergebniß führen, als zu einem Nothbehelf. Stellt sie sich doch selbst für den Einzelnen sehr wesentlich anders. Der Mensch geht unter, wenn er das Nothwendige nicht zu bestreiten vermag.

Nun aber bilden die Grundsätze des Staatshaushalts, wie allen bekannt ist, die einigermaßen mit der Staatswirthschaftslehre vertraut sind, in gewissem Sinn einen Gegensatz zu denen die im Haushalt des Privatmanns maßgebend sind.

Der Privatmann hat seine Ausgaben, insofern sie über das unbedingt Nothwendige hinausgehen, nach seinen Einnahmen zu bemessen, und darf sich mehr oder weniger Genuß und Schmuck des Lebens gestatten, je nachdem seine Mittel ausreichen. Im Haushalt des Staats dagegen liegt umgekehrt in den nothwendigen, unabweisbaren Ausgaben das Maß, auf welches die Einnahmen gebracht werden müssen. Dort sind die Einnahmen das Gegebene und Bestimmende, hier sind es die Ausgaben; denn nur insofern er gewisse Ausgaben zu bestreiten hat, um seine Bestimmung erfüllen zu können, ist der Staat überhaupt berechtigt, seinen Angehörigen Steuern abzufordern und ein Einkommen zu haben.

Die Berechtigung des Staats geht natürlich nicht weiter als auf das Bedürfniß. Der Reichthum des Landes, die Möglichkeit, höhere Steuern aufzubringen, giebt dem Staat an sich keineswegs, wie dem

Digitized by Google

Privatmann der Besitz eines großen Vermögens, das Recht, seine Ausgaben zu steigern und sich mit einem glänzenden Luxus zu umgeben. Während der Privatmann bemüht sein muß, seinem Vermögen das größte mögliche Einkommen abzugewinnen, hat der Staat umgekehrt die Verpflichtung, stets nur das kleinste mögliche Einkommen aus dem Nationalvermögen für sich in Anspruch zu nehmen.

Darf aber einerseits der Staat nicht über das wirkliche Bedürfniß hinausgehen, so können andererseits die Ausgaben, als ihrer Natur nach nothwendige, auch nicht ohne Weiteres durch eine ganz willkürliche Sparsamkeit, nach Rücksichten die außerhalb der Sache selbst liegen, festgestellt werden, und es giebt eine Gränze, innerhalb welcher es unbedingt geboten ist, aufzubringen, was die Umstände verlangen. Denn es gilt, daß dem Zweck des Staats genügt, seine Bestimmung erfüllt werde; willkürlich das Ungenügende, das zu gar nichts helfen kann, an die Stelle des Genügenden setzen, wäre die verkehrteste aller Verschwendungen. —

Einleuchtend ist, daß die Berechtigung, eine bewaffnete Macht zu errichten, am allerwenigsten in den Verhältnissen des inneren Haushalts gesucht werden darf; etwa blos darin, daß günstige Verhältnisse die Kosten einer solchen ohne Beschwerde aufzubringen gestatteten — und daß umgekehrt die Pflicht, durch eine bewaffnete Macht für die Sicherheit des Staats zu sorgen, nicht ohne Weiteres aus ökonomischen Gründen abgelehnt werden kann. Die Nothwendigkeit, uns zu waffnen, stets auf einen möglichen Kampf gehörig vorbereitet dazustehen, wird uns durch auswärtige Verhältnisse auferlegt; durch Gefahren, die den Staat von außen her bedrohen, durch eine Mission die er nach außen hin zu erfüllen hat. Damit ist schon gesagt, daß es eine gar seltsame Verirrung wäre, wenn man in Beziehung auf die Institutionen, die durch eine solche Nothwendigkeit in das Leben gerufen werden, auf die Wehrhaftmachung des Staats und ihr Maaß, ganz von den Mächten, den Verhältnissen absehen wollte, die sie von uns fordern; wenn man vermeinte, hier Alles mehr oder weniger willkürlich, nach anderweitigen Rücksichten, die außerhalb der Sache selbst liegen, bestimmen zu können. Es steht uns nicht unbedingt frei, ganz willkürlich zu bestimmen, innerhalb welcher Gränzen wir die Aufgabe lösen, wie weit wir mit unseren Anstrengungen gehen wollen. Unsere Aufgabe tritt uns vielmehr in sehr bestimmter

Digitized by Google

Form und Bedeutung als eine gegebene entgegen, und sie trägt das Maß der Macht, der Anstrengungen, die ihre Lösung erfordert, in sich selbst.

Eben deshalb ist, wie wir schon bei einer früheren Gelegenheit geltend machten, in Beziehung auf alle militairischen Anstalten der Begriff des Zweckmäßigen und Genügenden ein so durchaus relativer daß es einen allgemein gültigen Maaßstab dafür gar nicht giebt; weder ein Ideal militairischer Vollkommenheit das unter allen Bedingungen erstrebt werden müßte, noch ein Minimum militairischer Tüchtigkeit, das in allen Fällen genügend geachtet werden dürfte. — In Nordamerika z. B., wo man sich eigentlich nur gegen einige verkommene Stämme der Ureinwohner zu schützen braucht, von allen gefährlicheren Gegnern aber ganz oder fast ganz durch das Weltmeer geschieden ist, sind die einfachsten Anstalten, eine Grenzwache und ein Miliz-System, ohne Zweifel vollkommen genügend. Es wäre Thorheit, wenn man dort Zeit und Mittel — mögen diese auch noch so reichlich vorhanden sein, — darauf verwenden wollte, ein zahlreiches Heer zu bilden, das den höchsten Forderungen entspräche. Preußen hat gefährlichere Gegner in größerer Nähe, und seine Aufgabe wird ihm noch durch ungünstige örtliche Verhältnisse erschwert. Sie zu lösen, erfordert natürlich militairische Vorbereitungen nach einem ganz anderen Maßstab. Es wird wohl kaum Jemand geneigt sein, zu behaupten daß selbst das Beste und Höchste, was wir vermögen, über das Maß der Aufgabe sehr weit hinausgehen könnte und als bloßer Luxus durchaus zu verwerfen wäre.

Würde erwiesen, daß Preußen eine Heeresmacht, die geeignet wäre, seine europäische Stellung wirklich und nachhaltig zu sichern, nicht aufzubringen vermag, dann beschränkte die Alternative sich wohl nicht darauf, daß man sich einfach mit einer wenigstens an innerer Tüchtigkeit geringeren begnügen müsse — und auch könne, *ohne daß dies irgend etwas weiter auf sich hätte*, — wie in den vorhin angeführten Worten vorausgesetzt wird.

Die Alternative ist vielmehr, entweder die Wehrkraft des Landes in solcher Weise zu steigern, daß die Selbständigkeit des Staats, und die Erfüllung seiner geschichtlichen Mission, durch sie, so weit menschliche Berechnung reicht, sicher gestellt wird — oder der europäischen Stellung des Staats, der Erfüllung seiner geschichtlichen

Digitized by Google

Mission zu entsagen, um selbst dessen Sicherheit von auswärtigen Verhältnissen zu erwarten.

Denn mit ungenügenden Mitteln die Lösung einer unmöglichen Aufgabe unternehmen —: wozu könnte das führen? — Wer solche Thorheit säen wollte, könnte nur unermeßliches und dazu schmachvolles Unheil ernten.

Das „Begnügen" ist also keineswegs eine so ganz einfache, unverfängliche Sache, bei der wir uns weiter gar nichts zu denken hätten. Der Satz, der es empfiehlt, ist nicht so unbedingt unabhängig von allen weiter reichenden Rücksichten, als er gedacht scheint.

Wer ablehnt, was er selbst als die an sich bessere Heeresverfassung anerkennt — und was nicht unerreichbar ist — um uns auf einen Nothbehelf zu verweisen, der ist uns wenigstens — sofern er uns nicht zugleich ganz unumwunden eine gewisse demüthige Resignation empfehlen will — den bestimmten Beweis schuldig, daß der vorgeschlagene Nothbehelf den Forderungen bestimmt gegebener Verhältnisse gegenüber — z. B. in der gegenwärtigen Lage Europa's — immerhin noch vollständig genüge. Wir müssen den strengen, auf wirkliche Thatsachen, wirkliche Erfahrungen gestützten Beweis von ihm fordern. Mehr oder weniger willkürlichen Vorstellungen — und wenn sie auch erhabene wären — können wir keine Geltung zugestehen wo es sich um so gar ernste Dinge handelt, und am wenigsten natürlich dann, wenn sie der Erfahrung widersprechen.

Auch noch in einer anderen, in der That besser begründeten Wendung, wurden die Vorschläge der Commission, eine Organisation, die den bisherigen Einrichtungen möglichst nahe bliebe, und dabei dadurch, daß die Dienstzeit bei der Fahne auf zwei Jahre beschränkt würde, die Ausbildung einer größeren Zahl Mannschaften bewirkte, als ein nothwendiger Ausweg empfohlen; als bedingt und gefordert durch die eigenthümlichen Verhältnisse Preußens.

Man sagte: „Nach rein militairischen Rücksichten können wir nicht zu Werke gehen, in der Weise wie Oesterreich und Frankreich kann Preußen seine Armee nicht organisiren; denn daß Oesterreich und Frankreich auf ihrem Wege so weit gegangen sind, als irgend möglich, bis zur äußersten Gränze möglicher Anstrengung ihrer Fi-

Digitized by Google

nanzen, das wird Jedermann zugeben. Ueberbieten können wir sie nicht in Anstrengungen derselben Art; will Preußen dieselben Bahnen einschlagen, so wird es, mit seinen geringeren materiellen Mitteln, nie eine Armee aufbringen können, welche denen Frankreichs oder Oesterreichs gewachsen wäre; es wird dann stets in Beziehung auf seine bewaffnete Macht weit gegen die benachbarten Großmächte zurückstehen."

Die natürliche Folgerung war, da Preußen demnach ein an Zahl und Tüchtigkeit hinreichendes Söldnerheer nicht haben könne, so müsse es, um eine Wehrkraft zu entwickeln, die seiner europäischen Stellung entspreche, eine Organisation des Heerwesens annehmen, die seiner bewaffneten Macht weniger den Charakter einer Armee von Berufssoldaten gäbe, und sie mehr als die anderer Staaten zu einer Volksbewaffnung gestalte.

In diesem Satz liegt unstreitig sehr viel Wahres. Unter welchen Gesichtspunkten man aber auch die Aufgabe betrachte, so kömmt es doch immer zuerst und vor Allem darauf an, der Wehrkraft des Landes eine Organisation zu geben, die ihre Brauchbarkeit auf dem Schlachtfelde hinreichend verbürgt. Diese Rücksicht ist und bleibt durchaus maßgebend.

Auch auf diese Weise eingeleitet, dreht sich also der Streit keineswegs um die eben angeführten Sätze selbst, sondern darum, ob sie wirklich in den Vorlagen der Regierung verläugnet sind, wie vorausgesetzt wird — und andererseits darum, ob die Einrichtungen, welche der „Gegen-Entwurf" anräth, auch diejenigen Bürgschaften für eine ausreichende Tüchtigkeit bieten, ohne die jede Bewaffnung überhaupt eine thörichte, ja eine frevelhafte Verschwendung genannt werden müßte; ein leichtsinniges Spiel mit dem edelsten Blut der Nation und dem Schicksal des Staats.

Wenn dabei auf Frankreich, auf Oesterreichs zerrütteten Haushalt hingewiesen und die Besorgniß ausgesprochen wird, daß ein übertriebenes, unabsehbares Militair-Budget auch Preußen in ähnliche Finanz-Calamitäten verwickeln könnte, so mag es vergönnt sein, bei diesem Vergleiche einen Augenblick zu verweilen.

Daß es nur zum Unheil führen kann, wenn ein Staat, sei es in seinen Militair-Einrichtungen, sei es in irgend einer anderen Beziehung, entschieden und bleibend über seine Mittel hinausgeht, stellt

Digitized by Google

niemand in Abrede. In Beziehung auf Oesterreich aber hieße es, die dort obwaltenden Verhältnisse in sehr einseitiger und beschränkter Weise beurtheilen, wenn man etwa vermeinen wollte, der finanzielle Ruin des Staats sei lediglich durch einen übermäßigen Aufwand für die bewaffnete Macht herbeigeführt worden; wenn man dann vollends noch etwa bei der Vorstellung stehen bleiben wollte, daß erst die neueste Zeit das Unheil veranlaßt habe.

Der Schaden ist weit älter und liegt viel tiefer. Der gegenwärtige Zustand hat seine Wurzeln in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und der Gegen-Reformation; die tiefen Wunden, die Oesterreich sich selbst geschlagen hat, um den katholischen Glauben im Inneren seiner „Erblande“ wieder herzustellen, sind eigentlich nie geheilt, und der Staat krankt bis auf den heutigen Tag an den Folgen. Oesterreich vertrieb oder vernichtete damals, im Eifer für die heiligen Zwecke der Jesuiten, den besten, intelligentesten, strebsamsten Theil seiner eigenen Bevölkerung, und bemühte sich dann fort und fort in demselben Sinn, indem es Erziehung, Bildung und Literatur der Kirche unterordnete, die erwachende Intelligenz, den aufstrebenden Geist seiner deutschen Länder darnieder zu halten. So konnten die von der Natur so reich gesegneten Gebiete nie zu einer vollständigen Entfaltung ihres natürlichen Reichthums gelangen. Und anderer Seits brachte es die dürftige Bildung, das herrschende, man möchte sagen byzantinisch-conservative System mit sich, daß die Verwaltung des Staatsvermögens stets in unfähigen, und, wenigstens in den unteren Schichten, auch in unredlichen Händen lag.

Der Staatshaushalt wurde unter den letzten Habsburgern, unter Leopold I., Joseph I., Karl VI., in der kläglichsten Weise geleitet, die Finanzen waren im tiefsten, traurigsten Verfall. Trotz größerer Ordnung unter Maria Theresia, brachten die übermäßigen Anstrengungen, welche diese Monarchin machte, um Schlesien wieder zu gewinnen, das Unheil eines sehr unsicher begründeten Papiergeldes, von dem sich Oesterreich seither nicht wieder frei zu machen gewußt hat. Die unruhige, nach allen Seiten über die Grenzen hinaus strebende Politik Joseph's II., die Störungen im Innern, die sie hervorrief, der Aufwand, den sie erforderte, steigerten die Verwirrung und erschöpften die Hülfsquellen. Zu einem fast hoffnungslosen wurde alsdann der ganze Zustand dadurch, daß Oesterreich mit schon durch-

Digitized by Google

aus und bis auf den Grund zerrütteten Finanzen in die europäische Krisis eintrat, welche die französische Revolution herbeiführte. Diese Erschöpfung, die den großen europäischen Kämpfen voranging, übte natürlich einen lähmenden Einfluß auf die Art der Kriegführung, und war nicht die geringfügigste der Ursachen, die bewirkten, daß der Kampf gegen das jakobinische Frankreich, in den ersten Jahren, wo man seiner gar wohl hätte Herr werden können, immer und immer mit unzureichenden Kräften geführt wurde, sich eben deshalb, lahm und ohnmächtig fortgesetzt, durch eine Reihe von Jahren zog, um zuletzt mit der gänzlichen Niederlage Oesterreichs zu enden. Eben die lange Dauer des Krieges trug dann wieder dazu bei, den finanziellen Ruin des Staats zu vervollständigen.

Daß es der österreichischen Regierung auch während der langen Friedens-Periode nach dem Sturz Napoleon's I. wieder nicht gelungen ist, diese Schäden zu heilen, die fortwährend an dem Leben des Staats zehrten, hat dann auch seinen Grund nicht in einem übermäßigen Aufwand der etwa für die Militair-Macht des Reichs gemacht worden wäre — denn das ist erweislich nicht geschehen. Der Grund lag jetzt, wie früher, in der allgemeinen Politik, die Oesterreichs Regierung mit nur einer kurzen Unterbrechung — unter Joseph II. — seit Jahrhunderten befolgte; die den Grundbedingungen jedes heilsamen, mächtigen Fortschritts stets ablehnend entgegen trat, und, durch sich selbst gelähmt, die Verwaltung des National-Vermögens einer kaum glaublichen Unfähigkeit, im Einzelnen eben so unredlichen wie unwissenden Subalternen überlassen mußte. —

Wenden wir nun den Blick auf Frankreich, so überzeugt uns schon eine flüchtige Betrachtung der dort bestehenden Einrichtungen, daß die preußische Heeresverfassung, auch wie sie jetzt im Sinn der Regierungsvorlagen modificirt dasteht, so gut wie früher, weit entfernt ihnen nachgebildet zu sein, vielmehr einen entschiedenen Gegensatz zu denselben bildet.

Das jährliche Rekruten-Contingent, welches Frankreich in Friedenszeiten regelmäßiger Weise zu stellen hat, ist seit einigen Jahren von 80 auf 100,000 Mann erhöht worden. Der französische Soldat dient den Vorschriften nach fünf Jahre ohne Unterbrechung bei der Fahne, ehe er zur Kriegsreserve entlassen wird, der er alsdann noch zwei Jahre angehört. Er kann zwar während seiner Dienstzeit in der

Digitized by Google

Linie hin und wieder Urlaub erhalten, dieser darf aber im Ganzen, im Lauf der fünf Jahre, nicht mehr als drei Monate betragen.

Würde das Alles buchstäblich so ausgeführt, dann hätte Frankreich — abgesehen von dem zufälligen Abgang, der überall in Anschlag gebracht werden muß — im Frieden beständig 475,000 Mann unter den Waffen, um bei dem Ausbruch eines Krieges sofort über 700,000 Mann fertiger, geschulter Soldaten verfügen zu können.

Es hätte und unterhielte demnach im Frieden = 0,678 der Macht, die es für den Krieg vorbereitet, unter den Waffen.

Buchstäblich so verhält sich nun aber die Sache nicht, und es ist nichts weniger als leicht, die wirklichen Zahlen mit unbedingter Genauigkeit zu ermitteln.

Schon um die wirkliche Zahl der jährlich eingereihten Ersatzmannschaften genau feststellen zu können, müßte uns ein Blick in die Acten des französischen Kriegsministeriums gestattet sein. Denn die Zahl der Conscribirten wird jedesmal durch „Dispensirungen", scheinbar um etwa fünfzehn Procent vermindert. Gewisse Kategorieen sind nämlich von der Verpflichtung als Conscribirte einzutreten, wenn sie das Loos trifft, durch das Gesetz freigesprochen. Zieht ein diesen Kategorieen angehöriges Individuum bei der Rekruten-Aushebung ein Loos, das ihn zum Soldaten bestimmt, so wird er „dispensirt", d. h. seine Dienstpflicht wird ihm nicht erlassen, sondern es wird angenommen, er habe sie bereits geleistet. Deshalb braucht die Gemeinde, der er angehört, auch keinen anderen Mann für den Dispensirten zu stellen; dieser wird vielmehr auf das Contingent der Gemeinde in Abrechnung gebracht; auch die Verpflichtung der Gemeinde ist durch ihn bereits erfüllt.

So eigenthümlich das auf den ersten Blick erscheint, so natürlich wird man es finden, sobald man frägt, wer es denn eigentlich ist, der das Recht auf Dispensirung in Anspruch nehmen darf. Da stehen die Offiziere der Land- und Seemacht, die in activem Dienst sind, ganz oben an; es folgen die Individuen, die als Matrosen von Gewerbe in die Listen der See-Präfecturen eingetragen und zum Dienst auf der Flotte verpflichtet sind; die eigentliche Masse aber bilden diejenigen, die bereits als Freiwillige in den Reihen des Heeres dienen. Diese Letzteren machen mindestens neun Zehntheile der Gesammtzahl aller Dispensirten aus.

Digitized by Google

Wir sind demnach wohl berechtigt, die Verminderung des Jahres-Contingents, die sich auf diese Weise ergiebt eine scheinbare zu nennen. Eine wirkliche kann sich nur ergeben, insofern Matrosen durch das Loos getroffen werden, oder Mitglieder des Lehrer-Standes. Diese Letzteren haben aber, wie sich von selbst versteht, das Alter der Conscription in der großen Mehrzahl bereits weit hinter sich, so daß in dieser Kategorie das Gesetz nur in Beziehung auf die Zöglinge der Schullehrer-Seminarien und auf die Novizen derjenigen Mönchsorden, die sich dem Volksunterricht widmen, zu wirklicher Anwendung kömmt.

Außerdem befreit sich noch eine Zahl Conscribirter, die derjenigen der Dispensirten mindestens gleich kömmt, dadurch vom wirklichen Dienst, daß sie einen Ersatzmann, einen „remplaçant“ stellen. Das wird in Frankreich „exonération“ genannt. Das Jahres-Contingent erfährt aber dadurch, wie von selbst einleuchtet, keine Verminderung. — Ehemals überließ es die Regierung jedem, der sich frei machen wollte, selbst, einen tauglichen Ersatzmann zu finden, und er stellte dann gewöhnlich einen ungeschulten Rekruten. Jetzt läßt sich die Regierung für die Exoneration einfach eine Summe Geldes zahlen, und übernimmt es dafür, selbst den Ersatzmann anzuwerben. Sie wählt diesen mit Umsicht stets unter den alten Soldaten, die ihre siebenjährige Dienstzeit — ja vielleicht eine doppelte — bereits durchgemacht haben; unter den Leuten, denen das Soldaten- und Lagerleben Bedürfniß, das Waffen-Handwerk Lebensberuf geworden ist, die den Kreisen des bürgerlichen Lebens durchaus entfremdet sind.

Eine Folge dieses Verfahrens, die man vielleicht nicht hinreichend beachtet hat, ist unter anderen die, daß sich auch die Zahl der unabhängig von der Conscription freiwillig eintretenden Rekruten sehr bedeutend vermehrt hat. Wer Lust zum Waffenhandwerk hat und seinen Lebensberuf daraus machen wollte, fand sonst leicht Gelegenheit sich als Ersatzmann — unter Umständen für eine bedeutende Summe — dingen zu lassen, und zählte dann mit im Jahres-Contingent. Jetzt muß er einfach als Freiwilliger eintreten, und steht außerhalb des Jahres-Contingents, insofern ihn nicht nachträglich auch noch das Loos trifft, was natürlich bei Weitem nicht immer geschieht.

Im Ganzen stehen durchschnittlich jedes Jahr etwa 32,000 Dispensirten und Exonerirten 40,000 Wiederangeworbene und Freiwillige

Digitized by Google

gegenüber, so daß der Regierung schließlich einige tausend Mann mehr zur Verfügung stehen, als das Jahres-Contingent beträgt.

Theils deshalb, theils auch aus Sparsamkeit, wurde früher, namentlich unter Ludwig Philipp, meist nicht das ganze Jahres-Contingent wirklich einberufen. Mehrere tausend Mann blieben als blos designirte Soldaten in ihrer Heimat, und sieben Jahre lang zur Verfügung der Regierung. Sie waren aber nicht in demselben Sinn wie die nach fünf vollbrachten Dienstjahren Entlassenen eine „Kriegs-Reserve“ zu nennen; ihre ideelle Aushebung gewährte keinen Vortheil weiter, als daß man nicht lauter ganz junge Leute zu nehmen, nicht einen besondern Jahrgang der jungen Mannschaft über Gebühr in Anspruch zu nehmen brauchte, wenn sich im Lauf der siebenjährigen Periode das Bedürfniß eines ungewöhnlich zahlreichen Ersatzes einstellte. Natürlich kamen diese „Designirten“, wenn später einberufen, gleich jüngeren Conscribirten, als ungeübte Rekruten zur Fahne.

Napoleon III. fand, wie es scheint, eine solche ideelle Reserve im Zusammenhang mit seinen Planen nicht genügend. Er wollte eine möglichst zahlreiche Kriegs-Reserve von wirklich geschulten Soldaten haben. Demgemäß wird nach den jetzt geltenden Vorschriften sofort nach der Aushebung das ganze Jahres-Contingent wirklich zu den Regimentern einberufen. Insofern in diesen nicht für alle Platz wäre, soll, — um die Gränzen des Militair-Budgets nicht überschreiten zu müssen, — der Raum dadurch geschafft werden, daß eine entsprechende Anzahl Mannschaften, die ihre fünfjährige Dienstzeit noch nicht vollendet haben, vermöge eines „congé anticipé“ zur Reserve entlassen werden; doch nur Leute, die mindestens zwei Jahre wirklich in Reihe und Glied gedient haben. Uebrigens kündigt sich die Maßregel überhaupt als eine temporäre an.

In wie weit kömmt sie nun wirklich zur Ausführung? — Das ist nicht ganz leicht zu ermitteln. Da Frankreich stets vorgiebt, nicht im Entferntesten gerüstet zu sein, darf man selbst den Angaben des Moniteurs nicht unbedingt trauen — und es scheint fast, als wäre es Absicht, die Beobachtung selbst an Ort und Stelle schwierig, die Berechnung des Effectiv-Stands der Armee unsicher zu machen. Die Compagnieen haben je nach der Verwendung der Regimenter in Algerien — im Lager bei Chalons — zu Paris, zu Lyon, oder in den übrigen Garnisonen einen verschiedenen Stand. Ja bei einem

Digitized by Google

und demselben Bataillon im Innern des Landes wechselt der Effectiv-Stand der Compagnieen mitunter mehrere Male im Lauf eines Jahres.

Im Jahr 1857, ein Jahr nachdem das Jahres-Contingent auf 100,000 Conscribirte erhöht worden war, zu einer Zeit, die wenigstens den Anschein einer durchaus friedlichen hatte, betrug der Effectiv-Stand der französischen Armee — freilich ungefähr 20,000 Gensdarmen mitgerechnet — in runder Zahl 409,000 Mann. Dann mußten aber, wenn man die Streitkräfte Frankreichs berechnen wollte, auch noch ungefähr 19,000 Mann Landtruppen mitgezählt werden, die, ebenfalls aus der Conscription ergänzt, zu dem Ressort des See-Ministeriums gehören —: Marine-Infanterie u. s. w. — Sie sind wirklich eine reine Landmacht, die nicht etwa zu einem Dienst auf den Schiffen, sondern dazu bestimmt ist, die Besatzung der Seefestungen, Toulon, Brest, Cherbourg u. s. w. — und die der Colonieen, die unter dem See-Ministerium stehen, zu bilden.

Seitdem ist der Effectiv-Stand des Heeres, trotz der von Zeit zu Zeit verfügten Entlassungen par anticipation, um ein sehr Bedeutendes gestiegen. Nach einer sehr zuverlässigen Notiz, die vor uns liegt, betrug er im März 1860, nachdem alle Kriegsreserven entlassen, alle Schaaren auf den Friedensfuß zurückgeführt waren, nicht weniger als 430,000 Mann. Es war die Rede davon, 50,000 Mann par anticipation zu entlassen, und das war auch wohl nöthig, um für die Conscribirten dieses Jahres Raum zu schaffen. Ist es geschehen, so wird die neu ausgehobene Ersatz-Mannschaft den Effectiv-Stand auf ungefähr 460,000 Mann gesteigert haben, und dazu sind dann noch die auf etwa 23,000 Mann verstärkten Landtruppen zu rechnen, über welche das See-Ministerium verfügt.

Die 1859 verfügte Aushebung von 140,000 Mann hat demnach trotz aller Verluste, die der Krieg herbeiführte, den Effectiv-Stand selbst über das Maaß hinaus verstärkt, das wir oben berechneten. Ein solches Ergebniß scheint uns auch nicht schwer zu erklären. Es hat seinen Grund ohne Zweifel großentheils darin, daß die Verluste im Felde vorzugsweise die älteren Klassen trafen, die der Entlassung nahe standen sowie die einberufenen Kriegsreserven — die junge Mannschaft aber, die noch in den Depots und in den vierten Bataillonen geschult wurde, gar nicht berührten. Diese ist in ihrer Voll-

Digitized by Google

zähligkeit weit mehr als ein Ersatz für den nach dem Frieden entlassenen Jahrgang.

Betrachten wir nun dagegen die Preußische Armee nach der Reform. Es sollen jährlich 63,000 Rekruten eingestellt werden, und stets drei Jahrgänge, mithin 189,000 Mann bei den Fahnen vereinigt sein. Die Dienstpflicht in erster Linie, im Feld, aber von 12 Jahren — dem früheren Maaß der Verpflichtung in Linie und erstem Aufgebot der Landwehr — auf 8 Jahre beschränkt. Vermöge dieser Einrichtungen gewinnt Preußen eine Masse von 504,000 geschulten Kriegern, über die es im Augenblick eines Krieges verfügen kann, und dazu kommen dann noch 252,000 Mann Landwehren — die Altersklassen vom 29. bis zum 32. Jahre — als Reserve-Armee. Selbst ganz abgesehen von diesen erhält also Preußen im Frieden nur = 0,375 der Mannschaften, über die es für den Fall eines Krieges verfügen kann, unter den Waffen. — Den zufälligen Abgang, der sich immer ergiebt berücksichtigen wir hier natürlich so wenig als in Beziehung auf die französische Armee.

Wollte man nun auch annehmen, die französische Regierung werde in ruhigen Zeiten, wie sie uns für jetzt leider sehr fern liegen, den Effectiv-Stand des Heeres soweit vermindern, daß er, selbst das Offizier-Corps mit eingerechnet, nur = 0,650 des Kriegsfußes betrüge, der Effectiv-Stand der preußischen Armee im Frieden würde dagegen durch Hinzurechnung des Offizier-Corps und freiwilliger Capitulanten bis nahe an 200,000 Mann gesteigert, und betrüge = 0,390 der Streiterzahl, die im Augenblick des Krieges verfügbar wird, so zeugten auch diese Zahlen — bei denen die Landwehr stets außer Rechnung bleibt, für den Gegensatz, den die Wehrverfassungen der beiden Reiche bilden.

Zu demselben Ergebniß führt eine Vergleichung des finanziellen Aufwandes, der in beiden Ländern für das Heer gemacht wird. Das jährliche Militair-Budget Frankreichs beträgt nahe an ein Hundert Millionen — und den Aufwand für die Landmacht, die unter den Befehlen des See-Ministeriums steht, mitgerechnet, — bedeutend über ein Hundert Millionen Thaler. Mit diesem Aufwand erkauft Frankreich die Möglichkeit, 700000 geübte Krieger aufzubieten. Die preußische Wehrverfassung stellt der Regierung, vermöge eines jährlichen Aufwands von vierzig Millionen Thalern, 504,000 geschulte Soldaten zur Verfügung.

Digitized by Google

Man darf sagen: die französische Armee steht schon im Frieden fertig da; sie wird nur verstärkt in dem Augenblick wo sie in das Feld rückt.

Das preußische Heer, wie es im Frieden dasteht, ist auch in seiner jetzigen Verfassung immer nur Waffen-Schule für die wehrhafte Jugend des Landes, und der feste Rahmen, der sie im Fall des Krieges aufnehmen soll. Der eigentliche Körper des Heeres wird aber wesentlich erst im Augenblick der Mobilmachung durch die einberufenen Mannschaften gebildet.

Noch ein Punkt darf dann auch nicht übersehen werden, wenn man den Charakter der heutigen französischen Armee vollständig und richtig würdigen will. Der sehr wichtige Umstand nämlich, daß sich unter den 100 und 105,000 Mann, die jährlich dem Heer zuwachsen, 35 bis 40,000 reine Berufs-Soldaten befinden. Etwa zur Hälfte alte Soldaten, die sich nach vollendeter Dienstzeit als Stellvertreter neu anwerben lassen, zur anderen Hälfte junge Leute, die sich als Freiwillige stellen, eben um sich von dem bürgerlichen Gewerbe loszusagen und das Waffenhandwerk als Lebensberuf zu wählen.

Unter den 450,000 Mann, die Frankreich, mäßig gerechnet, im Frieden unterhält, befinden sich demnach jedenfalls bedeutend mehr als 200,000 Berufs-Soldaten — Landsknechte — zünftige Söldner. Der kriegerischen Tüchtigkeit der Armee thut das wahrlich keinen Eintrag, aber wenn man hinzurechnet, daß die Regierung die Regimenter grundsätzlich in beständiger Bewegung erhält und nirgends lange verweilen läßt, damit sie sich nirgends einbürgern; ferner, daß in den höheren Ständen so ziemlich ein jeder junge Mann, der bestimmte politische Grundsätze hat, sich vom Dienst in der Armee entfernt hält, daß in Folge dessen die Armee zur Zeit nur sehr wenige Offiziere zählt, die irgend namhafte Verbindungen oder Interessen im Lande hätten; daß endlich die Offiziere in den Garnisonstädten so ziemlich vollständig von der Gesellschaft ausgeschlossen und auf ein Leben unter sich angewiesen sind —: da wird man ungefähr ermessen können, in welchem Verhältniß das heutige französische Heer zum Lande steht.

Während diese Armee in solcher Weise zu einem Drittheil aus Berufssoldaten besteht, geht Preußens bewaffnete Macht dagegen stets neu aus der Blüthe seiner Bevölkerung hervor; sie ist „das Volk in Waffen".

Digitized by Google

Daß die eigenthümlichen Verhältnisse Preußens auch in seiner gegenwärtigen Heeresverfassung allerdings sehr bestimmt berücksichtigt sind, scheint uns demnach nicht zu verkennen zu sein. Der Grundsatz, daß Preußen darauf angewiesen ist, einen verhältnißmäßig geringeren finanziellen Aufwand zu machen, als z. B. Frankreich, und den Ersatz in der Intelligenz, der Tüchtigkeit und dem Gemeinsinn seiner Bevölkerung zu suchen, ist in dieser Organisation keineswegs verläugnet.

Es sei vergönnt hinzuzufügen, daß uns die preußischen Einrichtungen keineswegs blos im Licht eines Nothbehelfs erscheinen. Wohl uns und dem Vaterlande, daß es ein Heer haben kann, das im besten Sinn des Worts ein nationales genannt werden darf!

In dem „Gegen-Entwurf", in welchem die bisher besprochenen Argumente, wie gesagt, mit Stillschweigen übergangen sind, wird die zweijährige Dienstzeit und das ganze System, welches die stimmführenden Mitglieder der Militair-Commission, den Spuren des Gen. v. Willisen folgend, daran geknüpft haben, auch nicht blos als ein immerhin ausreichender, durch die Verhältnisse Preußens gebotener Nothbehelf, oder auch nur vorzugsweise als ein solcher angerathen. Dieses System wird vielmehr in dem Bericht der Commission wie in der Flugschrift des Generals, als das an sich bessere empfohlen; es wird auf entschiedene positive Vortheile hingewiesen, die es angeblich gewährt.

Hierbei verwickelte man sich indeß, wie uns schien, in unlösbare Widersprüche, indem man abwechselnd gerade entgegengesetzte Vortheile geltend machte, die zu erwarten seien.

Einmal wurde gesagt, eine zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie gestatte jedes Jahr um die Hälfte mehr Rekruten bei den Regimentern einzustellen und für den Kriegsdienst auszubilden, und werde mithin die Wehrkraft des Landes massenhaft steigern. Und dann wurde wieder geltend gemacht: eine zweijährige Dienstzeit, die stets nur zwei Jahres-Contingente bei der Fahne vereinigt halte, vermindere den Präsenzstand der Bataillone im Frieden um ein Drittheil — und folglich die Verpflegungskosten der Mannschaft um eben so viel.

Digitized by Google

Wer gewahrt nicht auf den ersten Blick, daß jede dieser Verheißungen die andere ausschließt!

Gen. v. Willisen hebt in seiner Flugschrift vorzugsweise — oder vielmehr ausschließlich — jene erstere Seite des Systems mit Nachdruck hervor, und verlangt die kürzere Dienstzeit, damit eine größere Menge junger Leute durch die militairische Schule gehen könne. Er sagt: „Wenn es aber unabweisbar ist, sich eines der ersten Bedürfnisse aller Kriegführung zu versichern, der Zahl nämlich, der Masse, wie man es in der Kunstsprache bezeichnet, so darf dagegen wohl ein so zweifelhaftes Gut, wie die etwas bessere Ausbildung in dieser oder jener Fertigkeit entschieden zurücktreten. Dürfte es Jemanden geben, der nicht lieber 300,000 Mann haben wollte, die nur 2 Jahre gedient haben, als nur 200,000 mit 3jähriger Dienstzeit? und so und nicht anders heißt doch die Aufgabe, die gestellt wird, die Wahl, welche zu treffen ist."

Genau dieselbe Ansicht wurde kürzer in die Frage zusammengefaßt: ob 300,000 Mann, die zwei Jahre gedient haben, nicht besser seien, als 200,000, auf deren militairische Ausbildung drei Jahre verwendet worden wären?

Es ließe sich auch darüber streiten. Wir könnten wenigstens bedeutsame Erfahrungen und gewichtige Zeugnisse dafür beibringen, daß die Zahl nicht so ganz unbedingt ein mehr als hinreichender Ersatz für eine genügende Ausbildung des Soldaten und eine feste Organisation der Schaaren sei. Wir könnten dergleichen schon aus dem klassischen Alterthum beibringen.

Schon Vegez sagt: „In omni autem praelio non tam multitudo et virtus indocta, quam ars et exercitium solent praestare victoriam."

Doch wir würden, wenn die Frage erschöpfend erörtert werden müßte, sehr gern auf Zeugnisse und Erfahrungen aus der allerneuesten Zeit übergehen, und uns auf solche beschränken. Die Ausbeute würde sehr reich ausfallen.

In der sardinischen Armee z. B. ist das sogenannte Cadres-System bekanntlich auf die Spitze getrieben. Der Soldat dient nur 14 Monate bei der Fahne und wird dann zur Reserve entlassen. Die schwachen Friedensstämme werden erst im Augenblick, wo Kriegsbereitschaft eintritt, durch eine überwiegende Anzahl einberufener Re-

Digitized by Google

servisten zu wirklichen Bataillonen verstärkt. Der österreichische Feldzeugmeister Schönhals sieht sich durch die 1848 und 1849 gemachten Erfahrungen veranlaßt, von der Armee König Carl Albert's zu sagen: — „dem piemontesischen Heer gingen trotz des blendenden Aeußeren doch die Haupttugenden des Soldaten ab, nämlich eine strenge Disciplin, der blinde Gehorsam, der nie nach dem Warum fragt, die Liebe des Soldaten zu seinem Regiment und seiner Fahne, und endlich das freundliche, innige Band, das Soldat und Führer mit einander verknüpft. Der Mangel dieser Soldatentugenden lag in dem den preußischen Institutionen nachgebildeten Conscriptionssystem. Es ist wahr, der Italiener ist schnell zum Soldaten abgerichtet, das heißt, er lernt in verhältnißmäßig kurzer Zeit exerciren, marschiren und manövriren, aber darum ist er noch kein Soldat, er hat noch keinen echten Soldatengeist eingesogen; dazu bedarf der Italiener und, wir behaupten, auch der Deutsche mehr als 14 Monate. Das Bestreben kleiner Staaten, große Armeen zu erhalten, die mit ihren sonstigen Kräften im Mißverhältniß stehen, erzeugt immer solche unstichhaltige Theorieen."

„Hätte Carl Albert eine aus alten tüchtigen Soldaten bestehende Armee von 50,000 Mann statt der 140,000 Mann, die er beim Wiederbeginn des Feldzuges von 1849 auf die Beine gebracht, uns entgegengeführt, er würde keine solchen Niederlagen erlitten haben."

Will man das Urtheil eines Oesterreichers über die piemontesische Armee, als ein vielleicht befangenes, nicht unbedingt gelten lassen, so können wir das eines verständigen piemontesischen Offiziers daneben stellen, der ebenfalls die beiden Feldzüge mitgemacht hatte. Wir lassen den Bruder des Ministers Pinelli sprechen. Der ermahnt am Schluß seines Werkes sehr ernstlich, man müsse künftig den Soldaten gehörig ausbilden, ehe man in das Feld rücke; sonst werde man sich immer wieder in derselben Lage befinden, wie 1848 und 1849; „das heißt in der Lage, Haufen bewaffneter Landleute zu haben, aber nicht disciplinirte und auf die Beschwerden eines Kriegs vorbereitete Soldaten." (D'aver cioè turbe di contadini armati, ma non soldati disciplinati ed induriti alle fatiche della guerra.)

Man kann nicht sagen, daß der Gang der Ereignisse in dem Krieg, von dem sie sprechen, dem Urtheil beider Herren widerspräche.

Digitized by Google

Aber auch in der Schrift des Generals v. Willisen selbst findet sich eine Stelle, durch welche der zuvor so entschieden ausgesprochene Satz, daß die Zahl der Uebung unbedingt vorzuziehen sei, denn doch eine nicht unerhebliche Einschränkung erfährt.

Da lesen wir: „Nichts ist einfacher, als daß, wenn alles Andere gleich ist, die Zahl der Streiter jedesmal den Ausschlag geben wird. 20,000 Mann werden 30,000 Mann auf die Länge nicht widerstehen können, wenn sie etwa nicht besser geführt, besser bewaffnet, besser geschult oder tapferer sind."

Wir hätten demnach jedenfalls den Beweis zu fordern, daß eine etwas eilige Ausbildung des Soldaten während einer kurz zugemessenen Dienstzeit genügt, nicht nur als Schulzeit, sondern auch, um die Disciplin hinreichend zu begründen; und zwar, daß sie nicht etwa blos nach einem abstracten, mehr oder weniger willkürlich angenommenen Maßstab genügt, sondern der bestimmten Aufgabe, dem bestimmten Feinde gegenüber, mit dem wir uns zu messen haben; daß die vorgeschlagene Organisation genügt, uns, wie der General selbst verlangt, auf dem Fuß der Gleichheit mit diesem Gegner zu erhalten, und nicht der Gefahr aussetzt, auf einen „besser geschulten" Widersacher zu treffen, und zu unserem Schaden zu erfahren, daß wir ihm nicht gewachsen sind.

Die einfache, ohne allen Beweis hingestellte Voraussetzung, daß allen diesen Forderungen entsprochen sei, reicht nicht hin. Auch können wir es nicht für einen genügenden Beweis gelten lassen, wenn der General z. B. anführt, nach dem Urtheil Napoleon's sei die preußische Infanterie 1813 die beste in den Heeren der Verbündeten gewesen, die österreichische dagegen erbärmlich; und doch habe diese Letztere aus Mannschaften bestanden, auf deren militairische Ausbildung nicht etwa zwei oder drei — sondern sechzehn Dienstjahre verwendet worden seien. Wir können das nicht gelten lassen, weil die österreichische Infanterie — nach den Verlusten des Jahres 1809 — und besonders nach den Einschränkungen, welche die finanzielle Lage des Reichs während des Friedens nothwendig gemacht hatten, nachdem der Präsenzstand der Bataillone, der auf dem Kriegsfuß über 1200 Mann betragen sollte, im Frieden auf 300 — zum Theil, nämlich bei den dritten Bataillonen der Regimenter, sogar auf 200 Mann beschränkt worden war, in der That im Jahr 1813 nicht aus

Digitized by Google

Leuten bestand, die sechzehn — oder drei — oder auch nur zwei Jahre gedient hatten, sondern, der Masse nach, aus sehr jungen Rekruten.

Indeß, wie viel mithin noch zu erörtern bliebe, wir können uns die Untersuchung, inwieweit und innerhalb welcher Gränzen die größere Zahl die Vortheile einer besseren Ausbildung und festeren Organisation aufwiegt oder nicht, an dieser Stelle wohl ersparen, da die Militair-Commission in ihrem Gegen-Entwurf und seiner Motivirung den Anspruch, etwa eine größere Anzahl Mannschaften auszubilden, als bei dreijähriger Dienstzeit möglich wäre, vollständig fallen läßt, ohne diesen Punkt weiter ausdrücklich zu berühren. Sie beschränkt sich darauf, ihre Vorschläge aus Gründen der Sparsamkeit zu empfehlen, und hat, wie wir sehen werden, ihre guten Gründe, auf jene andere Seite der Frage, — auf die 300,000, die besser sein sollen als 200,000 — gar nicht einzugehen.

Die Militair-Commission erzählt uns, daß in ihren Berathungen „neben dem militairischen und nationalen Interesse", das sich an die Organisation im Allgemeinen knüpfte, bei Erwägung der zwei- oder dreijährigen Dienstzeit, insbesondere „der finanzielle Gesichtspunkt mit allem Gewicht in den Vordergrund getreten" sei. „Eine ganz einfache Berechnung" — sagt der Bericht — lieferte das Ergebniß, daß, wenn bei der Infanterie jährlich circa 40,000 Rekruten eingestellt werden, für eine dreijährige Dienstzeit ein Präsenzstand von 120,000 Mann, für eine zweijährige nur von 80,000 Mann folgt, und da jeder Mann der Infanterie der Staatskasse alljährlich 73 Rthlr. 7 Sgr. 2 Pf. kostet, so erwächst aus der Annahme der zweijährigen Dienstzeit bei der Infanterie allein schon ein jährliches Ersparniß von etwa 3 Millionen."

Auf diese Berechnung gestützt, entwirft dann die Commission einen Plan, dem zufolge jährlich nur genau eben so viele Rekruten einberufen würden, als nach dem Entwurf der Regierung, aber nur zwei Jahre bei der Fahne zu dienen hätten, ehe sie in das Reserve-Verhältniß übertreten. Auf diese Weise sollen an dem Präsenzstand eines jeden Regiments 390, an dem der gesammten Infanterie 31,590 Mann und ein Bedeutendes, wenn auch nicht in demselben Verhältniß, an den Kosten erspart werden.

„Einfach" ist die Berechnung allerdings, aber es handelt sich

Digitized by Google

nun doch, wie gesagt, nicht mehr um die 300,000 Mann, die besser sind als 200,000. Die Frage ist nun ganz einfach, ob 200,000 Mann, die nur zwei Jahre dienen, besser sind, als eine gleiche Zahl Soldaten, die drei Jahre gedient haben, wie das der officielle Bericht der Commission anzudeuten scheint; — oder ob eine zweijährige Dienstzeit, die nicht mehr Leute ausbildet, als nach den Entwürfen der Regierung eine dreijährige, wenigstens als Nothbehelf überhaupt, und dann namentlich in der besonderen Lage Preußens, wirklich genügt — da sich jener erste etwas abenteuerliche Satz denn doch nicht wohl im Ernst vertheidigen läßt.

Trotz aller Bemühungen, der Frage ein anderes Ansehen zu geben, handelt es sich doch immer nur darum, ob die Ersparnisse, welche die Commission im Auge hat, nicht der Tüchtigkeit des Heeres in bedenklicher Weise Eintrag thäten und Gefahren mit sich brächten, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Nachdem wir gesucht haben uns von der Bedeutung der allgemeinen Vorfragen Rechenschaft zu geben, können wir nunmehr auf die einzelnen Bestimmungen des „Gegen-Entwurfs" eingehen, um zu ermitteln, ob sie die unerläßlichen Bürgschaften gewähren.

In diesen Bestimmungen treten uns die Vorschläge des Generals v. Willisen in nur wenig, nicht in ihrem Grundprinzip, sondern eigentlich nur in Beziehung auf die Zahlenverhältnisse, veränderter Gestalt entgegen. Die Schüler haben sich nur insoweit Hand an den Plan des Meisters zu legen erlaubt, als dies durchaus nöthig schien, um ihn ausführbar zu machen.

Nach Herrn v. Willisen sollte jedes vorhandene Linienbataillon zu einem Regiment erweitert werden, — mit Ausnahme der vormaligen Reserve-Regimenter jedoch, wie sich im Verlauf der Darstellung ergiebt.

Jedes Regiment besteht nach seinem Plan aus zwei Füsilier-Bataillonen, die im Frieden wirklich formirt und vorhanden sind, und einem ideellen Grenadier-Bataillon, für das im Frieden auch nicht einmal ein Rahmen vorbereitet ist, das — in auffallendem Widerspruch mit dem Hauptgrundsatz des Verfassers — im Augenblick des Krieges erst gebildet werden soll. — Außerdem hat ein je-

Digitized by Google

des Regiment noch ein zweites solches Grenadier-Bataillon, das zum Besatzungsdienst bestimmt ist.

Die Leute dienen angeblich 2 Jahre bei der Fahne — d. h. sie müßten zum Theil 1½ zum Theil 2½ Jahre dienen — und bleiben im Ganzen 8 Jahre lang zu dem Dienst in den Füsilier-Bataillonen verpflichtet; dann treten sie in die Grenadier-Bataillone über; d. h. in die Landwehr ersten Aufgebots. Dieser gehören sie noch weitere fünf Jahre an, also bis zum vollendeten dreiunddreißigsten Jahr. — Nachdem der General v. Willisen als einen der Hauptmängel unserer früheren Militairverfassung hervorgehoben hat, daß sie die verpflichtete Mannschaft zu lange für den Dienst im Felde in Anspruch nimmt; zu weit in das Lebensalter hinein, in welchem der Mensch gewöhnlich feste Verhältnisse gründet, nämlich bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Jahr, hat diese Bestimmung gewiß etwas Ueberraschendes.

Drei solcher Regimenter (9 Bataillone) bilden eine Brigade, vier Brigaden ein Armee-Corps. Dieses zählte also, das Reserve-Regiment von 3 und ein Jäger-Regiment von 2 Bataillonen mitgerechnet, 41 Feldbataillone; wie General v. Willisen rechnet, das Bataillon zu 700 Mann, im Ganzen 28700 Feuergewehre.

Da aber die Compagnie außer den 175 Gemeinen auch noch 1 Feldwebel, 11 Unteroffiziere und 10 freiwillige Capitulanten haben soll, beträgt die Combattanten-Zahl eines Bataillons in der That — ohne die Offiziere — 785 Mann, und die gesammte Infanterie des Armee-Corps ergiebt 32,185 Mann; oder, da die Grenadier-Bataillone die Capitulanten nicht haben sollen, und ein Ersatz für dieselben nirgends angedeutet ist, diese Bataillone mithin um 40 Mann jedes schwächer ausfallen müßten, als die der Füsiliere, 31,565 Mann.

Vorausgesetzt, daß die Grenadier-Bataillone, die, wie ausdrücklich gesagt wird, im Frieden gar kein Offizier-Corps haben sollen, denn doch wenigstens jedes einen Commandeur und einen Adjutanten haben, die schwerlich zu entbehren sein möchten, zählte das Offizier-Corps 558 Köpfe.

Der Präsenzstand im Frieden betrüge, ohne die Offiziere, während der sechs Winter-Monate 10,100, während des Sommerhalbjahrs 14,580, während der Uebungszeit 21,980 Mann.

Digitized by Google

Es würden jährlich 4480 Rekruten eingestellt. Bei allen neun Armee-Corps also 40,320. — Wir sprechen hier wie überhaupt natürlich blos von der Infanterie.

Die Grenadier-Bataillone sollen jährlich nur einmal, unter Offizieren, die von den Füsilieren dazu commandirt werden, zu einer acht- bis zehntägigen Uebung zusammentreten.

Wie die Schrift des Generals v. Willisen besagt, hätte das Armee-Corps dann auch noch achtzehn zweite Grenadier- (Landwehr-) Bataillone zum Besatzungsdienst. Hier scheint aber ein Irrthum, wenn nicht vielleicht ein Druckfehler vorzuliegen; denn nach dem Schema können die 14 Regimenter doch nur 14 solche Bataillone haben. Wo die 4 anderen herkommen sollten, ist nicht zu ersehen.

Unabhängig von dergleichen zufälligen Versehen und größerer Beachtung werth scheint das Folgende:

Nach den Lehren des Generals gilt es vor allen Dingen, sich im Kriege den Vortheil der Zahl zu sichern; er wiederholt mehrfach, eben deshalb müsse die Organisation des Heeres darauf angelegt sein, im Frieden die größte mögliche Zahl Mannschaften für den Waffendienst auszubilden. Er tadelt es mit Recht als einen der hauptsächlichsten Mängel der früheren Militair-Verfassung, daß sie viel zu wenig Rekruten einzustellen gestatte, und viel zu wenig Leute ausbilde; daß eben dadurch ein sehr großer Theil der männlichen Jugend ganz von dem Militair-Dienst befreit bleibe, der Theil derselben aber, der in die Reihen des Heeres eintreten müsse, dagegen bei weitem mehr als billig in Anspruch genommen werde — bis in ein Lebensalter, wo die Verpflichtung eine sehr drückende werde.

Was er darüber sagt, ist sehr treffend, und wir können es nur mit voller Ueberzeugung unterschreiben. Er spricht von dem „schweren Druck", den die bisherigen Verhältnisse herbeiführen, so oft ein „vermehrter Truppenbedarf eintritt" — und Reservisten oder Landwehrmänner einberufen werden müssen — und der besonders bei einer allgemeinen Mobilmachung am fühlbarsten hervortrete. Er fährt fort: „Dieser Druck aber wird besonders dadurch so empfindlich, daß eine Menge älterer und verheiratheter Leute eingezogen werden müssen, während andere, obgleich jünger und unverheirathet, zu Hause bleiben. Es trifft also die neue Last die, welche schon die frühere, das Dienen überhaupt getragen haben, und zwar nicht ob-

Digitized by Google

schon sie jene erste Last, sondern gerade weil sie sie getragen haben, und die Anderen bleiben frei, nicht obschon sie erst verschont wurden, sondern weil sie erst verschont geblieben, deshalb bleiben sie es wieder. Jene müssen dienen, weil sie gedient haben, und diese bleiben frei, weil sie frei geblieben sind."

Sehr wahr! General von Willisen läßt sich sogar durch ein lebhaft angeregtes Gefühl bestimmen, die etwas harte Bemerkung hinzuzufügen: es lasse sich kaum etwas Irrationelleres denken.

Nun ist ermittelt worden, daß im preußischen Staat jedes Jahr füglich, selbst wenn alle billigen Rücksichten genommen werden, mindestens 63,000 junge Leute für das Heer ausgehoben werden können, und wahrscheinlich ist selbst damit die Zahl der jährlich heranwachsenden Mannschaft nicht erschöpft.

Nach den Vorschlägen des Generals könnten nun aber doch trotz der Vervielfältigung der Cadres, der Regimenter und Bataillone, trotz einer in der That ganz unverhältnißmäßigen Steigerung des finanziellen Aufwandes, den die Ausführung seines Entwurfs nöthig machen würde, nur etwa um ein Viertheil mehr Rekruten als nach den bisherigen Einrichtungen jährlich zu dreijährigem Dienst einberufen werden, theils zu einer anderthalbjährigen — d. h. ganz gewiß ungenügenden — theils zu einer zwei und einhalbjährigen Waffenschule in die Regimenter eingereiht werden, d. h. im Ganzen etwa 50,000.

Bei der Infanterie insbesondere 40,000 Mann, von denen 20,000 nur anderthalb Jahre bei der Fahne blieben; um 3000 bis 4000 Mann weniger als nach den Absichten der Regierung in einem jeden Jahrgang zu dreijähriger Dienstzeit einberufen werden.

Wir bleiben also mit diesen Vorschlägen trotz allen Aufwandes weit vom Ziel, weit von der massenhaften Ausbildung der Jugend zum Waffendienst, um derentwillen der General eigentlich die zweijährige Dienstzeit empfiehlt.

Er meint die gerechten Klagen über den Druck einer zu weit auf einen zu großen Theil des Lebens ausgedehnten Verpflichtung zum Dienst in erster Linie, im Felde, gäbe es nicht mehr, „wenn Alle, welche dienen können, auch eingezogen und kriegsfähig gemacht würden; dann könnten leicht 3—400,000 Mann aus den 5 bis 6 jüngeren Altersklassen gestellt werden, und man hätte nur nöthig,

Digitized by Google

zur Zeit einer Noth, in welcher sich jeder bereitwillig dem König und dem Vaterlande zur Verfügung stellt, in spätere Altersklassen zurückzugreifen."

Ein schönes Ideal! — Aber die Vorschläge des Generals reichen bei Weitem nicht aus, es zu verwirklichen. In diesen Vorschlägen liegt sogar das Geständniß, daß er sich dessen bewußt ist. Denn mit welcher schonungslosen Schärfe er auch den Hauptfehler der bisherigen Militair-Verfassung, die allzulange Dienstverpflichtung, rügt, sieht er sich doch veranlaßt, gerade diesen Fehler auch in seinem Organisations-Plan fortbestehen zu lassen, ja sogar noch um etwas zu steigern, wie schon bemerkt.

In dem Bericht der Commission erscheint der Entwurf des Herrn v. Willisen, was die Zahl der Regimenter und Bataillone betrifft, um ein Viertheil vermindert. Im Uebrigen soll zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie eingeführt werden, und man verzichtet, um sie möglich zu machen, auf jede Verschiedenheit im Präsenzstand während der Winter- und Sommermonate. Die Eintheilung der Landwehr in ein erstes und zweites Aufgebot wird beibehalten, sowie die Verpflichtung der Landwehr ersten Aufgebots zum Dienst in erster Linie.

Der Soldat soll zwei Jahre bei der Fahne dienen; vier weitere Jahre gehört er der Kriegsreserve seines Regiments an; darauf geht er in die Landwehr ersten Aufgebots über, in der er sechs Jahre verpflichtet bleibt, d. h. bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahr; dann folgt auf weitere sieben Jahre die Verpflichtung zum Dienst in der Landwehr zweiten Aufgebots, so daß die endliche Befreiung vom Militair-Dienst erst im vierzigsten Lebensjahr der Verpflichteten einträte.

Das Armee-Corps soll nicht 13 Linienregimenter zählen, wie General v. Willisen verlangt — sondern nur 9, die gesammte Armee mithin 81, ganz wie nach dem Entwurf der Regierung.

Jedes Regiment aber soll nur zwei wirkliche Bataillone haben, und ein ideelles, ein Landwehr-Bataillon, das in dem Augenblick der Rüstung zum Krieg gebildet wird, und dann, weil es aus älteren, aus Landwehrleuten besteht, für ein Elite-Bataillon gelten soll, ganz wie in General v. Willisen's Entwurf.

Digitized by Google

Das Linien-Bataillon soll außer 68 Unteroffizieren und Capitulanten, 510 zu zweijähriger Dienstzeit einberufene Soldaten zählen. Das Regiment wäre also auf dem Friedensfuß 1156, ohne prima plana, d. h. Unteroffiziere u. s. w., 1020 Mann stark, und es ergäbe sich, im Vergleich mit der von der Regierung beabsichtigten Organisation, die 3 Bataillone zu 538 — die Unteroffiziere ungerechnet, zu 470 Mann — im Ganzen einen Friedensstand von 1410 annimmt, — ein um 390 Mann geringerer Präsenzstand für jedes Regiment.

Rekruten würden jährlich bei jedem Bataillon 255 eingestellt; bei der gesammten Infanterie 43,000 — genau so viel als nach der von der Regierung angenommenen Organisation zu einem dreijährigen Dienst eingereiht werden.

Wie man sieht, legt die Militair-Commission das allergrößte Gewicht darauf, die Landwehr in die ersten Reihen des Heers zurückzuführen, und zwar nicht nur in einer der bisherigen so viel als irgend möglich ähnlichen Verfassung, sondern auch — und zwar hauptsächlich und vor allen Dingen — unter diesem Namen. Hier sind Rücksichten, die General v. Willisen gar keiner Beachtung werth hält, für die Commission im Gegentheil geradezu entscheidend und maßgebend. Der General hat die Ansicht, von der sie dabei ausgeht, eigentlich zum Voraus widerlegt, indem er sagt, worauf es der Bevölkerung ankomme, das sei eine Umgestaltung des Heeres, vermöge welcher die gesammte Jugend zur wirklichen Erfüllung ihrer Dienstpflicht herangezogen würde, und eine entsprechende Beschränkung ihrer Verpflichtung auf die jüngeren Lebensjahre. „Wie es heiße, ob Landwehr oder Reserve, das möchte ihr ziemlich gleichgültig sein; es handelt sich hier um eine Sache, eine Last, eine Gerechtigkeit, eine Gleichheit der Leistung und nicht um einen Namen."

Wer gewissen Lieblings-Ideen und Vorstellungen mit einer Befangenheit nachhängt, die nicht von ihnen lassen will, ist sich dessen selten bewußt, und setzt eben deshalb bei dem Gegner, der seine Ueberzeugungen nicht theilen kann, sehr leicht Befangenheit im entgegengesetzten Sinn voraus.

So scheint es auch hier ergangen zu sein. Die Verfasser des Berichts setzen, scheint es, bei allen denen, welche die Verschmelzung von drei Jahrgängen der bisherigen Landwehr ersten Aufgebots mit

Digitized by Google

der Linie nothwendig achten, um die Kriegstüchtigkeit des gesammten Heeres sicher zu stellen, ein Vorurtheil gegen die Landwehr voraus, und sind geneigt, das vorausgesetzte Vorurtheil mit der politischen Gesinnung in Verbindung zu denken. Daß man unbefangen eben nur die Sache selbst im Auge haben, und sich ein objectives Urtheil über sie bilden könne, das nicht durch Nebenrücksichten bestimmt wird —: das wird in dem Bericht eigentlich nicht angenommen.

Wir sehen da die Bedenken, die früher und später in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit des Landwehr-Systems erhoben worden sind, mit einer überraschenden Ausschließlichkeit mit den verrufenen Carlsbader Beschlüssen von 1819 in Verbindung gebracht. Man erzählt uns, an den Umschwung der damals in der gesammten Staatsleitung erfolgte, habe sich auch die Maßregel geknüpft, die Landwehr, wie es in den Motiven des Gesetz-Entwurfs bezeichnet worden sei, der Linie näher anzuschließen. Die Generale Boyen und Grolmann hätten auch keinen Augenblick verkannt, daß damit dem Charakter des ganzen Instituts wesentlich zu nahe getreten sei, daß sich weitere Consequenzen daran knüpfen würden, und sie hätten sich dadurch bewogen gefunden, von ihren dienstlichen Stellungen zurückzutreten.

Das ist, beiläufig bemerkt, ein Irrthum, der uns sehr überrascht hat, denn wir glaubten, die Gründe, durch welche Boyen und Grolmann sich damals zum Rücktritt veranlaßt sahen, seien im Vaterlande bekannt genug. Sie lagen tiefer, und hatten mehr zu bedeuten als einige nicht sehr wesentliche Modificationen in der Organisation der Landwehr.

„In der That traten diese Consequenzen auch sehr bald ein", fährt der Bericht fort: „man legte an die Leistungen der Landwehr einen Maßstab, der für sie nicht paßte und erst, als eigentlich in kaum zu erwartender Weise, auch bei den Friedensübungen die Landwehr neben der Linie bestand, ließ die Befehdung nach und es trat nun im Gegentheil eine Epoche ein, in welcher der Landwehr nur Lobsprüche und Anerkennung gezollt wurden. — Mit und nach dem Jahre 1848 aber machte sich erneuert und mit verstärkter Kraft ein der Landwehr ungünstiges Urtheil, namentlich in militairischen Kreisen, geltend, die in Unordnungen und mehr oder weniger schweren Verletzungen der militairischen Disciplin, welche bei einzelnen

Digitized by Google

Landwehr-Bataillonen vorkamen, eine Berechtigung zu finden glaubten, und wenn dieses Urtheil damals wohl zunächst mehr auf politische als militairische Anschauungen sich gründete, so habe darauf die Mobilmachung von 1850, und zuletzt die von 1859 mit den Erfahrungen, die dabei gemacht worden sind, oder gemacht sein sollen, auch in rein militairischer Beziehung den Stab über die Landwehr brechen machen." Es wird noch hinzugefügt, was die bei der Mobilmachung angeblich hervorgetretenen Erfahrungen betreffe, so komme dabei sehr viel auf den mehr oder weniger strengen Maßstab an, da dem guten Willen der Landwehrmannschaft wenigstens die Anerkennung nicht versagt werde.

„Erfahrungen, die gemacht worden sind oder gemacht worden sein sollen!" — Es wäre allerdings sehr bequem, wenn man mit solchen Wendungen über alle Schwierigkeiten hinweg schweben, alle unwillkommenen Thatsachen, alle ernsten wirklichen Erfahrungen ablehnen könnte, um sich ganz ungestört in anmuthigen aber willkürlichen Vorstellungen zu ergehen. Nur sehen wir nicht, was uns zwänge, eine solche Redensart ohne Weiteres gelten zu lassen; in wiefern sie uns zwingen könnte, die Forderung fallen zu lassen, daß man die gemachten Erfahrungen näher in das Auge fasse, und ihre Realität wie ihre Bedeutung wirklich prüfe und wäge.

In den eben angeführten Worten des Berichts wird ziemlich lesbar angedeutet, das angebliche „Vorurtheil" gegen die Landwehr müsse entweder aus politischer Partei-Gesinnung hervorgehen, oder aus militairischer Befangenheit und Pedanterie, die auf den sogenannten Gamaschen-Dienst, auf eine peinliche Präcision und conventionelle Eleganz in der Ausführung der taktischen Evolutionen bei Friedensübungen, namentlich auf den Parademarsch, einen übertriebenen Werth legt. Es wird vorausgesetzt, die Bedenken, welche die Haltung der Landwehr in den Jahren 1848 und 1849 erweckte, hätten sich lediglich um disciplinarische Unordnungen von untergeordneter Bedeutung gedreht, die hier und da bei einzelnen Bataillonen — sporadisch — zum Vorschein gekommen seien.

In der Wirklichkeit aber verhält sich die Sache ganz anders, ja in gewissen Beziehungen grade umgekehrt. Bei den Friedensübungen hat sich die Landwehr immer sehr gut gezeigt — die Infanterie nämlich; — und namentlich bei dem Parademarsch in der Regel

Digitized by Google

ganz ausgezeichnet. Das ist leicht zu begreifen; sie hat schöne Männer im kräftigsten Lebensalter; die Haltung der Leute ist ruhiger als die der jüngeren Soldaten der Linie — und das Wenige, was zur glänzenden Ausführung eines Parademarsches erfordert wird, ist mit gewesenen Soldaten leichter und schneller wieder eingeübt als alles Andere. Sehr natürlich also ist es, daß — wie auch der Berichterstatter der Commission weiß — alle Welt mit der Landwehr außerordentlich zufrieden war und sich in ihrem Lob erging, so lange sie eben nur Friedens-Uebungen auszuführen hatte und nicht auf eine ernstere Probe gestellt wurde.

Die Jahre 1848 und 1849 brachten nun aber eine erste Veranlassung, sie im Ernst des Krieges zu verwenden. Die Probe, die sie nunmehr im Gefecht, auf dem Schlachtfelde zu bestehen hatte, war, wie wir dabei nicht vergessen dürfen, als eine ernste betrachtet, noch immer von nur mäßiger Bedeutung; die Aufgaben, die ihr im Kampf gegen polnische Insurgenten und kosmopolitische Freischärler gestellt wurden, waren keineswegs der höchsten Art; sie reichten sogar bei Weitem nicht an das Maaß, das im großen Kriege, wo mächtige Staaten ernstlich mit einander ringen, das gewöhnliche wird. Die gemachten Erfahrungen aber waren von der Art, daß das Urtheil über die Brauchbarkeit der Landwehr in erster Linie im Felde sich sehr bedeutend anders gestalten mußte, und sich dabei keineswegs, wie der Berichterstatter der Commission willkürlich annimmt, „mehr auf politische als auf militairische Anschauungen" zu gründen brauchte. Auch handelte es sich nicht bloß um gelegentliche Unordnungen und einzelne Vergehen gegen die militairische Disciplin, — sondern — und zwar vor Allem — um das, was auf diesem Gebiet schlechthin entscheidend ist: um die Haltung der Bataillone im Gefecht.

Wir beklagen es, Dinge, von denen wir bisher aus nahe liegenden Gründen pflichtmäßig geschwiegen haben, öffentlich erörtern zu müssen. Aber wenn die zum Rathe Berufenen gerade die entscheidenden Thatsachen vollständig ignoriren wollen, wäre fortgesetztes Schweigen schlimmer als Sprechen. Doch hoffen wir daß es genügen wird auf einige der Erfahrungen hinzuweisen, die in bereits veröffentlichten Schriften schonend angedeutet sind. In diesem Sinn erinnern wir an das Gefecht bei Xionz (das Jahr 1848. Ein Beitrag zur Geschichte des K. Pr. 7. Infanterie-Reg. S. 51 und den Plan)

Digitized by Google

— und an das Gefecht bei Waghäusel (Operationen und Gefechts-Berichte aus dem Feldzug in der Rhein-Pfalz und im Großherzogthum Baden 1849; Bericht des Majors von Bornstädt S. 70, und eine Bemerkung in dem Bericht des Generals v. Hannecken S. 51). — Man wird da Stoff zum Nachdenken finden. Für Diejenigen, die berufen sind, sich ein Urtheil zu bilden, ist es unerläßliche Pflicht, sich über diese und ähnliche Erfahrungen aus den Quellen gewissenhaft zu belehren.

Wenn man sich anstatt dessen auf die Worte der Thronrede vom 26. Februar 1849 beruft, auf die rühmende Anerkennung, die der Linie und Landwehr wiederholt zu Theil geworden ist, bei öffentlichen, feierlichen Acten, wo die Absicht wahrhaftig nicht sein konnte Schäden und Mängel des Bestehenden rücksichtslos aufzudecken; wenn man dann hinzufügt: „Die Schlüsse, welche man aus einzelnen tadelnswerthen und verwerflichen Vorfällen zu ziehen geneigt scheint, zerfallen vor solchen Urtheilen von selbst, ohne daß es nöthig ist, dabei weiter zu verweilen" — so vermögen wir wenigstens in solchen Wendungen nichts weiter zu sehen als eben nur das fortgesetzte Streben, jeder ernsten Erwägung der vorliegenden Thatsachen und Erfahrungen geflissentlich aus dem Wege zu gehen.

Daß die Haltung der Landwehr den Forderungen, die unbedingt an jede Truppe gestellt werden müssen, nicht vollständig genügte, wird auch von den Anhängern des alten Systems — insofern ihnen die Ereignisse nicht ganz unbekannt geblieben sind — ohne Einschränkung zugegeben —: aber man sucht die Erscheinung aus der politischen Stimmung jener Tage zu erklären, die eine schwankende gewesen sei.

Das wäre jedenfalls eine Erklärung von sehr zweideutigem Werth! — Denn mag man immerhin hervorheben, daß Preußen weniger als jeder andere Staat in den Fall kommen könne, große Kriege zu führen, an denen nicht die gesammte Bevölkerung regen Antheil nähme, so ist doch gewiß nicht weniger wahr, daß die Haltung eines preußischen Heeres auf dem Schlachtfelde nicht von der politischen Einsicht der Landwehrmänner, nicht von ihrem mehr oder weniger zutreffenden Urtheil über die politische Tragweite des einzelnen gegebenen Falles abhängig werden darf.

Uebrigens scheint uns auch diese bedenkliche Erklärung auf einer willkürlichen Vorstellung zu beruhen, die keine Realität hat. Die

Digitized by Google

Mannschaften der Linien-Bataillone bestanden zur Zeit dieser Ereignisse eben auch zum großen Theil aus einberufenen Reservisten, — und ihre Haltung war eine durchaus befriedigende. Der Landwehrmann ist der ältere Bruder des Reservisten — sehr oft im buchstäblichsten Sinne des Worts. Sie kommen aus Einer Heimath, Einem Dorf — in vielen Fällen aus einer und derselben Hütte zu den Fahnen: wie hätte da der Wehrmann eine andere politische Stimmung mitgebracht als sein jüngerer Waffenbruder?

Auch weist der Bericht der Commission eine jede solche Erklärung wenn auch mittelbar, doch mit einer Entschiedenheit zurück, der wir nur beistimmen können. Sie thut das, indem sie geltend macht, den ungünstigen Urtheilen von 1848 und 1849 stehe die Thatsache gegenüber: „daß auch in jenen Tagen die Landwehr im Großen und Ganzen Beweise ihrer Treue, ihres Gehorsams und ihrer Disciplin gegeben hat, ungeachtet alle möglichen Versuchungen an sie heran traten, sie ihren militairischen Pflichten abwendig zu machen. Gerade das Scheitern dieser Versuchungen war das ehrendste Zeugniß wie für das Volk im Allgemeinen, so für die Landwehr insbesondere."

Gewiß, die ehrende Anerkennung, welche der Landwehr in dieser Beziehung von allen Seiten wie von höchster Stelle, wiederholt zu Theil geworden ist, war auf das Rühmlichste verdient. Eben dadurch aber sind wir ganz entschieden darauf angewiesen, die Gründe jener minder erfreulichen Erscheinungen anderswo zu suchen: sie liegen in den Mängeln der Organisation offen zu Tage, wie wir dessen schon in einer früheren Schrift gedachten. Darin, daß man ältere Männer, die auf der Höhe des Daseins, an der Spitze eines kleinen gewerblichen Unternehmens oder ländlichen Anwesens stehen, aus ihrem Lebensberuf, der dadurch oft in sehr bedenklicher Weise gestört wird, herausruft, um sie dann nicht etwa in schon bestehende Schaaren einzureihen, sondern aus ihnen — noch dazu aus ihnen allein — improvisirte Bataillone zu bilden; Truppen-Körper, die sich schon durch die besondere Benennung, die sie tragen, berechtigt glauben können, in schonender Weise verwendet zu werden, wie das auch durch die Lebensverhältnisse der Mannschaften geboten scheint.

Mit dem Jüngling werden nur Hoffnungen begraben. Der gereifte Mann läßt, wenn er fällt, eine wirkliche Lücke im Leben, die irgendwo gar schmerzlich empfunden wird. Wer sich von dem Gewicht

Digitized by Google

dieser Verhältnisse Rechenschaft geben will, braucht nur in die Erfahrungen des eignen Lebens zurückzugreifen. Wer von uns war nicht in der früheren Jugend bereit, Leben und Gesundheit leichthin zu wagen? — oft genug selbst auf Veranlassungen, die es wahrlich nicht werth waren. Und wer von uns thäte als gereifter Mann in derselben Weise dasselbe?

Der Landwehrmann bringt ein unendlich größeres Opfer als der jüngere Linien-Soldat, wenn er ins Feld rückt, und es bedarf daher für ihn einer sehr viel größeren Macht der Motive, wenn er mit gleicher Freudigkeit der ernsten Erfüllung seiner Pflicht entgegen gehen soll! — Wir können und wollen doch gewiß dem Vaterland nicht stets, als einzigen denkbaren Kriegsfall, Verhältnisse und Zustände wünschen, wie die von 1813 waren, die allerdings eine hinreichende Wucht der Motive für jeden Einzelnen in sich trugen.

Den Thatsachen, den Erfahrungen gegenüber, die sich auf solche Weise erklären, will es wenig bedeuten, wenn die Majorität der Commission sich auf die Autorität der Generale Grolmann und Boyen beruft, die das Landwehrsystem nicht als einen Nothbehelf, sondern als das an sich Beste angerathen haben sollen. Denn selbst wenn die Genannten sich ganz so entschieden ausgesprochen hätten, wie hier vorausgesetzt wird, würde doch die einfache Antwort genügen, daß zur Zeit, wo sie sprachen, in Beziehung auf das, was von Landwehr, in weniger außerordentlichen Lagen als die von 1813 war, zu erwarten sei, noch keine Erfahrungen vorlagen. Man müßte eine sehr geringe Meinung von der Intelligenz der berühmten Generale haben, wenn man annehmen wollte, daß lehrreiche Erfahrungen spurlos an ihnen hätten vorübergehen können, ohne Einfluß auf ihre Ansicht der Dinge zu üben.

Aber der Berichterstatter der Commission ist auch gar nicht einmal berechtigt, ihre Autorität so entschieden für sich in Anspruch zu nehmen. Wir wissen uns nicht zu erinnern, auf welche allgemein bekannt gewordenen Worte Grolmann's er sich dabei stützen könnte. Wer den General noch persönlich gekannt hat, weiß, daß er auf eine Discussion der Landwehrverfassung niemals einging — sondern sie ablehnte wenn sie entstehen wollte.

Von Boyen liegen bestimmte Aeußerungen vor, aber sie haben nicht so ganz entschieden die in dem Commissionsbericht vorausgesetzte

Digitized by Google

Richtung. General Boyen war bekanntlich entschieden für dreijährige Dienstzeit, und vertheidigte außerdem den Satz: je kürzer im Allgemeinen die Dienstzeit, desto stärker müsse der stehende Rahmen jedes Bataillons an Offizieren, Unter-Offizieren und Capitulanten, d. h. Berufs-Soldaten, sein.

In Beziehung auf die Landwehr insbesondere findet sich einiges Bezeichnende in Boyen's bekannter Schrift: „Darstellung der Grundsätze der alten und gegenwärtigen Kriegsverfassung.“ Da sagt der Feldmarschall, der als einer der Schöpfer des Landwehr-Systems angerufen wird:

„Eine Ansicht ist gegen die stehenden Heere gerichtet. Sie hält die Vertheidigung des Staats durch Landwehren allein ausreichend gesichert. Wie unhaltbar diese Behauptung sei, da selbst die beste Landwehr, unter den günstigsten Verhältnissen gedacht, einem zerstreut kantonirenden Heere ähnlich, nie zur rechten Zeit auf den bedrohten Grenzen würde vereinigt werden können, ergiebt sich bei dem ersten Blicke auf die bestehenden Einrichtungen anderer Staaten und durch unsere eigene Erfahrung. Hätte das stehende Heer die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen nicht geschlagen, wie würde es der Landwehr möglich geworden sein sich zu bilden? Aber auch die glücklichen Resultate der letzten Feldzüge können nur bedingungsweise als Muster für die kommenden aufgestellt werden. Fast ganz Europa zu einem Zwecke verbündet, stellte solche bedeutende Streitkräfte in dem Kampfe, die, wenn auch nicht alle vorhergegangenen Ereignisse jenen herrlichen Willen erzeugt hätten, schon ihrer bloßen Zahl nach überwiegend waren. Der Feind hatte den größten Theil seiner alten, erfahrenen Soldaten verloren. Unseren neu ausgehobenen Wehrmännern wurden nur junge Conscribirte entgegengestellt. Nicht alle künftigen Feldzüge werden gleich günstige Verhältnisse gewähren. Höchst verderblich würde es daher sein, bei der jetzigen Art Krieg zu führen, die Ausbildung unserer Soldaten auf die unterbrochene Uebung weniger Wochen beschränken zu wollen.“

Wir sehen, ein erfahrener und besonnener Krieger äußert sich in diesen Worten, wie ihm das durch seine Stellung geboten war, in schonender Weise über ein Institut, das zur Zeit bestand und fortbestehen sollte und mußte. Aber er spricht doch eben mit Schonung

Digitized by Google

von Einrichtungen die nach seiner Ueberzeugung einer schonenden Besprechung bedurften[2]).

Positive militairische Vortheile, die aus der vorgeschlagenen Organisation hervorgehen könnten, weiß der Berichterstatter der Commission nicht nachzuweisen. Er muß sich auf diesem Gebiet darauf beschränken, die Nachtheile, die zu befürchten sein könnten, theils zu leugnen, theils als unwesentlich mit einer gewissen Geringschätzung zu behandeln — theils endlich, und zwar gerade in den wichtigsten Beziehungen, vollständig zu ignoriren, die eigentliche Discussion der gemachten Erfahrungen aber zu meiden.

Nur indem sie die Frage auf ein anderes, wenn auch angränzendes Gebiet, auf das der inneren, der Social-Politik, hinüber führten und erörterten, welchen Einfluß die so oder anders gestaltete Organisation der Armee dorthin üben, welche Rückwirkung alsdann von dorther auf das Heer und seinen Geist erfolgen müsse, je nachdem das System des Gegenentwurfs oder das der Regierung angenommen werde, suchten „mehrere Mitglieder der Commission“ wenigstens mittelbar einen positiven Gewinn nachzuweisen, der von Einrichtungen in ihrem Sinn zu hoffen sei. Sie verwiesen auf die Nachtheile, die sich nach ihrer Meinung ergeben würden, wenn die erste Feld-Armee Preußens nicht mehr zu einem namhaften Theil aus Bataillonen bestehe, die „Landwehr“ heißen, und im Augenblick der Kriegsbereitschaft erst aus den Elementen improvisirt werden müssen. Der Gegensatz ergiebt sich dann von selbst.

„Durch die Verweisung der Landwehr aus den Reihen des mobilen Heeres werde das Verhältniß des letzteren zu dem Volke ein wesentlich verändertes;“ heißt es da: „mit der Landwehr sei gewissermaßen das Verbindungsglied zwischen Heer und Volk weggenommen; jenes werde diesem dann viel ferner gegenüber stehen. Das Land werde mit einem Netz von Garnisonen überzogen werden und die Soldaten, in Kasernen abgeschlossen, dem Einfluß eines exclusiven Geistes des zum bei Weitem größten Theil aus Adeligen bestehenden Offiziercorps unterliegen, und gerade, um diesen Einfluß desto wirksamer zu machen, halte man die dreijährige Dienstzeit für die Infanterie fest, und wolle man die der Kavallerie auf vier Jahre aus-

Digitized by Google

dehnen. Schon längst sei die Bevorzugung des Adels in der Armee von den Bürgerlichen als eine tiefe Verletzung und als eine Kränkung ihres Rechts empfunden worden und wenn man bei der Verdoppelung des Heeres dasselbe System verfolge, so würde damit die Kluft zwischen dem Heer und dem Volk immer tiefer werden; es werde sich ein Zustand, ähnlich dem von 1806, mehr und mehr herausbilden und schließlich zu ähnlichen Resultaten führen, denn niemals werde eine preußische Armee siegreich sein, mit welcher nicht die Herzen des Volkes schlügen."

Ein großer Aufwand von Beredsamkeit um die verhängnißvoll-verderblichen Folgen hervorzuheben, welche der Uebergang dreier Jahrgänge Landwehr in die Linie herbeiführen müsse!

Will man damit in Erinnerung bringen, daß Standes-Vorrechte, von denen unsere Gesetze nichts wissen, nicht auf Nebenwegen eine unberechtigte Anerkennung finden dürfen; — daß in der Armee jede Bevorzugung, die irgend etwas Anderes als eine hervorragende militairische Tüchtigkeit zum Grund hätte, ein Uebel wäre; — daß alles und jedes politische Parteiwesen der Armee, die sehr ernste und bestimmte Pflichten einfach und loyal zu erfüllen hat, fern bleiben müsse; — daß sich in den Reihen des Heeres am allerwenigsten irgend welche Sonder-Interessen neben den allgemeinen der Regierung und des Landes geltend machen dürfen, so haben wir dagegen natürlich durchaus nichts einzuwenden.

Das Mittel aber, den entgegengesetzten Möglichkeiten vorzubeugen, kann doch nur ganz einfach darin gesucht werden, daß die Regierung keinen Einfluß des politischen Parteiwesens auf die Bildung des Offiziercorps gestattet.

Wollte man es, solcher Befürchtungen wegen, darauf anlegen, dem Einfluß der militairischen Vorgesetzten auf den Soldaten gewisse Grenzen zu ziehen, so wäre das Mittel jedenfalls sehr viel schlimmer, als das vorausgesetzte Uebel. Es wäre das gewiß und wahrhaftig nicht der rechte Weg, ein kriegstüchtiges Heer zu bilden. Daß im Gegentheil alles Mögliche aufgeboten werden muß, um den Einfluß der Führer so fest als möglich zu begründen, das sieht wohl jeder Unbefangene ohne weitere Erinnerung.

Im Uebrigen drehen sich diese Besorgnisse um Dinge, die sehr wenig Realität haben. Fürchtet man, daß durch eine veränderte

Digitized by Google

Stellung der Landwehr ersten Aufgebotes das Verbindungsglied zwischen Heer und Volk weggenommen sein könnte, will man darüber ganz beruhigt sein, so gehe man in die Dörfer und frage „das Volk," ob ihm der Dienst in den Truppentheilen, die nie eine gesonderte Landwehr gehabt haben, bei der Artillerie und den Jägern, irgend in einem anderen Licht erscheine, als der bei der Linien-Infanterie und Kavallerie.

Macht der Wehrmann irgend einen Unterschied zwischen den Verhältnissen, in welchen er als Reservist und als Landwehrmann steht, so ist dieser gerade nicht wünschenswerther Art. Denn er besteht einfach darin, daß mancher Wehrmann seine ernstliche Dienstpflicht mit dem Uebertritt aus der Kriegs-Reserve in die Landwehr im Wesentlichen für abgemacht und erledigt hält. Ob daraus ein Gewinn für den kriegerischen Geist der Landwehr hervorgehen kann? — Das ist eine Frage, die wohl jeder sich selbst beantwortet.

Die Zustände von 1806 zurückzuführen, ist die neue Organisation des Heeres gewiß nicht geeignet. Man vergesse doch nicht, daß die Armee von 1806 zu einem großen Theil, mindestens zu einem Drittheil, aus Berufssoldaten der schlechtesten Art bestand; angeworbenen Ausländern, die auf die Gelegenheit lauerten zu desertiren. Die Inländer, die „Cantonisten", wie man sie nannte, waren freilich zuverlässiger; aber das Verlangen der Hauptleute, aus Beurlaubungen Gewinn zu ziehen, hatte dahin geführt, daß die Zeit, während welcher sie wirklich Dienst thaten bei der Fahne und an den Uebungen Theil nahmen, viel zu kurz zugemessen war, während andererseits die Verpflichtung zum Dienst den besten Theil des Lebens in viel zu großer Ausdehnung — vom 20. bis zum 40. Jahr umfaßte. Darin lag der schlimmste, unheilbringende Fehler des Systems.

Stellt man nun neben das Bild dieser Armee das der heutigen, die sich fort und fort — jährlich zu einem Drittheil des Präsenzstandes — aus der Blüthe der Bevölkerung erneuert; in der eine längere, ausreichendere Waffenschule im wirklichen Dienst bei der Fahne mit einer um nicht weniger als um $^1/_3$ verkürzten Verpflichtung zum Dienst in der Linie verbunden ist, deren Offiziercorps im Kriege zum Theil aus den bisherigen Landwehr-Offizieren besteht —: so ergiebt sich dem unbefangenen Blick gewiß, daß dieses Heer wohl stets

Digitized by Google

etwas, sowohl von der alten preußischen als von der heutigen französischen Armee wesentlich Verschiedenes bleiben wird.

Wie uns scheint, wird der Charakter des gegenwärtigen preußischen Heeres und sein Verhältniß zur Bevölkerung wesentlich durch die allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung festgestellt, nicht dadurch, ob die Leute von 25—28 Jahren der Kriegs-Reserve oder der Landwehr ersten Aufgebots angehören, noch durch die Eintheilung der Landwehr in erstes und zweites Aufgebot.

Wir sagten vorhin: positive militairische Vortheile wisse der Berichterstatter der Militair-Commission nicht als Ergebniß des von ihm befürworteten Organisations-Planes in Aussicht zu stellen. Vielleicht müssen wir beschränkend hinzufügen: mit Einer Ausnahme! — Denn es scheint in der That fast, als solle ein Umstand, auf den großes Gewicht gelegt wird, für einen Vortheil im eigentlichen Sinn des Wortes militairischer Art gelten. Es bleiben nämlich nach dem Project der Commission mehr vollständig ausgebildete Soldaten für das Ersatz-Bataillon übrig, als nach den von der Regierung angenommenen Normen.

Der Berichterstatter der Commission stellt folgende Berechnung an, um uns davon zu überzeugen.

Der von der Regierung angenommenen Organisation zu Folge zählt die Linien-Infanterie in 81 Regimentern 243 Bataillone, deren jedes im Frieden einen Präsenzstand von 538 Mann hat und jährlich 170 Rekruten einstellt. „Diese 170 Mann liefern für die fünf Jahrgänge der Reserve 850 Mann, und nach Abzug von 25 pCt. für den muthmaßlichen Abgang, also von 212 Mann, bleiben für die Kriegsstärke disponibel 638 Mann. Zur Completirung auf dieselbe bedarf das Bataillon 464 Mann, so daß für das Ersatz-Bataillon nur eine Quote von 174 Mann übrig bleibt. Die Ersatz-Bataillone würden daher zum großen Theil auf Rekruten angewiesen sein, wenn man nicht auf die 29- und 30jährige Altersklasse sofort zurückgreifen will, wodurch die Voraussetzung, daß nur die ersten 8 Jahrgänge für den Dienst im stehenden Heer bestimmt sind, in sich selbst zerfallen würde."

Die von der Majorität der Commission „in Aussicht genommene"

Digitized by Google

Organisation ergiebt in 81 Regimentern nur 162 Bataillone; die Mannschaft ist, wie schon gesagt, sechs Jahre zum Dienst in der Linie, ebenso lange zum Dienst in der Landwehr ersten Aufgebotes verpflichtet. Bei zweijähriger Dienstzeit stellt ein jedes Bataillon jährlich 255 Rekruten ein, das Regiment 510 Mann, genau ebenso viel wie die drei Bataillone nach dem Plan der Regierung. „Jedes jener Bataillone hat also in den 4 Jahrgängen seiner Reserve disponibel 1020 Mann, und nach Abzug von 25 pCt., d. h. von 255 Mann bleiben für die Kriegsstärke disponibel 765. Das Bataillon bedarf zur Completirung auf diese 424 Mann, so daß für das Ersatz-Bataillon eine Quote von 341 Mann, also erheblich mehr als nach der Regierungsvorlage, bleibt."

Der Regimentsbezirk behält also, fügen wir hinzu, nach dem Plan der Regierung 522 Mann für seine Ersatz-Bataillone übrig, nach dem Project der Commission 682 Mann.

Was soll denn das eigentlich für ein Gewinn und Vortheil sein?

Denken wir uns einen Zustand der Gesellschaft, in welchem die gesammte erwachsene männliche Bevölkerung des Staates in den Waffen geübt wäre, und auch wirklich aufgeboten werden könnte für die kriegerischen Zwecke des Staates, da wäre man allerdings in der beneidenswerthen Lage, den Ersatz für alle Verluste einer im Felde stehenden Armee stets durch vollständig für den Krieg vorbereitete Mannschaft zu bewirken, ohne daß es dazu besonderer Anstalten bedürfte. Der Staat könnte stets aus dem Vollen schöpfen; er brauchte, so weit seine Kräfte und seine Bevölkerung überhaupt reichen, sofern man nicht voraussetzt, daß er mit einem feindlichen Reiche von ganz unverhältnißmäßig überlegenen Dimensionen zu ringen hätte, nicht sowohl bedächtig zu erwägen, ob Alles, was er überhaupt an Streitkräften aufbringen kann, wohl genüge, ihn sicher zu stellen, sondern nur, welchen Theil derselben er in jedem gegebenen Falle, nach der Natur, dem Maaße der jedesmaligen Aufgabe aufzubieten habe — und um die Verluste des Heeres im Felde durch geübte Mannschaft ersetzen zu können, bedürfte es keiner besonderen Anstalten, keiner Ersatz-Bataillone; auch ein solcher Ersatz könnte stets unmittelbar aus der Bevölkerung geschöpft werden.

Ein idealer Zustand! — In den Republiken des Alterthums, wo Kriegstüchtigkeit für jeden Einzelnen die unerläßliche Bedingung

Digitized by Google

auch seiner bürgerlichen Existenz war, und die Sorge, sich für den Kriegsdienst auszubilden, eben deshalb ihm selbst überlassen blieb, konnte er innerhalb gewisser Grenzen annähernd erreicht werden.

In unseren unermeßlich erweiterten, unberechenbar vielseitiger gewordenen Verhältnissen, wo die ganze reiche Entfaltung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, die gesammte Gestaltung des Volks- und Staatshaushaltes, uns zum Gesetz macht, den einzelnen Wehrmann nur eine mäßige Zeit über zum Dienste im Felde verpflichtet zu halten, und dann wieder dem bürgerlichen Leben zu überlassen, wird man stets — selbst da, wo allgemeine Wehrpflicht Prinzip ist — sehr weit von solchen Zuständen entfernt bleiben.

Bei der Spannung, in welcher alle Staaten, mit denen man sich auf gleicher Höhe zu behaupten hat, schon seit den Tagen Ludwigs XIV. ihre Kräfte erhalten — und da die erste Forderung der Strategie unbedingt dahin geht, die nach den Umständen mögliche, größte Masse von Streitkräften zu gleichzeitiger Wirksamkeit zu bringen, — wird Preußen wohl mehr noch als jeder andere Staat, in jedem ernsten Kriege, in welchem mit großartigen Mitteln um große Interessen gekämpft wird, aufgefordert sein, zu wirklicher Verwendung aufzubieten, was es an ganz fertigen und sofort verwendbaren Kriegsmitteln überhaupt besitzt; jede Verzettelung derselben, die Bruchtheile seiner brauchbaren Streitkräfte außer unmittelbarer Wirksamkeit setzt, so viel als möglich zu meiden; und für den Ersatz dadurch zu sorgen, daß die neu heranwachsende Jugend, und was etwa von den jüngst vorhergehenden Jahrgängen derselben als „zurückgestellt" u. s. w. nicht in das Heer eingereiht werden konnte, mit energischer Thätigkeit in Ersatz-Bataillonen geübt werde.

Ein Ersatz-Bataillon, das gar nicht die Bestimmung hat, als selbstständiger Truppenkörper, als Bataillon verwendet zu werden, bedarf am wenigsten eines starken Rahmens von ausgebildeter Mannschaft; es braucht nicht zur Hälfte und mehr aus solchen zu bestehen. Wenn es „großentheils auf Rekruten angewiesen ist," erfüllt es eben seine Bestimmung; nur der Rekruten, nicht der alten Mannschaft wegen wird es gebildet. Es bedarf an alten Soldaten wesentlich nur Instructoren, und eine Anzahl Mannschaft, die hinreicht, die Disciplin unter den Neulingen festzustellen und gehörig zu handhaben. Wird ihm über dieses Maaß hinaus kriegstüchtige geschulte

Digitized by Google

Mannschaft überwiesen, so kann das unter Umständen eine nicht bloß ganz unnütze, sondern geradezu schädliche Verschwendung sein, die mit den vorhandenen Streitkräften getrieben wird, und es frägt sich, ob diese nicht besser sofort in erster Linie vor dem Feinde verwendet wären, anstatt weit rückwärts in den Depots müßig und unwirksam zu bleiben.

Allerdings müßten wir es für einen Gewinn achten, daß dem „Gegen-Entwurf" zufolge nach der Bildung der Feld-Bataillone eine zahlreichere ausgebildete Mannschaft zu weiterer Verfügung bliebe, als nach der angenommenen Organisation — wenn dieser Ueberschuß an Mannschaft sich daraus ergäbe, daß überhaupt eine größere — womöglich massenhaft größere — Anzahl Wehrmänner jährlich in den Waffen geübt und für den Krieg ausgebildet würden. Da das aber durchaus nicht der Fall ist, da nur genau ebenso viel Rekruten jährlich einberufen werden sollen, als nach den Vorlagen der Regierung, da keineswegs für die Bewaffnung des Landes und den Ersatz im Allgemeinen nach einem großartigeren Maßstab gesorgt wird, und nur das Ersatz-Bataillon etwas besser bedacht erscheinen soll, müssen wir uns vor allen Dingen Rechenschaft davon geben, wo denn der gepriesene Ueberschuß an Mannschaft eigentlich herkömmt.

Das ist nicht schwer zu ermitteln. Die Regierung will aus acht Jahrgängen Rekruten die gesammte Feld-Armee bilden; jeder Regimentsbezirk soll aus diesen acht Jahrgängen drei Feld-Bataillone oder 3000 Mann stellen. Nach dem Entwurf der Commission wären nur sechs Jahrgänge bestimmt, die Linientruppen zu bilden, und der Regiments-Bezirk, — identisch mit dem von der Regierung angenommenen — hätte aus diesen Jahrgängen nur zwei Bataillone oder 2000 Mann aufzubringen, da das dritte ein Landwehrbataillon sein soll. Nach diesem Schema würden demnach drei Viertheilen der Jahrgänge, die nach dem Plan der Regierung das gesammte Heer bilden, nur zwei Drittheile dieses Heeres entnommen. Natürlich bliebe eine Anzahl Leute übrig, die, beispielsweise angenommen, daß die Bildung dreier Bataillone die Gesammtzahl der in acht Jahrgängen verfügbaren Mannschaft erschöpfte, $^1/_{12}$ der in sechs Jahrgängen zur Verfügung stehenden Zahl betragen müßte. Der Entwurf der Commission überweist nun diesen Rest dem Ersatz-Bataillon.

Digitized by Google

Er wird, wie man auf den ersten Blick sieht, lediglich dadurch, daß man ihn dem dritten Feld-Bataillon entzieht, für das Ersatz-Bataillon „gewonnen," wenn man das so nennen darf. Der Entwurf entzieht diese jüngere Mannschaft dem dritten Feld-Bataillon, und versetzt dadurch in die Nothwendigkeit, für die Bildung dieses Letzteren genau in demselben Verhältnisse — um den halben Betrag eines Jahrganges — in die älteren Jahrgänge, in die Reihen der verheiratheten Leute, der Familienväter, der Leute, die daheim schwerer zu entbehren sind, zurück zu greifen.

Wir glauben es verantworten zu können, wenn wir sagen: das ist kein Gewinn, sondern nichts anderes als eine verkehrte Art, mit den vorhandenen Mitteln hauszuhalten.

Wir müssen nun auch noch die Formation des Regiments und seiner drei Bataillone etwas näher in das Auge fassen.

Der Gedanke, jedes Regiment aus zwei wirklichen Bataillonen und einem ideellen, das erst im Augenblick, wo man es braucht, improvisirt würde, zu bilden, rührt, wie schon bemerkt, von dem General von Willisen her. Nach dessen Entwurf wäre dieses dritte Bataillon sogar im vollsten, man ist versucht zu sagen im verwegensten Sinne des Wortes, ein ideelles. Es hätte gar keinen vorbereiteten Rahmen, und nicht einmal die Elemente zu einem solchen — nicht einmal ein eigenes Offizier- und Unteroffiziercorps.

Jedes der beiden Linien-Bataillone müßte im Augenblick der Mobilmachung die Hälfte seiner Offiziere und Unteroffiziere — und zwar, wie ausdrücklich vorgeschrieben wird, die bessere Hälfte — an das entstehende dritte abgeben. Der Organismus der beiden wirklichen Bataillone müßte demnach auf das Tiefste erschüttert und gelockert werden, um die Verwirklichung des ideellen möglich zu machen. Wie unsicher dadurch der Zusammenhang des Ganzen, d. h. aller drei Bataillone würde, ist ohne weitere Erörterung einleuchtend.

Auch die Commission hat so etwas nicht für ausführbar gehalten und sich bewogen gefunden, den Entwurf des Meisters wesentlich zu modificiren. Nach ihren Vorschlägen soll das Regiment außer den beiden wirklichen Bataillonen, auch noch das fast vollzählige Offizier- und Unteroffiziercorps für das ideelle dritte zählen. Diese Offiziere

Digitized by Google

und Unteroffiziere des dritten Bataillons sollen in Friedenszeit — insoweit sie nicht in dem Regimentsbezirk, also in der Weise wie bisher die zur Landwehr commandirten Offiziere der Linien-Regimenter, ihre Verwendung finden, — bei den beiden stehenden Bataillonen Dienst thun. Um sie soll sich, wenn das Heer auf den Kriegsfuß gesetzt wird, die einberufene Mannschaft schaaren.

Damit ist, nach der Ansicht der Commission, jede Schwierigkeit beseitigt, welche die Formation des dritten Bataillons sonst haben könnte; eine Aushülfe von Seiten der beiden stehenden Bataillone sei nicht weiter nöthig, meint man. Es sei damit auch noch die Möglichkeit gegeben, vorkommenden Falles auch die beiden Linien-Bataillone des Regiments, ohne das Landwehr-Bataillon mobil zu machen. Daß in solchen Fällen das letztere von den beiden anderen Bataillonen zeitweise getrennt werde, könne als ein wirklicher Nachtheil nicht angesehen werden, wenn es auch eine Abweichung von dem Schema sei.

Das Beispiel, das angeführt wird, als eine Erfahrung, auf welche diese Sätze sich stützen, ist nicht ganz glücklich gewählt. Napoleon III., heißt es, habe im vorigen Jahr kurz vor dem Beginn des Krieges erst die dritten Bataillone seiner Regimenter formirt, welche dann den beiden anderen nachgesandt worden wären.

Die Sache verhielt sich sehr wesentlich anders. Die dritten Bataillone brauchten nicht erst im eigentlichen Sinn des Wortes formirt zu werden, denn die französischen Regimenter hatten seit langen Jahren je drei Bataillone zu acht Compagnien. Der Präsenzstand im Frieden betrug regelmäßiger Weise zwei Drittheile der vollen Kriegsstärke, so daß jedes Bataillon 640 Mann zählte. Nur die in Afrika verwendeten Regimenter hatten außerdem auch noch besondere Depot-Compagnien. Bei den übrigen leisteten die dritten Bataillone die Dienste eines Depots, in welchem die Rekruten für das ganze Regiment ausgebildet wurden.

In Folge dieser Einrichtungen bestand jedes dritte Bataillon im Durchschnitt aus 136 Mann prima plana, 200 bis 220 alten Soldaten (theils Berufs-Soldaten, theils solchen, die zwei bis fünf Dienstjahre zählten) — und endlich aus 280 bis 300 Rekruten (auf diesen Betrag wird durchschnittlich die Zahl der eigentlichen Conscribirten durch den Wiedereintritt alter Soldaten als Stellvertreter vermindert).

Da man es nicht gerathen fand, die 1858 einberufenen Rekruten

Digitized by Google

im Frühjahr darauf schon gegen den Feind zu führen, beschloß man, bei den Regimentern vierte Bataillone zu bilden, und diesen sämmtliche Rekruten zu überweisen, die zugleich den dritten Bataillonen durch einberufene Reservisten ersetzt wurden.

Zur Bildung des vierten Bataillons mußte ein jedes der drei alten zwei Compagnien abgeben. Die Bataillone rückten mit sechs Compagnien, 720 Mann stark, in das Feld. Die neugebildeten vierten Bataillone aber sind den Regimentern im Lauf des Feldzugs nicht nachgesendet worden und gar nicht zur Verwendung gekommen. —

In Folge dieser Neubildung war die Lage, in welcher selbst das dritte Bataillon sich in Beziehung auf seine Wehrhaftmachung für den Feldzug befand, um etwas, ja nicht unerheblich günstiger, als die der sämmtlichen Bataillone der preußischen Armee im Fall einer Mobilmachung sein wird.

Sie nahmen nämlich die einberufenen Reservisten in einen Stamm auf, der nicht weniger als 0,45 der vollen Kriegsstärke betrug; dieser Stamm bestand außer der ungemein starken prima plana, theils aus Berufs-Soldaten, theils aus solchen, die schon bis in das fünfte Jahr bei der Fahne dienten; die Reservisten waren auch größeren Theils Leute, die fünf Jahre gedient und das Regiment höchstens seit anderthalb Jahren erst verlassen hatten.

Sollte man es in der preußischen Armee angemessen finden, bei einem Feldzug, der im Frühjahr eröffnet würde, die erst im October vorher einberufenen Rekruten gleichfalls zunächst dem Ersatz-Bataillon zu überweisen und durch Reservisten zu ersetzen, so betrüge der schon bei der Fahne befindliche Stamm, der die einberufenen Wehrmänner aufnehmen soll, nur 0,368 der Gesammtzahl, auf die das Bataillon zu bringen ist; ungerechnet, daß die prima plana eine sehr viel schwächere ist, als bei der französischen Infanterie, hätte ein solches Bataillon Soldaten und Reservisten von bedeutend kürzerer Dienstzeit. Das preußische Heer ist ein von Grund aus anderes als das französische; es steht in einem anderen Verhältniß zu dem Lande, es sind andere geistige Elemente in ihm rege, und wir glauben, daß es dem Feind in dieser Verfassung die Wage halten wird.

Würden dagegen die Entwürfe der Militair-Commission angenommen, so geriethe schon das Linien-Bataillon in eine etwas bedenkliche Lage. Wollte es die Rekruten, die in seinen Reihen stehen, dem

Digitized by Google

Ersatz-Bataillon überweisen, so bliebe ihm nur ein Stamm, der nicht mehr als = 0,322 des Kriegsfußes betrüge. Dieser Stamm bestände ganz aus Leuten, die erst im zweiten Dienstjahr, wenn der Feldzug im Frühjahr eröffnet wird, erst seit anderthalb Jahren im Dienst stehen. Die einberufenen Reservisten wären dann auch Leute, die bei dem Regiment nur eine sehr knapp zugemessene Schulzeit durchgemacht hätten; die zum Theil seit viertehalb Jahr entlassen, das Regiment und das Kriegerleben in dieser Zeit nur einmal auf „höchstens vier Wochen" wieder gesehen hätten. Es wäre wohl Grund zu befürchten, daß ein solches Bataillon ein etwas lockeres sein könnte.

Was nun vollends die Bildung des dritten, des Landwehr-Bataillons, nach dem Schema der Commission betrifft, so ist sie natürlich etwas durchaus Anderes als die angebliche Formirung der dritten französischen Bataillone, neben die sie mit so vieler Unbefangenheit gestellt wird. Die einberufenen Wehrmänner würden gar nicht in ein schon vorhandenes Bataillon eingereiht; sie hätten, um die Offiziere gesammelt, ein solches erst zu bilden. Sie hätten sämmtlich eben auch nur eine sehr kurze, ungenügende Dienstzeit durchgemacht, und den kurzen Traum ihres Kriegerlebens bereits seit mindestens fünf Jahren, möglicher Weise seit zehn Jahren hinter sich. Sie wären seit ihrem Uebertritt in die Landwehr nur ein- oder zweimal durch Einberufung zu kurzer Uebungszeit an ihre fortwährende Verpflichtung erinnert worden, seit lange anderen Interessen zugewendet, durch vermehrte Bande an das bürgerliche Leben gekettet. Die Benennung Landwehr, und der Umstand, daß sie allein, ohne Beimischung anderer Elemente, besondere Bataillone bilden, könnte wohl unter ihnen die Vorstellung fortpflanzen, daß sie, eigentlich nur zur Landesvertheidigung bestimmt, geschont werden müßten.

Wer, der die Menschen, die Wirklichkeit und das Leben kennt, der weiß in wie weit und unter welchen Bedingungen auf die Macht idealer Motive der höchsten Art im Menschen — in der Masse — zu rechnen ist: welcher erfahrene Mann kann die Ueberzeugung der Commission, daß eine solche Schaar sich ohne Weiteres immer und unter allen Umständen als ein „Elite-Bataillon!" bewähren werde — ohne Einschränkung theilen?

Neben mancher anderen etwas leichthin idealisirenden Anschauung waltet eben in diesem Theil des Planes, wie in dem Entwurf über-

Digitized by Google

haupt, die viel zu ausschließlich gefaßte und beschränkte Vorstellung, daß das stehende Heer nur die Waffenschule für die wehrhafte Jugend des Landes zu sein brauche.

Seine zweite mindestens eben so wichtige Bestimmung, als fester, vorbereiteter, in sich vollendeter Organismus, die Mannschaften aufzunehmen, die im Fall der Rüstung für den Krieg hinzutreten, und sie in gegliederter Ordnung zu einem festen Ganzen zu gestalten; — die Forderungen, denen es in dieser Eigenschaft zu genügen hat, werden nicht beachtet wie sie sollten. Darum vor Allem hält man die zweijährige Dienstzeit für genügend, und glaubt für die „Elite-Bataillone" des Rahmens eigentlich ganz entbehren zu können, wenn nur die zerstreuten Elemente dazu vorhanden sind.

Eine zweijährige Dienstzeit, sagt man, genügt als Waffenschule. Angenommen, dem sei wirklich so, dann würde uns doch ein Krieg, der im Frühjahr ausbräche, mit lauter unfertigen Soldaten betreffen, von denen keiner seit länger als anderthalb Jahren bei der Fahne wäre. — Im besten Fall aber hätte das Bataillon eine Anzahl Leute, die auf dem Punkt stehen, ihre militairische Erziehung zu vollenden, und Soldaten zu werden, und dann eine überwiegende Anzahl Reservisten, die einige Jahre früher einmal auf dem Punkte waren, Soldaten zu werden. — Soll es gar keine Leute zählen, die Soldaten sind? Man vergesse doch nicht, während man so viel vom „Geist" spricht, die moralischen Mächte, die in jeder Truppe thätig sein müssen, wenn sie tüchtig sein soll. Ueber die großartigen Motive solcher Art, die ein idealisirender Sinn leicht überall wirksam denkt und voraussetzt, vergesse man nicht die Beziehungen von Mensch zu Menschen, die in dieser Alltagswelt in allen nicht ganz außerordentlichen Fällen, mehr Realität haben und auf die mit Zuversicht zu rechnen ist.

Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß es in jedem Bataillon — jeder Compagnie — auch außer der prima plana, eine tüchtige Anzahl Leute gebe, die den Offizieren seit etwas längerer Zeit bekannt sind, zwischen denen und den Offizieren sich in Folge längeren Zusammenlebens und Wirkens ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens entwickelt hat. Diese Leute sind auch der neu eintretenden Mannschaft gegenüber Vermittler des Vertrauens und des kriegerischen Geistes.

Schon dem Linien-Bataillon würde dieses wichtige Element bei

Digitized by Google

zweijähriger Dienstzeit in bedenklicher Weise fehlen. Bei dem Landwehr-Bataillon vollends, um dessen Fahne sich Offiziere und Mannschaften versammelten, die einander ganz, oder so gut wie ganz unbekannt wären, fiele dieser Factor militairischer Tüchtigkeit vollständig aus.

Da nun diese Schaar den Bedingungen, auf welchen die Tüchtigkeit eines Linien-Bataillons beruht, so wenig entspricht, da es „Landwehr" sein und heißen soll, müssen wir uns fragen, ob es sich denn vielleicht dem Ideal einer Landwehr nähert, wie man sie sich unter gewissen besonderen Bedingungen, wohl innerhalb eines gegebenen Kreises tüchtig und brauchbar denken kann. Gewiß nicht! ja, noch viel weniger!

Man denke sich in einem gefährdeten Grenzland, wo die Vertheidigung durch die Oertlichkeit begünstigt wird, eine militairisch geschulte Bevölkerung in Bataillone und Compagnieen eingetheilt, unter die Befehle der durch ihre bürgerliche Stellung hervorragenden — und auch zu militairischer Tüchtigkeit vorgebildeten Einwohner des Landstrichs gestellt; man nehme an, daß diese militairischen Oberen auch in manchen bürgerlichen Beziehungen die Vorgesetzten der Bevölkerung, in vielen Fällen die Brodherren der Mannschaft und Leute des öffentlichen Vertrauens wären; Männer, die gleiche Interessen, und Jahr aus Jahr ein Freude und Leid mit ihren Untergebenen zu theilen hätten. Müßte man auch gestehen, daß solche Streitkräfte doch meist nur insofern wirksam werden und ein wirkliches Gewicht in die Wagschale legen, als der Feind sie in ihrer unmittelbaren Heimath aufsucht, daß in den Combinationen des großen Krieges immer nur bedingungsweise auf sie gezählt werden kann, — so würde man doch gern einräumen, daß sie in der unmittelbaren Vertheidigung des betreffenden Landstrichs Tüchtiges leisten könnten. Namentlich wenn eine wirkliche Feindesgefahr sich — wie am Fuß des Kaukasus, wie in Nordamerika am Saum der Wildniß — durch das ganze Leben zöge, und das militairische Verhältniß in fortwährender Realität erhielte.[3])

Wie unendlich weit ist aber das „dritte Bataillon" des „Gegen-Entwurfs" von einem solchen Vorbild entfernt! — Es muß in der That etwas ganz anderes sein, da es einer ganz anderen Bestimmung, dem activen Dienst in weiterer Bedeutung entsprechen, nicht der rein

Digitized by Google

örtlichen, sondern der strategischen Landesvertheidigung dienen soll. Und es ist in der That nicht mehr und nicht weniger als ein unter Offizieren, die der Mannschaft fremd sind, ohne vorhandenen, organisirten Stamm, aus lauter dem Regiment seit längerer Zeit mehr oder weniger entfremdeten Urlaubern eilig errichtetes Feld-Bataillon. Die Offiziere wüßten nicht, auf wen sie sich vorzugsweise verlassen können, die Mannschaft wäre schon dadurch, daß sie nicht unter die alten Fahnen eingereiht wird, veranlaßt, an eine besondere Bestimmung zu glauben, und ihrer Verpflichtung in der Vorstellung gewisse Grenzen zu ziehen.

Da nun die Schwächen und Mängel einer solchen Organisation so ganz offen zu Tage liegen, drängt sich uns unabweisbar die Frage auf, warum die Commission nicht eine andere vorgezogen hat, die in der That sehr nahe lag.

Die beiden Linien-Bataillone sollen nach ihrem Entwurf einen Präsenzstand von 1156 Mann haben, außerdem das Offiziercorps für das „Landwehr-Bataillon" vollständig, und der „größte Theil" der Unteroffiziere — vielleicht also 48, wenigstens 36 — desselben bei dem Regimentsstab bereit stehen.

Warum theilt nun der „Gegen-Entwurf" nicht ganz einfach diese gesammte Mannschaft in drei Bataillone ein? — Das gäbe drei Bataillone zu 400 Mann; die Ersparnisse im Vergleich mit den Vorlagen blieben genau dieselben; die Offiziere und Unteroffiziere des dritten Bataillons hätten ein wirkliches Commando; — Alles gewänne mehr Realität und eine festere Haltung.

Zwar uns würde bei einer solchen Organisation und der kurzen Dienstzeit noch manches Bedenken bleiben. Denn wir sind der Ueberzeugung, daß ein all zu schwaches Bataillon keine genügende Schule für Offiziere und Unteroffiziere ist. Dann müssen auch der vorbereitete, feste, zusammenhaltende Rahmen einer Kriegerschaar, und die Elemente, die er in sich aufnehmen soll, um sich zu dem bestimmten Maaß von Macht zu entfalten, in einem richtigen dynamischen Verhältniß zu einander stehen. Dies Verhältniß ist in der Natur der Sache gegeben, und kann nicht ganz willkürlich festgestellt werden. Ist der vorbereitete Rahmen eines Bataillons zu schwach im Verhältniß zu den Elementen, die ihm zur Erweiterung auf den Kriegsfuß überwiesen werden, so wird er von ihnen aufgelöst und verschwindet in der Masse, anstatt sie in sich aufzunehmen.

Digitized by Google

Vierhundert Mann bei zweijähriger Dienstzeit, wären ein schwacher und ein lockerer Rahmen für ein Bataillon von 1000 Mann! — Aber jedenfalls wäre viel dadurch gewonnen, daß der einberufene Reservist oder Wehrmann wieder in dieselbe Schaar zurückkehrte, in der er seine Dienstzeit durchgemacht hat; unter dieselbe Fahne — zum Theil wenigstens unter die Befehle seiner früheren Offiziere; — mit dem Bewußtsein, daß er wieder in die volle Verpflichtung des Soldaten eintritt. — Innerhalb der Grenzen, welche der „Gegen-Entwurf" zieht, wäre diese Organisation unstreitig ohne allen Vergleich die bessere.

Warum haben also die leitenden Mitglieder der Commission, die noch dazu unsere Bedenken nicht theilen, diese Organisation gemieden, und jenes andere, seltsam-künstliche Schema vorgezogen?

Es ist wohl geschehen, um die Eintheilung der Landwehr in ein erstes und zweites Aufgebot aufrecht zu erhalten; um einer bestimmten doctrinären Vorstellung zu huldigen, gleichviel, um welchen Preis; — ausdrücklich damit es im geraden Widerspruch mit dem „Hauptgrundsatz" des Generals v. Willisen, in der mobilen preußischen Armee eine Anzahl Bataillone gebe, für die kein stehender Stamm und Rahmen vorhanden ist, die im Augenblick, wo man ihrer bedarf, erst gebildet werden müssen, die mehr als nöthig wäre aus älteren Leuten, aus verheiratheten Familien-Vätern beständen, und den Namen „Landwehr ersten Aufgebots" trügen. Das Alles in der Voraussetzung, nicht das Streben, die Armee kriegstüchtig zu machen — sondern das, ihren Organismus einer „mehr auf politische als militairische Anschauungen gegründeten" abstracten Doctrin entsprechend einzurichten, müsse in erster Linie maßgebend sein, — und in dem Glauben, mit Hülfe solcher Seltsamkeiten werde die preußische Armee das sein, was sie bei einer weniger unzweckmäßigen Organisation nicht sein könne: „Das Volk in Waffen!"

Heißt das nicht wesenlosen Schatten nachjagen? einem Wahn in unverantwortlicher Weise Opfer bringen, durch welche die theuersten Güter gefährdet werden könnten? —

Eine verwandte — wenn auch harmlose — Erscheinung tritt dann auch in Beziehung auf das zweite Aufgebot der Landwehr hervor. Der Bericht sagt nämlich:

„Das Landwehr-Bataillon (ersten Aufgebots natürlich) hat für

Digitized by Google

jeden der 6 Jahrgänge 510 Mann, also überhaupt 3060 Mann disponibel, eine so große Zahl, daß deren Zulänglichkeit keiner weiteren Erörterung bedarf, selbst wenn man den Begriff der Unabkömmlichkeit in sehr weitem Sinn nimmt."

(Seltsamer Weise sind hier die 25 Proc. wahrscheinlichen Abgangs, die sonst überall berechnet werden, und die Zahl auf 2295 Mann ermäßigen würden, mit Stillschweigen übergangen. Das könnte über die Nothwendigkeit täuschen, mehr als nach den Vorlagen der Regierung nöthig ist, auf ältere Jahrgänge zurück zu gehen.)

„Die Mannschaft des Landwehr-Bataillons 1. Aufgebots würde sogar meistens hinreichen, außer dem mobilen Feldbataillon noch ein Besatzungs-Bataillon herzustellen, ohne daß man wesentlich auf das 2. Aufgebot zu rekurriren brauchte."

Zur Bildung eines solchen behält das 1. Aufgebot 1295 Mann übrig. Nach der von der Regierung angenommenen Organisation hat die aus 4 Jahrgängen bestehende Landwehr, nach Abzug des vorausgesetzten Abgangs von 25 pCt. für den gleichen Zweck 1538 disponibel. Man ist also hier um so viel weniger in dem Fall, ältere Jahrgänge zu Hülfe nehmen zu müssen.

Jedenfalls spricht der Bericht der Commission in den beigebrachten Zeilen die Hoffnung aus, das Dasein der Landwehr zweiten Aufgebots, an deren wirkliche Organisirung in irgend einer Weise auch gar nicht weiter gedacht ist, werde ein bloßer Schein bleiben. Wozu ist sie dann überhaupt da?

Ueberall ein seltsames Streben, Scheingebilde festzuhalten, und wenn auch das Phantasma zu einem ganz leeren werden sollte!

Wir haben uns absichtlich nur mit der Organisation der Infanterie beschäftigt, wie sie in dem „Gesetzentwurf" der Commission vorgeschlagen wird, zum Theil schon deshalb, weil die Commission selbst eigentlich nur diesen Theil ihres Plans sorgfältig ausgearbeitet hat. In Beziehung auf die Artillerie schlägt sie nichts von den Normen der Regierungsvorlagen wesentlich Abweichendes vor, und was in ihrem Bericht über die Reiterei gesagt ist, hält sich, leicht skizzirt, durchaus im Allgemeinen.

Es liegt keine Veranlassung vor, im Einzelnen zu erörtern, was

Digitized by Google

so flüchtig angedeutet ist —: doch aber scheint es nicht überflüssig, uns im Vorbeigehen Rechenschaft davon zu geben, von welchen Vorstellungen die Commission in Beziehung auf die Organisation der Reiterei im Allgemeinen ausgeht und ob sie für wohlbegründet gelten können.

Wir ersehen aus dem Bericht, daß in der Commission geltend gemacht worden ist: „Welche Rolle die Kavallerie in den nächsten Kriegen nach der großen Verbesserung der Schießwaffe, sowohl der Infanterie als der Artillerie, überhaupt noch übernehmen werde, müsse doch die Erfahrung erst lehren, es ließen sich sogar gute Gründe dafür aufstellen, daß sie viel weniger in kleinen Abtheilungen noch sich werde wirksam zeigen können, als vielmehr in großen Massen, die bis zu dem gegebenen Moment weiter zurückständen. Nur zum Sicherheits- und Beobachtungsdienst bedürfe man daher vorzugsweise einer gewissen Zahl auch individuell in Mann und Pferd vollkommen ausgebildeter Schwadronen.“

„Für die Reserve-Kavallerie komme man auch mit geringeren Anforderungen aus und in derselben werde die Landwehr-Kavallerie ihre recht eigentliche Bestimmung finden; auf ihre Erfolge müsse und werde stets die geschickte Führung einen entscheidendern Einfluß üben, als die größere Gewandtheit des einzelnen Mannes und Pferdes u. s. w.“

Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß der Bericht-Erstatter die „guten Gründe“, die sich nach seiner Meinung „aufstellen ließen“ — nicht wirklich aufstellt, denn es wäre jedenfalls höchst interessant, sie kennen zu lernen — und sie zu errathen, ist eine schwierige Aufgabe!

In einer Uebergangsperiode, wie wir sie jetzt in Beziehung auf die Bewaffnung und die von ihr abhängige Taktik erleben, kann natürlich gar vieles Gegenstand der Discussion sein; über Vieles, so namentlich über das Verhältniß, in welchem die Reiterei fortan, der Zahl nach, zu der Gesammtmasse des Heeres stehen müßte, — über die zweckmäßigste Formirung des Regiments in vier oder sechs Schwadronen, — selbst über die angemessenste Bewaffnung des Reiters — können verschiedene Meinungen, durch Gründe unterstützt, hervortreten. Außer dem Allgemeinen ist da für jeden einzelnen gegebenen Staat auch noch manches Besondere, zu erwägen, das aus seinen eigenthümlichen Verhältnissen hervorgeht: so namentlich die Natur und Beschaffenheit des Geländes, auf dem seine Heere vorzugs-

Digitized by Google

weise bestimmt sind sich zu bewegen — und selbst das größere oder geringere Geschick der Bevölkerung für den Reiterdienst. Nicht daß etwa ein Staat, dessen Bevölkerung wenig für den Dienst in dieser Waffe geeignet ist, die Zahl seiner Reiterschaaren dem gemäß beschränken müßte. Im Gegentheil, da könnte eher das Entgegengesetzte nothwendig werden, um sicher zu haben, was im Krieg erforderlich ist. Frankreich z. B. hat nicht unrecht, im Frieden eine verhältnißmäßig viel zahlreichere Reiterei zu bilden, als Preußen je brauchen wird. Denn die Franzosen sind schlechte Pferdewärter und müssen darauf gefaßt sein, daß ihre Reiterei im Felde durch große Verluste an gedrückten, verfütterten und sonst verdorbenen Pferden sehr schnell zusammenschmilzt, wie das die Erfahrung ihres letzten Feldzugs in Italien von Neuem gelehrt hat.

Aber so Vieles auch auf diesem Gebiet theils Gegenstand eingehender Erörterung sein — theils sogar erst durch die Erfahrung endgültig entschieden werden kann: gewiß ist jedenfalls, daß die von der Commission ausgesprochenen Ansichten bei einer Neubildung der Reiterei nicht maßgebend sein dürfen; jene so geheimnißvoll verschleierten „guten Gründe“ müßten denn von einem Gehalt sein, den wir nicht zu ahnen vermögen, und geeignet, uns in durchaus überraschender Weise über neue Entdeckungen zu belehren.

Nur als schwere Kavallerie, nur zu Angriffen in großen Massen könne die Reiterei überhaupt noch verwendet werden, erklärt der Bericht der Commission, während der einfachste Augenschein uns belehrt, daß schon die steigende Cultur in dem ganzen mittleren und westlichen Europa immer weniger Raum und Boden übrig läßt, auf dem solche massenhafte Angriffe ausgeführt werden könnten!

Denken wir uns aber auch ernste Kämpfe in dem ost-europäischen Flachlande, so sieht wohl jeder ohne Weiteres ein, daß es gerade in der neuesten Zeit, gerade den neuern Schießwaffen gegenüber, sehr viel schwerer geworden ist, als es früher war, große Reitermassen über weite Flächen zum Angriff heran zu bringen. Waren doch sonst die feindlichen Geschosse nur auf Kartätschen-Schußweite ernstlich zu fürchten, auf einem letzten, beschränkten Raum, der mit Sturmes-Eile durchjagt werden konnte. Aus welcher Entfernung könnte dagegen jetzt schon das Feuer der feindlichen Batterieen auf eine solche heranrückende Reitermasse gewaltig wirksam concentrirt werden!

Digitized by Google

„Weiter zurück“ sollen diese Massen Reserve-Reiterei „bis zum gegebenen Moment“ stehen: hat der Bericht-Erstatter der Commission sich wohl die Frage vorgelegt, wie weit solche Massen unter den heutigen Verhältnissen hinter der Gefechtslinie zurückstehen müßten, um durch die bloße Entfernung vor den Wirkungen des feindlichen Feuers gehörig geschützt zu sein? — Wir kämen da auf halbe Meilen, auf Entfernungen, die ein rechtzeitiges Eingreifen der Reiterei im entscheidenden Augenblick, ein rasch entschlossenes Benützen des schnell fliehenden günstigen Moments so gut wie ganz unmöglich machen könnten. Grade weil die bloße Entfernung ihr allein weniger als je nützen kann, wenn sie nicht selber unnütz werden soll, wird wohl die Reiterei mehr als je darauf angewiesen sein, in möglichster Nähe Aufstellungen zu suchen, in denen sie durch Bodengebilde gedeckt ist — und schon dadurch wird die Vereinigung großer Reitermassen in Reserve-Stellungen sehr erschwert. Denn für kleinere Reiter-Abtheilungen finden sich zwar in den örtlichen Verhältnissen zweckmäßige Aufstellungen, selbst im Flachlande, häufig genug — für große, tiefe Reiter-Massen weit seltener, und die Aufgabe, solche Massen gehörig gedeckt zu halten, wird dadurch noch schwieriger, daß es im Laufe eines längeren Gefechts auch wohl noch nothwendig werden könnte, die Stellung ein- oder mehreremale zu wechseln, um sich selbst da, wo die Verhältnisse sonst günstig sind, den Wirkungen feindlicher Wurfgeschosse zu entziehen.

Im graden Widerspruch mit den Ansichten der Commission müssen wir dagegen glauben, daß kleinere Abtheilungen leichter Reiterei, den Infanterie-Divisionen beigegeben, durch rasche, kurze Ausfälle gegen unvorsichtig heranrückende Tirailleur-Schwärme, — durch augenblickliche Verfolgung weichender feindlicher Abtheilungen — dadurch, daß sie sich rasch der Verfolgung entgegen werfen, wo einzelne Abtheilungen der Unsrigen weichen, heute wie 1813 sehr wirksam in das Gefecht eingreifen können. Man vergesse nicht, daß der Unterschied in der Wirksamkeit der heutigen und der früheren Schießwaffen auf kurze Entfernungen sehr viel geringer ist als auf größere. Zu solchem Dienst aber bedarf es einer gewandten leichten Reiterei.

Uebrigens ist selbst das, worauf die Mehrzahl der Commission die leichte Reiterei ausschließlich angewiesen glaubt, der Sicherheits- und Beobachtungsdienst viel zu eng, in zu beschränktem Sinn aufgefaßt.

Digitized by Google

Die ungeheueren gleichzeitigen Anstrengungen, auf die alle Staaten Europa's sich gefaßt machen müssen und wirklich vorbereiten, und so manches Andere — namentlich auch die unberechenbar vermehrten Transportmittel — deuten auf einen entweder im Allgemeinen und Ganzen — oder doch periodenweise, von einem Anhaltspunkte zum anderen, raschen Verlauf der kommenden Feldzüge. Je intensiver aber die kriegerische Thätigkeit, je rascher der Gang der Ereignisse ist, desto wichtiger sowohl als schwieriger wird es, stets über den Feind und seine Operationen gehörig orientirt zu bleiben. Wer durch seine leichten Truppen Herr des Geländes zwischen dem eigenen und dem feindlichen Heer wird, der hat sehr viel voraus. Darauf muß man es anlegen. Es gilt, unsere Streifwachen so nahe als möglich an den Feind bringen — die seinigen allen unseren Bewegungen fern halten. Dazu bedürfen wir wieder vor Allem einer gewandten leichten Reiterei, und sie wird wohl aus etwas mehr als einigen Schwadronen bestehen müssen. Nebensächlich läßt sich die Sache nicht behandeln[1]).

Man könnte es wohl ein eigenthümliches Zusammentreffen nennen, daß in demselben Augenblick, wo unsere Militair-Commission die Ansicht aussprach, man bedürfe unter den heutigen Bedingungen eigentlich nur noch einer (schweren) Reserve-Reiterei zu Angriffen in Masse, und zu solchem Dienst genügten wenig geübte Landwehrmänner, auf wenig gerittenen Pferden — ein vielerfahrener französischer Reiteroffizier — der General de Noé — mit dem Vorschlag hervortrat, die schwere Reiterei, als im heutigen Kriege nicht mehr verwendbar, ganz abzuschaffen und fortan nur Eine Art, nach dem Muster der gewandten, sorgfältig ausgebildeten Chasseurs d'Afrique eingerichteter und geübter leichter Reiterei zu haben.

Der General hat jedenfalls, den stimmführenden Mitgliedern unserer Commission gegenüber, die Erfahrungen einer langen Reihe von Feldzügen voraus, und er beruft sich auch auf die in der Krimm und in Italien gemachten Erfahrungen.

Er sagt unter Anderem: „Le rôle nouveau que joue l'artillerie dans les grandes luttes de notre époque, semble supprimer une division empruntée au moyen age; il rend inutile cette grosse cavalerie, ces cuirassiers immortels d'Eylau et de la Moskowa, pour lesquels leur armure n'est plus une défense contre les armes de précision inventées de nos jours. La mobilité, l'élasticité, si

Digitized by Google

je puis me servir de cette expression, doivent être les principes fondamentaux de la nouvelle cavalerie, qui devra sortir de ces modifications apportées aux engins de guerre. La cavalerie est appelée à une tactique nouvelle. Il s'agira pour elle d'être transportée vivement d'un point à un autre, d'être toujours prête à jouer indistinctement tous les rôles et surtout le dernier, celui qui achève et complète les victoires. La poursuite d'une armée battue et en déroute, cette partie de l'action exigera une cavalerie d'autant plus agile, d'autant plus manoeuvrière, que ce dénouement se produit, à de rares exceptions près, au moment où quelques heures seulement sont accordées avant la chute du jour. Il faudra donc une cavalerie qui, ayant pu combattre en ligne toute la journée, trouve encore dans son élément constitutif la vigueur, l'entrain, l'audace de la cavalerie légère, qui, répandue de tous côtés dans la plaine, coupe les fuyards, ramasse les pièces que l'on cherche à sauver, assure enfin ces triomphes qui, dans une seule bataille, font tomber les empires."

Schon durch die bisherigen Erfahrungen findet de Roé seine Ansicht bestätigt, obgleich während der letzten Feldzüge das System der neuen Bewaffnung der Heere noch nicht vollständig durchgeführt war. Er faßt das Ergebniß dieser Erfahrungen schließlich in folgende wenige Zeilen zusammen: „La grosse cavalerie, qui s'est couverte de gloire dans les campagnes immortelles du premier empire, n'a pu trouver depuis 1815 une seule occasion de justifier la confiance que l'on peut à juste titre avoir en elle. Appelée deux fois à de grandes luttes, en Crimée et en Italie, l'occasion a semblé fuir devant elle. Les lanciers se sont trouvés dans le même cas, sauf un engagement dans la journée de Solferino, où un témoin oculaire a vu un grand nombre de ces braves cavaliers jeter leurs lances à terre pour se servir de leurs sabres. Rien ne prouve mieux la nécessité de ramener la cavalerie française au type créé en Afrique, et dont tant de campagnes heureuses ont établi la supériorité.

Mag man auch den Ansichten dieses französischen Cavallerie-Offiziers nicht ganz ohne Einschränkungen beistimmen, so wird sich doch ohne Zweifel das Urtheil aller Sachverständigen dahin einigen,

Digitized by Google

daß er dem Zutreffenden, Richtigen, sehr viel näher gekommen ist, als der deutsche Berichterstatter. —

Einzelne Mitglieder der Commission haben die Besorgniß ausgesprochen, es könnten durch die Umbildung des Heeres Zustände herbeigeführt werden, denen, die vor 1806 bestanden, in unerwünschter Weise verwandt. Wir haben schon vorhin ausgesprochen, wie wenig uns eine solche Besorgniß begründet erscheint, sowohl in Beziehung auf die socialen, als auf die eigentlich militairischen Verhältnisse, die dabei zur Sprache kommen.

Doch verlohnt es der Mühe, den angeregten Gegenstand noch einmal in das Auge zu fassen, und dabei namentlich über die Schwächen jenes alten, nach dem unglücklichen Kriege beseitigten Systems, über die Mängel, die es vorzugsweise unhaltbar machten und unermeßliches Unheil herbeiführten, zuerst und vor Allem den Feldmarschall Boyen zu hören.

Von der Unzuverlässigkeit der Ausländer sprechen wir nicht weiter, sie ist hinlänglich bekannt und besprochen; was aber die Inländer betrifft, die von Rechts wegen den eigentlichen Kern des Heeres bilden mußten, so sagt Boyen:

„Die vorschriftsmäßige zwanzigjährige Dienstzeit konnte diesen (d. h. den durch die Beurlaubungen hervorgerufenen) Nachtheil nicht aufwiegen. Bei der Reiterei verwendete man in der Regel das erste Dienstjahr zur Ausarbeitung der Rekruten. In den übrigen 19 Jahren fand die Einberufung früher auf 6, später auf nur 4 Wochen statt, so daß der beurlaubte Soldat am Schlusse seiner Dienstzeit, durch mehrmalige Entlassungen oft unterbrochen, im Ganzen nur 2 Jahre 7 Monate bei den Fahnen sich befand. Bei dem Fußvolk war dieses Verhältniß bei weitem ungünstiger. Die Neigung, die Zahl der Freiwächter zur Erhöhung des Einkommens zu benützen, nahm in kleinen Garnisonen bis zum Unglaublichen überhand. Nur selten dauerte die Rekrutenzeit länger als 10, die jährliche Exerzierzeit nicht über 4 Wochen, so daß der Kern und die überwiegende Mehrzahl des Fußvolks nach Ablauf von 20 Jahren nur 21½ Monat wirklich dienstthuend war."

Der kriegerische Geist konnte natürlich unter solchen Bedingungen

Digitized by Google

in den Leuten kaum erwachen. Der Inländer, der „Cantonist“ war und wurde eigentlich nie Soldat. Er war im Wesentlichen ein armer Tagelöhner, der seine Verpflichtung gegen das Regiment nur als ein hemmendes und lähmendes Nebenverhältniß empfand, das ihn in seinem eigentlichen Lebensberuf fortwährend störte und zurücksetzte; als eine drückende Fessel, die er unerträglich lange durch den besten Theil seines Lebens schleppen mußte.

Im Unglück zeigte sich, daß das Band, welches auch diesen besten Theil der Leute an die Fahnen knüpfte, ein zu lockeres war. Scharnhorst gewahrte mit Erstaunen, mit welchem Gleichmuth gerade die ältesten Soldaten nach dem Schlage bei Jena ihre Fahnen verließen. Sie gingen einfach nach Hause, um für ihre Familien zu sorgen, und antworteten auf die Vorstellungen und Vorwürfe, die ihnen gemacht wurden: sie hätten lange genug gedient; es seien jüngere Leute genug im Lande, den Handel auszufechten. Gerade diese bitteren Erfahrungen bestimmten Scharnhorst, das Heil des Staats in einem entgegengesetzten System zu suchen, und in seinen Organisationsplanen die Verpflichtung zum Dienst auf die Jugendjahre der Mannschaft zu beschränken, dagegen eine längere Zeit effectiven Dienstes bei der Fahne vorzuschreiben. Dieselben Erfahrungen bestimmten auch Boyen, eine ununterbrochene dreijährige Dienstzeit in derselben Weise nothwendig zu halten.

Beide erkannten in all' zu lange währender Verpflichtung und ungenügendem, zerstückeltem wirklichen Dienst, Hauptmängel des alten Systems.

Nach den Entwürfen der Commission bleibt — selbst ganz abgesehen von den sieben Jahren Landwehr-Pflichtigkeit im zweiten Aufgebot — jeder Wehrmann nicht weniger als zwölf Jahre — für unsere Verhältnisse viel zu lange — zum Dienst in erster Linie verpflichtet. Nach Beendigung seiner zweijährigen Lehrzeit könnte er dann freilich im Lauf der folgenden 10 Jahre noch fünf Mal, jedesmal auf einen Monat, zu Uebungen einberufen werden, die Commission spricht aber die Hoffnung aus, daß man sich, das Drückende solcher Verpflichtungen erkennend, darauf beschränke, ihn nicht so oft (vielleicht nur etwa dreimal) einzuberufen, und rechnet darauf, daß drei Uebungsperioden von je einem Monat, auf zehn Lebensjahre vertheilt, vollständig genügen werden, die Leute nicht nur in Uebung,

Digitized by Google

sondern auch den kriegerischen Geist und Sinn in ihnen wach zu erhalten; das Bewußtsein, daß sie während dieser langen Zeit den Waffendienst mit Freudigkeit als ihren Hauptberuf zu betrachten haben, nicht erlöschen zu lassen. Sie rechnet mit solcher Sicherheit darauf, daß sie in den ältesten und verheiratheten Ackerbürgern und Gewerbsleuten, die ihrer Lehrzeit am weitesten stehen und dem Waffendienst am längsten entfremdet sind, gerade das beste Material für „Elite-Bataillone" zu erkennen glaubt.

Der Wehrmann hätte demnach am Schluß seiner zwölfjährigen Dienstzeit im Ganzen höchstens 29 Monate — wahrscheinlich nur 27 Monate wirklich gedient.

Je entschiedener sich die Commission dem vor 1806 herrschenden Militair-System abhold erklärt, desto seltsamer muß es gewiß auffallen, daß gerade ihre Vorschläge, wie wir sehen, ganz dazu geschaffen sind, die mit am schwersten empfundenen Mängel jenes perhorrescirten Systems wieder in das Leben zu rufen. — Allerdings nicht ganz in derselben Weise und in demselben Maße. Die Lehrzeit ist etwas reichlicher, wenn auch noch immer knapp zugemessen, dagegen dürften die späteren Uebungszeiten, weiter auseinander gelegt, nicht so bestimmt und regelmäßig wiederkehrend, verbunden mit dem Uebertritt in die haltlosen Landwehrbataillone, wohl noch weniger genügen, die pflichtige Mannschaft während einer so langen Zeit bürgerlichen und gewerblichen Lebens in kriegerischer Tüchtigkeit zu erhalten.

Als positiven Gewinn, der sich aus der Annahme ihres Systems ergeben müsse, macht die Majorität der Commission die Ersparnisse geltend, die bei der Infanterie gegen 2½ Million Thaler betrügen und sich nicht wegrechnen ließen.[5])

Ersparnisse sind zwar stets erwünscht, doch haben sie, wie schon gesagt, nur in der Voraussetzung, daß der Zweck der Ausgabe, an der gespart wird, erreicht sei, ihren wirklichen Werth. Im entgegengesetzten Fall verwandeln sie den ganzen überhaupt gemachten Aufwand in unfruchtbare Verschwendung der allerschlimmsten Art.

Wir müssen zum Schluß darauf zurückkommen: damit wir uns dieser verhältnißmäßig nicht allzu bedeutenden Ersparnisse freuen könnten, müßte unwiderleglich dargethan sein, daß die Bewaffnung

Digitized by Google

Preußens, wie sie sich nach den Vorschlägen der Commission gestalten würde, durch Werth und Gehalt den Aufwand rechtfertigte, der für sie gemacht würde. Es dürfte nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß sie hinreichend fest in sich geschlossen sei, um Preußens Fahne hoch zu halten in den Stürmen, die in naher Zukunft drohen. Sonst ist die Ersparniß Verschwendung.

Der geforderte Beweis aber scheint uns nicht genügend geführt.

Anmerkungen.

[1]) „Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Fragen zu erörtern, die sich diesem Gesetzentwurf gegenüber aufdrängen. —"

Es konnte, heißt das, zur Zeit nicht unsere Absicht sein, die Gegensätze, die einander gegenüber traten, zu verschärfen, die Leidenschaftlichkeit zu steigern, in die sich die Discussion ohnehin verirrte, und darum schien es uns geboten, die schwebende Frage ausschließlich nur im technisch-militairischen Sinne zu besprechen, ohne der staatsrechtlichen Bedenken zu erwähnen, die das Verfahren des Abgeordneten-Hauses wohl hervorrufen konnte.

Jetzt nach beinahe zwei Jahrzehnten, und nachdem wir so Manches erlebt haben, das die Erinnerung an den damaligen Zwist mehr noch in die Ferne rückt, als die seither vergangenen Jahre, — jetzt aber darf man doch wohl sagen daß dieses Verfahren ein sehr eigenthümliches war.

Indem das Haus der Abgeordneten — zunächst dessen Ausschuß — sich nicht darauf beschränkte, den Entwurf der Regierung abzulehnen, sondern seinerseits mit dem vollständigen Plan einer Heeres-Organisation hervortrat, den die Regierung annehmen sollte, unternahm das Haus thatsächlich nicht mehr und nicht weniger als einen Versuch, das normale Verhältniß, in dem Regierung und Parlament zu einander zu stehen haben, geradezu umzukehren.

Das Haus der Abgeordneten nahm einfach, indem es in solcher Weise die Initiative ergriff, die Stelle der Regierung ein, und versetzte die Regierung in die Stellung eines Parlaments, das die Entwürfe annehmen soll, die ihm vorgelegt werden.

So weit ich mich zu erinnern vermag, hat nie irgend ein Parlament etwas Aehnliches unternommen — wenigstens nicht so lange es das Dasein einer Regierung anerkannte.

[2]) Es wurde überhaupt auch im Lauf der Debatten mit den Citaten nicht all' zu genau genommen, sowohl was die Autorität, als was die Erfahrungen betrifft, auf die man sich berief.

So führte ein Redner der Fortschrittspartei, um die Verwendung der Landwehr in erster Linie zu empfehlen, die Tage von Prenzlau (28. October 1806) und von Etoges

(14. Februar 1814) an. Dort, bei Prenzlau habe ein aus lauter Linientruppen, aus Berufs-Soldaten bestehender preußischer Heertheil ohne eigentliche Nothwendigkeit, entmuthigt im freien Felde capitulirt und die Waffen gestreckt —: bei Etoges habe sich preußische Landwehr, von einer gewaltigen Uebermacht unter Napoleon's persönlicher Führung vollständig umringt, mannhaft durchgeschlagen. Seltsamer Weise erhob sich niemand im Hause der Abgeordneten, um diese Angaben zu berichtigen.

Der 14. Februar 1814 ist nämlich allerdings ein Ehrentag für die preußische Infanterie, die allen Angriffen widerstand und sich schließlich einen freien Weg durch die Massen der Feinde bahnte —: aber es war nicht ein einziger Landwehrmann dabei; buchstäblich nicht ein einziger! — Kleist v. Nollendorf, dessen Heertheil diese Kämpfe ruhmvoll bestand, hatte, als er von der Einschließung von Erfurt nach Frankreich aufbrach, seine sämmtlichen Landwehren vor den Citadellen von Erfurt zurückgelassen.

Das heutige 6., 7., 10., 11., 18., 19., 22. und 23. Infanterie-Regiment, das sind die Truppen, denen der Ruhm des Tages von Etoges gebührt.

[3]) Wer erinnert sich nicht, was auch die Bauern der Vendée 1793 und das Tiroler Landes-Aufgebot 1809 geleistet haben! — Ihre Thaten überragen in Wahrheit Alles, was sonst und anderswo eine Volks-Erhebung vermocht hat. — Und dennoch hat sich auch in der Vendée und in Tirol wieder gezeigt, daß Streitkräfte dieser Art doch immer nur dann überhaupt da sind und wirksam werden, wenn der Feind sie in ihrer Heimath im engsten Sinn des Worts aufsucht und bekämpft. Zu einer nachhaltigen Offensive über den heimischen Bezirk hinaus, zu einer Offensive, die eine Entscheidung herbeiführen könnte, sind sie nicht zu verwenden.

Eben deshalb ist denn auch, sofern sie auf sich selbst allein angewiesen und sich selbst überlassen bleiben, immerdar und überall ihr Schicksal — nachdem sie eine Anzahl wiederholter Angriffe mannhaft abgewehrt haben — endlich doch zu unterliegen.

[4]) In dem Feldzug 1870—1871 in Frankreich ist die Reiterei der deutschen Heere mit großer Energie in diesem Sinn verwendet worden; mit welchem glänzenden Erfolg, darüber berichtet die Geschichte.

In den nächsten Kriegen der Zukunft müssen wir uns auf vielfache und hartnäckige Reitergefechte gefaßt machen. Denn ohne Zweifel werden unsere Gegner uns mit gleichen Waffen zu begegnen suchen und bemüht sein, unserer Reiterei die Herrschaft in dem Gelände zwischen den beiderseitigen Heeren viel nachhaltiger streitig zu machen als 1870—1871 geschehen ist.

Eine sorgfältige Ausbildung der Reiterei, eine sorgfältige Zusammensetzung ihres Offizier-Corps ist mehr als jemals geboten.

[5]) Ersparnisse, die gegen $2^1/_2$ Millionen Thaler betragen konnten! — Es ist wie ein Traum, daß man jemals gesonnen sein konnte, um solcher Ersparnisse willen die Zukunft Preußens und mit ihr die Zukunft Gesammt-Deutschlands zu gefährden.

Digitized by Google

Verlag von G. Reimer in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben des
Generals der Infanterie von Hüser
größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren
zusammengestellt und herausgegeben
von
M. O.

Mit einem Vorwort
von
Professor **Dr. Maurenbrecher.**
Preis: 5 Mark.

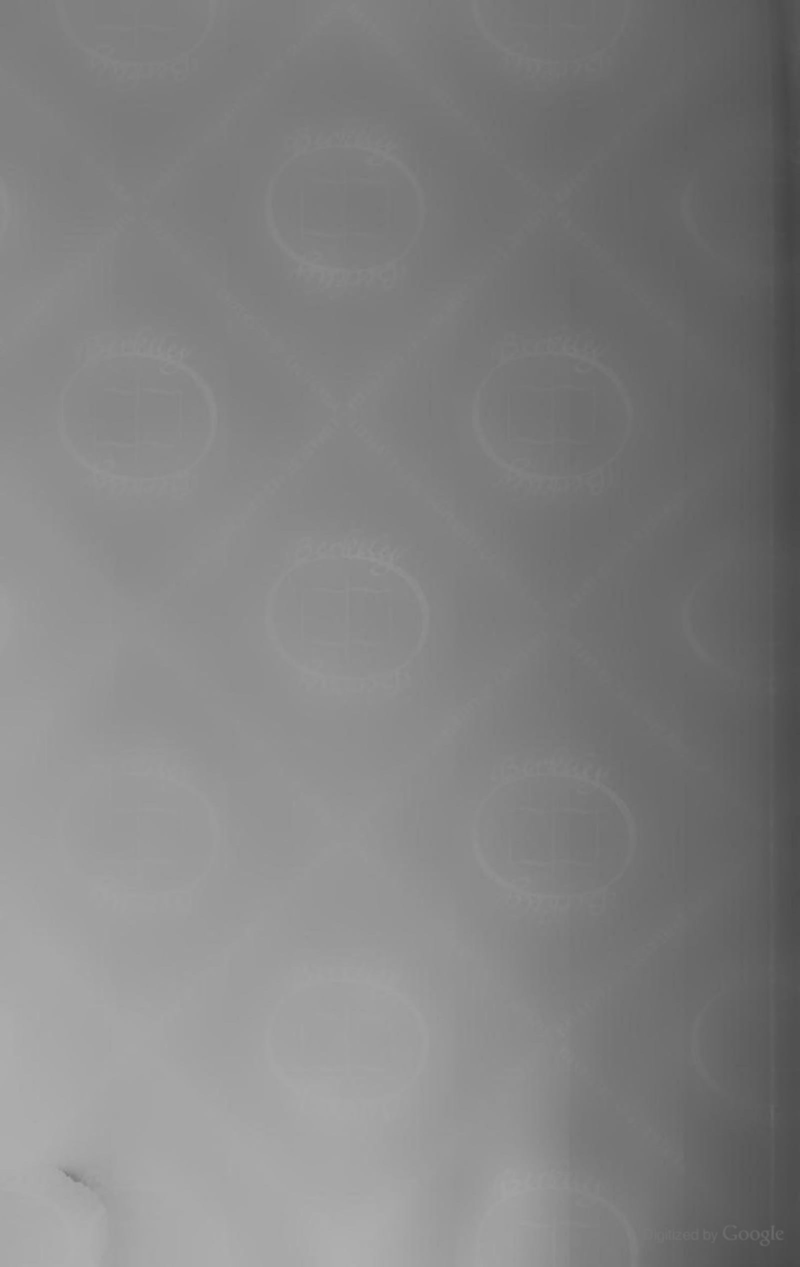
Preußen
am Abschlusse der ersten Hälfte
des neunzehnten Jahrhunderts.

Geschichtliche, culturhistorische, politische und statistische
Rückblicke auf das Jahr 1849.
Von
Ferdinand Fischer.
Preis: 11 Mark.

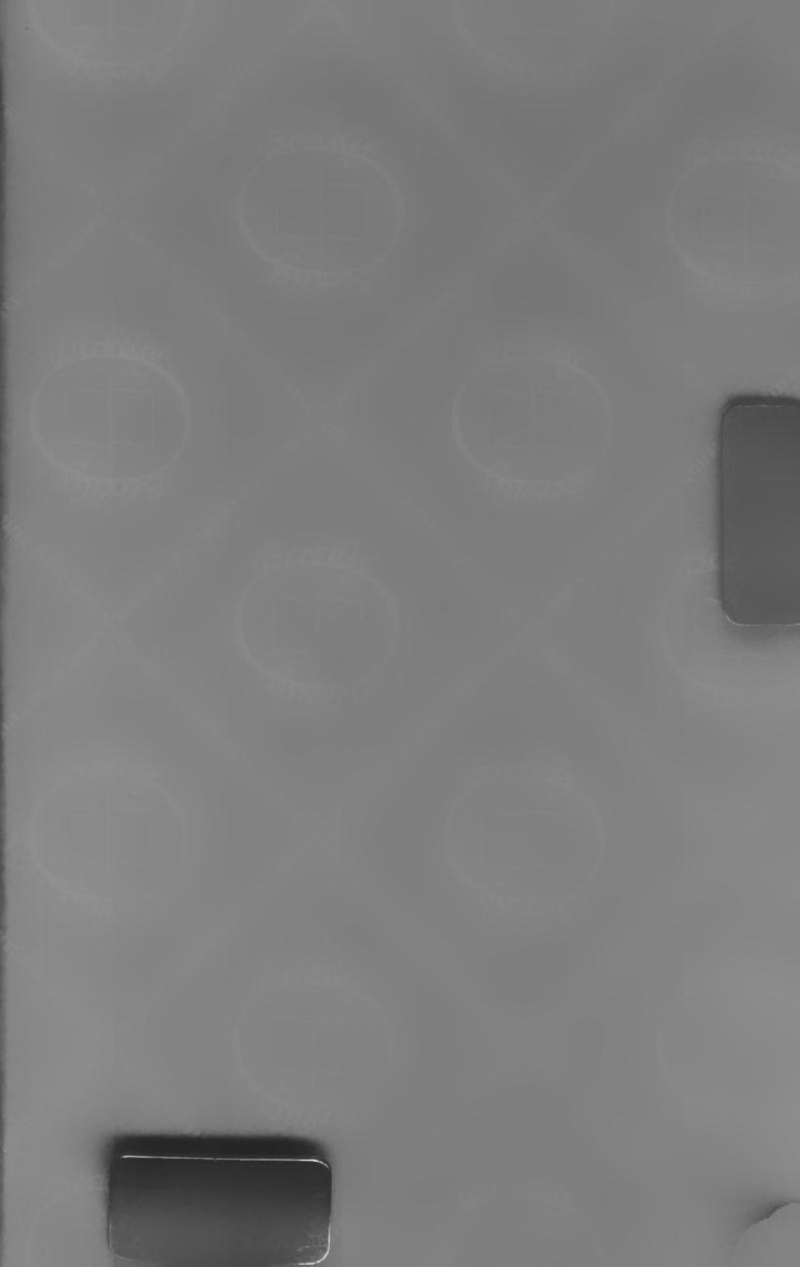
Zehn Jahre
Deutscher Kämpfe
1865—1874.
Schriften zur Tagespolitik
von
Heinrich von Treitschke.
Preis: 8 Mark.

Der
Socialismus und seine Gönner.
Nebst
einem Sendschreiben an Gustav Schmoller.
Von
Heinrich von Treitschke.
Preis: 2 Mark 40 Pf.


Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google